



Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1853.



Nürnberg.

Verlag von Bauer & Raspe.

1853.



W. Tümmel's Officin.

Vorwort.

Gleichwie in den vorausgehenden neun Jahrgängen dieses Albums, werden auch in diesem mehrere prosaische Arbeiten wie Gedichte, welche von Mitgliedern des hiesigen literarischen Vereins zum Vortrage gebracht worden sind, durch den Druck einem erweiterten Leserkreise dargeboten. Die zahlreichen Freunde, die das Album im Publikum seit seinem Bestehen gefunden hat und deren Zahl jeder neue Jahrgang vermehrte, macht es möglich, auch für die Folge alljährlich vor Weihnachten die Fortsetzung erscheinen zu lassen. Daß mehrere Arbeiten bei Behandlung ähnlicher Stoffe von Seite unserer beliebtesten Autoren eine Beachtung und Erwähnung, ja

selbst eine Benützung erfahren haben, hat in Berücksichtigung der damit ausgesprochenen Kritik vielfachen Werth für uns und wird hier dankend anerkannt.

Möge dieser Jahrgang nicht weniger wohlwollend aufgenommen werden, als die früheren, über deren Inhalt eine übersichtliche Zusammenstellung dem Titel dieses Buches vorgedruckt ist.

Nürnberg, im December 1852.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Prosaische Aufsätze.

II.

Gedichte.



Prosaische Aufsätze.



Wie kommt es, daß Klopstocks Messias hochgeschätzt und doch nicht gelesen wird?

Von

J. L. Hoffmann.



Wenn ich heute, mitten in der Passionszeit, wo uns schon die Gebräuche der christlichen Kirche diese Erinnerung nahe legen, Ihre Aufmerksamkeit auf Klopstocks Messias lenke, so darf ich wohl ohne vorausgesendete Rechtfertigung den Ruhm, den der Dichter namentlich um dieses Werkes willen genießt, als deckenden Schild vorhalten. Denn wer mag im Ernste einen Tadel aussprechen gegen den Versuch über eine Dichtung zu reden, die einst im ganzen Vaterlande ihren Verfasser mit dem Heiligenschein umzog und der Dichtergenossenschaft die alte Weihe des gottbegeisterten Seherstandes zurückgab? Hier ja brachte zum erstenmale seit langem kein Diener eines nüchternen prosaischen Amtes sauer erübrigte Freistunden den Musen zum Opfer oder bat in der Vorrede den geneigten Leser um Nachsicht gegen

die Producte schlafloser Nächte, sondern ein Mann ohne Staatsberuf, ein purer Dichter, den ein König den irdischen Sorgen ausdrücklich zu dem Zwecke enthoben hielt, sang seinem andächtig lauschenden Volke ein Lied, dessen Beendigung er für die Aufgabe seines Lebens achtete, dessen würdige Fortführung er unter Thränen vom Himmel erflehte.

Sei mir gegrüßt (so hebt er den dritten Gesang an),
Erde, mein mütterlich Land, die du mich im kühlenden Schoose
Einst zu den Schlafenden Gottes begräbst, und meine Gebeine
Sanft bedeckst; doch dann erst, dieß hoff' ich zu meinem Erlöser,
Wann mein heiliges Lied von ihm zu Ende gebracht ist.
Alsdann sollen die Lippen sich erst, die den Menschenfreund sangen,
Dann erst sollen die Augen, die seinetwegen vor Freuden
Ofmals weinten, sich schließen; dann sollen mit leiserer Klage
Meine Freunde mein Grab mit Lorbeern und Palmen umpflanzen,
Daß, wenn ich einst nach himmlischer Bildung vom Tode erwache,
Meine verklärte Gestalt aus stillen Hainen hervorgeh'.

Also singt bereits im Jahre 1748 der vierundzwanzigjährige Jüngling; in gleichem Sinne betet er drei Jahre später in einer Ode zu dem Erlöser:

Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich sterbe; daß erst, wann es gesungen ist,
Das Lied von dir, ich triumphirend
Ueber das Grab den erhabnen Weg geh'.

Und als er endlich im Jahre 1773 mit dem zwanzigsten Gesange sein heiliges Epos, auf welches er die beste Kraft seiner Tage verwandt, vollendet hatte, da schrieb er unter hervorbrechenden Thränen jene Ode an den Erlöser, in welcher sein Herz heißen, geflügelten, ewigen Dank ausströmt.

Belohnt bin ich, belohnt! (ruft er aus) ich habe gesehn
Die Thräne des Christen rinnen,
Und darf hinaus in die Zukunft
Nach der himmlischen Thräne blicken.

Da huldigte ihm die Nation mit einer wahrhaft kindlichen Verehrung, mit einer weder vorher dagewesenen, noch später wiederkehrenden Pietät wie einem Evangelisten des Herrn; höher schlug bei seinem Namen dem Jüngling das Herz und begeisterte sich zu großen Entschlüssen; sanfter bebte die Jungfrau und süße Schauer umwehten ihr frommes Gemüth. Gerührt sank der Freund an den Hals des Freundes und besprach sich mit ihm in der Sommerlaube bei Mondesschimmer über Unsterblichkeit; seliger wandelte die Braut am Arme des Liebenden und träumte sich mit ihm über die Gräber und schwebte mit ihm durch der Welten Sonnenheer. Durchzuckt von dem Strahle heiliger Poesie, durchbebt von der Macht hoher Gedanken, getragen von dem Strome weicher Gefühle, achtete man Verstandeskritik gegen den göttlichen Sänger nahezu für Frevel und nahm mit gleich dankbarer Anerkennung zuletzt sogar noch die frostigen Gaben seines Alters hin. Und als der neunundsiebenzigjährige sein geweihtes Haupt zur Ruhe legte, da wehten Trauerflaggen auf den Schiffen zu Hamburg, da ertönte von allen Thürmen das Grabgeläute, da brachte Hoch und Niedrig, Regierung, Diplomatie und Volk durch Begleitung seines Sarges dem entschwundenen Genius den schuldigen Tribut dar. „Der Sänger des Messias", heißt es in einer Hamburger Anzeige vom 14. März 1803, seinem Todestage, „ist seiner irdischen Hülle entflogen. Im 79ten Jahre seines weltgeschichtlichen Lebens entschlief er heute Mittag. Germania! dein Klopstock ist nicht mehr; nein er lebt. Die Nachkömmlinge werden dein goldenes Zeitalter in dem Zeitraume seines Lebens finden."

Glücklicher Dichter, dessen geräuschloses Dasein neben

dem Kanonendonner und Völkerbrausen, neben dem eisernen Tritte des Schlachtengottes und seiner Würgengel, in mitten einer stürmisch bewegten Zeit für ein weltgeschichtliches galt! Noch sind keine fünfzig Jahre vorüber, und wie verändert ist die Stellung der Welt zur Dichtkunst! Ist's doch beinahe wieder geworden wie vordem, daß man den Poeten für einen Vaganten oder feinern Bettler nimmt: einstens sang er als Gratulant und Condolent, jetzt scheint er um des Honorares willen zu schreiben, und der Glaube an ein ursprüngliches, göttliches Dichteramt ist verschwunden. Zwar auch unsere neuen Sänger politischer Lieder wollten eine Zeit lang für wichtige Räder in der Maschine der Weltgeschichte gelten und im engsten Anschluß an die Zeitbewegung eine Mission erfüllen. Aber selbst jener begabte Stürmer, der die Kreuze in Schwerter zu verwandeln befahl, wird mittlerweile zu der Erkenntniß gekommen sein, daß zwischen Liedern und Thaten eine breite Kluft liegt, und daß der Dichter, der seine Kunst zur Handlangerin des Lebens macht, noch weit entfernt bleibt von einem weltgeschichtlichen Namen. Warum haben unsere Poeten der Gegenwart Schiffbruch gelitten? warum sind ihre Lieder, die uns vor wenigen Jahren lauten Beifall abnöthigten, nur etwa als Denkmäler damaliger Stimmung nach dem künftigen Geschichtschreiber brauchbar? Weil ihre Verfasser die Muse zur Magd erniedrigten und als Parteigänger mit der Partei zu Falle kamen. So haben sie den unverletzlichen Dichterstand, dessen Verfolgung noch kurz zuvor als Brutalität gegolten hätte, in Mißcredit gebracht, und was in dem klassischen Zeitalter unserer

Literatur unerhört gewesen wäre, Polizei und Justiz zum Richteramt über Verse bestellt.

Auch Klopstock jauchzte dereinst dem neuen Tage der Freiheit zu, in stärkern Ausdrücken, als nur immer ein moderner Socialist zu gebrauchen pflegt; aber er hatte vorher das Dichterwort unantastbar gemacht; der Sänger des Messias thronte hoch über den Parteien, geschützt durch die Verehrung der Nation, gegen welche selbst ein Fürst keinen Angriff wagte. Hatte man ja doch lange genug zu tief die Abhängigkeit von der Cultur des Auslandes empfunden, als daß man nicht den Mann hätte auf den Händen tragen sollen, der, so meinte man, auch Germanien seinen Homer oder Virgil gegeben und Teutona als ebenbürtige Schwester neben die Brittin gestellt hatte. Mit kühnem Wetteifer hatte er die jugendliche im Vorgefühl ihrer Kraft neben die stolze, sieggewohnte Streiterin auf die Rennbahn geführt.

Ich liebe dich,
Sprach schnell mit Flammenblick Teutona,
Brittin, ich liebe dich mit Bewundrung;
Doch dich nicht heißer, als die Unsterblichkeit
Und jene Palmen. Rühre, dein Genius,
Gebeut er's, sie vor mir; doch fass' ich,
Wenn du sie fassest, dann gleich die Kron' auch.
Und, — o wie beb' ich — o ihr Unsterblichen! —
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel.
Dann mag, o dann an meine leichte
Fliegende Locke dein Athem hauchen.

So läßt er im Jahre 1752 Deutschlands Muse sprechen. Der Jüngling glühte von Kraftgefühl und Vaterlandsliebe; er fühlte die Fähigkeit, mit den Fremden den Wettlauf zu wagen; er sah, ein rechter Prophet, voraus, daß unseres

Volkes Dichtergeist nach langem Schlummer erwacht sei, und daß nun wirklich unsrer Literatur ihr Blüthenmonat sich nahe, welches er schon vor dem Erscheinen der ersten Gesänge seines Messias 1747 in dem schönen Odenkranze Wingolf heranfleht.

Komm goldne Zeit, (sang er damals) die selten zu Sterblichen
Heruntersteiget, laß dich erflehn und komm
Zu uns, wo dir es schon im Haine
Weht und herab vom Quell schon tönet.

Gleichwie die jungen Frühlingstage, wo wir zum erstenmal Lerchensang mit durstigem Ohr einsaugten, wo wir die Stachelbeersträucher von lieblichem, zartem Grün umkleidet sahen, wo wir die schüchtern hervorschlüpfenden Veilchen fanden, auch dann noch in dankbarem Gedächtnisse leben, wann die Rosenhecken blühen, die Linden duften und die Aehrenfelder rauschen: also schaute später sehnsüchtig mit oft unbilligem Wohlgefallen das herangereifte Geschlecht aus Göthes und Schillers Tagen zurück auf jene Klopstockischen Erstlingsgaben. Undankbar gegen die Genien der Gegenwart, die ihr reicheres Füllhorn neidlos ausschütteten, verehrte man den Johannes unserer Dichtkunst als ihren Messias; und wenn die vorhin erwähnte Todesanzeige von den Nachkommen vorhersagt, sie würden das goldene Zeitalter Deutschlands in dem Zeitraume von Klopstocks Leben finden, so will sie diese Behauptung dahin verstanden wissen, daß seine Schöpfungen vor Allem zu solchem Glauben berechtigten.

Die Nachwelt hat nun anders gerichtet; und wenn in unsrem Zeitalter des großen Dichters Name allerdings noch in unverblichener Glorie strahlt, so herrscht doch bereits darüber ein stillschweigendes Uebereinkommen, daß gerade

sein Hauptwerk ein Gebildeter nicht eben gelesen zu haben brauche. Der Messias, sagt man, ist allerdings das einzige berühmte Epos der neuen Zeit, aber unter Tausenden mag es gewiß kaum Einer genau kennen. Und Mancher, der auf gründlicheres Studium unserer Literatur Anspruch macht, fügt dieser Behauptung das unumwundene Geständniß bei: „Die ersten Gesänge habe ich gelesen, aber gegen die Mitte hin bin ich stecken geblieben; ich werde auch wenig verloren haben; denn vom elften Gesang an, wo nicht früher, nimmt ja bekanntlich die Dichtung an Wärme ab, und die zweite Hälfte ist — wie Vilmar sagt — nicht mehr ein Product zwingender dichterischer Kraft, des unbewußt wirkenden poetischen Schöpfertriebes, sondern der bewußten, künstlichen, fast peinlich herbeigenöthigten Begeisterung.“ *) So leichten Kaufes glaubt man sich mit einem Dichter abfinden zu können, dessen Werken man, in sonderbarem Widerspruch befangen, neben Lessing und Herder, Schiller und Göthe ihren Platz einräumt. Ein seltsames Verhältniß des Poeten zu seiner Nation, kaum einem zweiten Beispiele vergleichbar. Denn als die Engländer ihren Shakespeare ungelesen im Staub der Bibliotheken ließen, fehlte ihnen die Vorstellung von dessen Werthe; wir aber halten zugleich fest an unsrer hergebrachten Hochachtung und thatsächlichen Gleichgültigkeit. Die Zeit scheint einerseits noch fern zu sein, von welcher sein Wort gilt:

Wenn mein ersungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne
Und von der Liebe zu dir, Messias,
Nun auch verweht ist . . . .

*) Geschichte der deutschen Nationalliteratur II. Seite 136.

aber bei alledem unwahr die Vorhersagung seines Schutzgeistes, dem er in den Stunden der Weihe den Ausspruch in den Mund legt:

Was ihr gebaret, Stunden, das werden einst,
Weissaget Salem, ferne Jahrhunderte
Vernehmen, werden Gott, den Mittler,
Ernster betrachten und heilig leben.

Hat er etwa mit der „goldnen heiligen Schale voll Christenthränen“ von der Mitwelt seinen vollen Lohn dahingenommen, und rächt sich die glaubensärmere Nachkommenschaft an ihm für sein Verlangen, daß der, welcher den Dichter der heiligen Poesie ganz empfinden wolle, ein Christ sein müsse, und für seine Anrede an die wenigen edlen, theuren geselligen Freunde des liebenswürdigen Mittlers, an die er sich als an einen auserlesenen Kreis mit seinem Gesange wendet, indeß er den Beifall der Uebrigen vom Winde verweht wünscht?

Schlimm genug für ihn, wenn nun selbst aus dem Zirkel der Frommen Urtheile laut werden wie das Vilmarische, daß das Gedicht gar kein Epos sei, wie man denn überhaupt ein Epos nicht willkührlich verfertigen könne. Merkwürdiger Weise sieht dieser spezifische Christ in Klopstocks Messias ein Produkt poetischer Willkühr, nachdem vor ihm Gervinus *) bereits dessen Zusammenhang mit der Vorzeit gründlich nachgewiesen hatte. „Wir haben ein Dichtungswerk vor uns“, sagt der gründliche Gervinus, „das auf dem Geiste von Jahrhunderten steht, das mit verborgeneren Fäden an die Geschichte der christlichen Bildung und Literatur seit einem Jahrtausend

*) Geschichte der poetischen Nationalliteratur IV. Seite 143.

her angeknüpft ist, ein Werk, wie wir es seit den ritterlichen Epen, d. h. seit fünfhundert Jahren, nicht wieder in Deutschland gesehen hatten. Diese großen Verhältnisse geben einem literarischen Produkte ästhetisch keinen Zuschuß an Werth, historisch aber einen ungeheuern, der zwar in den Recensionen der Belletristen übersehen, aber in der Schätzung der Völker und in der dunkeln Stimme der Zeiten angeschlagen wird. Dieß muß es erklären, warum Klopstock unter uns unstreitig bei den Einzelnen weniger gekannt ist, als vielleicht irgend einer auch der viel geringern Dichter jener Zeiten, aber auch ungekannt sich in Achtung und Würde erhält."

Denn in der That bildet Klopstocks Messias von der gesammten christlichen Poesie den Schlußstein. Wenn man von einem Epos verlangt, daß es organisch erwachse, daß es die Blume darstelle, zu welcher sich die weltlich heroischen wie mythologisch religiösen Traditionen eines Volkes allmählich entfaltet haben, so ist damit keineswegs die Forderung ausgesprochen, daß das fragliche Kunstwerk eine Umdichtung und Zusammendichtung einzelner Rhapsodien sei. Mag der Dichter selbst nur der Letzte von Vielen, oder der einzige Schöpfer des Ganzen sein, das Werk bleibt in gleicher Weise ein nothwendiges, wenn es das Leben und die Vorstellungen seiner Nation genau nachbildet. Daß das Christenthum unter den treibenden Kräften im deutschen Volke seit Beginn des Mittelalters und dann nach kurzer Erschlaffung seit der Reformation die erste Stelle einnahm, bedarf keines Beweises. Die Dichtkunst ist das Spiegelbild des Lebens. Von jenen Evangelienharmonien an zu den symbolischen

Gralsdichtungen, durch die Marienlieder und Heiligenlegenden zu den Gesängen der Meistersänger und dramatischen Passionsspielen und so fort durch den breiten Strom des protestantischen Kirchenliedes gibt das Christenthum der Poesie ihren Inhalt, und von dem Christenthum nun namentlich seit Feststellung des protestantischen Lehrbegriffs innerhalb dieser Kirche die Lehre von des Gottmenschen stellvertretendem Opfertode, welche als Mittelpunkt des christlichen Glaubens galt. Auf Kanzeln, in Gebetbüchern, in geistlichen Liedern, überall wurde das Festhalten an diesem Satze als das alleinige Mittel zur Seligkeit anempfohlen; und wenn nun seit dem Entstehen selbständiger Philosophie namentlich in England und Frankreich, hin und wieder durch die Wolfianer und Popularphilosophen auch bei uns, die orthodoxe Satzung empfindliche Stöße erlitt, so hatte sie doch im deutschen Volke so tiefen Grund, daß Klopstocks Messias geradezu als Ausdruck unsres damaligen religiösen Zeitbewußtseins betrachtet werden muß. Vor allem der Stoff also war es, wie in jedem wahrhaften Epos, durch welchen seine Dichtung in der Vergangenheit unsrer Nation wurzelte und in der Masse seine ungeheure Wirkung that. Mochte immerhin Lessing, sein großer Bewunderer, in Beziehung auf die Aenderungen, welche der Dichter mit einzelnen Stellen in der zweiten Ausgabe vornahm, in den Literaturbriefen die tadelnde Bemerkung wagen: „Ich muß Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock ich weiß nicht welcher Geist der Orthodoxie oft anstatt der Kritik vorgeleuchtet hat“; mochte mit der seraphischen Ueberschwänglichkeit unzufrieden der hausbackene Triller die

seitdem wahr gewordene Prophezeiung aussprechen: „Doch diese schöpferischen Heldengedichte werden schon mit der Zeit verschwinden, wenn dieses jetzige fast allgemeine Sinnenfieber wird nachgelassen haben“: das Publicum unterschrieb in Masse Herders Behauptung, wenn er neben allerlei Ausstellungen im Einzelnen erklärte, daß der Messias nächst Luthers Bibelübersetzung das erste classische Buch unsrer Sprache bleibe. Es las seinen Klopstock neben der Bibel als Erbauungsbuch, es verzückte sich mit seinen Engeln und Seelen durch alle Welten, und überließ sich gern den süßen Täuschungen der Einbildungskraft, weil ja die Elemente zu des Dichters Phantasien doch in der Schrift und kirchlichen Glaubenslehre lagen. „Ein Theil der Offenbarung“, sagt Klopstock in der Abhandlung von der heiligen Poesie, „besteht meistens nur aus Grundrissen. Der Dichter studirt diesen reichen Grundriß und malt ihn nach den Hauptzügen aus, die er in demselben gefunden zu haben glaubt.“

Eingeengt durch die kirchliche Schrifterklärung, und frei allein wo die Bibel schweigt oder sich mit schmuckloser Einfachheit begnügt, in sofern also gegen Homer und jeden Dichter im Nachtheil, welchen bei Schilderung seiner Götter kein Dogma bindet und die breite Welt reicher sichtbarer Begebenheiten zur Darstellung einladet, — hatte er vor den meisten doch die Größe, Wichtigkeit und Erhabenheit seines Stoffes nach dem Urtheile der Christenheit und somit deren Theilnahme an seinem schon vom Gegenstand geweihten Unternehmen voraus.

Durch Tapferkeit und Einsicht dem griechischen Namen Ehre zu machen, durch Bürgertugend und Tüchtigkeit die

Ueberlegenheit seines Volksstammes über das Barbarenthum zu bewähren, und alle Kräfte des Leibes und der Seele zur schönen Gestaltung des irdischen Lebens zu bilden, betrachtete als Aufgabe jedes Wackern der Hellene. Sein Heldenjüngling Achilleus, der kurze ruhmvolle Tage für ein langes unberühmtes Leben mit freier Wahl eintauscht, sein erfindungsreicher Odysseus, der in den Armen der Göttin vor Sehnsucht nach der sterblichen Gattin schmachtet, sein weiser Nestor, der als Greis mit klugem Rathe die rasche Jugend unterweist und mit elegischer Stimmung über des Menschen Vergänglichkeit die ehemals blühende Kraft sich zurückwünscht, kurz alle Ideale, welche aus seiner Mythenzeit dem Griechen als Leitsterne eigenen Lebens vorschwebten, weisen ihn zurück auf dieses irdische Dasein, in welchem der Mensch seine Bestimmung erfülle; das Jenseits ist ihm ein trübes Schattenland, eine neblige Traumwelt, eine schwache Fortsetzung der festgegründeten Zustände auf dieser Erde. Das Loos des armen Taglöhners unter der Sonne schien ihm den Vorzug zu haben vor der Herrschaft über alle Todte in der Unterwelt. Der kirchliche Christ dagegen betrachtet die durch Adams Fall verunreinigte und aus einem Paradiese in einen wüsten Kampfplatz der Sünde und des Elends, in einen unheiligen Todtenacker aller ihrer Kinder verwandelte Erde, diese „vom Donnerworte des Fluchs zerstörten Gefilde“, allein als einen Prüfungsort seines Glaubens, als eine armselige Herberge, in der er nicht heimisch werden dürfe, als eine dürre Wüste, in deren Mühsal ihn nur das Manna von oben und die Hoffnung auf das verheißene Canaan aufrecht hält. Der kirchliche Christ verschmäht den Ruhm der

Großthaten, verachtet die Weisheit dieser Welt, belächelt die Sorgen und Entwürfe dieser Zeitlichkeit als eitel Gaukelspiel, und sucht seine Gedanken und Empfindungen abzulösen von diesem gleißenden Scheine der Sinnlichkeit zur Aufnahme eines Zustandes, in welchem die durch Christi Blut aus der Verdammniß losgekaufte Seele im Anschauen und Lobpreisen Gottes und in reinerer Erkenntniß der religiösen Geheimnisse selig sei.

Wollte also der Dichter die große That der Welterlösung, die für den Gläubigen wichtigste Begebenheit der Weltgeschichte, in damals volksthümlichem, d. h. kirchlichem Sinne behandeln, so mußte er den Blick mehr aufwärts gerichtet halten nach jener Welt, wo der Christ dereinst mit den Seligen und Engeln in verklärter Gestalt verkehren wird, als herab auf das materielle Treiben der Weltkinder. Wollte er, daß sein Gesang im christlichen Sinne unsterblich sei durch seinen Inhalt, so mußte er den Mittelpunkt seiner Religion, den stellvertretenden Tod des Gottessohnes, zum Mittelpunkt seiner Dichtung machen, und zum Nachweise der unaussprechlichen Größe solchen Liebesdienstes hier die Hoheit schildern, aus welcher der Erhabene in diese Niedrigkeit herabgestiegen, dort die namenlosen Leiden, die er als Sühnopfer der ganzen Menschheit ertragen, um der Gerechtigkeit des zürnenden Vaters genug zu thun; hier den fürchterlichen Abgrund der Verdammniß malen, die uns ohne seine Erlösung erwartet hätte, dort die Herrlichkeit der himmlischen Wonne, an welcher er den Seelen der Christen einen aus Gnaden gewährten Antheil errungen habe. So erfüllte Klopstock die Forderung, die er selbst an den Dichter der heiligen

Poesie stellt: „er bringt uns mit schneller Gewalt dahin, daß wir ausrufen, uns laut freuen, tiefsinnig stehen bleiben, denken, schweigen; oder blaß werden, zittern, weinen.“

Ist diese Ansicht von dem Zusammenhange des Klopstockischen Messias mit der protestantischen Kirchenpoesie richtig und ist derselbe naturgemäß aus diesem Boden erwachsen als Blume und höchster poetischer Abschluß, so hat man es ihm mit Unrecht zum Vorwurf gemacht, daß er uns mehr unter Engel, Teufel und abgeschiedene Geister als unter Menschen führe, daß er neun Zehntheile seiner Verse mit Lobpreisungen ausfülle und mit Schilderung des Unnennbaren sich abquäle, statt den Erlöser seinem Volke gegenüber zu zeigen und in menschlich großen Handlungen seine Göttlichkeit zu entfalten.

Ich gebe zu, es wäre das Gedicht mannigfaltiger, für uns anziehender, lesbarer, aber es wäre minder christlich, minder organisch der Geistesentwicklung unseres Volkes entsprossen, minder welthistorisch, minder episch im geschichtlichen Sinne, wenn auch epischer im ästhetischen. Warum ist Milton, der classische Dichter des verlorenen Paradieses, mit seinem wiedergewonnenen gescheitert? Hauptsächlich deshalb, weil er die Erlösung nicht von dem Tode des Messias ableitete und seine Betrachtungen an die Versuchungs- statt an die Leidensgeschichte knüpfte. Dieser philosophische Tugendheld, sagte sich die Christenheit, ist nicht unser Erlöser. Und doch spricht auch im verlorenen Paradiese Adam mit einer Feinheit und Erfahrung, wie nur immer ein gewandter Denker unter des Engländers Zeitgenossen. Wohl! aber die reflectirenden Partien, in denen Adam die ganze Menschheit voraus

nimmt, sind auch nicht die starke Seite an Miltons berühmtem idyllischem Epos. Die Schilderungen der paradiesischen Erde, der weiblichen Schönheit, der jungen Gattenliebe, die entwickelten Momente des Uebergangs von der Unschuld zur Sünde sind es, was uns das englische Meisterwerk werth macht, und um dessentwillen wir Adams Grübeleien, sammt den langen Berathungen im Höllenreiche, den Erzählungen Raphaels über die Götterschlacht, den Gesichten, in welchen Michael dem Vater der Menschen die Weltgeschichte entrollt, geduldig mit in den Kauf nehmen. Gewiß hatte die Maschinerie von himmlischen und höllischen Geistern, deren sich der große Engländer bei Gestaltung seines Werks bediente, auf Klopstock einen sehr bedeutenden Einfluß, da er mit Bewußtsein als sein Nebenbuhler in die Schranken trat; indeß war sie dem Dichter des Messias durch seinen Stoff weit mehr geboten als dem des Sündenfalls, weil die Sünde ja des Menschen eigenste Schuld sein soll, aus der Verdammniß dagegen ihn der Herr der himmlischen Heerschaaren loskaufte. Aber bei alledem könnte man wetten, daß Miltons verlorenes Paradies heutzutage eher sechs befriedigte Leser fände, als Klopstocks Messias einen einzigen. Abgesehen davon, daß wir philosophischen Betrachtungen immerhin bereitwilliger folgen, als seraphischen Verzückungen, abgesehen davon, daß wir zu Adams und Evas rein menschlicher Natur weit mehr Beziehungen haben, als zu des Messias göttlicher, so ist Klopstock schon deshalb gegen den Engländer im Nachtheil, weil das Thema des letztern faßlich, das seinige aber unbegreiflich war und über menschliche, ja über der Engel Erkenntniß hinauslag. Der Eintritt der Sünde in

die Welt wird nirgends in der Kirche als ein Geheimniß bezeichnet, wohl aber die That der Erlösung. Den alten Streit über die Verbindung beider Naturen in Christus hatte sie durch eine Formel geschlichtet, die das Verständniß der Sache um nichts förderte; die gefährliche Klippe, daß der Monotheismus im Christenthum in Dreigötterei ausarte, war gleichfalls allein durch das Zauberwort des Mysteriums umschifft; der Widerspruch der unendlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in Gottes Natur nur durch das bedenkliche Auskunftsmittel der freiwilligen Opferung seiner selbst beseitigt; die Zweifel über den wirklichen Leib Christi nach der Auferstehung, sowie über die gleichzeitige Auferstehung von Heiligen, sogar durch die biblische Erzählung hervorgerufen. Warum spricht meist die zweite Hälfte des Messias weniger an als die erste? Minder weil, wie man glaubt, das Feuer den Dichter verlassen, minder auch weil sich eine hohe Anspannung nicht auf die Dauer ertragen läßt, als vielmehr vor allem deßhalb, weil dort der göttliche Träger der Handlung noch weit mehr von seiner menschlichen Persönlichkeit eingebüßt hat, weil sich seine Erscheinung auf Erden, sein Verkehr mit den Seinigen allzusehr in's Geisterhafte verflüchtigt.

Wie günstig war sein Stoff für Milton, wie ungünstig für Klopstock! Die paradiesischen Zustände, das goldene Weltalter luden von selbst zur Malerei ein; Klopstock dagegen sollte das Uebermenschliche menschlich schildern, das Unbegreifliche in menschliche Bilder und Worte fassen unter der beständigen Bedenklichkeit, er möchte an seiner Führerin, der Offenbarung, sich versündigen, und in dem Bewußtsein, daß Wort und Bild matt seien als Aus-

druckmittel der Sache. Daher sein immer erneutes Anlaufen und Verzagen, daher seine vielen Gebete an die Sionitin, seine Muse, und an Gott, daß er ihm sein Stammeln vergeben möge, daher seine mancherlei Wendungen, um die Hoheit und Tiefe des Erlösungswerkes annäherungsweise zu bestimmen.

Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkannte,
Darf die Dichtkunst sich auch aus dunkler Ferne dir nähern?

fragt er sich schüchtern gleich im Eingange.

Auf beiden Seiten ist Abgrund!

sagt er, wohlbekannt mit den Schwierigkeiten seines Wagnisses,

Da zur Linken: ich soll nicht zu kühn von dem Göttlichen singen,
Hier zur Rechten: ich soll ihn mit feir'licher Würdigkeit singen,
Und ich bin Staub!

Da spricht Eloa, der höchste der Engel, der Herold Gottes, der dem Throne des Allerheiligsten am nächsten steht:

Ich vertiefte
Mich Jahrtausende schon, das künftige Wunder zu lernen,
Es nur dunkel zu lernen, nicht auszuforschen; doch irrt' ich.

Und so wiederholt sich bei jedem Hauptmomente der Erlösungsgeschichte das Geständniß der Unfähigkeit zur Erkenntniß und Darstellung. Der Erlöser hält geheimnißvolle Gespräche mit dem Vater, von hohem, tiefsinnigem Inhalt, selbst den Unsterblichen dunkel. Ich will leiden, sagt er, was keine Seraphim fassen, und so nennt dem Seraph sogar kein Name im Himmel und keine Sprache der Engel seine eigene Empfindung beim Anblick dieses Leidens. Jesus trat an's Kreuz, hielt seine Hand vor's Antlitz und sagte, was kein Seraph vernahm und kein Erschaffner verstünde. Auszusprechen was jetzo geschah, sagt Klopstock

nachdem er dessen Auferstehung mehr angedeutet als beschrieben,

mit dem Liede von fern nur
Dieser Höhe zu nahn, davon wie der leisere Nachhall
Nur zu stammeln, von jener Wonne, Erstandner, von deiner!
Und von deren Freude, die jetzt dich sahen, zu kühn ist
Dieser feurige Wunsch . . .

Sogar die Folgen der Versöhnung sang ihm die Sionitin nur nach einem Gesichte Adams vom Weltgericht; fast entsank ihr die Harfe und die Krone bebt' um ihr fliegendes Haar.

Tausend Gedanken erflog mein Geist nicht, (fügt der Dichter hinzu) zu tausenden fehlt mir
Stimm' und Gesang; und tausendmal tausend verbarg sie dem Hörer!

Es ist wahr, er hätte sich viele seiner Ueberschwänglichkeiten ersparen können, wenn er weniger Empfindungen ausgedrückt, wenn er mehr mit Kühnheit seinen Gegenstand beherrscht, als scheu angebetet hätte, wenn er Miltons epischer Ruhe mehr als Händels musikalischer Bewegtheit gefolgt wäre; aber ein Epos im gewöhnlichen Sinne des Wortes hätte sich über dieses Thema auch so nicht schaffen lassen, es hätte denn der Dichter mit der Kirche brechen, also seinen geschichtlichen Zusammenhang mit der Christenheit aufgeben, und der Ausbildung des Dogma zuwider den Messias in einfach schöner hoher Menschlichkeit darstellen müssen, als Lehrer, der die religiös-sittlichen Vorstellungen seines Volkes berichtigt und durch Ermunterung und Beispiel die Denkart der Seinigen umstimmt, als Wohlthäter der Leidenden, der die Kranken heilt, als Freund reuiger Sünder, der lieber Verzeihung

als Strenge übt, als erhabenen Dulder für seine Lehre, der durch den Tod seine Ueberzeugungstreue besiegelt und seine Kirche begründet. Diesen rationalistischen Jesus wenn ein Dichter von Göthes Geist in Wechselbeziehung zu Jüngern und befreundeten Frauen, zu Pharisäern und Saducäern, zu hingebenden und widerstrebenden Elementen aus der Mitte seines Volkes, zu einzelnen Römern und Griechen lebend, lehrend, leidend und sterbend gebracht hätte, er hätte vielleicht eine neue Gestalt des Versöhners geschaffen, welche typisch geworden wäre, wie in der Malerei dessen Gesichtszüge; seine Dichtung würde vielleicht auf die Gegenwart noch einen vermittelnden Einfluß üben und die streitenden Parteien zur Eintracht rufen.

Indeß verlangen wir nicht das fast Unmögliche. Im naiven Alterthume konnte ein Dichter seinem Volke Göttergestalten geben, in der Neuzeit aber, die in religiösen Zwisten herangewachsen mit Eifersucht über ihren Glauben wacht, würde selbst der objectivste Poet an der Starrheit und dem Widerspruche der geltenden Theorien gescheitert sein. Danken wir vielmehr dem großen Klopstock für die eigenthümliche Wirkung, daß er mit seinem Epos die Religion wieder in Fluß gebracht und aus einem Gegenstande des Verstandes in ein theures Eigenthum des Herzens verwandelt hat. „Die Religion", sagt er in der vorhin angeführten Abhandlung, „ist in der Offenbarung selbst ein gesunder männlicher Körper. Unsere Lehrbücher haben ein Gerippe daraus gemacht." Es ist kein geringes Verdienst, in eben jenen Tagen, wo die Frivolität jenseits des Rheines jedes Band mit dem Uebersinnlichen löste, wo die hohe Gesellschaft in

Deutschland ihr nachahmte, und unter der Firma der Aufklärung zugleich auch der Sitte Hohn sprach, mit einer großartigen Dichtung einen starken Damm gegen jenen Sturm errichtet und deutsche Gemüthstiefe vor der spülenden Welle freigeisterischen Spottes gerettet zu haben. Klopstock hat durch seinen Messias dem Umsichwuchern des Franzosenthums nicht mindern Eintrag gethan, als die nachfolgenden Kritiker, welche es theoretisch verfolgten. Die sentimentale Weichheit der Gefühle, die nicht allein in dem Verhältniß der Geschlechter, die auch in den Freundschaftsbündnissen der Männer überhand nahm, und in dem Klopstockischen Kreise selbst ein Vorbild hatte, fand allerdings neben englischen Einflüssen ihre ergiebigste Quelle ebenfalls im Messias. Semida und Cidli sind himmelnde Vorläufer von Werther und Lotte. Die mächtige Empfindungsgluth, die der Dichter für das Göttliche anfachte, verbreitete nothwendig ihre Wärme auch über das Menschenleben; und wenn uns jetzt in unserer Nüchternheit jene Rührungen und Herzensergießungen als unnatürlich erscheinen, so vermag doch dieser veränderte Geschmack keineswegs darzuthun, daß in unserer Blasirtheit ein größeres Maß von Würde liege oder von Menschenglück. Unter Gleim öffnete noch als Greis seine Arme zärtlicher Freundschaft wie ein Jüngling, indeß bei uns oft schon die Jugend fröstelt von der selbstischen Kühle des Alters.

Nach Ablauf unserer großen Literaturepoche, wo uns seit dem ersten Aufflammen eines regern Geistes in Deutschland ein übervolles Jahrhundert zum Ueberblick vorliegt, sehen wir in der Klopstockischen Empfindsamkeitsperiode eine nothwendige Vorbereitung der Gemüther

zur begierigen Aufnahme des Classischen. War doch der deutsche Boden ganz zusammengesunken von Sturzregen und Wasserschwall erst der Schlesischen, dann der Gottschedischen Poeten. Was konnte er da tragen ohne künstliche Auflockerung als die Canitz und Hagedorn, Haller und Gellert und andere anspruchslos blühende Feldblumen? Was nützte sonderlich viel jene Ahnung des Bessern, welche die frommen Schweizer aus fleißiger Lectüre der Engländer gesogen hatten? Bodmers Nachen hätte bei all seinem Vertrauen auf den Herrn uns nicht gerettet aus den Nöthen der poetischen Wasserfluth. Erst Klopstock war der rechte Noah, mit welchem der heilige Geist der Poesie den ewigen Bund schloß. Da fühlte sich der Deutsche zum erstenmal erlabt und beseligt, als er ihm einen Becher nach dem andern reichte von seinem Feuerwein; und wenn nun der Kelterer selbst sich berauschte an der Frucht seiner Pflanzung und wer davon schlürfte mit ihm vor Hochgefühl überfloß, wer verzeiht nicht gern diesen Altvätern eines neuen Geschlechtes die zärtliche Schwärmerei ihrer bacchischen Begeisterung? Haben wir doch seit Klopstock die Gewißheit, daß fortan keine Sündfluth schlechter Dichter uns ersäufen soll.

So schwer freilich das höhere Mannesalter sich zurückzuversetzen weiß in die phantastisch sentimentale Denkart der eigenen Jugend, so weit liegt jetzt von uns jenes Lächeln, Entzückt- und Gerührtsein, jenes Weinen, Zittern, Beben und Schauern, jenes zärtliche Umarmen und Zerfließen vor Wehmuth und Wonne, das in der Messiade bei jedem Anlaß Menschen wie Engel befällt. Da eilen zwei Engel mit brünstig eröffneten Armen gegen einander

und zittern vor Freude. Da weint sogar der ewige Vater stille die andere Thräne, als er sich aufmacht, mit dem Sohn in's Gericht zu gehen; er weinte die erste, da Adam verflucht ward. Da zählt Eloa die menschenfreundlichen Thränen, die Jesus weint. Da weint Petrus bei den eignen Worten: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, und die Engel, die ihn hörten, weinten auch, als er vor unaussprechlichen Seufzern die Worte kaum ganz sprach. Da weinen die Seelen mit Thränen der Engel, daß der Richter den Tag der Rache verzögere. Daß die Frauen und Jünger weinen über ihres geliebten Meisters Hingang, finden wir natürlich. Aber als hätte er noch nicht genug gehabt an dieser durch alle Stufen des Menschlichen und Göttlichen gleichmäßig vertheilten Weichheit, so concentrirte er seine Vorliebe für's Elegische noch in einzelnen Gestalten und versorgte diese damit bis zum Uebermaß. So zärtlich und fühlend, als die Seele des stillen Lebbäus, sind wenige geschaffen. Schon in der ersten Kindheit weinte er mehr, als die Sterblichen weinen, wenn sie mit dunkler Empfindung den Tod von ferne schon fühlen. Bei jeder Thräne, die Freunde vergossen, bei jedem Schmerze der Menschen empfindlich, brachte er seine Jugend voll Traurigkeit hin. Als nun vollends die Entscheidungsstunde über das Leben seines Meisters naht, da wankt und zittert er halb ohnmächtig umher, mehr Schattenbild als lebendiger Jüngling. Endlich damit auch dem Reiche der Hölle der Anspruch nicht mangle auf unser bebendes Mitgefühl, schuf Klopstock in der großartigen Gestalt des Abadonna einen Geist, der von Anbeginn an wider Willen zur Empörung gegen den

Herrn hingerissen und fast seit seiner Erschaffung in Thränen der Reue aufgelöst, einsiedlerisch, finster und traurig an Satans Throne sitzt, von Fürsten und Pöbel der Hölle verachtet und geschmäht als feig gesinnter Sclave, verbannt aus dem Umgang mit reinen Geistern, besonders auch, was ihn am meisten schmerzte, mit Abdiel, seinem zärtlich geliebten Bruder. Seit Jahrhunderten sah er die Welt nicht, weil er sich stets in sein Elend vertieft in Einsamkeit einschloß. Nun naht er schüchtern und durchdrungen von Schmerzgefühl über seine Unwürdigkeit, den Erlöser ach zwar der Menschen, nicht aber der gefallenen Engel zu sehen. Haben sich doch Satan und Adramelech, verruchte Entschlüsse im Herzen wälzend, in dessen Nähe wagen dürfen, warum sollte ihm nicht vergönnt sein zu schauen, anbetend zu weinen und zu verzweifeln? Er sieht ihn am Oelberg leiden, sieht ihn am Kreuze bluten, und wie er mitten in der Engelschaar scheu und schüchtern im Bewußtsein seiner Verworfenheit das Auge auf den Göttlichen gerichtet hält, da glaubt er wenigstens vertrauensvoller das Gebet um Vernichtung aussprechen zu können. Denn vergebens hatte er aus eigner Kraft dem Tode sich entgegengeworfen, als er auf einen dampfenden Erdkreis stürzte. Genau betrachtet ist Abadonna, eine von den Lieblingsgestalten des damaligen Publikums, kein Teufel, ja er ist besser sogar als die meisten Menschen; selbst der Seraph sagt:

Es umgeben das Kreuz noch größere Sünder als er ist.

Dieses furchtbare Gefühl der Gottverlassenheit, diese namenlose Reue über den einstigen Fehltritt, dieses trübselige Einsiedlerthum, dieses sehnsüchtige Verlangen nach dem Anschauen des Gottessohnes, dieses erschütternde Ver-

zweifeln an der Möglichkeit einstiger Rettung heben ihn weit weg über die stolzen, verstockten Genossen der Hölle. Milton, welchem Klopstock in seiner Schilderung der höllischen Geister sonst ziemlich genau gefolgt ist, legte in Satan selbst die Empfindung zeitweiser Reue und die Sehnsucht nach dem verlorenen Glück. Klopstock personificirte in Abadonna jene edlern menschlichen Regungen; so gewann er für dessen schlimme Gesellen den unbeugsamen teuflischen Trotz, und schuf zur Rührung seiner Leser eine poetische Figur, wie noch nie eine dagewesen. Ein bußfertiger Teufel, der in eben dem Maße die Qualen der Zerknirschung vergrößert fühlt, als die Kräfte der mächtigern Geister über die menschlichen hinausreichen! Wird Abadonna selig werden? fragte man sich wie um eine wirkliche Person ängstlich um sein Schicksal. Und bekanntlich bat ein orthodoxer Pfarrer, charakteristisch genug für die Milde jener Denkart, den Dichter, ihn doch ja nicht selig zu machen. Aber unbekümmert um die Stimme der Zeloten, welche um jeden Preis fest hielten an der Ewigkeit der Höllenstrafen, läßt Klopstock einst am Tage des Weltgerichts vom Throne Gottes die Stimme schallen: Komm Abadonna zu deinem Erbarmer! Freilich der Arme hätte des Herrn Mitleid weit früher verdient, früher sogar als die Menschen, wenn nur die exclusive Richtung des kirchlichen Christenthums solch eine Ketzerei zuließe.

So gewann Klopstock durch gewaltsame Anregung der empfindsamen Seite des Gemüthes der Religion wie der Poesie warme Anhänger; er machte die Dichtkunst bei seinem Volke in doppelter Weise zur Herzenssache, und weckte so zuerst die überaus große Empfänglichkeit für

poetische Werke, welche die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts auszeichnet. Als wäre ein Gedicht ein Ereigniß, so wichtig nahm man von nun an die Sache, und ein Dichter erhielt in der Achtung des Publikums nahezu die höchste Stelle.

Nicht minder als durch Rührung warb Klopstock seiner Dichtung Freunde durch deren erhabenen und pathetischen Charakter. Das Hohe fließt bei ihm aus der nehmlichen Quelle wie das Sentimentale, nämlich aus der Theilnahme seines Herzens an einem Stoffe, den er mit dem Verstande nicht bewältigen kann. Die Thatsache der Erlösung, so wichtig, so folgenreich, und doch so unbegreiflich, so alles Maß menschlicher, ja engelhafter Einsicht übersteigend! Da bleibt nichts übrig als entweder Thränenströme gerührten Dankes zu vergießen, oder zu staunen, zu preisen, anzubeten, oder vielmehr die Wogen des Gemüthes bald nach dieser Richtung schlagen zu lassen, bald nach jener. Wie populär bei den Deutschen jenes Schweifen in's Unendliche, jenes körperlose Emporflattern über menschliche Maße von Raum und Zeit macht, sehen wir noch heute aus der Wirkung von Schillers Jugendgedichten, der bei Klopstock in die Schule ging. Auch nach der pathetischen Seite hin, wie nach der empfindsamen hat Klopstock gewisse Lieblings-Wendungen. Dahin gehören die immer wiederkehrenden großen Gedanken, auch wo man nichts Großes nachdenken kann, die Blicke, die sich mehr ahnen lassen als beschreiben, der Tiefsinn, der sogar sich bis auf die gefallenen Geister erstreckt; selbst dem schlimmsten der Teufel, Adramelech, wird „ermüdender Tiefsinn“ zugeschrieben, und auch Gott sieht tiefsinnig hernieder.

Aber im Grunde genommen ist das Gepräge der Erhabenheit dem ganzen Werke aufgedrückt. Es liegt schon in Ton und Färbung der durchweg rhetorischen Sprache, in den beliebten Steigerungen des Ausdrucks, in der Manier, die bei aller weitläufigen Schilderei noch auf Grösseres, Unaussprechliches hinweist. Es liegt eben so in des Dichters Weltanschauung, der die Erlösung der Menschheit mit der ganzen Schöpfung in Verbindung bringt; der mit Sonnen und Sternen spielt wie mit Bällen und mit kühnem Fluge alle Räume des Alls durchfliegt; der die biblisch christlichen Vorstellungen von Himmel, Erde und Hölle durch die Ergebnisse astronomischer Wissenschaft erweitert und mit jener poetischen Freiheit des Gläubigen die Welten bald stille stehen und feiern, bald gegen ihre sonstigen Gesetze dahin rollen läßt zur Verherrlichung der Großthat des Gottessohnes; der Himmel und Hölle, Engel, und Teufel, Seelen verstorbener und neugeborener Menschen zu Zuschauern und Mitspielern macht bei dem größten Trauerspiele der Schöpfung. Insbesondere aber ist er auch bemüht einzelnen Situationen einen erhaben-pathetischen Ausdruck zu leihen. Berühmt und allbekannt ist z. B. gleich im ersten Gesang jenes Zweigespräch des Sohns mit dem Vater, wo der erstere seine Rede mit den Worten schließt:

Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: ich will die Menschen erlösen!

und der letztere feierlich antwortet:

Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm durch die Unendlichkeit aus, und sag': ich bin ewig!
Sag' und schwöre dir, Sohn: ich will die Sünde vergeben!

Und während die Ewigen sprachen, ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtsvolles Erbeben:

Seelen, die itzt wurden, die noch nicht zu denken begannen,
Zitterten und empfanden zuerst. Ein gewaltiger Schauer
Faßte den Seraph, ihm schlug sein Herz, und um ihn lag wartend,
Wie vorm nahen Gewitter die Erde, sein schweigender Weltkreis.
Nur in die Seelen zukünftiger Christen kam sanftes Entzücken
Und ein süßbetäubend Gefühl des ewigen Lebens.

Zuweilen wandelt sich das Erhabene zum Gräßlichen, wie in jener Beschreibung des Gerichts, das der Erlöser über die gefallenen Geister hält, wo diese ihre Gebeine für Gerippe achten und Magog dem Moloch zuruft: Zermalm' mein Gebein mir, ich zermalme dir deins; das übrige, wenn wir nun sinken, werden die Donnerstürme zerstreuen! Aber ihre Anstrengung ist vergebens, ihr qualvolles Dasein unzerstörbar. Ein andermal beruht die Erhabenheit auf dem Contraste der Wirkung mit der Ursache. Mit dem Laute, womit Satan, der Lästerer, endigte, rauschte vor den Fuß des Messias ein wehendes Blatt hin. Am Blatte hing ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch gab ihm das Leben. Aber mit eben dem Blick sandt' er dir, Satan, Entsetzen. Liegt in diesem Beispiele das Erhabene in dem entgegengesetzten Erfolge eines stillen Blickes, so beruht es im folgenden auf Schilderung mächtiger Bewegtheit des Gewaltigen. Als Jehovah gegen den Sohn herab ins Gericht zog, folgte ihm über den Sonnenweg auf glänzendem Wagen Eloa.

Seraph Eloa stand hoch auf dem Wagen. Ihm kam in sein Antlitz
Durch die Himmel ein tausendstimmiger Sturmwind entgegen.
Da erklangen die goldenen Achsen, da flog ihm sein Haupthaar
Und sein Gewand wie Wolken zurück. Mit muthiger Stärke
Stand der Fuß des Unsterblichen da. Er hielt in der Rechten

Ein Gewitter empor. Bei jedem erhabnen Gedanken
Donnert' er aus dem Gewitter hervor, und folgte Jehovah
Tausend Sonnenwege; (der Raum von Sonne zu Sonne
Ist von jedem das Maß!) die Entfernung folgte der Seraph.

Häufig bedient er sich, um die Wirkung des Pathetischen hervorzurufen, der rhetorischen Steigerung, z. B. wenn Satan von der Absicht des Messias spricht, die in der Hölle leidenden Menschenseelen zu erlösen, und ihre Qual also ausdrückt:

Ja euch auch, so die ewige Nacht im Abgrunde quälet,
Und in der Nacht ein strafendes Feuer, im Feuer Verzweiflung,
In der Verzweiflung ich, euch will er vom Tode befreien;

oder er wendet die Figur der Wiederholung an, wodurch indeß die Rede sich mitunter in bloßes Wortgeklingel verliert, z. B. in den gehäuften An- und Ausrufungen bei Gebeten, oder in Schilderungen, wie diese:

Es sank ihm,
Und er blutet', es sank ihm sein Haupt, er blutet', es sank ihm
In die Nacht hin sein heiliges Haupt; oder:

Es schaute Jehovah, schaut' und hielt die Erde, die sank, es schaute Jehovah,
Siehe der sein wird und sein wird, auf Jesum Christum herunter.

Dergleichen Stellen sind oft gerade von schwächerem Eindruck, weil die Absicht zu bewegen gar zu deutlich hervortritt. Wahrhaft theatralische Effekthascherei liegt z. B. in jenem Auftreten des Joseph von Arimathia, wenn er den versammelten Jüngern seinen Freund Nicodemus, der Christi Dornenkrone bringe, in folgendem Dialoge anmeldet:

Nicodemus, mein Freund, kam auch und wartet zitternd,
Ob ihm hereinzutreten vergönnt sei. Er trägt . . ach Joseph,
Bester Mann, was trägt er? was trägt er, Joseph? . . Ich sah es,
Ja ihr leidet zu viel! und ach, was würdet ihr leiden!

Nein er muß sich wenden und fliehn! . . Was trägt er? was
ist es?
Joseph, was trägt er? . . Ihr dankt mir's noch, ich geh und ich
bitt' ihn,
Daß er sich wend' und entflieh! Er bringt . . . die blutige
Krone!

Zu solch' gesuchten Mitteln der Redekunst rechne ich auch das verbindungslose Aneinanderreihen einzelner Zeitwörter, womit er zuweilen ganze Verse füllt, z. B.

Standen, knieten, dachten, verstummten, beteten, weinten; oder:
Außte, trank, dürstete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte.

Wechsel und Verschmelzung des Sentimentalen und Pathetischen bildet also den poetischen Grundcharakter der Messiade. Dieser Charakter offenbart sich auch überall in den Vergleichen und Bildern, die als ein wesentlicher Schmuck der epischen Dichtung noch eine etwas nähere Betrachtung verdienen. Man hat es mit Recht rühmend hervorgehoben, daß Klopstock kein einziges Bild dem Homer entlehnt habe. Aus den Bildern Homers und Klopstocks den innern Unterschied ihrer Dichtungen nachzuweisen, wäre eine dankenswerthe Aufgabe. Das Ergebniß freilich bliebe dasselbe, das uns auch aus den sonstigen Merkmalen beider in die Augen springt: Homers objective Darstellung wurzelt in treuer Auffassung der Natur und des Lebens, sie ist ein reiner Spiegel seines Landes und Volkes, ein völlig wahres Abbild des heroischen Griechenthums, aus dessen Zügen die maßvolle echt humane Anlage dieses glücklichen Stammes spricht; Klopstocks völlig subjective Kunstdichtung trägt die Färbung des die körperliche Hülle möglichst abstreifenden christlichen Glaubens, wie er sich in der Seele eines gemüthvollen, phantasiereichen protestantischen Dichters

gestaltet hatte, der geschult an classischen Mustern und bekannt mit Philosophie, Geschichte und Naturkunde der neuen Zeit alle Gegensätze der Reflexion mit aufnahm, welche den schlichten Verlauf epischer Darstellung gefährden. Homer entnimmt seine Vergleiche der Natur seines Landes und zeichnet diese Miniaturgemälde mit täuschender Wahrheit; seine Zusammenstellungen des Menschenlebens mit dem Wirken der Elemente, mit den Aeußerungen der Thierwelt sind eben so einfach, als treu und plastisch. Auch Klopstock wählt nicht selten seine herrlichen Bilder mit homerischer Einfalt aus den Erscheinungen der Natur. Wenn er z. B. Satans Denken vergleicht mit den Wettern, die langsam und verweilend auf hohen Bergen sich lagern; oder Philos Zorn mit einer Wetterwolke, die mit den meisten Donnern bewaffnet von den andern sich losreißt und Fluren wie Städte verwüstet; oder die wenigen Treuen mit einsamen Cedern, die nach dem Oceane noch stehen; oder die Reden der Geheilten gegenüber dem Geschrei der tobenden Menge mit dem Rufen eines Kindes im Walde während des Sturmes; oder die Einsamkeit Golgathas nach Jesu Tod mit der eines öden Schlachtfeldes; oder Magdalenas Sehnsucht nach dem Anblick des Auferstandenen mit dem schreienden Reh, das die Quelle sucht: so stehen dergleichen Bilder den homerischen in Nichts nach an schöner Natürlichkeit. Etwas complicirter werden schon diejenigen, denen er biblischen Anstrich leiht, oder die er der heiligen Geschichte entnimmt. Gabriels Geist hob sich voll Andacht durch das Harfenspiel des Seraphs Eloa, wie der Ocean aufwallt, wenn auf ihm die Stimme des Herrn in Sturmwinden wandelt; Abadonnas Thränen

strömten, wie das rinnende Blut, das von Bethlehems Bergen floß, da die Säuglinge starben; Christus aß mit den Seinen in derselben Stimmung das Osterlamm, wie Josephs Stimmung war, als er von seinen Brüdern hörte, daß sein Vater noch lebe. Solche Vergleiche sind an sich minder faßlich, weil historischen Erinnerungen nicht die Anschaulichkeit der sinnlichen Beobachtung inwohnt, indeß bei der allgemeinen Bekanntschaft mit der Bibel sind sie doch verständlich genug, und von großer Schönheit. Weit weniger Anschaulichkeit besitzen dagegen jene Gleichnisse, in welchen er Seelenzustände oder auch Handlungen mit andern Seelenzuständen und deren Aeußerungen zusammenstellt, wo des Lesers Phantasie sich das Bild erst schaffen muß. Des Oberpriesters Kaiphas unruhigen Traum z. B. vergleicht er mit dem Todeskampf eines Gottesläugners, der in der Schlacht stirbt; den Blick des Satans, als Jesus sich den Gräbern naht, mit dem Blick der Gottesläugner bei einem aufsteigenden Gewitter; die Menge steht um Jesus mit wartendem Blick, wie er sich vertheidigen werde, wie die Haufen niedriger Spötter um den sterbenden Christen stehen. Die Freude zweier Engel, die sich wiedersehen, vergleicht er mit der Freude zweier tugendhafter Brüder, die beide den Tod fürs Vaterland suchten und nach ewigen Thaten sich vor ihrem noch größeren Vater umarmen; Matthäus entriß sich der Weichlichkeit des Reichthums, wie sich ein Held der Könige weltlichen Töchtern entreißt, wenn ihn der Tod fürs Vaterland ruft; drei Engel umstehen den schlafenden Johannes, wie drei Brüder um eine geliebte Schwester stehen, wenn sie auf weichverbreiteten Blumen sorglos schläft und in blühender

Jugend Unsterblichen gleicht. Noch unfaßbarer und doch unsrem Dichter äußerst geläufig sind solche Zusammenstellungen, in welchen nicht einmal in die Sichtbarkeit tretende Empfindungen den Vergleichungspunkt bilden. Wenn Maria eilt, wie ein großer Gedanke feurig zum Himmel emporfliegt, oder der begnadigte Abadonna sich emporschwingt schnell wie Gedanken der himmelsteigenden Andacht, so hat zwar der Vergleich nichts auffallendes, da die Schnelligkeit der Gedanken sprichwörtlich ist; sehr spiritualisch dagegen klingt es, wenn der Engel sanft und leise redet, wie die Seele eines entschlafenen Christen die letzten Empfindungen denkt, oder wenn der Seraph von den Seelen umschwebt wird, wie ein Weiser, der Gott denkt, von großen Gedanken. Der Bote kommt mit der Nachricht von Christi Auferstehung in die Versammlung der Priester, wie ein erschütternder unvermutheter Gedanke in der Nacht dem melancholischen Grübler kommt. Der geheilte Samma blickt vom Felsen auf Jesus, wie die Seele des trüben Weisen, die erst an ihrer Unsterblichkeit zweifelte und nun durch eine überzeugte Seele getröstet ist. Wenn er endlich Zustände und Verhältnisse herbeizieht, die rein auf subjectiv religiöser Ansicht, ja auf der zukünftigen Erfüllung frommer Hoffnungen beruhen, so entschwinden die Vergleiche in eine Lichtwelt der Geister, deren Glanz unser sterbliches Auge nicht zu ertragen vermag. Die göttlichmenschliche Schönheit der Gesichtszüge Christi ist durch den Schlaf verdunkelt, wie wenn ein reisender Seraph der blühenden Erde halb unkenntliches Antlitz an Frühlingsabenden liegen sieht; Philo schaut dem Judas nach, wie der Teufel dem ausziehenden Eroberer; der kleinen Schaar am Grabe des

Herrn, als er auferstand, war es, wie es den tausendmal tausend der Todten Gottes einst sein wird am Ende der Tage. Bei Vergleichen dieser Art ist die Sache selbst schon klarer als das Bild, durch das sie erläutert werden soll.

Wir sind somit angelangt, wo sich die Welt umkehrt, wir sind eingetreten in das eigentliche Heiligthum der Klopstockischen Poesie. Nie würde Homer sich es haben in den Sinn kommen lassen, das Menschliche verständlich machen zu wollen durch das Göttliche, so menschenähnlich er auch seine Göttergestalten uns annähert. Die Unsterblichen reichen bei ihm zwar allenthalben herein in das menschliche Treiben, bleiben aber ihrer Wesenheit nach gleichwohl ein Jenseitiges, mehr Geahntes, mit heiliger Scheu Verehrtes, nur wenigen Lieblingen vertrauter. Klopstock dagegen ist so bekannt mit den Geistern, daß er ihr Lächeln versteht und ihre Blicke, und über ihren Reden nahezu die Menschen vergißt. Er ist ein christlicher Epiker, deßhalb kehrt er die Augen von der Erde zwar nicht nach dem Himmel im populären Sinne des Worts, wohl aber nach dem Aether, den fernen Welten und den weitesten Räumen der Schöpfung, die er mit Myriaden von übersinnlichen Wesen bevölkert. Ins Unsichtbare verlegt er die Haupthandlung, und kaum daß er einmal angekommen unter seines Gleichen, so verliert er sich wieder, als thäte die sichtbare Welt seiner heiligen Poesie Eintrag, unter die Seraphs. Einigermassen zwar läßt sich diese Verirrung, wie wir seine Manier vom ästhetischen Standpunkte aus nennen müssen, aus der den antiken Dichtungen entnommenen Vorstellung erklären, als heische die epische Poesie

eine in das Thun der Sterblichen willkührlich eingreifende Götterwelt, einigermassen auch entschuldigen durch das mächtige Vorbild Miltons; aber recht begreiflich wird Klopstocks Verfahren erst dann, wenn wir den Einfluß der kirchlichen Dogmatik mit in Anschlag bringen und seine heilige Absicht, recht im Dienste seines Erlösers zu singen und zum Seelenheile der Christenheit. Da stand denn über allem der Satz, daß der Messias wahrer Gott und Mensch zugleich sei, und daß er, daß also Gott selbst, aus freiem Entschlusse alle Sündenstrafen der Menschheit auf sich genommen und durch stellvertretendes unermeßliches Leiden die Gerechtigkeit des Vaters versöhnt habe. Jesus als Gottessohn war daher dem Dichter jedenfalls wichtiger, denn als Menschensohn, wie er sich selbst am liebsten zu bezeichnen pflegte; denn in seiner Göttlichkeit erst hatte ja die Ueberzeugung von unserer Erlösung eine dogmatische Grundlage.

Aber wie nun die Göttlichkeit mit der Menschlichkeit verbinden? Den Verfassern der Evangelien lag Christi persönliche Erscheinung noch viel zu nahe, als daß sein menschlicher Charakter vor dessen Negation hätte allzusehr in den Hintergrund treten können. Darum spricht uns der liebende Menschenfreund, der in jenen Erzählungen uns gegenübertritt, so eindringlich zu Gemüthe, in dessen Leben wir die Forderungen erfüllt finden, welche unsere sittliche Natur auch an uns macht. Wir können ihn lieben, ihm nachahmen, denn wir fühlen uns seines Geschlechtes. Wo in mittelalterlichen Dichtungen der Erlöser episch oder dramatisch vorgeführt wird, da schließen diese sich aufs engste an die allgemeine Tradition und die volksthümlichen Vor-

stellungen an, welche das populäre Bewußtsein von ihm gewonnen hatte. Aus dem Bilde Jesu spricht daher dort überall jene liebenswürdig naive Einfalt und Sinnigkeit eines ungespaltenen frommen Glaubens. Ganz anders jener Christus, den sich die Gelehrsamkeit mühsam aus einzelnen Bibelstellen zusammengesetzt hat, der nicht etwa wie die Halbgötter der Griechen nur mit einer größern Fülle von Gaben ausgerüstet, sondern wirklich Gott selbst mit allen Aeußerungen seiner Macht gleichwohl auch vollkommener Mensch ist, und den sich Klopstock zum Helden seiner Dichtung erkoren. Alles, was der Messias thut, ist Geheimniß, weil er der Gottmensch ist, aber dennoch ist es zugleich historisch, sagt Klopstock in der Abhandlung von der heiligen Poesie. Und nun hat er sich die verzweifelte Aufgabe gestellt, zu beschreiben was er selbst als Geheimniß bezeichnet. Nun enthüllt er trotz aller demüthigen Verwahrung, als wäre er mit im Rathe gesessen, Gottes und des Messias Absichten, nun entwirft er uns eine Persönlichkeit, die nicht Gott und Mensch zugleich, die weder Gott noch Mensch ist, weil beide Naturen neben einanderlaufen, statt sich zu durchdringen. Einen einzigen glücklichen Versuch zu einer Vereinigung macht er, wenn er dem Erlöser körperliche Schönheit beilegt: Gabriel, heißt es, stand verwundernd still und sah unverwandt auf die Schönheit, die die vereinbarte Gottheit der Menschenbildung ertheilte; und Adam singt in gleicher Weise:

Wie er so schön ist! o unser Messias in menschlicher Bildung!
Wie sich in seinem erhabenen Ansehn die Gottheit enthüllet!

Aber die Möglichkeit von dem göttlich menschlichen Ansehen

nun auch zu derselben Art zu denken, zu fühlen und zu handeln überzugehen, verschloß ihm mit tausend Riegeln seine Dogmatik. Zwar die Erzählung, daß er oft schon im Gebirge des Oelbergs einsame Nächte unter des Vaters Anschauung in großen Gebeten durchwachte, scheint uns einen Religiosen anzukündigen, und die Beschreibung: In seinem Antlitz war Hoheit und erbarmender Ernst und Seelenruh, als er vor Gott stand, einen gleich weichen wie erhabenen Charakter, der seinen wohlerwogenen, festen Entschluß vor Gott im Gebete bringt. Aber schon die Einmischung metaphysischer Glaubenssätze in dieses Gebet weisen uns auf ein Wesen übermenschlicher Art hin. Jesus nennt hier die Tage der Erlösung zu größeren Werken erlesen, als die der Schöpfung, die Gott mit ihm, dem Sohne, vollbracht habe; er erinnert den Vater an die Einmüthigkeit, mit welcher jener und er und der Geist einst die Erlösung der noch ungeschaffenen Menschen beschlossen hätten, deren künftige Sündhaftigkeit und Verdammniß er vorausgesehen. Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen, setzt er hinzu; und seit jenem Entschlusse habe es ihn brünstig nach seiner Erniedrigung verlangt. Also ein Gott, der Mitschöpfer der Welt, spricht hier zum andern Gott von einer Sache, die jener schon weiß, und deren Bekanntschaft auch dieser bei jenem voraussetzt. Wozu, muß man fragen, spricht ein Gott mit dem andern in langer Rede unnütze Worte? Denn hier haben wir kein Gebet gewöhnlicher Art vor uns, in welchem der Mensch zu Trost und Stärkung sein Herz vor seinem Schöpfer und Erhalter ausschüttet. Der Gott, der sich seiner Allmacht und Hoheit bewußt ist, wie sollte der

Schwäche fühlen? Gleichwohl ist der Erlöser ermüdet und schläft nachher ein, in tiefe Gedanken versenkt. Aber siehe da, Gabriel redet den Schlummernden an, da er als der Allwissende ihn auch während des Schlafes hören muß. Warum redet er ihn überhaupt an, fragt man, da er ja weiß, daß derselbe seine Gedanken kennt? Abadonna erinnert sich gar wohl seines Aussehens, wie er als Donnergott die widerspenstigen Geister verfolgte, und erkennt jenen wieder an Jesu, des Menschen, Antlitz; also schon als Gott, ehe er in irdischen Leib sich hüllte, trug er Menschengestalt, der Gott eine Schranke? Es wird uns hie und da zu Muthe, als träten wir aus der Wüste in eine grüne Oase, wenn der Dichter, wie z. B. in Jesu Abschiedsreden, biblische Stellen umschreibt. Ihre Einfachheit thut uns so wohl im erhabenen Schwulste; aber wir erholen uns nur zu neuer Anstrengung, die uns in erhöhtem Maße der fünfte Gesang zumuthet, wo Gott selbst auf den Berg Tabor herabsteigt, um über den Messias für die Sünden der Menschen Gericht zu halten. Alle Mittel werden in Bewegung gesetzt, die Schrecknisse zu schildern, die von Jehovah ausgehen. Schon vorher brach aus seinem Blicke das ernste Gericht langsam hervor, er donnert und schreckt ihn von ferne. Wie er aber auf Tabor herniederfährt, da ruft Eva aus: Wie ist jetzo dein Antlitz, Ewiger, so furchtbar! wie glänzet aus deinem Auge lauter Gericht! dort wandelten Sterne; kaum, Gott, sahst du herab, so waren die Sterne geflohen. Die Sphärengesänge schweigen und der Myriaden Cherubim Lieder vom ewigen Sohne sind verstummt. Als nun Gott auf Tabor kam und alle Sünden der Menschen sah, die vergangenen und die künf-

tigen, da ergrimmte er erst, und Seraph Eloa, den stillen Auftrag verstehend, blies den donnernden Ton des Weltgerichts in die Posaune und rief: Ist einer unter den Himmeln, welcher statt des Menschengeschlechts im Gericht will erscheinen, dieser komme vor Gott! Wozu solche Maschinerie eines mittelalterlichen Gottesgerichts, wenn schon damals, als die Welt noch nicht war, die selige Stunde des Leidens von Vater und Sohn erkoren wurde? Soll nun dieses Leiden die gebührenden Strafen für alle Sünden der Menschheit aufwägen, so muß es furchtbar, nahezu unsäglich sein. Da genügt nicht der körperliche Schmerz, der dem grausamen Kreuzestode vorhergeht, nicht die schmähliche Behandlung des Unschuldigen, welche die Bibel schildert. Solche Qualen wären viel zu schwach und gewöhnlich. Weil aber dem Dichter die heilige Ueberlieferung keine ausgesuchteren darbot, so verlegt er das nothwendige Uebermaß, ganz seinem spiritualistischen Charakter getreu, in des Erlösers Seele.

Ich, dem kein Jammer verdeckt ist (sagt Abadonna),
Der ich alle Stufen der Qual und Verzweiflung hinabstieg,
Weiß mit keinem Namen die Angst der Seele zu nennen,
Die er fühlt.

Aber derselbe Leidende sieht in denselben Momenten den Adramelech, der sich nahte seiner zu spotten, mit der Miene des Weltgerichts an, so daß der keckste der Teufel ohnmächtig in sein Nichts zurückbebt; eben derselbe Leidende richtet auf den Seraph, der bei dem Anschaun seines Leidens zitternd dasteht, seiner Schönheit beraubt, gleich dem Menschen von Erde gemacht, Blicke voll Hoheit und lächelt Gnade, so daß mit dem Anblick der Seraph die Schimmer des Himmels von neuem empfängt.

Wie freilich diese beiden Zustände zu vereinigen sind, wie die göttliche Seligkeit des Leidens fähig, wie der Leidende sich seiner Gottheit bewußt sein kann, ohne daß augenblicklich das Leiden schwindet, aus welchen Gedanken und Empfindungen ferner jenes in drei Zeitabschnitte getheilte Seelenleiden, vor dem alle Himmel bebten, und das, als es vorüber war, alle Chöre feierten, bestanden haben soll: davon bleibt uns der Dichter die Erläuterung schuldig. Es ist nicht etwa ein Gefühl des Mitleids mit der sündigen Menschheit; nicht ein Gefühl des Jammers, daß sein Volk den Zweck seiner Sendung verkannte und seinen Lehrer und Wohlthäter von sich stieß; auch nicht ein Gefühl augenblicklicher Herabstimmung, daß er nun bald, von den treusten Anhängern verlassen, einsam den Tod eines Mörders sterben würde: es ist die unerklärliche, unnennbare Angst vor dem richtenden Blick des Vaters, einem Blick, in welchem eben das Gericht besteht. Das ist nicht mehr der biblische Jesus, das ist ein phantastischer Schatten.

Gleiche Ueberschwänglichkeit und Unmöglichkeit herrscht im Fortgang der Leidensgeschichte. Alle Hoheit, sogar die Hoheit des sterblichen Weisen, hatte er abgelegt, als er in den Palast des Pilatus trat. Nur von dem göttlichen Ernst hatte er noch leise Züge behalten. Doch konnte kein Engel sie haben, wollt' er sie haben. Allein auch nur ein Engel vermochte dieser Göttlichkeit Mienen und ihren Geist zu bemerken. Darum staunten die Engel; so sehr sahn sie an seiner Geberde, wie er die Gottheit zurückhielt und unter menschlicher Ruhe das verbarg, was Welten erschuf. Und gleichwohl folgt er dann ermüdet,

mit wankendem Schritt dem Pilatus, der ihn hinausführte, das Volk zum Mitleid zu rühren. Während aber Pilatus die Worte rief: Sehet, welch ein Mensch, gab der Versöhner den Engeln, die um ihn bebten, Befehle. Langsam naht er Golgatha, aber schwerer als sein Kreuz trägt er das Weltgericht. Ermattet schwankt er am Fuße des Hügels; das Volk zwingt einen Wanderer, ihm das Kreuz zu tragen: aber Eloa betet zu ihm, daß er ihn stärke, wenn er sterbe, damit er diesen Anblick zu tragen vermöge. Als er am Kreuze hängt und der Schächer sich vertrauensvoll an ihn wendet, bescheidet er einen der Seraphim, die nebst den Seelen der Väter im Kreise Golgatha umschließen, er solle diesen Erlösten, wenn er todt sei, zu ihm bringen. Ein neuer Blick des Sterbenden, dessen Haupt eben erst vom Weltgerichte belastet zum Herzen hing, dringt bis in die nächtliche Tiefe des todten Meeres, wo Adramelech und Satan liegen, und durch diesen Blick sinken die beiden Verworfenen zur niedrigsten Stufe ihres Elends herab. Jene biblischen Worte: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? ruft er nicht mit der Stimme eines Sterbenden, sondern mit des Allmächtigen Stimme, der, das Erstaunen der Endlichkeiten, freigehorsam dem Mittlertode sich hingab. Nachdem er endlich vollendet, da schaut der Vater, ausgesöhnt und ewig nun Erbarmer der Menschen, auf des Todten Leichnam, und Christus sieht zum Vater empor: kein Erschaffner vermag zu empfinden mit welcher göttlichen Wonne und Liebe sie schauten; dann schwebt' er, der Miterhalter der Welten, über dem Kreuz und sah auf seinen Leichnam herunter, wie der blutig und bleich und stumm

zu der Erde herabhing, und von da schwebt er in den Tempel und spricht mit seinem Vater von der Vollendung der ganzen Erlösung.

So wandelte Klopstock das einfache Bild vom Leiden und Sterben Jesu, das gerade in der schlichten Erzählung der Evangelisten so ergreifend wirkt, durch seine dogmatische Sucht, überall den Gottessohn gegenwärtig zu halten, in eine fast widerliche Karrikatur um. Es fiel ihm nicht bei, wie sehr durch den Lichtglanz der Göttlichkeit die nicht minder von der Glaubenslehre behauptete Menschennatur desselben verschwinde, und mit ihr die Möglichkeit ihn in natürlicher Wechselbeziehung zu seinen Jüngern und den übrigen Menschen zu zeigen, die ihm vor andern nahe standen. Daß die Mutter im Rückblick auf seine Thaten ihn Sohn zu nennen zittert, könnten wir an der demüthigen Jungfrau erklärlich finden; aber Abrahams Gebet:

O du weinendes Kind, mit welchem Donner durchschalltest
Du die Himmel, als du am Staub der Sterblichen weintest,
Unbegriffen von Engeln . . . .

muthet uns eine allzuüberirdische Phantasie an.

Weit näher an die Bibel hält er sich in der zweiten Hälfte der Messiade, welche den Zeitraum von Jesu Tod bis zu seiner Himmelfahrt umschließt. Aber der Auferstandene, der durch verschlossene Thüren tritt und plötzlich verschwindet, nähert sich eben auch in den Berichten der Schrift mehr der Geister-, als Menschenwelt. Darum brauchte Klopstock hier nur getreu den Erzählungen zu folgen, welche das verklärte überirdische Wesen an Christi damaliger Persönlichkeit getreulich an die Hand geben. Aber vor dem Tode wandelt er nach der Darstellung der

Bibel unter den Menschen wie Ihresgleichen, indeß er bei Klopstock schon hier durch seine vorherrschende Göttlichkeit wie durch die inmitten liegende Engelwelt von ihnen fast ganz geschieden ist.

Auch die Jünger stehen ihm nicht nahe genug; denn sie begreifen ihn nicht, und wenn sie ihn auch als Gottes Sohn bekennen, so verstehen sie das Wort nicht in der Herrlichkeit seiner vollen Bedeutung; die Engel aber, die seiner nicht bedürfen, kennen ihn, ingleichen die Seelen der Väter, die, man weiß nicht warum, am allerwenigsten bei Adam und Eva, den ersten Sündern, bereits höherer Gnaden gewürdigt sind. Wir können es an sich nicht tadeln, daß Klopstock die Geisterwelt in den Bereich seiner Dichtung zog. Daß der Mensch nicht das äußerste Glied bilde in der Kette erschaffener Wesen, ist eine jedem Denkenden nahe liegende Vermuthung; dem Dichter mußte es gestattet sein die Einkleidung zu benützen, welche das Juden- und Christenthum dieser Vermuthung gegeben hatte. Aber der Tadel ist wohl begründet, daß die Gebete, Lieder, Gespräche, Beobachtungen der Engel ungebührlich häufig die Geschichte unterbrechen und daß die Seraphs sammt den Seelen, wie sie in weitem Kreise das Kreuz umgeben, so überhaupt den Messias gar zu sehr verdecken. Diese Eigenthümlichkeit beruht aber freilich wieder auf der spiritualistischen Richtung des ganzen Werkes, oder, wenn wir wollen, der kirchlichen Dogmatik; dem leidenden Gott gebührte ein Publikum himmlischer Zuschauer. Wenn freilich diese feiernden Chöre nur nicht feierten im doppelten Sinne des Worts: wenn sie nur auch was thäten. Meinetwegen dürften sie, wie bei Milton, essen und trinken und hinge-

streckt auf Blumen sich an Unsterblichkeit und reiner Himmelsluft sättigen, gleich Homers leicht lebenden Göttern; aber das ewige Singen, Schauen, Staunen, in Betrachtung sich Verlieren macht die Lectüre durch Langweiligkeit oft wahrhaft unerträglich. Klopstock ist zwar der ernstlichen Ansicht, daß Gott die Engel sehr bei der Seligkeit der Menschen brauche, und so theilt er denn jedem Menschen einer neutestamentlichen Ansicht gemäß einen Schutzengel zu; ja Johannes hat zwei Schutzengel, und Ithuriel, der Engel des Verräthers Judas, wird dem Petrus noch beigegeben außer dem seinigen. Aber auch diese Schutzengel kommen nicht hinaus über Gefühle und Redensarten. Als Satan sich über Judas gebreitet hat, um ihn durch einen Traum zu bethören, da war des Jüngers Schutzgeist Seraph Ithuriel bei ihm: aber was that er? — er bebte und stand und sah zu Gott auf; dann schwebte er über des Jüngers Angesicht hin und ging dreimal vorbei, daß er erwache. Wie er aber fortschläft, verhüllt der Beschützer sein Antlitz und läßt seinen Schützling dem Satan als Beute; und als nun Judas zum Verräther geworden, da verläßt er mit Jesu Bewilligung den Sünder und will dereinst am Tag der Vergeltung gegen ihn zeugen. Als Marias Engel ihre starrenden Augen erblickte, wie sie Jesum vor dem Richtstuhl stehen sah: — nun da goß er ihr wohl Trost ins Herz? Ach nein! er wandte sein Antlitz. Ueberhaupt von keinem Engel in der ganzen Messiade wüßte ich eine wirkliche That anzuführen, außer daß einer einmal ein rufendes Kind seiner Mutter zurückbringt. Sie fliegen as Boten umher, oder singen und beten und gießen mit mädchenhafter Ueberschwänglichkeit sentimentale Empfindungen

aus. Eloa zerfließt in Entzückung, als er Gabriel kommen sieht:

Schnell mit brünstig eröffneten Armen, mit herzlichen Blicken
Eilten sie gegeneinander. Sie zitterten beide vor Freuden.

Gabriel erhebt sich, wie Jesus Johannes umarmt, mit leisen Lüften und sagt feurig zu Jesu: Umarme mich auch, wie du diesen umarmtest, Gottmensch, Erlöser! Zwar erkennt der Dichter auch unter ihnen eine Rangordnung an und gewisse Kennzeichen: er redet von den Geistern, die Duft, die Feuer, die Heitre, die Staub wie unsrer überkleidet; er berichtet, daß Schöne den Engeln gegeben sei, die auf den Stufen der Geister die nächsten den Seelen der Menschen stehen, und den erhabenern Herrlichkeit; er gibt die höchsten von ihnen dem Sohne und dem Vater zur Bedienung, jenem den Gabriel, diesem den Eloa, den erstgeschaffenen Engel. Aber all ihr Dienst beschränkt sich auf Botschaften, und Eloa insonderheit fliegt von Zeit zu Zeit mit der Posaune durch den Himmel und ruft als Herold die einzelnen Hauptabschnitte von Jesu Leiden aus. Wie wir auch diese Engel betrachten mögen, es fehlt ihnen durchaus an individuellen Zügen: alle glänzen, alle schweben, alle singen, alle beten, alle schmachten, alle langweilen.

Die Schuld fällt nicht auf den Dichter allein, sie fällt zum Theil auch auf die kirchliche Weltanschauung und ihre Unfähigkeit eine Geisterwelt zu bilden, die wie die griechische einen concreten plastischen Charakter trägt. Wie ist Individualität möglich ohne Geschlecht, ohne sittliche Unterschiede, ohne sinnliche Affecte, ohne eine gewisse Stärke des Eigenwillens? Die Persönlichkeit der Engel ist eine Zusammensetzung von lauter Verneinungen vermeintlicher

Fehler der Menschennatur. Weil man den Unterschied zwischen Mann und Frau als menschliche Unvollkommenheit nahm, so mußte dieser bei einer höhern Geisterordnung vor allem wegfallen; weil beim Menschen jeder abweichende Gedanke von Gottes Gesetz Verdammniß nach sich zog, so müssen die Engel auf alle Selbständigkeit des Willens verzichten; weil die Sinnlichkeit den Menschen von Gott abziehen soll, so kennen die Himmlischen keinen Trieb als das Verlangen Gott zu preisen und anzuschauen.

Darum bleiben uns auch Klopstocks Teufel anziehender als seine Engel, weil sie, wenn auch ihr Trotz unverständlich und unverständig genug ist, doch durch ihre selbstische Richtung mehr Charakter, mehr persönliche Eigenthümlichkeit haben. Im Allgemeinen ist Klopstock bei Schilderung des höllischen Reichs und seiner Bewohner seinem Vorbilde Milton getreuer geblieben als in der Zeichnung der Engel. Satan, der oberste Gott unsclavischer Geister, wie sie sich gerne zu sein rühmen, herrscht über ein wohlbevölkertes Reich; umgeben von seinem Hofstaate besteigt er im dampfenden Nebel den Thron, anerkannt und gefürchtet von allen, nur nicht von Adramelech, einem boshaftern Geiste als er selbst ist. Seit undenkbaren Jahren hatte dieser darauf gedacht, wie er sich zur Herrschaft erhübe. Wenn er etwas that, so that ers seinetwegen, nicht um Satans Reiche zu schützen. Satan plagt die einzelnen Menschen, wie den besessenen Samma, um nicht müßig zu sein: Adramelech möchte die vernünftigen Wesen zu ganzen Geschlechtern würgen und den Tod von einem Sterne zum andern tragen. Er möchte das Sterben der Geister erfinden, daß durch ihn auch Satan verginge; jener be-

schließt, des Messias Leib, dieser seine Seele zu tödten. Aber das Unterfangen beider gegen den Göttlichen ist eitel, ein Blick von ihm stürzt sie in ihr Nichts zurück; ja blosen Engeln gegenüber, wo diese in höherem Namen handeln, verrathen sie widerstrebend doch thatsächlich ihre Machtlosigkeit. Eloa jagt sie beide ins todte Meer, und in der Tiefe seiner Wellen dringt auf sie die fürchterliche Angst über Gottes Gericht ein, als der sterbende Erlöser nach ihnen hinblickt und damit der Schlange den Kopf zertritt. Da zermalmt Satan vor Qual einen der unterirdischen Felsen und kann kaum stammeln, als er seinem Feinde und Leidensgefährten Adramelech den Abgrund seines Herzens aufthut:

So sehr (sagt er u. a.) hat mich mein Jammer niedergeworfen,
Daß mich sogar der Anblick von deiner Qual nicht mehr froh macht.

Und jener faßt in der Verzweiflung Satan mit eisernen Händen und brüllt:

Hilf mir, ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderst,
Ungeheuer, dich an . . .
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Hasse dich hassen;
Itzt vermag ichs nicht mehr: auch dieß ist stechender Jammer.

Der niedergeschmetterte Stolze muß die Allmacht des Ewigen bekennen, muß es eingestehen, daß er nicht einmal den Namen dessen nennen darf, den er in seinem Uebermuthe für einen sterblichen Träumer ausgegeben hatte, welcher schlummernde Kranke wecke als wären es Todte. Neben diesen Geistern, die wirklich teuflisch genug sind, zählt die Hölle eine Unzahl anderer Bewohner, alle von eitlem selbstischem Trieb und Haß gegen ihren Schöpfer durchdrungen. Da will Moloch, der Krieger, vergeblich die

Hölle befestigen, die Magog eben so umsonst zu vernichten trachtet, und brauche er auch Ewigkeiten dazu, indeß Belielel, der traurige Geist, sich abmüht, die Gegend des Fluchs nach den Welten des Schöpfers umzubilden. Wiewohl auch die Hölle ist eine von Gott geschaffene Welt. In drei erschrecklichen Nächten schuf er sie, weil in unserer Welt, dem Schauplatz seiner Erbarmung, kein Raum für Orte der Qual war. Aber nachdem er sie geschaffen, wandte er von ihr sein Antlitz auf ewig. Unermeßliche dämmernde Räume, die die letzten Sterne der Schöpfung noch mit mattem Strahle durchirren, nennt Satan den Anfang seiner Herrschaft. Die Hölle selbst, in dichte Finsterniß gebannt,

Wälzt sich, keiner Ordnung gehorsam, auf und nieder,
Keinem Gesetze der langsamen oder schnellen Bewegung.

Kein Weg führt hinab in ihre schreckenden Tiefen, sondern dicht bei der Pforte, die von zwei starken Engeln bewacht wird, stürzen die Felsen unabsehlich hinab, durch träufelndes Feuer gespalten. Auch Satans unzählbare Geister singen, wie im Himmel die Engel, aber sie singen eigene Thaten unterm Getöse gespaltener dumpfer entheiligter Harfen, die zu Tönen des Todes verstimmt sind.

Zwischen Himmel und Hölle, zwischen Engeln und Teufeln bewegt sich pendelartig Klopstocks Phantasie, und kommt nur selten da, wo sie eigentlich immer still stehen sollte, auf Erden, beim Menschen, zur Ruhe. Der einzige Mensch in den zwei ersten Gesängen ist ein Besessener; und kaum suchen im dritten die Jünger ihren einsamen Meister, so flüchtet der Dichter gleich wieder zu deren Schutzengeln; während jene dann schlafen, bemühen

sich um Judas ein Teufel und ein Engel zugleich. Erst im vierten Gesang hören wir eigentlich Menschen reden, die berathenden Aeltesten und Priester; doch werden auch ihre Reden durch Reflexionen Satans und Ithuriels unterbrochen. Im fünften bilden die schlafenden Jünger die einzige menschliche Staffage. Wie nun vollends der Erlöser seinen Weg nach Golgatha antritt, verschwindet nahezu alles menschliche Publicum vor der Masse der Engel, die Eloa als Zeugen im Kreise versammelt, und der Väter, welche Gabriel von der Sonne herabgeführt hat. Kommen dazu noch die ungeborenen Seelen künftiger Geschlechter, und singen und preisen alle diese „himmlischen Leichengefährten" durcheinander, und schweben dann die auferstandenen Väter mit ihren neuen Leibern umher, diesem und jenem Lieblinge zu erscheinen, so sehnt sich unsre überreizte Phantasie mit wahrhaftem Heißhunger nach irdischer Speise, und wäre es auch nur das Thränenbrot der klagenden Jünger und Jüngerinnen. Da treten doch Menschen in den Vordergrund, wenn auch weinende, gebrochene, sterbende Menschen; und darum ist der zwölfte Gesang einer der anziehendsten, wogegen vom fünfzehnten an durch das Unmaß des Ueberirdischen sich die Langeweile des Lesers steigert und im zwanzigsten wahrhaft peinigend wird.

Wäre uns die seltsame Vorstellung von irdischer Unvollkommenheit nicht in der Jugend eingeimpft worden, so würde nur ein verschrobener Kopf diesen Schauplatz göttlicher Herrlichkeit, diesen fruchtbaren Boden, in dem wir mit allen Fasern unsres Seelenlebens wurzeln, in hochmüthiger Bornirtheit mißachten. Jeder menschliche Versuch eine schönere Welt auszumalen, zu dem wir doch von dieser

alle Farben borgen müssen, verläuft sich ins Abgeschmackte, jedes Bestreben eine vollkommenere auszuklügeln, verräth unerträglichen Dünkel. Den Himmel, das Urbild der Welten, der sich mitten in der Versammlung von Sonnen erhebt, und um den die Harmonien der Sphären ertönen, mußte Klopstock doch wieder mit Cedern, Ocean, Bergen, Wind und Wetter versehen, damit Schatten, Feuchte, Kühle, Abwechslung uns das ängstigende Gefühl benehme, von welchem wir bei der Vorstellung jener glänzenden Lichtwelt befallen werden. Und wenn er von dem Sterne spricht, den ein menschliches Brudergeschlecht bewohne, welches sündlos geblieben sei und folglich weder Altersschwäche noch Tod kenne, so kann er doch nicht auskommen ohne Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Liebende und Geliebte, Väter, Mütter und Ahnen: und alle diese Begriffe ohne Alter und Tod? Bei einiger Ueberlegung gewahrt man das Kindische eines solchen Gedankens. Hätte der Dichter sich liebend an seine Mutter Erde angeschlossen und seine wahren Brüder, die sterblichen Menschen, studirt, seine Bilder hätten zwar weniger Licht, aber mehr Farbe erhalten. Nun aber schweben wir, wie schon Schiller bemerkt, gleichsam um die zwei äußersten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte, den Menschen, lassen wir liegen. Mit Homer, sagt Scholl *), kommen wir um so leichter aus, weil selbst seine Götter Menschen sind, mit Klopstock um so weniger, weil er selbst sogar seine Menschen in Engel verflüchtigt. In den Gemälden seiner Menschen hat sich seine grelle Manier,

*) Die letzten hundert Jahre der vaterländischen Literatur Seite 151.

welche nur auf Effecte starker Lichter und Schatten berechnet ist, an ihm selbst gerächt. Es fehlt ihnen die Persönlichkeit, die wirkliche Seele. Ihre Handlungen sind selten motivirt, und die beiden großen Gruppen der guten und der bösen Menschen selten mit individuellem Leben erfüllt. Nicht einmal die Jünger in Wort und Handlung zu charakterisiren macht er einen ernstlichen Versuch: ein Engel zeigt und schildert sie, wo sie zum erstenmal auftreten, in Engelsmanier einem andern. Allerdings benützt der Dichter die Andeutungen der Bibel, und der sanfte Johannes, den Abadonna zuerst für Jesus hält und den Ischarioth haßt ob seines beständigen Lächelns, ist freilich ein anderer als der reflectirende Thomas, der durch seine ins Endlose hinausgesponnenen Zweifel ermüdet; aber über alle ist eben gleichmäßig jener mattherzige Ton der Sentimentalität gebreitet, der auserwählten Rüstzeugen des Herrn übel ansteht. Natürlich macht eine Ausnahme Judas, der Verräther; ihn am ersten noch hat er mehr ins Concrete gearbeitet, aber leider mit einem allzugroßen Strafmaß bedacht. Früher ein tugendhafter Jüngling, jedoch ohne sittliche Festigkeit, wähnt er sich allmählich durch eine größere Fülle von Liebe, die Jesus den andern Jüngern zuwende, zurückgesetzt; in neuerer Zeit wurzelte in ihm auch ein ungebührliches Verlangen nach Geld und Gut. An die beiden Regungen des Neides und der Habsucht knüpft Satan seine Versuchung an: er führt ihm im Traume die Gestalt seines todten Vaters vor Augen, der ihm neben den gesegneten Reichen der andern Jünger sein kleines künftiges Besitzthum zeigt, ein wildes, unbewohntes, steiniges, mit dürrem Gehölze durchwachsenes Ländchen. Aber um so mehr, mahnt

der Schatten, solle er den Meister durch Verrath nöthigen, daß er sein bisheriges Zögern ende und seine Herrschaft aufrichte. Da würde doch auch er sein Ländchen früher erhalten und durch Unternehmungsgeist dessen Ertrag verbessern können; dazu würden die Priester seine Hände mit Schätzen füllen. Nicht ohne Schaudern vor der angemutheten That läßt sich Judas, als er erwacht ist, nach gleicher Richtung von seinen Gedanken leiten. Wenn ein Gesicht sie gebeut, sagt er sich, so ist die Rache geheiligt. Er werde doch seine glücklichen Rivalen, noch ehe sie Könige seien, in Banden sehen; und ihr Freund Jesus werde nicht sterben; wenn er aber sterbe, nun so sei er ein Träumer gewesen. Die Priester seien ja auch Weise und handelten nach Mose Gesetz, und sie hätten ihn immer gehaßt. Als er nun aber nachher den Erfolg seines Verrathes sieht, da reißt ihn die Verzweiflung zum Selbstmord. Wer ein menschliches Herz im Busen trägt, empfindet für den verirrten Unglücklichen eine Regung des Mitleids, — nicht so der orthodoxe Dichter. Weil Judas den Erlöser zum Tod gebracht, und sich durch Selbstmord gegen Jehovah empört hat, muß mit raffinirter Grausamkeit der Todesengel Obaddon die aus dem Leichnam emporschwebende Seele erst zum Kreuze des blutenden Mittlers führen, dann ihr die Wohnungen der Seligen von ferne zeigen, und sie endlich zu ewiger Qual in die Hölle hinabstoßen.

Weniger noch als Judas verdienen die prinzipiellen Gegner des Messias jene Härte der Behandlung, mit welcher Klopstock sie heimsucht. Der Saducäische Hohepriester Kaiphas, der Pharisäer Philo, jener ein Lebemann, dieser ein ascetischer Eiferer, stimmen in ihrem Urtheil über Jesu Person

überein: beide halten ihn für einen Betrüger, Empörer, Volksverführer. Jener fürchtet für seine Priesterwürde, dieser für den mosaischen Glauben. Beide sind in ihrer Verblendung fanatisch, grausam und ungerecht, wie überall die conservative Partei gegen die Neuerer, die ihre Rechte und Vorurtheile gefährden. Der Leidenschaftlichere ist Philo, der Mann der Grundsätze, der Vertheidiger des Gesetzes; denn er streitet seiner Meinung nach für die Sache Gottes. Klopstock aber behandelt diese Männer wie verstockte Sünder, welche aus reinem Muthwillen gegen die erkannte Wahrheit das Kreuz predigen.

Unter den guten Menschen sind es besonders zwei Charaktere, die dem Leser mehr als gewöhnliche Theilnahme abnöthigen: Portia, des Pilatus gefühlvolle Gattin, und Cneus, der Hauptmann, der am Kreuze wie am Grabe die Wache hat. Steigert es schon das Interesse, wenn aus dem Stande der Gegner einzelne bedeutende Persönlichkeiten sich als Jünger bekennen, wie Nicodemus und Joseph von Arimathia, so müssen uns noch weit mehr diejenigen fesseln, welche aus völlig abweichenden Religionsansichten herüber sich zum neuen Glauben bekehren. Hätte nur Klopstock der freien Dichtung hier weitern Spielraum gegönnt und von verschiedenen Ständen und Völkern Einzelne ihre Vorurtheile gegen den Gott der Juden allmählich ablegen lassen. Mit diesen beiden Gestalten wenigstens hat er einen glücklichen Griff gethan. Frauen sind für das Neue, Frauen edlerer Art für religiöse Ideen empfänglich und hingebend an große, tugendhafte Menschen. Daß des Statthalters Gattin mit der ganzen Lebhaftigkeit des erregten weiblichen Gemüths für den verklagten Propheten

Partei ergreift, daß sie von der Standhaftigkeit, mit welcher der hohe Mann vor seinen Richtern steht, aufs heftigste sich bewegt fühlt, ist natürlich; daß sie die Mutter des großen Sohnes mit Entzückung betrachtet, ist weiblich; daß sie zur Bekennerin des neuen Gottes wird, den religiösen Ansichten der damaligen Römer so angemessen, daß ich keineswegs in das Urtheil derer einstimme, welche diesen Charakter modern-sentimental nennen. Fanden ja damals bekanntermassen tiefere Gemüther in der Haltlosigkeit der abgelebten Götterlehre eben so wenig Befriedigung, als in dem wuchernden Unglauben und seiner frivolen Genußsucht, so daß sie ägyptischem wie asiatischem und jedem neuen Cultus zugänglich waren, ja daß sie mitten in der Hauptstadt der Propaganda des Judenthums anheimfielen. Die Tempel der Götter drohten den Einsturz; es regte sich durch die Römerwelt, wie nie vorher in der Geschichte, ein Verlangen nach etwas Neuem, Besserem, welches Trost gewähre in den trübseligen Tagen der Gegenwart, wo mit der römischen Tugend und Sitte das römische Reich in Scherben zu gehen drohte; wo durch unüberwundene Zweifel philosophischer Kritik der Glaube der Menschheit an die ewigen Mächte unterhöhlt war und die Schiffbrüchigen an jedes Brett des Aberglaubens sich klammerten, um dem Untergang zu entrinnen, dem die menschliche Seele in einer entgötterten Welt unrettbar zur Beute wird. Sehnsucht nach einer neuen Religion zog wie ein klagender Lufthauch durch die unbefriedigten Herzen der Weltgebieter, die mitten in ihrem Ueberflusse sich elend fühlten. Wer das nicht begreifen kann, lenke den Blick auf die ähnlichen Erfahrungen unserer Tage, und er wird in der Zerrissenheit unserer

religiös-sittlichen Zustände, welche den damaligen römischen sehr nahe kommen, den Beleg dafür finden, daß eine Portia unter den Frauen, ein Eneus unter den Männern möglich waren. Allerdings hätten wir auch hier wieder mehr Handlung zu wünschen statt langer Herzensergüsse. Warum eilt des Statthalters Frau nicht lieber selbst zum Gemahl, ihn für das Leben des Schuldlosen anzuflehen? Warum schickt sie die Sclavin und erzählt der bekümmerten Maria mittlerweile ihren Traum, in welchem ihr Socrates über den Zustand nach dem Tode Belehrung gibt? Portias Traum hat von jeher Bewunderung gefunden; so schön und mäßig fließt hier die Sprache, würdig des erschienenen Geistes, nur daß gerade hier zu seiner Erzählung nicht Raum war.

Dieser Traum übrigens verstattet einen merkwürdigen Einblick in Klopstocks Denkweise. Legt er hier dem anerkannt weisesten Mann des Alterthums ein demüthiges Bekenntniß gemeinsamen Irrthums in den Mund, so gibt uns doch andrerseits die Stellung, die er jenseits der Gräber den Socrates einnehmen läßt, einen Fingerzeig, daß Klopstock bei aller sonstigen Rechtgläubigkeit nicht in sämmtliche Folgerungen des protestantischen Systems eingehen mochte. Allerdings treffen wir unter der zahllosen Schaar jener Seelen, die schon vor des Erlösers Tode in andern Welten beglückt sind, lauter biblische oder doch jüdische Personen von Adam und Eva bis auf den jüngst verstorbenen Benoni an. Aber Socrates ist doch so wenig, als die großen Männer des classischen Alterthums bei Dante, unter die Verdammten verwiesen, wie denn auch die

Seelen eben erst gestorbener frommer Heiden vom Cherub nachher zum Kreuze geführt und belohnt werden.

Socrates leidet nicht mehr von den Bösen (sagt jenes Traumgesicht zu Portia)! Elysium ist nicht,
Noch die Richter am nächtlichen Flusse! Das waren nur Bilder
Schwacher irrender Züge. Dort richtet ein anderer Richter,
Leuchten andere Sonnen, als in Elysiums Thale!
Zahl und Maaß und Wagschal, sie zählen, messen und wägen
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste
Sich ins Kleine! Wie fliegt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt, die meisten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders
Als wirs uns dachten! . . . . .

Das ist eine von den Stellen, die uns mit Klopstock für manches harte Urtheil aussöhnen und ein Zeugniß ablegen, daß ein humanes Billigkeitsgefühl sich auch durch den strengsten Glaubenszwang nicht völlig vertilgen läßt. Ueberliefert er doch auch die Christen, die um der Lehre willen Christen hinschlachteten, beim Weltgerichte so gut der Verdammniß als die Tyrannen und die Spötter, und gewährt den rationalistischen Halbchristen wenigstens Dämmerung statt der Nacht, mit der Hoffnung, daß dereinst auch früher der Tag für sie aufgehe; eine Ansicht, die er bei den Zeloten der Gegenwart schwerlich verantworten könnte, die aber recht deutlich darauf hinweist, wie selbst die Rechtgläubigkeit zu Klopstocks Tagen dem neuanbrechenden Humanitätszeitalter ihren Tribut zahlen mußte.

Wenn demnach die heutige Orthodoxie in die verwerfenden Urtheile über die Messiade mit einstimmt, so bin ich immer in Zweifel, ob ihre Abneigung rein auf

ästhetischer, nicht vielmehr zum großen Theil auf dogmatischer Grundlage ruht. Sie ärgert sich an des Dichters Toleranz so gut wie an seiner poetischen Keckheit, in welcher er den christlichen Himmel mit den Ergebnissen der Astronomie verschmolz, der Hölle Leiden ins Gemüth verlegte, einen Teufel zu begnadigen wagte und die Einheit Gottes spaltete. Hinwiederum wenn die unchristlichen Aesthetiker ihre Anklage meist auf die Länge der Reden und Kürze der Handlungen, auf die Sentimentalität der Stimmungen und mangelhafte Charakterzeichnung, auf den mehr lyrischen als epischen Ton der gesammten Dichtung beschränken, und derselben weniger seraphische als weltliche Färbung wünschen, so scheinen auch sie mir den Hauptgrund ihrer Antipathie zu verschweigen, nämlich den, daß Klopstocks protestantisch orthodoxe Richtung der Wissenschaft unserer Zeit schnurstracks zuwiderläuft. Die Neuen schmeicheln sich Christen zu sein, während sie von der ganzen himmlischen Botschaft sich fast nichts aneignen wollen als das Gebot allgemeiner Menschenliebe, wozu es gar keiner neuen Offenbarung bedurft hätte; die Conservativen ziehen von ihrem Standpunkte aus mit Recht die einfachen Berichte der Schrift von des Erlösers Tod und Auferstehung den Ausschmückungen des Poeten vor, durch welche der Christenglaube in wankenden Gemüthern mehr gefährdet als gestärkt würde. In Wahrheit ist z. B. der fünfte Gesang, wo Gott herniederfährt, über den Sohn Gericht zu halten, eine ziemlich gefährliche Klippe, nicht minder die genauen Schilderungen im elften, wie die Seelen vieler verstorbener Heiligen zur Auferstehung in ihre Gräber zurückkehren und sich mit ihren Leibern verbinden, und im

fünfzehnten und siebenzehnten, wie die Erstandenen verschiedenen Auserwählten in allerlei Gestalten erscheinen. Das sechzehnte, wo Jesus nach seiner Auferstehung auf Tabor über die Seelen der Neugestorbenen Gericht hält, muß für eine vom kirchlichen Gesichtspunkt nicht minder bedenkliche Episode angesehen werden; Adams lange Vision vom Weltgerichte thut der Erbauung Eintrag, und der zwanzigste Gesang, in welchem sich Jesus unter unerträglich langweiligen, schwerfaßlichen, in harten Silbenmaßen gedichteten Lobpreisungen von Chören der Seligen und Engel zum Himmel erhebt, bis er sich endlich zur Rechten des Vaters niedersetzt, ist nur zu sehr geeignet, den ganzen Eindruck der großen Dichtung gründlich zu verleiden. Daß nun der Leser einen gewissen Widerwillen von der Form auf den Stoff überträgt, erhält zumal bei einem religiösen Gedichte einige Wahrscheinlichkeit, daher die ziemlich bedingte Anerkennung der Strenggläubigen. Ein bedeutendes Gedicht, zumal ein Epos, wirkt auf die Masse immer stoffartig; Klopstock hatte Recht, wenn er den größten Theil des Beifalls von seinem Stoffe ableitete. Aber bei alledem erreichte er damit nur eine historische, nicht eine fortwirkende, lebendige Unsterblichkeit, weil seine Dichtung nicht über, sondern mitten in den religiösen Parteien steht, und jene empfindsame Mittelpartei, damals die herrschende, bereits völlig ausgestorben ist.

Bildeten doch schon unter seinen Zeitgenossen die Leute von Urtheil und Geschmack, die Lessing und Herder, und die Jugend von feurigem Aufschwung, die Göthe und Schiller, dem Jünger der Sionitin ein ergebeneres Publicum

als die Zionswächter. Denn sie erkannten in ihm, absehend von seiner eigenen dogmatischen Befangenheit, den großen Dichtergenius, der den reichen Schacht deutscher Sprache zuerst unter den Neuern eröffnete, der edel, bilderreich, kühn und erhaben unser Volk über die nüchterne Verstandesdichtung seiner Zeit mit gewaltigem Fluge hinweghob. Und wenn sie auch keineswegs blind waren gegen seine großartigen Fehler, deren schon Herder in dem „Gespräch eines Rabbi und eines Christen" die meisten andeutete, wenn sie namentlich im Ganzen den rechten epischen Geist vermißten, so empfanden und würdigten sie doch die großen Schönheiten des Gedichtes im Einzelnen. Es wäre unbillig, nachdem uns die gewaltigen Anstrengungen der Philosophie eine ganz neue Weltanschauung eröffnet, nachdem uns Göthe und Schiller poetische Ideale geschaffen haben, gegen welche die Klopstockischen nur Schemen sind, uns Spätlingen noch jene Begeisterung für den ersten Propheten der neuen deutschen Dichtkunst anmuthen zu wollen, mit welcher seine dankbaren Zeitgenossen ihn aufnahmen. Aber immerhin wird jeder Vorurtheilsfreie, jeder, dessen Abneigung gegen des Dichters Standpunkt nicht in Fanatismus ausgeschlagen ist, der Dichtung im Ganzen noch die Bewunderung zollen, die man einem geschichtlich wichtigen Denkmale schuldet, und von einzelnen ihrer Episoden sich noch mächtig angeregt fühlen. Abadonnas Verzweiflung und Begnadigung, Satans und Adramelechs ohnmächtiger Titanentrotz, Portias sehnsüchtige Glaubensfähigkeit, Semidas und Cidlis entsagende Liebe, in welcher Klopstock das schmerzlich süße Andenken an die eigene dahingeschiedene Gattin erneuerte, der Tod Marias, der Schwester

des Lazarus, das Gespräch Jesu und der Jünger in Emaus und so manche andere Lichtpunkte in der weitläufigen Dichtung verdienen es gar wohl, die Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln. Das deutsche Volk aber in der Masse der Gebildeten fühlt sich instinctmäßig zu fortdauernder Pietät gegen ein Werk verpflichtet, dem es einst so große Anregung im Gebiete der Religion, der Sitte, der Literatur verdankte, und das ihm vor allen Dingen nur durch die veränderte Weltanschauung ungenießbar geworden ist. Ehren und wahren wir solche wohlverdiente Hochachtung gegen einen unsrer hervorragendsten Geister, ohne das Publikum des Undanks anzuklagen, wenn es nicht mehr hinter Göthe in seiner Lectüre zurückgehen mag. Die Gründe für jene Pietät und diese Gleichgültigkeit gegen Klopstocks Messiade aufzusuchen und die gleichzeitige Berechtigung beider Erscheinungen nachzuweisen, war Zweck dieses Vortrags.



Ueber
Shakespeare's Hamlet.

Von

Dr. Heinrich Wölffel.

Es bedarf einer kurzen Rechtfertigung meines Unternehmens, bevor ich in den Gegenstand selbst eingehe, dessen erklärende Behandlung ich mir zur Aufgabe gestellt habe. Denn wie Hamlet von jeher für das größte aller Dramen des bewunderten englischen Dichters gegolten hat, so hat gerade dieses Stück auch das Interesse der Auslegung am häufigsten auf sich gelenkt, und selbst ein Göthe hat nicht umhin gekonnt, diesem Interesse in seiner Weise zu huldigen. Ist irgend Jemandens Urtheil in dieser Sache competent, so ist es gewiß das des Großmeisters deutscher Literatur und namentlich dramatischer Poesie. Auch ist Göthes Anschauung, man kann fast sagen, die allgemein herrschende geworden, und erst neuerlich wieder hat Gervinus, ihr sich anschließend, geradezu den Satz aufgestellt, daß, nachdem Göthe das Räthsel gelöst, kaum noch Jemand

gekannt sein könne, etwas zu seiner Erklärung zu sagen. Wenn ich nun trotz diesem Verdicte den Versuch wage, einen weiteren Beitrag zur Erklärung zu geben, so habe ich, wenn auch nur in kurzen Worten, vor Allem nachzuweisen, warum mir Göthes Ansicht dennoch der Sache kein volles Genüge zu thun scheint.

Bekanntlich faßt Göthe seine Anschauung von der Bedeutung unsers Stücks dahin zusammen, daß Shakespeare habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Dagegen habe ich folgende Bedenken. Für's Erste dürfte es zweifelhaft sein, ob Hamlet in diesem Falle der passende Held für eine Tragödie von so anerkannter Tiefe des Inhalts wäre, und jedenfalls bliebe unbegreiflich, wie ein solcher unsre Sympathie in so hohem Grade in Anspruch nehmen könnte. Denn Hamlet, in diesem Lichte besehen, würde nothwendig als ein von Natur und innerlich schwacher Charakter erscheinen müssen. Sein Schicksal möchte uns dann wohl bejammernswerth, er selbst aber würde uns jämmerlich vorkommen — und so finden wir Hamlet nicht. Der Held einer Tragödie darf höchst unglücklich, aber nicht schwach sein; es darf ihm weder an sittlicher Stärke noch an Thatkraft fehlen. — Ein Zweites ist, daß bei dieser Anschauung Ophelie gar keinen, oder doch nur einen sehr untergeordneten Platz findet, während der Dichter offenbar recht geflissentlich sie mit in den Vordergrund zu stellen bemüht ist, da er ihrem Schicksal so großen Raum gönnt. Dieß könnte er nicht thun, wenn nicht ihr Geschick mit dem Geschicke Hamlets bedeutungsvoll verbunden wäre. In der That werden wir schwerlich in Abrede stellen können,

daß sie es ist, die neben Hamlet am meisten unsre Theilnahme auf sich zieht. Göthe dagegen, wie er bei seiner Ansicht nicht anders kann, erklärt auch wirklich, daß sich über sie nicht viel sagen lasse. Er nimmt sie für ein Mädchen, dessen ganzes Wesen in reifer, süßer Sinnlichkeit schwebt, und dessen Herz durch die Grausamkeit ihres Geliebten gebrochen wird — ohne ihre Stellung innerhalb des Ganzen irgendwie zu motiviren oder auch nur anzugeben. Aber wie? sollen wir uns denken, daß sie allein eine müßige Figur im Spiele ist? Freilich, wenn sich's im ganzen Stücke nur um jene That handelt, dann ist sie und ihr Verhältniß zu Hamlet ziemlich weit entfernt von dem Hauptthema der Entwicklung, und ihre Rolle könnte nur unter die Nebenrollen gezählt werden, wenn sie nicht sogar als überflüssig und störend zu bezeichnen wäre. Aber das eben ist endlich die dritte Frage, die ich verneinen zu müssen glaube: ob denn wirklich jene That, die Hamlet obliegt, von dem Dichter zum Mittelpunkt ersehen ist und ob sie eine große genannt werden kann? An sich betrachtet, sollte man denken, könnte die Ermordung eines Bösewichts dieses Prädicat nicht verdienen. Die That mag unter Umständen schwer sein; eine große That setzt nicht bloß dieß, sondern auch einen größeren Zweck, als den der Rache oder der Bestrafung eines einzelnen Menschen voraus. Daß sie für Hamlet weder das Eine noch das Andere war, wäre leicht nachzuweisen und wird sich aus unsrer Entwicklung wohl von selbst ergeben.

Diese Bedenken dürften hinreichend sein, eine Abweichung von der Ansicht Göthes zu rechtfertigen.

Auch ist man in neuerer Zeit bereits mehrfach über

dieselbe hinausgegangen. So haben Hoffmann in Elberfeld und Sievers in Gotha geistreiche Abhandlungen veröffentlicht, und im Wesentlichen schon den Weg eingeschlagen, der auch mir der richtige scheint, indem sie Hamlets Thatlosigkeit nicht mehr aus seiner Natur, sondern aus seiner Zerrüttung erklärten. Nur hat jener dabei den Wendepunct in die Enthüllungen des Geistes allein, dieser allein in die Untreue der Mutter verlegt, und darin kann ich beiden nicht zustimmen. Auch haben sie beide für Ophelien keine rechte Stelle und behandeln sie ganz wie Göthe. — Hoffmann hat überdieß das Verdienst, zuerst auf das vorwiegende Eingreifen des Schicksals in unsrer Tragödie aufmerksam gemacht zu haben, wie es oft die Pläne und Absichten in ihr gerades Gegentheil verkehre. Diesen Gedanken hat jedoch Sievers mit zu großem Eifer und Nachdruck verfolgt, indem er sich bestrebt, überall die Ironie des Schicksals nachzuweisen und die einzelnen Standpuncte durch dasselbe sich in sich selbst auflösen zu lassen. Das Ende dabei ist, daß Hamlet, weil er die Einheit mit der Welt, welche das Allgemeine und darum das Gute sei, in sich aufhebe, nothwendig dem Bösen und Schlechten zum Raube werde. Diese Erklärung halte ich für gänzlich verfehlt. — Doch die Kürze der Zeit, welche diesem Vortrage zugemessen ist, gestattet nicht, bei der Aufzählung und Kritik vorhandener Ansichten zu verweilen. Lassen Sie mich also sofort zur Sache übergehen, um durch Entwicklung des Gegenstandes die eigne Ansicht zugleich darzulegen und zu begründen.

Ich beginne mit einer allgemeineren Betrachtung, die zum Verständniß der Natur Hamlets nicht überflüssig sein dürfte. — Hamlet ist dreißig Jahre alt; in der kräftigsten

Jugend blühend steht er eben an der Schwelle reifender Weltanschauung, abschließender Entwürfe, bestimmter Lebenszwecke. Auf diesem Puncte ist es, wo die Ideale des Jünglings am kräftigsten sich geltend machen und im feurigsten Kampf um ihre Existenz mit der Außenwelt ringen: das unbestimmte Streben des Ehrgeizes verlangt sein Ziel, das Wort der Liebe die Gegenantwort, die Begeisterung für das Vaterland ein Feld gemeinnütziger Wirksamkeit; — ein Schritt noch, und die Gränzmarke idealer Jugendträume liegt rückwärts, der Wanderer steht mitten im wirklichen Leben mit seinen Fruchtbäumen und Dornenhecken. Dieser Uebergang geschieht nicht ohne Verlust und Einbuße; denn die in's Land der Träume verschwindenden Ideale sind keine Chimären, es sind die unabweisbaren Forderungen edler Menschenbestimmung. Wem nun das Loos auch freundlich gefallen ist, muß doch erfahren, daß das Leben kein harmloser Gang durch die Gärten der Hesperiden, sondern ein Kampf der Selbstbewahrung ist in dem Widerstreit ewiger Principien und zeitlicher Verhältnisse voll Mängel und Gebrechen. Am leichtesten kommt da freilich zurecht, wer seine Ideale zu dem Unwerth bloßer Gedankendinge herabsetzen und die Welt ohne Scrupel und Aergerniß nehmen kann, wie sie ist; er macht und fühlt sich heimisch in ihr trotz alledem; den practischen Naturen gehört die Welt. Aber es gibt auch feiner organisirte Naturen, deren eigentliche Heimat eben in jener Welt der Ideale ist, die mit dem ersten Schritt in die Wirklichkeit sich zur Flucht zu wenden droht. Für sie ist der Kampf mit der Außenwelt, wo immer und so weit sie ihren Idealen widerstreitet, ein durchaus nothwendiger, wenn auch nur inner-

lich geführter; denn es gilt in Wahrheit ihre Selbstbewahrung; sie müßten, wollten sie auf ihre Ideale verzichten, auch sich selbst aufgeben. Im entscheidenden Falle ziehen sie sich daher lieber in sich zurück; und nicht geboren, die Welt zu besitzen, weil sie trotz ihres innern Berufes sie einzurichten unfähig sind, wird ihnen das Leben nur dann nicht zur Last, wenn die Geschicke nicht mit zu herben Schlägen ihre innere Welt zertrümmern. — Welcher von diesen beiden Klassen Hamlet angehört, wird uns bald und entschieden klar werden, wenn wir uns sein Verhalten vorüberführen, das er inmitten der Katastrophe, die über ihn hereingebrochen ist, beobachtet.

Hamlet, den beschränkten Gesichtskreis der Heimat zu erweitern, ist auf die hohe Schule gen Wittenberg gezogen; diesen Ort des Aufgangs geistiger Befreiung von dem Joche hierarchischen Scheinwesens. Noch ist er nur beschäftigt mit dem Ausbau seiner Bildung, mit der Befriedigung seines Durstes nach Wahrheit und Erkenntniß, mit der Erhebung seiner Seele an sittlichen Idealen und großen weltgeschichtlichen Charakteren und Ereignissen. Getragen bis jetzt von einer freundlichen Gegenwart hat der Königssohn weder Gelegenheit noch Aufruf zur That gehabt; denn sein Vaterland ist stark und geachtet nach Außen, Norwegen ist, vor 30 Jahren bezwungen, in Schranken gewiesen, die es seitdem nicht wieder überschritten; England erkennt Vasallenpflicht; und unter seines edlen Vaters mildem Scepter ist Dänemark auch im Innern glücklich. Mitten in diese Klarheit und Stille der immer reicheren Entfaltung und größeren Vertiefung seines inneren Lebens trifft wie ein Donnerkeil aus heiterem Himmel die überraschende und

ganz unerwartete Nachricht von dem Tode seines Vaters, den ein plötzliches Geschick dahin gerafft hat. Der Biß einer Schlange, während der König in seinem Garten schlief, sollte tödtlich für ihn geworden sein. Ein solches Ereigniß, wenn es unter allen Umständen schmerzlich und erschütternd ist, wird doch, wo es so ganz gegen alle Berechnung und Vermuthung eintritt, noch von einem Schauer besonderer Art begleitet. Es überkommt die Seele des Betroffenen die Ahnung einer geheimnißvoll wirkenden feindseligen Macht und mitten in der stillen, weil unaussprechlichen Trauer über den erlittenen Verlust kann sie sich nicht erwehren, daß nicht mit dem Gram zugleich der Keim brütenden Grolles gegen das unbegreifliche Geschick in die Tiefe des Herzens sich einsenke. Daß dieser Keim nicht auch Wurzel fasse und zur Entwicklung gelange, wird nur dann verhütet, wenn mildere Fügungen die bitteren Nahrungssäfte des Bodens umwandeln, der jetzt von Schmerz gefurcht, und von Gram und Kummer bethaut ist. Und Hamlets Seele ist durch und durch erschüttert; denn nicht den liebenden Vater allein, nicht den Schirm und Halt nur seines äußeren Lebens, — auch das Musterbild aller Mannestugend, an dem er mit der innigsten Verehrung hinaufzuschauen gewohnt war, auch das bestätigende Siegel seiner inneren idealen Welt hat er mit seinem Vater verloren.

Er war ein *Mann*, nehmt Alles nur in Allem,

sagt er bei der Begegnung zu seinem Freund Horatio, der die *Herrschertugend* des abgeschiedenen Königs rühmte, und trauernd setzt er hinzu:

ich werde nimmer seines Gleichen sehn.

Im tiefsten Leide also kehrt Hamlet von Wittenberg in die Heimat zurück, um der Leichenfeier seines Vaters beizuwohnen; im tiefsten Leide findet er auch seine ehrwürdige, von ihm nicht minder innig geliebte Mutter. Es mußte ihm und konnte ihm nur gerecht und natürlich erscheinen, daß sie, wie Niobe, ganz Thränen, seines Vaters Leiche folgte. War er doch solch ein trefflicher Monarch; — und so seine Gattin liebend, daß er des Himmels Winde nicht zu rauh ihr Antlitz ließ berühren; — und hing sie selbst doch auch an ihm, als stieg der Wachsthum ihrer Lust mit dem, was ihre Kost war. —

Aber da nun die letzte Ehre dem Todten erwiesen und der Gegenstand der allgemeinen Trauer unter schweren Marmorkiefern eingeurnt ist, tritt der Tag in sein Recht und Dänemarks Zukunft verlangt einen neuen König. Wer wird, dem Vorangegangenen ein würdiger Nachfolger, der Erwählte des Volkes sein? Prinz Hamlet, obwohl das Reich ein Wahlreich ist, hat dennoch das nächste Anrecht und die gegründetsten Aussichten. Denn wie das Volk seinem edlen Vater in treuer Verehrung ergeben war, so hatte es sich längst gewöhnt, ihn selbst als den Stern der Zukunft zu betrachten, und hing an ihm mit eben so großer Liebe, als zuversichtlicher Erwartung. Und wie sollt' es auch nicht? Geschmückt mit allen Herrschertugenden, die das Wohl des Volkes unter seiner Regierung zu verbürgen schienen, ragte er ja so sehr vor allen Andern hervor, daß er, der mit Recht des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge und des Kriegers Arm zugleich genannt werden mochte, das Merkziel aller Betrachter sein mußte, wie er des Staates Blum' und Hoffnung war. Hamlet ist nicht

ehrgeizig; „o Gott“ — sagt er den lauernden Schulgesellen auf diese Unterstellung hin — „ich könnte in eine Nußschale eingesperrt sein, und mich für einen König von unermeßlichem Gebiete halten“; — aber er hatte sichere Hoffnungen und hatte gewiß auch schon daran gedacht, sich dereinst seinem Volke höchst königlich zu bewähren. Was etwa die gegenseitige Liebe zwischen Mutter und Sohn an Tröstung über den herben Verlust noch vermissen ließ, das konnte die große Aufgabe der Sorge für das gemeine Beste, das konnte die edle Nacheiferung ersetzen, mit der er seines Vaters Gedächtniß durch sich selbst in ungeschmälerten Ehren zu erhalten würde bemüht gewesen sein. Dabei blieb das Bild des Entrissenen im Glanze seines Ruhmes gegenwärtig und die Zeit hätte ihren heilenden Balsam auf die Wunde gelegt, die jetzt noch so frisch blutete.

Aber es sollte nicht so sein; das Geschick hatte für Hamlet noch tieferes Leid, noch schärfer einschneidenden Schmerz vorbehalten; und schon die nächsten Wochen sollten das Entsetzliche bringen, das mit der Zerstörung aller seiner Hoffnungen auch das unantastbare Heiligthum seiner innern Welt bis zur Vernichtung erschüttern mußte. Vor seinen Augen zu sehen, wie der eigene Oheim, ein Mann, der neben seinem Vater wie ein Satyr neben Apollo, oder wie der bis jetzt noch namen- und thatenlose Hamlet selbst neben Hercules, dem tugend- und thatenberühmten Halbgott, d. h. ein Mann, der auch nicht das Geringste an königlichen Eigenschaften aufzuweisen hatte, was ihn an seines Vaters Stelle zu treten berechtigen könnte: — zu sehen, wie dieser Mann sich zwischen seine Hoffnungen und die Erwählung eindrängt, wie er die Großen des Reiches

mit allen schmeichlerischen, tückischen Künsten meisterhafter Verschlagenheit und kluger Berechnung für seine Zwecke zu gewinnen weiß; ja mehr noch — mit ansehen zu müssen, wie dieser verhaßte Mann um seine geliebte Mutter wirbt, wie sie selbst seine Bewerbung nicht von sich weist, wie sie, die er als Ideal treuer Gattenliebe zu verehren gewohnt war, einem solchen Manne sogar freundlich entgegenkommt, wie sie endlich aller Scheu vergessend, die schon das natürliche Gefühl ihr hätte gebieten müssen, in hastigem Entschluß ihm die Hand zum neuen Ehebündniß reicht, durch welches zwar sie zum zweitenmal zur Königin erhoben, aber auch ihr Sohn des Thrones beraubt, ihre eigne Ehre beschimpft und das Andenken des verstorbenen Gemahls, des hochgefeierten Königs in den Staub getreten wurde — und zu denken, daß dieß Alles jetzt, in diesen Wochen der tiefsten und allgemeinen Trauer, nach einem kurzen Mond geschehen kann,

— bevor die Schuh verbraucht,
Womit sie seines Vaters Leiche folgte;
Bevor das Salz höchst frevelhafter Thränen
Der wunden Augen Röthe noch verließ — —

das ist zu viel für Hamlets Gemüth, das vom Glauben an das sittlich Ideale lebt, zu viel, um ihn nicht im innersten Mark seines Lebens zu vergiften und zu verbittern, um ihn nicht zur Empfindung des Eckels an der Welt und ihrem Treiben, zum Ueberdruß am eigenen, werthlos gewordenen, weil schmachbedeckten und zur Ruhmlosigkeit erniedrigten Leben, ja bis zum Rand der Verzweiflung zu führen, die in Verbitterung des Herzens an Natur, Vernunft und edler Menschengesittung völlig irre wird. Und doch ist in Hamlets Stimmung trotz dem zeitweiligen Un-

gestüm der Bitterkeit und Verzweiflung noch eine vorherrschend elegische, traurig sinnende, ja weiche und milde Richtung. Mit dem Ausruf: „Schwachheit, dein Nam' ist Weib!" — setzt er zwar seine Mutter, der er vorher als einem Ideale ächter Weiblichkeit einen ausgezeichneten Rang eingeräumt hatte, nun zu einer gewöhnlichen, alltäglichen Erscheinung herab, — entschuldigt sie aber auch zu gleicher Zeit, indem er ihr Vergehen aus der allgemeinen Gebrechlichkeit des Geschlechts ableitet. Und wenn er auch, da seine Mutter ihn mahnt, von der Trauer zu lassen, und ihn mit der gemeinen Rede trösten will:

Du weißt, es ist gemein: was lebt muß sterben, —

im innersten Herzen empört das Wort gegen ihre eigne Gemeinheit in Rede und Thun wendet

Ja, gnäd'ge Frau, es ist gemein, —

wenn er auch, da sie in ihrer Harthörigkeit ihn nicht versteht oder nicht verstehen will, auf ihre weitere Frage:

Nun wohl, weswegen scheint es so besonders dir?

schneidend scharf entgegenantwortet:

Scheint, gnäd'ge Frau? nein, ist; mir gilt kein scheint,

so fährt er doch auch sogleich wieder weicher und milder gestimmt fort:

Nicht blos mein düstrer Mantel, gute Mutter,
Noch die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz,
Noch stürmisches Geseufz beklemmten Odems,
Noch auch im Auge der ergieb'ge Strom,
Noch die gebeugte Haltung des Gesichts
Sammt aller Sitte, Art, Gestalt des Grams
Ist das, was wahr mich kund giebt; dieß scheint wirklich:
Es sind Geberden, die man spielen könnte.
Was über allen Schein, trag' ich in mir;
All dieß ist nur des Kummers Kleid und Zier.

Wiewohl freilich auch in diesen Worten wieder die Bitterkeit seines Herzens sich hervordrängt und herb genug auf die Heuchelei seiner Mutter und ihre höchst frevelhaften Thränen angespielt ist. Es muß indeß schon hier bemerkt werden, daß Hamlet die Dolche, die er für Andere geschliffen, stets sich selbst auch und zunächst sich selbst ins Herz bohrt; ja manchmal sind sie so spitz und fein, daß die, welche getroffen werden sollten, in ihrer Stumpfheit frei ausgehen, während ihm selbst das Herz grausam zerfleischt wird. Es ist die Art solcher Naturen, die mehr nach innen, als nach außen leben, daß sie nur Wenige in die Genossenschaft ihres innern Lebens ziehen; mit Vielen vertraut sein, würde ihre Innerlichkeit stören, würde sie aus sich selbst herausscheuchen. Je edler nun solche Naturen von Gemüth sind, desto rückhaltloser und vertrauensvoller geben sie sich hin, indem sie sich gerade mit den tiefsten Wurzeln ihres Seins in den Gegenstand ihres Vertrauens hinüberpflanzen. Tritt aber dann der unglückliche Fall ein, daß sie sich getäuscht finden, so ist ihre Gemüthslage auch um so verzweifelter, je mehr ihre Welt auf dieses Verhältniß beschränkt, auf dieses Vertrauen gegründet war. Mehr verletzt als beleidigt, mehr gekränkt als aufgebracht, und dabei unfähig den Weg gemeiner Rache zu gehen, um sich zu behaupten, kehren sie nothwendig den Stachel ihres Leides zunächst stets gegen sich selbst. Nur die eine Genugthuung, gleich erforderlich zu ihrer Lebensfristung wie zur Rechtfertigung ihres veränderten Verhaltens, können sie sich nicht versagen, den Gegenstand, an dem ihre Seele mit solcher Zuversicht hing und von dem sie so bitter getäuscht wurde, wenigstens wissen zu lassen, wie tief die

geschlagene Wunde, wie herb die gemachte Erfahrung sei. Unmöglich ist's, daß dabei nicht die Bitterkeit des inneren Leidens, ohne alle Absicht der Rache, als Anklage hervorbreche, aber die vorherrschende Stimmung wird die der Trauer, des Grams, der Klage um den verlornen Glauben sein.

So sehen wir Hamlet am Anfange des Stücks seine Mutter gegenüber. Daß er dem König, seinem Oheim, der eben im Prunke angemaßter Majestät vor seinem Hofe die innere Gemeinheit durch gespreizte Worte zu verdecken sucht, daß er diesem frechen Thronräuber und niedrigen Verführer seiner Mutter gegenüber nur kalten Hohn und trotzige Verschlossenheit beweist, ist leicht begreiflich. Weniger begreiflich könnte es scheinen, was ihn selbst in dieser Lage, da sein ganzes Leben, Gegenwart und Zukunft, zertrümmert scheint, überhaupt noch aufrecht erhält. Warum weist er den sich aufdrängenden Gedanken an Selbstmord sofort zurück? Warum willigt er, und wie er sagt, gerne gehorchend auf die Bitte seiner Mutter ein, an diesem Hofe, in dieser Umgebung ein verhaßtes, gedemüthigtes, täglich neu gekränktes Leben zu führen, statt nach Wittenberg, wie er vorhatte, zurückzukehren? Warum kommt er am Schlusse der unmuthigen Betrachtung seiner Lage doch nur zu dem Ausruf:

Es ist nicht, und es wird auch nimmer gut,
Doch brich, mein Herz! denn schweigen muß mein Mund. ?

Das ist nicht die Rede eines gänzlich Verzweifelnden; es ist die Rede der Wehmuth, die noch nicht alle Hoffnung, noch nicht allen Anspruch an das Leben aufgegeben hat.

Was Hamlet in dieser Zeit der leidenvollsten Er-

fahrungen aufrecht hält, was ihn die Heimat dem Aufenthalt in Wittenberg doch noch vorziehen läßt, was ihn vor völliger Trostlosigkeit und Entmuthigung bewahrt, — ist einzig seine Liebe zu Ophelien. Mehr wie je ist sie in dieser Zeit der Abgott seiner Seele, der einzige Anker seines Lebens geworden. In sie allein hat er seine ganze Welt sittlicher Ideale, seinen Glauben an den Adel und die Würde des Menschen, und namentlich an weibliche Größe und Tugend herüber geflüchtet, nachdem im eignen Hause jeder Halt für ihn zusammengebrochen war. Sie ist ihm die himmlische Ophelia; an sie hat er gerade in dieser Zeit den Brief geschrieben, der so deutlich die Spuren tief nagenden Kummers an sich trägt.

> O liebe Ophelia, schließt er, es gelingt mir schlecht mit dem Sylbenmaße; ich besitze die Kunst nicht, meine Seufzer zu messen, aber daß ich dich bestens liebe, o Allerbeste, das glaube mir. Leb wohl.
>
> Der Deinige auf ewig, theuerstes Fräulein, so lange diese Maschine ihm zugehört. Hamlet.

Wohl ihm, wenn dieser einzig ihm übrig gebliebene Anker hält, wenn nicht auch er sich trüglich erweist. Er wird seiner nur zu sehr bedürfen, um den schwankenden Nachen seines inneren Lebens in dem rasenden Sturme seines Geschicks vor gänzlichem Zerscheitern zu bewahren. Denn eben hat sein Freund Horatio seine Seele in neue Unruhe gestürzt mit der Nachricht, daß seines Vaters Geist in Waffen, blaß, mit einer Miene mehr des Leidens als des Zorns, auf der Terasse, wo sie Wache hielten, erschienen sei. Hamlet vermuthet was von argen Ränken; sein Geschick scheint noch nicht erfüllt.

Aber Ophelia ist die Tochter des alten, unterthänigen, in den Ränken des Hoflebens ergrauten, dem gegenwärtigen König durch vertrauliche, ergebene Dienste werthgewordenen Hofmannes Polonius; sie ist die Schwester des kecken, ehrsüchtigen, abenteuernden Jünglings Laertes, dessen Denken und Wünschen dem ausländischen Wesen des heiteren Frankreichs mehr zugewendet ist, als der nordischen Heimat. Und nun kommt dieser, und verdächtigt ihr Hamlets Liebe als blosses Getändel, als Spiel des Bluts, als unbeständige, flüchtige Neigung des Augenblicks; ja er verdächtigt mit einem „vielleicht" und „bis jetzt" selbst die Aufrichtigkeit Hamlets und die Tugend seines Willens; er mahnt sie an die trennende Kluft des Ranges und daß an eine Heirath doch nicht zu denken sei; er warnt sie, auf ihrer Hut zu sein, daß sie ihr Herz nicht verliere und ihre Ehre zugleich, und empfiehlt ihr zuletzt die Furcht vor Hamlets ungestümen Dringen als das sicherste Schutzmittel ihrer jungfräulichen Tugend. — Und Ophelia? — Kennt sie Hamlet nicht besser? muß sie ihn nicht besser kennen? hat sie kein stolzes Wort, keinen gekränkten Blick zu seiner Vertheidigung? O nein — sie lauscht nachdenklich den Worten des Bruders und verspricht ihm, den Sinn so guter Lehre zu bewahren als Wächter ihrer Brust; ja sie überliefert ihm sogar die Oberaufsicht über ihr künftiges Benehmen gegen Hamlet, indem sie ihm zum Abschied versichert, was er ihr gesagt, das sei in ihr Gedächtniß fest verschlossen und —

Ihr sollt selbst den Schlüssel dazu führen.

Und nun kommt ihr Vater und läßt sie hart an wegen ihres bisher doch geduldeten Verhältnisses zu Hamlet. Da

wehrt sie sich freilich gegen den Verdacht, als ob sie bei diesem Verhältniß sich selbst nicht so klar verstehe, als ihrer Ehre gezieme. Aber es geschieht eben nur zu ihrer eignen Rechtfertigung, wenn sie von Hamlet sagt:

Er hat mit seiner Lieb in mich gedrungen
In aller Ehr und Sitte;
Und hat sein Wort beglaubigt, lieber Herr,
Beinah durch jeden heil'gen Schwur des Himmels.

Und als nun der redselige, in solchen Fährlichkeiten besser bewanderte alte Mann, der offenbar nur um der Gunst des Königs willen in wahren Feuereifer gegen Hamlet geräth, seine Tochter ein dummes Ding schilt, ihr Hamlets Schwüre als bloße Fürsprecher sündlicher Gelüste darstellt, und ihr zuletzt rundweg allen und jeden ferneren Verkehr mit Prinz Hamlet verbietet — da fügt sie sich eben so leicht und eben so willig, als sie vorher ihrem Bruder das Versprechen der Vorsicht gegeben; ohne alle Widerrede, ohne Klage selbst um den drohenden Verlust, ja ohne die leiseste Andeutung nur, daß sie, ungläubig gegen die Worte der beiden, ein ganz anderes reineres edleres Bild von Hamlet im liebebeglückten Herzen trage. Es kostet ihr wenig genug, so muß man glauben, auf die Anträge von Hamlets Zuneigung, die er ihr gemacht, und von denen sie nicht weiß was sie denken soll, zu verzichten; ja es bleibt sogar zweifelhaft, ob sie auch ihrerseits Hamlet wirklich liebt. Wir erfahren nur, daß sie sich seine Liebeswerbung gefallen ließ, — kein Wort verräth ihre eigne Neigung.

So viel indeß ist hier schon gewiß, daß Ophelia ein unschuldiges zwar, aber auch ein schwaches, schwankendes, unselbständiges Mädchen ist, — daß sie, wenn sie liebt,

doch nicht jene Größe der Seele besitzt, welche das Gebot ihrer Liebe, und wär' es auch im Entsagen, kleinlichen und unwerthen Rücksichten überzuordnen versteht, daß sie endlich überhaupt nicht jene tiefe, innige Empfindung der Liebe besitzt, die als das Leben des Lebens zweifellos an sich selbst und darum auch zweifellos an dem Geliebten ist. Hamlet selbst muß im Umgange etwas Scheues Schwankendes Unsicheres an ihr wahrgenommen haben; er deutet es als Zweifel an seiner Liebe — warum hätte er ihr sonst geschrieben:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht.

Aber wie steht es dann um Hamlet, der wie in Allem so auch in der Liebe nur das Ideale gelten läßt? der folglich die Liebe nur kennt als tiefste und höchste Fülle der Seele, als lauterste, zweifellose, völlige Hingebung und zugleich als beseligendes Wiederfinden des eignen Lebens in dem Geliebten? Ist diese schwache, in sich selbst unsichere Jungfrau, die mehr Glauben an ihren Bruder als Vertrauen zu ihm, mehr Willigkeit gegen ihren Vater als Anhänglichkeit an ihren Geliebten verräth, die kein Wort zu seiner Vertheidigung zu finden weiß, da man ihn niedriger gemeiner Absichten beschuldigt — ist dieß die himmlische Ophelia, an die Hamlet glaubt, die er in seinem Sinne die Allerbeste nennt, in seinem Sinne bestens liebt, zum Abgott seiner Seele sie erhebend? Ist das die starke Liebe, an deren Ankertau der arme, tief gestürzte, jetzt schon fast verzweifelnde Hamlet zu neuer Lebensfreudigkeit emporklimmen kann? Wir fürchten sehr,

und die Ahnung kann uns kaum trügen, daß er sich auch hier in der Zuversicht seiner Voraussetzung, in der Befriedigung seines idealen Bedürfnisses getäuscht finden wird, und daß diese letzte und härteste Erfahrung ihn mehr oder minder überwältigend treffen muß.

Und in der That, früh genug sollte er darauf vorbereitet werden. Noch an dem nämlichen Tage, nachdem er eben mit Horatio verabredet, um Mitternacht auf die Wache kommen zu wollen, um den Geist, wenn er wieder erschiene, anzureden — noch an diesem Abend, vielleicht um der neuen Aufregung durch ein Gegengewicht Herr zu werden, schreibt er an Ophelien. Aber Ophelia, dem eben erhaltenen Befehle gemäß, weist den Brief ab; der Bote bringt den Brief zurück. Es war das erstemal; so ganz unvorbereitet und unerwartet, wie es kam, mußte es Hamlet in Verwunderung und Bestürzung, bei längerem Nachdenken in die Unruhe qualvollen Zweifels versetzen. Daß Ophelia es nicht freiwillig gethan, daß hier ein Befehl ihres Vaters dazwischen liege, ist ihm freilich gewiß; aber schon dieser unterwürfige Gehorsam gegen einen solchen Vater trübt ihm das ideale Bild, das er sich von Ophelien gemacht. Betäubt, zerstreut, ohne alle Spannung des Gemüths für die Erscheinung des Geistes, tritt er zu den Freunden auf der Terrasse. Er spricht vom Wetter, fragt nach der Uhr, und läßt sich, da man den Lärm des Gelages vom Schlosse hört, weitläufig und verdrüßlich über die Unsitte dieses schwindelköpfigen Zechens aus, das den Werth der Nation im Auslande herabsetze — um zuletzt in trüben, gedehnten, düster brütenden Worten, wobei er

offenbar seine Mutter und Ophelien im Sinne hat, hinzuzufügen:

So geht es oft mit einzeln Menschen auch,
Daß sie durch ein Naturmaal, das sie schändet, —
— Auch wohl durch Angewöhnung, die zu sehr
Den Schein gefäll'ger Sitten überrostet —
Daß diese Menschen, sag ich, welche so
Von Einem Fehler das Gepräge tragen,
(Sei's Farbe der Natur, sei's Fleck des Zufalls)
Und wären ihre Tugenden so rein,
Wie Gnade sonst, so zahllos, wie ein Mensch
Sie tragen mag: in dem gemeinen Tadel
Steckt der besondre Fehl sie doch mit an;
Der Gran von Schlechtem wird des edlen Werthes
Selbst aus 'nem Zweifel bis zur Schmach —

Da erscheint der Geist und schreckt ihn heraus aus seinen grübelnden Gedanken, und wirft ihn in solches Grausen, daß von Entsetzen geschüttelt die kleinste Ader seines Leibes so stark wird als Sehnen des Nemeer Löwen. Er redet sie an, die fragwürdige Gestalt, aber er erhält keine Antwort, es winkt ihm hinweg, und was da komme, er folgt ihm, er muß ihm folgen, denn er ahnet, daß sein Schicksal ruft, daß er noch mehr erfahren soll, und er muß Gewißheit haben und gälte es auch sein Leben; — sein Leben? ha, er achtet es jetzt schon keiner Nadel werth nach der eben auch an Ophelien gemachten Erfahrung. Der Geist führt ihn an einen entlegenen Ort und hier erfährt nun Hamlet die grauenvolle Kunde, daß sein Vater, sein edler Vater unter namenlosen Qualen verdammt ist zu fasten in der Gluth, bis die Verbrechen seiner Zeitlichkeit hinweggeläutert sind, weil er, durch Saft verfluchten Bilsenkrauts heimtückisch ermordet, in seiner Sünden Blüthe hingerafft, ohne Nachtmahl, ungebeichtet, ohne Oelung, die

Rechnung nicht geschlossen, mit aller Schuld auf seinem Haupt ins Gericht gesendet ward. Hier erfährt Hamlet, daß seine Mutter, die er bisher immer noch entschuldigt hatte mit der allgemeinen Gebrechlichkeit des Geschlechts, mit einem Uebermaß in der Mischung des Bluts, das Dämm' und Schanzen der Vernunft oft einbricht, daß sie, ja sie, die scheinbar tugendsame Königin, schon bei Lebzeiten ihres Gemahls die Treue des Herzens ihm gebrochen und von ihm ab sich wendend ihren Willen wenigstens zu schnöder Lust gewinnen ließ, daß sie nach Wegwurf haschend innerlich unsittlich geworden ist. Und dieser Wegwurf, der Bube, der mit verruchter Bosheit das doppelte Verbrechen der Ermordung seines Vaters und der Verführung seiner Mutter zum schmachvollsten Ehebruch begangen hat, das ist der lächelnde, verdammte Schurke, der jetzt auf Dänemarks Throne sitzt, sein Oheim.

Diese schaudervolle Kunde, wie kann sie anders, als zerschmetternd, vernichtend auf Hamlet wirken? Raubt sie ihm doch den letzten Rest seines Glaubens an die Wirklichkeit, wenn auch nicht an die Wahrheit sittlicher Ideale; läßt sie ihm doch nicht den geringsten Hoffnungsschimmer möglicher Entschuldigung; zieht sie doch selbst seines Vaters ideales Bild, das er so heilig im Herzen getragen, in die Herabwürdigung der Sünde. In sich gebrochen, vernichtet steht Hamlet, und zugleich außer sich vor Wuth und Entsetzen; er muß seinem Herzen zurufen, zu halten; sein Kopf ist ein zerstörter, wüster Ball, in dem kaum noch Gedächtniß haust. Ja, wegwischen will er von der Tafel der Erinnerung alle Bilder, die Jugend einschrieb und Beobachtung, für ihn ist's aus mit allen sittlichen Idealen;

und leben soll im Buche seines Hirnes ganz allein das wohlbegründete Gebot des Geistes, ihn zu rächen,

Daß Dänmarks königliches Bett kein Lager
Für Blutschand und verruchte Wollust sei;

ein Gebot, das in seiner Unausweichlichkeit zugleich so entsetzlich für ihn ist, da es stets den Ruin seiner innern Welt, die Zerstörung seiner Lebensquelle in sich schließt. Ist's zu verwundern, wenn er sich gegen den tödtlichen Stoß noch wehrt in dem Augenblick, wo er ihm bereits tief im Herzen sitzt? Soll er denn wirklich glauben, daß solche Niederträchtigkeit und Bosheit in der Menschennatur wohnen kann, wie sie in seinem Oheim sich verkörpert hat? Er muß seine Augen zu Zeugen nehmen für Das, was seine Ohren gehört haben; er muß sich's niederschreiben, um es glauben zu können, um es nicht, blos wegen seiner Unglaublichkeit, wieder zu vergessen, niederschreiben, daß es so ist,

Daß einer lächeln kann und immer lächeln,
Und doch ein Schurke sein.

Hamlet steht am Rande, nicht der Verzweiflung, sondern von Verzweiflung übermannt, am Rande des Wahnsinns. Nur ein innerer Aufschrei völliger Verzweiflung und halben Wahnsinns ist es, wenn er nun die ihn aufsuchenden Freunde mit einem lustigen Waidmannsruf herbeilockt, und ihnen dann in so sonderbar neckender Weise den Schwur abnimmt, das Geheimniß dieser Nacht bewahren zu wollen, wie fremd und seltsam er sich auch in Zukunft nehmen möge. Denn das kann er nicht, in die Welt dieser Menschen zurückkehren und in ihrer Weise mit ihnen sein und Rede pflegen; da würde er sie ja anerkennen und

sich selbst aufgeben. Oder soll er heucheln, trügen, verbergen, bis die Gelegenheit der Rache sich bietet? soll er den rächenden Gott in ihm, wie sein Oheim den Teufel, mit schönen Worten überzuckern? Soll er sein Gesicht mit dem Firniß eines kriechenden Höflings überglätten, während ihm im Herzen das Grauen und wilde Verzweiflung brütet? Nein, das kann Hamlet nicht; ihm gilt kein scheint. Die Rolle, die er zu spielen gedenkt, die er annehmen muß, ist die des halben Wahnsinns; und sie ist nicht einmal bloße Rolle mehr, sie ist der einzig wahre, entsprechende Ausdruck seiner gegenwärtigen Gemüthslage, wie sie die nothwendige Scheidewand ist, durch die ihm seine Selbstbewahrung gegenüber der Gemeinheit und Bosheit seiner Umgebung gesichert wird; sie ist zugleich auch das einzige Mittel, um die Wahrheit seiner sittlichen Ideale für sich noch zu bejahen, nachdem er sich in ihrer vorausgesetzten Wirklichkeit so furchtbar getäuscht finden mußte. In dieser Weise wenigstens sehen wir ihn später immer sein wunderliches, angelegtes Wesen gebrauchen.

Aber warum stürmt er nicht sofort zur Rache auf Schwingen rasch wie Andacht und des Liebenden Gedanken? Hatte er's doch so dem Geiste seines Vaters gelobt? Freilich wohl; aber eben das ist's, was diese Worte selbst verrathen, die Gedanken des Liebenden sind's, die ihn doch noch immer daneben beschäftigen; Ophelia ist's, über die er zuvor noch völlig klar sehen muß, ehe er seinen Plan der Rache fassen und zur That schreiten kann. Denn wie er sie erfindet, ob sein Zweifel in Betreff ihrer bestätigt oder gelöst wird, das muß von bestimmendem Einfluß auf den Plan selbst, wie auf seine Ausführung sein, da Alles

darauf ankommt, mit wie wenig oder wie viel Gewicht die That der Rache in die Zukunft seines Lebens hinüberreicht, die immer noch, wenn auch mit mattem Hoffnungsschimmer, in die Nacht der Gegenwart herein zu winken scheint. Leider sollte die Wahrheit auch nach dieser Seite hin dem Suchenden weder Beruhigung noch Kräftigung gewähren, deren er so sehr bedurfte.

Wie von der Vorahnung ergriffen, daß Alles für ihn verloren sei, daß sein Leben am Widerstreit mit dem angel- und zügellosen Gräuel seiner Tage verbluten müsse, hat er für jetzt seine Freunde mit dem schmerzbewegten Ausruf entlassen:

Die Zeit ist aus den Fugen, Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam.

Sie möchten, hat er ihnen empfohlen, thun wie sonst, was ihnen Beruf und Neigung heißt — er, für sein armes Theil, will beten gehn. Und wenn man das Ringen einer Seele, die sich in der Zurückgezogenheit von der Welt dem Grauen des Gemeinen und Bösen zu entwinden strebt, wenn man den heißesten Wunsch, doch irgendwo noch eine Stätte für das sittlich Ideale, einen Abdruck des Göttlichen in der Wirklichkeit zu entdecken, wenn man dieses Aufseufzen und Ringen eines verzweifelnden Gemüths so nennen kann, dann geht Hamlet allerdings beten. Zurückgezogen, in sich verschlossen, sinnend über das Erlebte und über dem Zukünftigen brütend, die übernommene, unausweichliche Pflicht der Rache, wie die Folgen der That bedenkend, so verbringt Hamlet die nächsten Tage, die nächsten Wochen. Stets aber kehren dabei seine Gedanken sich nach Ophelien, die bisher der Abgott seiner Seele war

und jetzt der Angelpunct seiner bittersten Zweifel geworden ist. Er muß Gewißheit haben. Er schreibt an sie zu wiederholten malen; aber die Briefe kommen uneröffnet zurück; er versucht, sie zu sehen, zu sprechen, aber er wird abgewiesen. Diese Beharrlichkeit ist ihm erst unerklärlich. Doch nicht lange; denn er, der in Einer furchtbaren Nacht zum unseligen Scharfblick eines nie gekannten Mißtrauens gereift ist, erkennt jetzt, da er aus der Betäubung zur Besinnung sich wieder erhoben hat, daß hier noch etwas Anderes in Mitte liegen muß, als das bloße Gebot des Vaters. Ophelia würde, wäre sie unverändert gegen ihn, in der Zwischenzeit dieser peinlich langen Tage und Wochen gewiß das Bedürfniß gefühlt und Mittel gefunden haben, ihn ihrer unveränderten Liebe zu versichern. Kein Zweifel! man hat ihn verläumdet, man hat seine Liebe, die doch so warm und treu ist, wie die Sonne, so keusch wie der Sterne Licht, so aufrichtig wie die Wahrheit selbst, man hat sie ihr verdächtigt, sie als unlauter und trügerisch dargestellt, man hat Ophelia ihn fürchten gelehrt. Das hat ihr Vater gethan, der schlaue welterfahrene Alte, der, minder ehrlich als ein Fischhändler, das Verhältniß der Liebenden um seines Vortheils beim König willen jetzt zerrissen haben will, der so wenig von der Lauterkeit und Reinheit eines liebebeseligten Gemüths sich eine Vorstellung machen kann, daß er fähig wäre, die Sonne, obwohl sie ein Gott ist, darum anzuklagen, wenn sich Maden in einem todten Aase erzeugen. Von ihm ist's nicht verwunderlich; aber wenn nun Ophelia ihm wirklich geglaubt hätte; wenn sie Hamlet fürchten sollte, wenn sie, deren Seele er mit dem zweifellosesten Vertrauen

der seinigen gleichartig gedacht, nun sein Innerstes so ganz verkennen, wenn sie ihn aus Mangel an Vertrauen in die Reinheit und sittliche Lauterkeit seiner Absichten aufgeben, ja gleichgültig und ohne Zeichen des Schmerzes aufgeben könnte? Dieß wäre in der That das Aeußerste und Letzte; furchtbarer, vernichtender als Alles würde diese Erfahrung ihn treffen; sie würde nicht blos seinen Glauben an die Welt völlig zerstören, sie würde auch seine persönliche Existenz, die Lust und Kraft des Daseins unter den Trümmern seiner Liebe begraben. Und sie — je höher er sie gestellt, desto niedriger müßte sie ihm nun erscheinen, desto bittrer müßte er den Hohn des Schicksals empfinden, das seine eigne edle Natur gebrauchte, um ihn so irre gehen, ihn selbst sich solche Täuschung bereiten zu lassen.

Wenn sich's bewahrheiten sollte, wenn's wirklich so wäre?! Einmal aufgetaucht, läßt ihm dieser Gedanke keine Ruhe mehr; zweifelnd und verzweifelnd irrt er in Wald und Flur umher, bis er endlich, — er muß sich selbst überzeugen, Aug' in Auge sehen — bis er Verwilderung im Aeußern und den Jammer tödtlichen Mißtrauens im Innern in Opheliens Zimmer eindringt. Ophelia selbst beschreibt diese Zusammenkunft ihrem Vater.

Als ich in meinem Zimmer näht' — auf einmal
Prinz Hamlet — mit ganz aufgerißnem Wams,
Kein Hut auf seinem Kopf, die Strümpfe schmutzig
Und losgebunden auf den Knöcheln hängend;
Bleich wie sein Hemde, schlotternd mit den Knie'n;
Mit einem Blick, von Jammer so erfüllt,
Als wär' er aus der Hölle losgelassen,
Um Gräuel kund zu thun — so tritt er vor mich.
Er griff mich bei der Hand und hielt mich fest,

Dann lehnt er sich zurück, so lang sein Arm;
Und mit der andern Hand so über'm Auge,
Betrachtet er so prüfend mein Gesicht,
Als wollt' er's zeichnen. Lange stand er so;
Zuletzt ein wenig schüttelnd meine Hand,
Und dreimal hin und her den Kopf so wägend,
Holt er solch einen bangen tiefen Seufzer,
Als sollt' er seinen ganzen Bau zertrümmern,
Und endigen sein Dasein. Dieß gethan,
Läßt er mich gehn: und über seine Schultern
Den Kopf zurückgedreht, schien er den Weg
Zu finden ohne seine Augen; denn
Er ging zur Thür hinaus ohn' ihre Hülfe,
Und wandte bis zuletzt ihr Licht auf mich.

Die Prüfung ist ernst und scharf, das Resultat entschieden; die himmlische Ophelia, der Abgott seiner Seele, ist auf immer für ihn verloren. Diese Ophelia hat nie gelebt; sie war ein Geschöpf seiner idealen Träume, und die Liebe, in die sich seine ganze Seele tauchte, die eben jetzt sein Anker werden sollte, sie bricht zusammen mit dem Luftgebilde der eignen Phantasie, an das er sie vergeudet. Die wirkliche Ophelia, welche vor ihm sitzt, versteht ihn nicht und liebt ihn nicht; wenigstens nicht, wie er die Liebe meint. Sie ist kalt und gleichgültig gegen ihn; stumm und ohne ein Wort der Liebe läßt sie ihn gewähren. Neugierig und ängstlich zugleich schaut sie auf ihn; aber der Schrecken, der in ihren Mienen zu lesen ist, gilt nicht blos seiner Erscheinung; es spiegelt sich in ihrem Auge unverkennbar auch jene Angst, die des Vaters und des Bruders Reden ihr eingeflößt.

Aber mit Ophelien ist nun für Hamlet auch Alles, Zukunft und Hoffnung, Muth und Kraft des Lebens, ja das Leben selbst verloren, weil Alles, auch das Letzte,

was das Leben für ihn lebenswürdig machen könnte. Die Erde, dieser treffliche Bau, scheint ihm jetzt nur noch ein kahles Vorgebirge; Luft und Firmament ein fauler verpesteter Haufe von Dünsten, der Mensch eine Quintessenz von Staub, woran er keine Lust mehr hat.

Hamlets Geschick ist hier schon entschieden; er hat mit der Welt und dem Leben gebrochen, oder vielmehr die Welt mit ihm, da sie ihm Alles geraubt hat, was ihm das Heiligste und Theuerste war. Er hat keinen Gegenstand mehr, dem er seine Liebe, also auch keinen, dem er seine Kraft zuwenden könnte; darum ist aller Lebensmuth und alle Lebenshoffnung von ihm gewichen. Sterben ist das Einzige, was ihm übrig bleibt; es handelt sich für ihn fortan nur darum, im inneren Gram der Verzweiflung sich selbst zu verzehren oder dem Wahnsinn zur Beute zu werden, wenn ihn nicht ein plötzliches Geschick seinem Ende zuführt. Hamlet weiß das auch selbst, und sagt es sich selbst. Nur noch

Sein oder Nichtsein — ist die Frage —

nicht mehr das Leben; denn die Welt ist ihm bereits todt, wie er für sie.

Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geschicks ertragen —

und so den Tod der Resignation im Herzen, eine leidenvolle physische Existenz ohne Werth und Bedeutung hinschleppen — oder

Sich waffnen gegen eine See von Plagen

und in trotzigem Widerspruch des Herzens durch eigenmächtigen Tod sie enden — das allein ist die Alternative, die ihm übrig bleibt. Das Letztere würde ihm in seiner Lage als das

Angemessenere erscheinen, das Erstere aber ist seiner Natur angemessener. Sein religiöses Gefühl ist es, was ihn um der künftigen Fortdauer willen davon abhält, die Einheit seines sittlichen Selbstbewußtseins durch die unsittliche That des Selbstmords zu zerstören. Doch nur ungern tritt er von dem Entschluß zurück, und murrend gegen sein Gewissen, daß es auch ihn den Weg der Feigheit und der gemeinen Furcht vor etwas nach dem Tode gehen heiße. Denn zu wissen, daß ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stöße endet, die unsers Fleisches Erbtheil — 's wär' ein Ziel für ihn, auf's Innigste zu wünschen. Diese Stimmung verläßt ihn nicht mehr; Todesbetrachtungen und Todesahnungen erfüllen fortan seine Seele; sein Losungswort ist Sterben und der Grundton seines Wesens ist von jetzt an eine tiefe, unheilbare Melancholie.

Im Zusammenhang und Einklang damit muß sein ferneres Benehmen begriffen werden. Wer mit der Welt und dem Leben abgeschlossen hat, ist in der Regel unbarmherziger gegen die Lebenden und hat auch mehr Recht, sich zum Richter aufzuwerfen, als wer mitten im Kampf des Lebens stehend, selbst noch seine Freuden genießen will. Er hat das Recht, die sittlichen Ideale, die Forderungen reiner und edler Menschenbestimmung strenger als Andere gegen Jedermann geltend zu machen; nicht, weil er besser wäre, sondern weil der Inhalt seines ganzen Daseins sich nothwendig darauf beschränkt und concentrirt, das Gewissen der Welt zu repräsentiren, nachdem jedes Band liebevoller Gemeinschaft und persönlicher Interessen zerrissen ist, das ihn zur Versöhnlichkeit stimmen könnte.

Wenn daher Hamlet Ophelien, die ihm eben jetzt mit

einem Gebetbuche in der Hand entgegen tritt, um ihn auszuforschen, für diese Bequemung zur Lüge und Heuchelei, die er rasch durchschaut, mit harten Worten straft; wenn er die Höflinge Polonius Rosenkranz Güldenstern Osrik von sich abstößt, und jeden in das hohle Nichts seiner ihm eigenthümlichen Eitelkeit und Gemeinheit zurückwirft; wenn er endlich an seiner Mutter ein ernstes grausames Strafgericht vollzieht und, um sie zu bessern, ihr einen Spiegel ihrer Schande und Schmach; ihrer schamlosen ehebrecherischen Gemeinheit vorhält: so ist dieses Benehmen einerseits die nothwendige Folge der gegenwärtigen Gemüthslage, in der sich Hamlet befindet, andrerseits hat es seine Berechtigung in der Unbeugsamkeit und Unverletzlichkeit der sittlichen Ideen, als deren Vertreter Hamlet erscheint. Ebenso erklärt sich aus der bezeichneten Stimmung von selbst, daß ihm der Hinblick auf den Tod und die Vergänglichkeit das ernste Maß aller Dinge und namentlich der menschlichen Bestrebungen wird. Man darf nicht glauben, daß diese gänzliche Verzichtleistung auf das Leben ein Leichtes für Hamlet gewesen sei; er wußte, was wahrhaft groß sein heißt, und besaß jede Eigenschaft, sich auch wahrhaft groß zu bewähren, nur nicht die, mit der Gemeinheit und Erbärmlichkeit sich leichthin practisch abzufinden.

Hamlets Schicksal ist nicht das Ergebniß eines schwachsinnigen träumerischen Wesens, sondern gränzenlos unglücklicher, in ihrem furchtbaren Zusammenwirken wahrhaft zermalmender Verhältnisse und Erfahrungen.

Hamlets Verhalten gegenüber dem Gebote seines Vaters zu erklären soll nun die zweite Aufgabe sein, deren Lösung

wir versuchen wollen. Es wird hiebei darauf ankommen, die Nothwendigkeit desselben aus dem Zusammenhang mit seinen Erfahrungen, seiner Gemüthslage und den äußeren Verhältnissen zu begreifen.

Die Pflicht der Rache, haben wir gesehen, steht bei Hamlet fest und außer allem Zweifel; aber den Plan derselben hat er noch nicht entworfen, weil es ihm unabweisbares Bedürfniß ist, zuvor noch über Ophelia in's Klare zu kommen. Denn je nachdem er sie findet, wird der Plan selbst sich verschieden gestalten, da die That für seine Zukunft verschieden in's Gewicht fallen wird. War Ophelia treu und wahr, hing sie trotz dem väterlichen Verbote mit vollem unwandelbarem Vertrauen an ihm, war ihre Seele wirklich, wie er vorausgesetzt, gleichartig mit der seinigen, und von der nämlichen starken in sich ewigen Liebe erfüllt: dann mußte ihm eben die tiefe Innigkeit ihrer gegenseitigen Liebe die so furchtbar zerstörte Welt seiner Ideale wieder aufbauen helfen; dann mußte sie gerade ihm die Stütze werden, an der er sich zum Glauben an die Welt und an die Menschheit emporrichtete; dann war die Zukunft wenigstens nicht hoffnungslos, und nimmer durfte er an der Möglichkeit verzweifeln, seine innere Welt, wie es ihm Bedürfniß war, auch in die äußere hinüberzupflanzen. Hätte er dann mit der unzweifelhaften Hülfe des ihm ganz ergebenen Volkes wie immer diese That betrieben, hätte er den schurkischen Verbrecher entthront und in die Verbannung geschickt oder zum Tode überliefert, so hätte er in jedem Falle einen Act sittlicher Gerechtigkeit vollzogen, und selbst das Vergehen seiner Mutter trat in ein milderes versöhnenderes Licht, da sie nun vorzugs-

weise als die schmach- und gräuelvoll Betrogene erschien, die durch die ruchlose Hand eines Bösewichts des edlen Gatten war beraubt worden. Dann lag vor Hamlet eine Zukunft, die mit der Versöhnung der Manen seines Vaters begonnen, ihm eine eben so ruhmreiche als beglückte Lebensbahn verhieß.

Nun sieht er klar über Ophelia; aber der bange tiefe Seufzer, der dort sich seiner Brust entrungen, hat wirklich seinen ganzen Bau zertrümmert. Auch die Zukunft ist ihm nun verloren; verödet gebrochen im Gemüth steht er unter den Trümmern seines Daseins; ohne Freudigkeit des Lebens, ohne Lebenshoffnung hat er auch den Muth des Entschlusses, die Kraft des Handelns eingebüßt. Wohl weiß er, daß seine Pflicht unausweichlich ist, daß er jene That noch vollbringen muß. Er weiß auch, daß er Grund und Willen, und äußerlich betrachtet auch die Kraft und zweifelsohne die Mittel hat, um es zu thun. Aber da er kein Interesse mehr am Leben hat, fehlt ihm eben damit auch der Sporn, der zum Handeln treibt; die Erfüllung jenes Gebotes, die Vollziehung der Rache kann ihm nur noch zur Last fallen, und muß, je länger er sie verschiebt, desto drückender für ihn werden.

So kommt es denn, daß er in keiner Weise die Initiative zur Gestaltung eines Racheplans ergreift; überall ist es der Zufall, der die Gelegenheit bietend, ihm bald diesen, bald jenen Plan nahe legt und aufdringt.

Es geschieht unmittelbar darauf, nachdem er eben Opheliens Liebe, Aug' in Auge, gewogen und zu leicht erfunden hat, daß die beiden kriechenden Höflinge, seine früheren Jugendgenossen, vom Könige an ihn geschickt

werden, um sein Geheimniß auszuspioniren. Bald hat er sie durchschaut und abgewiesen. Aber einmal an seine Pflicht erinnert, benützt er nun auch die Kunde, die sie ihm bringen, daß Schauspieler kämen, ihm ihre Dienste anzubieten, um einen rasch gewürfelten Plan gegen den König anzuspinnen. Sein Plan geht auf die Prüfung des Königs und die Prüfung soll auch ihm, wie eben Ophelien, bis in's Leben reichen. Es ist wenig zu verwundern, daß er hier wiederholt, was er eben gethan; seinem gebrochenen Willen, seinem verdüsterten Sinn steht kein anderer, neuer Gedanke zu Gebote und doch fühlt er sich von außen aufgefordert zu handeln. Aber sicherlich wird der König zu seinem eigenen Maße auch das ganze volle Maß der Verbitterung zu ertragen haben, die sich von der Prüfung Opheliens her in Hamlets Gemüth ergossen hat.

Genau erkundigt er sich nach den Schauspielern, um zu erfahren, ob es die rechten sind, mit denen er etwas anfangen kann. Sie sind's, die aus der Stadt, die er stets hoch hielt. Nebenbei erfährt er, daß sie durch ein Kindertheater in der Gunst des Publikums verdrängt und zum Herumstreifen gezwungen sind. Dieß ist für Hamlet nicht befremdend; denn sein Oheim ist ja König von Dänemark und seit er's ist, hat sich überall die gesunde Vernunft in ihr Gegentheil verkehrt. Schon leidenschaftlich erregt durch diesen Gedanken wird er durch den Anblick des eben eintretenden Polonius, dieses großen Säuglings, der seines eigenen Kindes Seele vergiftet hat, des Mannes, der es wagte, ihm schnöde Absichten gegen Ophelien unterzuschieben, in noch größere Erbitterung versetzt. Aber er läßt es ihn auch fühlen, indem er ihn den

alten Jephta nennt — Jephta, der Richter Israels, hat sein einzig Töchterlein geschlachtet — indem er ihm weiter mit der Verweisung auf das Weihnachtslied zu verstehen gibt, wie er seine niederträchtige Gesinnung durchschaut, die aus dem Reinsten und Heiligsten Gift und Gräuel zu ziehen weiß. Jetzt ist Hamlet in verzweifelter Stimmung. Kaum sind auch die Schauspieler eingetreten, so muß Einer wie zur Probe eine pathetische Rede vortragen, deren Inhalt Mord, Rache und Verzweiflung ist. Jene ist's, die er einmal in einem Stücke gehört, die von der Ermordung des Priamus durch den wüthenden Pyrrhus und von dem Jammer der Hecuba handelt. Pyrrhus zaudert einen Augenblick und wie partilos zwischen Kraft und Willen steht er da, ein gemalter Wüthrich, und thut nichts; — dann aber

> Treibt ihn erweckte Rach' auf's Neu zum Werk;
> Und niemals trafen der Cyclopen Hammer
> Die Rüstung Mars, gestählt für ew'ge Dauer,
> Fühlloser als des Pyrrhus blut'ges Schwert
> Jetzt fällt auf Priamus.

Der Schauspieler hat seine Sache gut gemacht, so daß sogar Polonius ergriffen wird und bittet inne zu halten. Auch Hamlet selbst ist tief ergriffen und zugleich zu furchtbarer Wuth aufgeregt, die nach der Entfernung der Schauspieler hervorbricht. Erst tobt er gegen sich selbst, als einen blöden schwachgemuthen Schurken, der wie Hans der Träumer, seiner Sache fremd, es nicht einmal dem Spieler hier an Leidenschaft gleich thun könne; dann gegen seinen Oheim, den blut'gen, kupplerischen Buben, den er längst wie Pyrrhus getroffen haben sollte, um mit seinem Aas des Himmels Geier zu mästen; endlich nachdem er

mit einem „Pfui drüber, Pfui!" alle Bitterkeit seines Gemüths gegen sich selbst entladen, gedenkt er seines nächsten Planes, für den er die Schauspieler bereits angewiesen. Sie sollen was

Wie die Ermordung seines Vaters spielen
Vor seinem Oheim: er will seine Blicke
Beachten, will ihn bis in's Leben prüfen.

Zu dem Ende will er eine Rede von ein Dutzend Zeilen selbst verabfassen und in das Stück „die Ermordung Gonzagos" einrücken, um den König im innersten Gemüth zu treffen, daß sein eignes Gewissen die Schlinge für ihn werde. „Nun frisch an's Werk, mein Kopf!" sagt er sich ermunternd; und in der That, die Rede wird eindrucksvoll genug werden, wenn er sie eben jetzt, in dieser Stimmung verabfaßt; und von einem solchen Schauspieler vorgetragen ist sie ihres Erfolges sicher, wenn der König im Geringsten schuldig ist. Stutzt er aber, dann weiß Hamlet seinen Weg; jetzt weiß er ihn, die pathetische Rede des Schauspielers hat ihn darüber in's Klare gebracht. Er muß gefühllos den Mordstahl in die Brust des Bösewichts senken, der ihm seinen Vater ermordet hat. Aber nur zufällig und von Außen her, wie der Anlaß zu der beschlossenen Prüfung, hat sich auch dieser Entschluß ihm aufgedrungen, und nur die Raserei der Verzweiflung ist es, die ihn gepackt, die seine Nerven und Adern straff gemacht hat. Darum sinkt er schon in der nächsten Minute wieder in sich zurück. Nie war Hamlet gebrochener, nie rath- und trostloser in seinem Innern, als in diesem Augenblick, wo die hochgethürmte Brandung der Leidenschaft zurückschlägt und in die ausgehöhlte Tiefe seines

völlig glaubensleeren Gemüths hinunterblicken läßt. So arm ist Hamlet geworden, so leer an Vertrauen, daß er auch der Stimme aus dem Jenseits nicht mehr glaubt. Da Alles, Alles ihm zu seinem Verderben so schmählich gelogen, so könnte ja — warum denn nicht?

Der Geist, den er gesehen, auch ein Teufel sein

und die lockende Gestalt seines Vaters angenommen haben, um ihn ebenfalls zu seinem Verderben zu täuschen.

Ich will Grund, der sichrer ist, (setzt er hinzu)
Das Schauspiel sei die Schlinge,
In die den König sein Gewissen bringe.

Als ob er dessen noch bedürfte, als ob er den blut'gen Schurken nicht längst verdammt hätte! Nein, das ist's nicht; das Wahre ist, daß ihm der rasch und zufällig gefaßte Plan den willkommnen Vorwand bietet, die blut'ge That der Rache, zu der ihn noch eben die Leidenschaft aufgestachelt hatte, für den Augenblick von sich zu weisen. Und dieß ist sehr erklärlich. Denn da er überhaupt kein Interesse am Leben selbst mehr hat, so hat er auch keines dafür, die Zeit in ihre Fugen einzurichten, die sittliche Gerechtigkeit durch einen öffentlichen Act des Gerichts wieder herzustellen. Trägt aber seine That nicht mehr diesen Charakter, dann bleibt ihm nur die Ermordung des Bösewichts übrig; und Mord, wenn er auf's Beste ist, ist dennoch schnöde und der sittlichen edlen Natur Hamlets zuwider. So sind denn diese Worte nur ein Zeichen, daß nach der hochgeschwollenen Fluth der Leidenschaft nun wieder die Ebbe trost- und hoffnungsloser Resignation einzutreten beginnt.

In der That sehen wir ihn auch am nächsten Vor-

mittag nur mit Gedanken des Todes, ja des Selbstmords beschäftigt. Es steht in Frage, ob am Abend das Schauspiel wirklich zur Ausführung käme, wenn ihm nicht eben jetzt der Zufall oder vielmehr die Hinterlist des Königs und seines Rathgebers Polonius Ophelien in den Weg führte. Bei ihrem Anblick aber, wie sie mit dem Gebetbuche in der Hand auf ihn lauert, um ihm sein Geheimniß zu entlocken, wie sie höchst tugendhaft und unschuldig sich stellend doch zum Werkzeug der Bosheit sich macht, wie sie ihn geradezu belügt, da sie sagt, ihr Vater sei zu Hause, während sie doch weiß und er es augenblicklich weg hat, daß er und wohl auch der König mit ihm in der Nähe ist, um zu horchen — da ergrimmt sein Gemüth auf's Neue gegen all' diese Gemeinheit und heimliche Tücke, und jetzt ist auf's Neue beschlossen, dem horchenden Schurken sein eigenes Geheimniß zu entwinden, jetzt soll das Schauspiel zugleich ein Strafgericht für den König werden.

Das Schauspiel geht vor sich; König und Königin sind dazu geladen; und Hamlet hat redlich dafür gesorgt, daß es unwiderstehlichen Eindruck mache. Er hat die ganze verbrecherische Geschichte seines Oheims und seiner Mutter mit den klarsten Einzelheiten in seiner Rede dargestellt, jedes Wort ein zweischneidiges Schwert; er hat auch die Schauspieler vorher noch ausdrücklich über die rechte Art des Vortrags belehrt; sie sollen ihm die Leidenschaft nicht in Fetzen reißen. Die Wirkung ist in der That gewaltig; der König, im Innersten getroffen, ist so verwirrt und entsetzt, daß er allen Halt verliert und plötzlich aufbricht, allgemeine Bestürzung hervorrufend.

Bis zum Wahnsinn aufgeregt triumphirt jetzt Hamlet in verzweifelter Lustigkeit:

Ei, der Gesunde hüpft und lacht,
Dem Wunden ist's vergällt,
Der Eine schläft, der Andre wacht,
Das ist der Lauf der Welt.

Dießmal war er's, der auf der Lauer gelegen, und er hat seine Sache so gut gemacht, daß er sich jetzt nicht mehr vor jenem Schauspieler zu schämen braucht. Auch meint er selbst, jetzt dürfe auch er mit einem Wald von Federbüschen und ein paar gepufften Rosen auf den gekerbten Schuhen einherstolziren, er habe einen ganzen Platz in einer Schauspielergesellschaft verdient. In Wahrheit aber hat er jetzt über seinen Oheim Gericht gehalten und das Racheschwert sittlicher Gerechtigkeit auf sein Haupt fallen lassen; er hat den Schurken, der durch ein offnes Wort nicht würde in Verlegenheit gekommen sein, durch Vorhaltung seines eigenen Bildes zerschmettert. Was ihm zur Vollendung der Rache noch übrig bleibt, wäre dieß, an dem unverbesserlichen Bösewicht dieses Gericht zu verewigen, ihn mit den Stacheln seines Schuldbewußtseins zur Hölle zu senden. Denn von jetzt an ist die rächende That nicht mehr ein schnöder Mord; der König würde in Hamlet den strafenden Engel des Himmels erblicken und den tödtlichen Stoß mit dem Bewußtsein verdienten Lohnes empfangen.

Und bald genug scheint Hamlet günstige Gelegenheit zu werden. Denn unmittelbar nach dem Schauspiel, und während er noch in dieser aufgeregten Stimmung ist, den Blitzstrahl göttlichen Strafgerichts in seiner Hand haltend, kommt ihm durch die spähenden schmeichlerischen hinter-

listigen Diener des Königs doppelte Botschaft, die ihn zu seiner Mutter entbietet. Denn diese will nun verabredetermaßen selbst und grade heraus sein Geheimniß zu erkunden suchen. Dieß war ein Vorschlag des Polonius, auf den der König sonderbarer Weise in der Verwirrung der Sorge und des Gewissens eingegangen war. Auf seinem Wege dahin trifft Hamlet auf den König, aber er findet ihn knieend, scheinbar wenigstens im Gebete liegend; und dieß ist's, was ihn schützt, weil es Hamlets sittlichem Gefühle widerstrebt, ihn so zu fassen, wenn er auch nicht an eine ernsthafte und dauernde Heiligung des verstockten Sünders glaubt. Er geht daher an ihm vorüber, das schon gefaßte Schwert in die Scheide stoßend, und die That auf eine Zeit versparend, wo sie ihn mitten im Gräuel seiner Sünde trifft.

Kaum zu seiner Mutter eingetreten, verschließt er die Thür; in schlimmer Ahnung befangen ruft sie nach Hülfe; da rauscht es hinter der Tapete, und Hamlet, meinend es sei der König, will ihn jetzt in seiner Heucheltücke treffen, und trifft statt seiner den kläglich vorwitzigen Narren Polonius, der Opheliens Seele vergiftet und ihm an ihr seine letzte Stütze geraubt hat. Fürwahr, das Schicksal beginnt durch Hamlet Gericht zu halten. Er selbst aber läßt nun eine strenge, zur Buße mahnende Züchtigung über seine Mutter ergehen, indem er ihr, wie vorhin dem König, ihr eignes Bild in einem unerbittlich getreuen Spiegel zeigt. Wie zur Theilnahme am begonnenen Kampfe erscheint in diesem Augenblicke der Geist zum zweitenmale, doch nicht mehr in Waffen, da Hamlet jetzt das Schwert für ihn zur Hand genommen. Auch nicht mit zürnender

Geberde kommt er; nur schärfen will er den abgestumpften Vorsatz und Hamlet beistehen im Ringen um die Seele seiner Mutter. Allein, wie kläglich auch seine Geberde, wie tief ergreifend seine Sache ist — sie hört ihn nicht und sieht ihn nicht; Aug' und Ohr des Leibes sind stumpf für die Wahrnehmung der Erscheinung, weil ihre Seele nicht mehr fähig ist, das zerrissene Band der Gemeinschaft mit dem verlorenen, preisgegebenen Gatten wieder anzuknüpfen. So stiehlt sich denn der Geist wieder hinweg, eben so wenig vermögend, durch seine Erscheinung Eindruck auf die Königin zu machen, als Hamlets strafende Worte im Stande sind, ihren Willen zur Besserung zu bewegen, trotzdem, daß sie ihr die Augen öffnen und das Herz zerspalten. Voll Erbitterung über ihre gefühllose Verstockung in unverbesserlicher Gemeinheit verläßt nun auch Hamlet seine Mutter. um so mehr erbittert, je mehr er sie noch immer liebt. Der ironische Schluß seiner Rede zeigt, daß er sie nun gänzlich verloren gibt. Im Weggehen sagt er ihr noch, daß er wohl wisse, was man mit ihm vorhabe, daß man ihn zur Schurkerei nach England führen wolle. Sei es drum!

Der Spaß ist, wenn mit seinem eignen Pulver
Der Feuerwerker auffliegt; und mich trügt
Die Rechnung (sagt er) wenn ich nicht eine Klafter tiefer
Als ihre Minen grab' und sprenge sie
Bis an den Mond.

Hamlet hat also rasch einen neuen Plan gefaßt, wie ihm der Zufall das Wort England darbot; es kann kein anderer sein, als den König mit Hülfe eben dieses Englands zu stürzen, wohin er in's Gefängniß geschickt wird. Denn daß es ihm an's Leben gehen solle, glaubt er jetzt noch

nicht; dieser Gedanke kommt ihm erst plötzlich, da er schon zur See ist. Güldenstern hat ihm nur verrathen:

Gewiß, Ihr tretet Eurer eignen Freiheit in den Weg, wenn Ihr Euren Freunden Euren Kummer verheimlicht.

Und da die beiden, denen er wie Nattern traut, eben erst bei'm Weggehen vom König ihm begegnet waren und als Grund ihrer Eile vielleicht in etwas schadenfroher oder geheimnißvoller Weise ihm ihre Sendung nach England bezeichneten, so hat er hieraus die Sache combinirt. Es erklärt sich also, warum er sich so ruhig nach England führen läßt. Dazu kommt indeß auch, daß ihm der Aufschub der blutigen That, wie ihn abermals die Umstände bedingen, ihm abermals auch willkommen ist; denn so wie ruhige Besinnung in Hamlets Seele zurückkehrt, sind ihr auch Blutgedanken fremd und widerwärtig. Hamlet ist nicht mehr fähig, das Racheschwert menschlicher Vergeltung, sei es mit Vorbedacht oder mit Begeisterung, zu handhaben, da er innerlich dem Leben entfremdet und abgestorben ist; nur im Sturm verzweifelter Leidenschaft, wo er über sich selbst hinausgehoben als Racheengel des Himmels sich fühlt, mag er die That vollbringen. Daher der Zwiespalt in seiner Seele, daß er bei jedem Anlaß die dringende Anforderung seiner Pflicht, und zugleich die eigene Energielosigkeit mit beschämender Selbstqual, bald als stumpfe, gefühllose Vergeßlichkeit, bald als verächtliche Trägheit und Feigheit sich vorhält. Dieser Zwiespalt ist es, der ihn ruhelos von einem Plan zum andern treibt, bis er endlich dahin gelangt, die schließliche und letzte Vollstreckung des Gerichts in die Hände der Vorsehung zu legen, oder wenigstens anzuerkennen.

Daß eine Gottheit unsre Zwecke formt,
Wie wir sie auch entwerfen.

Das erfährt er an seinem eben gefaßten Plane. Während er nämlich mit seinen beiden Begleitern zur See ist, kommt ihm plötzlich in der Nacht der Gedanke, daß er statt in Verbannung, zum Tode geführt werden könnte. Rasch und ohne sich zu besinnen sucht er nach ihnen, findet sie glücklich, greift ihr Packet und erbricht dreist ihren höchsten Auftrag, der seine Ahnung bestätigt. Eben so rasch und unbesonnen schiebt er eine andere Schrift unter, die den nämlichen Auftrag der Hinrichtung an das lehnspflichtige England enthielt, nur daß die Namen seiner Begleiter Rosenkranz und Güldenstern statt des seinigen eingesetzt waren. Er thut dieß nicht, um sich an den beiden zu rächen; es lag dieß nur dem Instinct der Selbsterhaltung am nächsten und er thut es, wie er später selbst seinem treuen Freund Horatio erzählt, im Zustand der Unbesonnenheit. Um so klarer ist, daß hier eine Schicksalsfügung abermals geschäftig ist, die Verräther zu bestrafen, zumal da er gleich darauf bei einem Kampf mit Seeräubern von ihnen getrennt wird, und also diese Maßregel zu seiner Rettung gar nicht nothwendig gewesen wäre.

Es scheint, er hat sich den Seeräubern zu erkennen gegeben, die vielleicht Landsleute waren und nur durch die Tyrannei des Königs zu diesem Handwerk sich gezwungen sahen. Denn in seinem Briefe an Horatio verlangt er nicht, daß dieser ein Lösegeld mitbringen solle, während er ihn doch eilig kommen heißt; und über die Seeräuber schreibt er: „sie haben mich wie barmherzige Diebe behandelt, aber sie wußten wohl, was sie thaten;

ich muß einen guten Streich für sie thun." Dieß ist wohl kein anderer, als der, welchen er gegen den König führen will.

So hat also auch jetzt noch, nachdem sein Plan mißlungen, Hamlet seine Rachepflicht in klarem Bewußtsein; aber eben so zeigt sich hart daneben auch wieder sein völlig gebrochenes Gemüth. Denn der erste Ort, den er nach seiner Rückkehr besucht, ist der Kirchhof und seine Unterhaltung mit dem Todtengräber und die Reflexionen, die er dabei über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Zwecke anstellt, sind nicht geeignet, den Glauben zu erwecken, daß er noch Thatkraft für irgend einen Zweck verwenden werde. Dagegen ist an seiner Statt das Schicksal selbst und die richtende Vorsehung, deren Walten er anerkannt hat, im Stillen geschäftig, seine Sache zum Ende zu führen und sein eigenes Geschick zu erfüllen. Der König hat mit Laertes, der seines Vaters Tod an Hamlet rächen will, einen Mordanschlag gegen diesen verabredet. Ein Wettkampf im Fechten soll die Gelegenheit bieten; da soll Laertes sich eine nicht gestumpfte Klinge wählen und so Hamlet, der achtlos edel frei von allem Arg die Rappiere nicht besehn wird, mit einem listig bösen Stoße lohnen. Und als ob dabei das Maaß der Schurkerei noch viel zu leer bliebe, wollen beide Gesellen zugleich auch Giftmischer sein. Laertes will seinen Degen salben mit einem Gift, so wirksam, daß kein noch so köstlich Pflaster das Geschöpf vom Tod kann retten, das damit auch nur geritzt ist; und der König will einen Kelch bereit halten, der, wenn nun Hamlet heiß vom Fechten zu trinken fordert und davon nur nippt, den Anschlag soll

auch dann noch sichern, falls er etwa dem giftigen Stich entginge. Das Gefecht geht vor sich; Hamlet, obwohl von Todesahnungen beklommen, hat sich doch in Gottes Namen dazu bereit finden lassen. „Es waltet“, sagt er, „eine besondere Vorsehung über den Fall eines Sperlings. Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist Alles.“ Aber in diesem feierlichen Augenblicke, der Recht und Gerechtigkeit zum Austrag bringen soll, in diesem Augenblicke, wo sich zeigen soll, ob die Bosheit und das Laster ungestraft über die Tugend triumphirt, hält nicht der König noch Laertes, das Geschick selbst hält Wage und Schwert in der Hand.

Die Königin ist das erste Opfer; die Mutter greift zum Giftkelch, um auf das Wohl ihres Sohnes zu trinken, den ihre Schande bis zum Wahnsinn getrieben hat. Der König will sie noch warnen, zu spät. Hamlet wird leicht verwundet; aber in der Hitze des Gefechts werden — furchtbare Nemesis des Zufalls — die Rappiere gewechselt und zum Tode getroffen sinkt Laertes, vom eignen Frevel ereilt, zu Boden. Da enthüllt er reumüthig den Anschlag und die Tücke des Königs. Jetzt ist Hamlet, außer sich vor Entsetzen über die Büberei, ein flammender Racheengel des Himmels; jetzt faßt er den Schurken in einem Thun, das keine Spur des Heiles an sich hat, und mit dem Ruf, „so thu denn, Gift, dein Werk“, stößt er ihn nieder, daß gen Himmel er die Fersen bäumen mag und seine Seele so schwarz und so verdammt sei wie die Hölle, wohin er

führt. Ja, da der Bube noch nach Hülfe ruft, zwingt er ihm auch den eignen Gifttrank auf:

Hier mördrischer, blutschändrischer, verruchter Däne!
Trink diesen Trank aus! — Ist die Perle hier?
Folg meiner Mutter!

Doch auch Hamlet sinkt — der grause Scherge Tod verhaftet schleunig — sterbend bittet er seinen Freund, ihn und seine Sache den Unbefriedigten zu erklären. Und Horatio gibt ihm das Zeugniß mit hinüber:

Da bricht ein edles Herz. — Gute Nacht, mein Fürst!
Und Engelschaaren singen dich zur Ruh!

So ist es also zuletzt doch Hamlets Arm gewesen, durch den der Vater gerächt wird; das Geschick, das ihm die Kraft geraubt hat, für sich persönlich die That als einen Act sittlicher Gerechtigkeit zu vollziehen, hat sich doch zuletzt seiner, indem es für ihn selbst eintrat, als seines strafenden Engels bedient.

Erlauben Sie mir nun, bevor ich das Schlußresultat zusammenfasse, auch dem Schicksale Opheliens noch einige weitere Bemerkungen zu widmen, dem der Dichter fast den ganzen vierten Act gewidmet hat, und das unsre Theilnahme beinahe in gleich hohem Grade in Anspruch nimmt, wie Hamlet selbst.

Opheliens Geschick ist nicht unverschuldet, wenn auch unverdient. Man thut ihr indeß die größte Unbill, wenn man sie für ein lüsternes Mädchen oder gar für eine gefallene Jungfrau ansieht. Die zweideutigen Worte in der Ueberschrift des Briefes, den Hamlet an sie geschrieben, beweisen nichts; denn sie sind absichtlich von dem Dichter so gewählt, damit die unlauteren Seelen des Polonius und der Königin den Schluß daraus ziehen können,

Hamlet sei wegen Störung seiner „heißen Liebe“ verrückt geworden. Zum Zeugniß dafür dient, daß die erste Ausgabe unsres Stücks von 1603 diese Worte gar nicht, sondern nur den abgekürzten Schluß enthält: „an die schöne Ophelia, Ewig dein, der höchst unglückliche Hamlet.“ — Was aber die schlüpfrigen Verse anlangt, welche Ophelia in ihrem Wahnsinne nicht blos unbefangen singt, sondern sogar mit sichtlichem, wenn auch wirrem Interesse hervorhebt, so hat man darin nicht die unwillkührlichen Aeußerungen ihrer wahren früheren Gesinnung, sondern, wie ich weiterhin kurz nachweisen werde, die gespenstigen Schatten und schauerlichen Nachklänge des Erlebten zu suchen, was ihres Wahnsinns Ursache und Anlaß geworden ist.

Ophelia ist vielmehr ein durchaus schuldloses, aber in sich schwaches und haltloses Mädchen, das, ein wenig eitel auf ihre Schönheit, sich's gerne gefallen läßt, von Prinz Hamlet um ihrer Schönheit willen Liebesanträge zu erhalten, indem sie seiner Schwüre Honig saugt. Nie hat sie die ganze Tiefe und Innigkeit der Liebe Hamlets, so wenig als die Größe seines sittlich idealen Characters verstanden, bis die Erkenntniß zu spät kommt, bis sie zugleich erfahren muß, daß sie mit ihm auch seine Liebe und Achtung verloren hat. Sie ist eine von jenen Gestalten, die in leichtem Jugendmuthe über die ernsten Fragen des Lebens hinweghüpfen, die gerne mit dem Augenblicke tändeln, und ihr Interesse lieber dem schönen Genuß einer heiteren, wenn auch kleinlichen Gegenwart, als den höher gelegenen Zielen idealer Gedanken und Bestrebungen zuwenden. Ihr kommt es nicht in den Sinn, in Hamlet etwas Anderes aufzusuchen, als die glänzenden Eigen-

schaften, wodurch er vor Andern ausgezeichnet erscheint, und das Merkziel der Betrachter wird; und ihre Klage um seinen vermeintlich zerstörten Geist schließt charakteristisch genug mit den Worten:

Dieß hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend,
Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, wehe!
Daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe.

Nur die Erscheinung Hamlets ist es, was sie liebt; stolz auf seine Werbung hätte sie sich glücklich gefühlt seine Gattin zu werden, weil es ihr schmeichelte, einen solchen Mann zu besitzen; kein Zug in Opheliens Bilde verräth, daß sie die Liebe anders kannte und tiefer fühlte. Hamlet dagegen hat seinen ganzen Reichthum idealer Weltanschauung, die ganze sittliche Tiefe seines Gemüths in Ophelien hineingetragen und so sich die schöne Ophelia zur himmlischen verklärt; er hat mit der reinsten innigsten Hingebung in ihr eine Seele geliebt, die sie nicht hatte. Sie täuschten sich beide, Eins in dem Andern; dieß ist der Punct, an den sich die tragische Wendung der beiderseitigen Geschicke knüpft; denn die Möglichkeit ihrer Liebe beruhte auf dieser Täuschung, und der Augenblick der Erkenntniß war nothwendig auch der des gegenseitigen Verlustes. Es ist nur die bittere Wahrheit, wenn Hamlet, nachdem er sie geprüft und durchschaut hat, zu Ophelien sagt, sie hätte ihm nicht glauben sollen, er habe sie nicht geliebt. Und doch hatte er sie einst geliebt mit einer Liebe — daß vierzigtausend Brüder mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten nicht seine Summ' erreicht.

Zwei Fehler namentlich sind es, die Opheliens Sturz vorbereiten; ihre Eitelkeit, die ihr das wahre Wesen der Liebe als ein ungekanntes Heiligthum verschließt; und ihr

unbegründetes Mißtrauen gegen Hamlet, das sie sich von Vater und Bruder einflößen ließ. Alle Reden, die Hamlet in der Horcherscene gegen Ophelien führt, sind eben so viele Dolchspitzen, mit denen er ihrem Gewissen die Erkenntniß dieser beiden Fehler einimpfen will. Sie solle, sagt er, ihrer Schönheit keinen Umgang mit ihrer Tugend gestatten, denn die Macht der Schönheit würde die Tugend in eine Kupplerin verwandeln. Ehedem sei dieß paradox gewesen, aber nun bestätige es die Zeit; denn die ehedem himmlische, jetzt nur noch schöne Ophelia geberdet sich auf den Rath der Königin eben sehr tugendhaft, um Hamlet zu behorchen und auf den gewohnten Weg zurückzubringen. Sie solle ferner keinem Manne trauen, denn alle seien ausgemachte Schurken; darum solle sie in ein Kloster gehen und ja nicht heirathen. An eine Heirath mit Hamlet aber hatte ja Ophelia gedacht, so gut wie die Königin und ihn hatte sie sich überreden lassen für einen Schurken zu halten. „Ich weiß auch", sagt er weiter, „von Euren Malereien Bescheid, recht gut"; freilich wohl, eben stellt sich Ophelia aus Leichtfertigkeit unwissend, verleugnet ihren Vater, belügt Hamlet, und legt doch die Schminke der Tugend auf. „Geht mir!" so schließt er — „nichts weiter davon! es hat mich toll gemacht. Ich sage wir wollen nichts mehr vom Heirathen wissen. In ein Kloster, geh!"

So bitter und treffend diese Reden sind, Ophelia ist jetzt noch weit entfernt, sie zu verstehen; sie hat sich unbedenklich zu dieser Rolle gebrauchen lassen; sie hat keinen Begriff von den idealen Forderungen Hamlets in Bezug auf innere Sittlichkeit. Aber bald sollte sie das volle

Gewicht dieser Reden erfahren. In der Schauspielscene ist es, wo Hamlet in der Aufregung wilder Leidenschaft gegen den König auch ihr in ungemessener Weise zu erkennen gibt, daß sie nicht bloß seine Liebe, sondern auch seine Achtung vollständig eingebüßt habe. Denn wenn er auch die Rolle, die er dort spielt, hauptsächlich deshalb annimmt, um seine lauernde Beobachtung des Königs desto besser hinter der Maske der Gemeinheit zu verbergen; wenn auch der Inhalt der schlüpfrigen Reden, die er dort führt, mehr auf die Königin, als auf Ophelien gemünzt ist, so konnte er doch nicht in einem solchen Tone mit dieser sprechen, wenn er ihr noch irgend welche Achtung bezeigen wollte.

Der überwältigende Augenblick, wo der König seinem inneren Richter erliegt, wird auch entscheidend für Ophelien. Es wird ihr, im Zusammenhalt mit den Reden Hamlets, nun plötzlich klar, daß er diese Wirkung beabsichtigt habe, daß also sein Wahnsinn nur Maske und Verstellung sei. Und jetzt erinnert sie sich seiner Reden, die er noch heute morgen in der Gallerie gegen sie geführt, jetzt begreift sie, daß sie ihn ganz, ganz verloren und mit seiner Liebe auch seine Achtung verscherzt habe. Denn sie selbst, sie ganz allein war daran Schuld; sie hatte sich bereden lassen, ihm zu mißtrauen, ihn zu fürchten, sie hatte ihn abgewiesen, sie hatte sich zum Betruge gegen ihn gebrauchen lassen. Wäre sie doch nicht in die Gallerie gekommen; er würde sie noch lieben, sie würde seine Gattin geworden sein. Und sie war so stolz auf seine Werbung! Wenn sie nun dazu noch des andern Tags nach einer schlaflosen Nacht die Kunde trifft, daß ihr Vater ermordet

sei, ist's ein Wunder, wenn da mit Einemmale ihre Gedanken sich verwirren und ihr Geist die gewohnte Bahn verläßt, wenn sie dem Wahnsinn zur Beute wird?

Die Erinnerung an den Verlust ihres Freiers und an den Tod ihres Vaters bildet auch in der That allein den Inhalt ihres Gedankenkreises im Wahnsinn. Die Beziehungen auf ihren Vater sind dabei an sich klar und auf den ersten Blick verständlich, weniger die, welche ihr Verhältniß zu Hamlet betreffen; mit vollem Recht, da es dort nur die äußere Katastrophe ihres Lebens, hier dagegen die Bedeutsamkeit innerer Erlebnisse und psychologischer Vorgänge ist, was in Opheliens Worten seinen Wiederschein finden soll. Gleichwohl gibt der Dichter Fingerzeige genug, um auch für die letzteren, im Düster und Zwielicht des Irrsinns schwebenden Beziehungen den wahren Sinn erschließen zu lassen. So sagt Ophelia — um gleich den Hauptpunkt herauszuheben — wie mir scheint ausdrücklich, daß sie sich selbst, und namentlich der Rolle, die sie in der Gallerie gegen Hamlet gespielt, seinen Verlust beimißt, indem sie singt:

Sie sprach, eh' ihr gescherzt mit mir
Gelobtet ihr mich zu frei'n.
Er antwortet: Ich bräch's auch nicht, beim Sonnenlicht!
Wärst du nicht kommen herein.

Denn es heftet sich, wie das die Art des Wahnsinns ist, Opheliens wirrer Geist nur auf einzelne bestimmte Gedanken, denen seine freie Bewegung zum Raube geworden, und läßt sie daher auch die Liedchen, die sie singt, so wenig in ihrer ursprünglichen Bedeutung als in ihrem Zusammenhang verstehen oder meinen; es ist vielmehr nur der zufällige Ausdruck der gegebenen Worte,

welcher ihr wegen seiner Uebereinstimmung mit ihren fixen Gedanken und Vorstellungen gerade diese Liedchen in den Mund legt. Halten wir nun dabei die Ansicht fest, daß der Sinn, den Ophelia mit den Reden und Liedern ihres Irrsinns verbindet, stets rückwärts in ihren jüngst vorangegangenen inneren und äußeren Erlebnissen zu suchen ist, so werden wir bei näherer Vergleichung überall nicht absichtliche und bewußte Anspielungen — wie Sievers die Sache zu fassen scheint — sondern zumeist unwillkührliche und unermittelt neben einander liegende, wiewohl sehr bestimmte Wiederklänge finden und so einen vollständigen Einblick in die Entstehungsgeschichte ihres Wahnsinns erhalten müssen. Ich trage daher kein Bedenken, die eben angeführten Worte von dem Zusammenhang, in welchem sie stehen, loszutrennen und ihnen die Deutung zu geben, wornach sie die verzweifelnde Selbstanklage bezeichnen, die Opheliens Gemüth wegen ihres Verhaltens in der Horcherscene bestürmte, sowie sie plötzlich zu der Erkenntniß von Hamlets wahrer Meinung und Geistesverfassung kam, und sich von ihm durchschaut und verurtheilt wußte. Liegt es doch nahe genug, bei dem „sie sprach" und „er antwortet" an die Stelle jener Unterredung zu denken, wo Ophelia auf Hamlets Aeußerung: „ich liebte Euch einst" zu ihm sagt: „in der That, mein Prinz, Ihr machtet mich's glauben"; und auf seine Antwort: „Ihr hättet mir nicht glauben sollen. — Ich liebte Euch nicht" ihrerseits wieder entgegnet: „um so mehr wurde ich betrogen." Jetzt war ihr plötzlich klar, daß sie vielmehr sich selbst um ihr Glück und Hamlets Liebe betrogen habe, und dieser Gedanke ist's, der sie nun im Wahnsinne verfolgt. Denn

Hamlet hatte ihr ja einst seine Liebe beim Sonnenlicht betheuert, er hätte sicherlich sein Gelöbniß nicht gebrochen, wäre nicht ihr eigenes Benehmen Schuld daran geworden. Die der angeführten Stelle unmittelbar vorhergehenden Liedchen aber, die so häufig zum Beweise gegen die jungfräuliche Sittsamkeit Opheliens ausgebeutet werden, sprechen ganz offenbar nur den Eindruck aus, den die schlüpfrige Unterhaltung Hamlets und die mißachtende Behandlung, die sie von ihm in der Schauspielscene erfahren, auf sie machte. Dieß läßt sich kaum verkennen, wenn man erwägt, daß Ophelia diese Liedchen selbst einführt mit den Worten: „Bitte, laßt uns darüber nicht sprechen; aber wenn sie euch fragen, was es bedeutet, so sagt nur ꝛc.“ Denn gerade an diese nämliche Frage, von ihr an Hamlet gerichtet, hatte dieser jene Reden angeknüpft, die Ophelien persönlich berührend sie zuerst in die äußerste Verlegenheit brachten und bald Mitursache ihres Wahnsinns werden sollten. Auch in diesem Falle jedoch sind es nicht die Worte Hamlets noch die in ihnen liegende Mißhandlung an sich, die einen so zerstörenden Einfluß auf den Geist des schwachen, befangenen Mädchens übten. Das Ueberwältigende liegt vielmehr auch hier in der plötzlich hellsehenden Ahnung, daß Hamlet sie durchschauend nur ihr schnödes Mißtrauen in seine Sittlichkeit ihr habe zu Gemüth führen wollen, daß er sich in der Verzweiflung getäuschter und verkannter Treue einer durchaus reinen Liebe von ihr abgewendet, weil sie ihm, überredet von Bruder und Vater, derartige Gemeinheit in Vorstellungen und Absichten zugetraut habe. Es ist also abermals im letzten Grunde der Gedanke der Selbstverschuldung ihres Verlustes, der ihren Geist peinigt und

mit der Erinnerung an jene Scene und Unterredung erfüllt.

Auch noch andere ihrer Reden geben Zeugniß, daß neben dem plötzlichen Tode ihres Vaters, wodurch sie auf einmal für den Augenblick wenigstens völlig schutz- und rathlos dastand, hauptsächlich die Wucht dieser Selbstanklage ihrem Geiste die freie Besinnung raubte. So ist, wenn sie an die Sage erinnert, daß die Eule eine Bäckerstochter gewesen, gewiß die von Sievers gegebene Deutung richtig, daß Ophelia sich mit dieser Bäckerstochter vergleiche, weil sie sich in ähnlicher Weise an Hamlet, wie jene an dem Heiland vergangen habe. So liegt ferner, wenn sie ihrem Bruder Rosmarin als Zeichen der Erinnerung, und Vergißmeinnicht für Liebestreue gibt, wohl ohne Zweifel der Gedanke zu Grunde, daß sie nur zu „fest seine Worte in ihr Gedächtniß verschlossen", und in Folge davon ihrem Geliebten die Treue, wenn auch nicht gebrochen, so doch geschmälert, eben damit aber *seine* Liebestreue verscherzt habe. Nur so scheint mir wenigstens erklärlich, warum sie nicht mit einem einzigen Zeichen sich begnügt, warum sie die beiden Blümchen gerade ihrem Bruder und gerade mit dieser Deutung übergibt. Was aber gleichsam als bestätigendes Siegel der geltend gemachten Ansicht hinzukommt, ist dieß, daß Ophelia, indem sie der Königin Raute zutheilt, zugleich auch welche *für sich* nimmt und die ausdrückliche Erklärung hinzufügt: „wir können sie auch *Reue*, Gnadenkraut nennen." Denn hiemit gibt sie ja selbst ganz unzweideutig zu erkennen, wie tief das Bewußtsein eigner Verschuldung an ihrer Liebe sich in ihr Gemüth eingegraben. Sie macht dabei jedoch zwischen sich

und der Königin einen ausdrücklichen Unterschied, da sie jener sagt, sie könne ihre Raute mit einem bestimmten Abzeichen tragen; denn auch über die Königin und ihr unverzeihliches Vergehen hatte das Schauspiel sie plötzlich aufgeklärt. Daher darf denn auch, zumal da Ophelia der Königin zur Raute auch noch das warnende Maßlieb anbietet, jenes Liedchen vom Treulieb mit Muschelhut, Pilgerstab und Sandelschuhen in keiner Weise weder auf die Königin noch auf beide zugleich bezogen werden; es betrifft einzig Ophelien und ist der Nachhall jener höhnenden geringschätzigen Reden Hamlets in der Horcherscene, womit er ihr zu verstehen gab, daß sie eben auch nicht besser sei als andere, namentlich aber des Refrains aller seiner Reden, jenes desperaten, immer wiederkehrenden Zurufs: „geh in ein Kloster! in ein Kloster! geh!“

Doch genug dieser Nachweisungen; sie werden hinreichen, um die sichern Fäden blos zu legen, welche der Dichter aus den Motiven von Opheliens Wahnsinn in den Verlauf und die Kundgebungen desselben herübergesponnen hat, und die, je geheimnißvoller sie gelegt sind, je mehr sie der theilnehmenden Ahnung Spielraum lassen, desto mehr das ganze Gewebe mit jener schaurig anmuthenden Färbung durchziehen, welche das Gepräge des wirklichen Wahnsinns ist. Wir verstehen nun „den halben Sinn“ ihrer Worte, den ihnen Horatio zuschreibt, und haben mit der Aufhellung der einzelnen Motive ihres Wahnsinns zugleich die Einsicht gewonnen, wie Ophelia zu diesem Schicksale kam und kommen mußte. Höchst tragisch ist das Ende Opheliens; es ist eine herbe Buße für die Sünde ihrer Schönheit, daß sie in den Strom niederfällt und in

den schlamm'gen Tod hinuntergezogen wird, als sie ihre phantastischen Kränze an einem Weidenbaum aufhängen wollte, so dürr und bitter, wie der Baum ihrer Liebe geworden war. — —

Ich habe bei der Skizirung der beiden Hauptcharaktere unsres Dramas vornämlich den Zweck im Auge behalten, die leitenden Gesichtspunkte hervorzuheben und zu begründen, von welchen, wie ich glaube, eine richtige Würdigung derselben und damit des ganzen Stücks auszugehen hat. Wenn deshalb nur die Hauptzüge der beiden Bilder wiedergegeben und dadurch die Linien der Umrisse ediger und schärfer geworden sind, als sie in dem Gemälde des Dichters sich darstellen, so mag dieß darin seine Entschuldigung finden, daß es nächste Aufgabe der Erklärung ist ihren Gegenstand durch Zergliederung und Sichtung verständlich zu machen, während es gerade die Meisterschaft des Künstlers bewährt, wenn er jene Schärfe der Umrisse zu verdecken und seinen Gebilden warmen Lebenshauch und die Farbe der Wirklichkeit zu leihen versteht. Unbestritten aber ist hierin keiner ein größerer Meister als gerade Shakespeare, der nie abstrakte Ideen verkörpert, sondern stets lebendige Menschen auftreten läßt, und daher selbst ideale Charaktere nicht von dem Erbtheil menschlicher Schwäche gänzlich entbindet. Obgleich ich daher Hamlets sittlichen Werth und ideale Natur um Vieles höher anschlagen zu müssen glaubte, als gewöhnlich geschieht, so verkenne ich doch keineswegs, daß zur Vollendung seines Bildes auch jene Schatten gehören, welche der Dichter so wohl anzubringen gewußt hat. Ohne Zweifel ist es z. B. Hamlet zum Fehler anzurechnen, daß er seine individuellen

Erlebnisse ohne Weiteres zu allgemeiner Bedeutung erhebt und dadurch sein Gemüth gegen die Welt und das Leben verbittern läßt; ein Fehler übrigens, der gerade bei edlen und hochbegabten Naturen ein aufdringlicher Begleiter jener Melancholie zu sein pflegt, welche die Frucht herber Lebenserfahrungen ist. Weiter ist nicht in Abrede zu stellen, daß die übermäßige Gereiztheit Tadel verdient, zu welcher er sich gegen seine Umgebung und namentlich gegen Ophelia hinreißen läßt. Nur der Vorwurf der Grausamkeit, die sich schwer zu dem von Horatio bezeugten Edelmuth seines Herzens reimen würde, darf man ihm nicht machen, wie man gethan hat. Schwerlich wird man auch diese Anklage aufrecht halten können, wenn man bedenkt, daß Hamlet voraussetzt und weiß, Ophelia nehme ihn für wahnsinnig und verstehe daher seine Reden nicht oder lege ihnen doch nicht das Gewicht bei, welches sie für ihn selbst haben. Daß Ophelia sie nachmals doch versteht und das Gewicht derselben zu ihrem Verderben empfindet, das ist eben die tragische Fügung ihres Geschicks, lag aber weder in der Voraussicht noch in der Berechnung Hamlets. Trotz dieser beiden Hauptfehler aber — denn der Vorwurf der Energielosigkeit trifft ihn nicht, und die Zerrüttung seiner ursprünglichen Naturanlage sowie seine gegenwärtige Thatlosigkeit kommt, wie wir gesehen haben, auf Rechnung seines Geschicks — trotz dieser Schwächen bleibt Hamlet die ideale sittliche Hoheit des Charakters unter seiner Umgebung weitaus gesichert. Hinwieder hat der Dichter über Opheliens Bild eine Lieblichkeit und Anmuth ausgegossen, die selbst dann noch bezaubernd ist, wenn man sich zuvor die Schattenseiten ihres Wesens und Charakters streng und scharf

betrachtet hat, wie ich bei ihrer Schilderung sie hervorheben zu müssen glaubte, um Opheliens Verhältniß zu Hamlet und ihre Stellung im Drama zu erklären. Die arglose Naivetät ihres Wesens, die zutrauensvolle Anhänglichkeit an ihren Bruder, der kindliche Gehorsam gegen ihren Vater, der ganz mädchenhafte fast kindische Schreck über Hamlets Besuch und verwildertes Aussehen, der wirkliche, wenn auch nicht sehr tief gehende und nachhaltige Herzensjammer über den vermeintlichen Wahnsinn Hamlets, all das sind Züge, die man nicht verkennen kann und die verbunden mit ihrer blühenden Schönheit das Urtheil leicht wegen ihrer Mängel und Gebrechen versöhnen würden, stünde sie nicht einer Geistesgröße und sittlichen Erhabenheit gegenüber, wie sie in Hamlet erscheint. Und solche Züge mußte das Bild Opheliens tragen, wenn ein Hamlet sich in ihr sollte täuschen, und sie für sich zur himmlischen Ophelia sollte verklären können. Wahrhaft bewundernswürdig aber muß uns der Genius des Dichters erscheinen, der die Mängel nud Vorzüge der beiden Charaktere mit solcher Kunst in ihre Schicksale verwob, daß man wohl sagen kann, wie Hamlets Fehler für Ophelien, so sind ihre Tugenden für ihn verhängnißvoll geworden.

Wenn wir nun schließlich von dem Einzelnen zum Ganzen uns zurückwenden und auf Grund der gegebenen Entwicklung nach der Bedeutung unsres Drama's fragen, so halte ich es fast für mißlich, diesem lebenvollen Gemälde einen einzigen, sogenannten Grundgedanken unterzulegen. Denn es begegnet uns in demselben eine solche Mannigfaltigkeit menschlicher Lebensverhältnisse und, vom König herab bis zum Todtengräber, eine solche Fülle der feinsten

psychologischen Charakteristiken; es ist das Ganze so reich mit den tiefsten und treffendsten Sentenzen einer genialen Beobachtung der Menschen und Dinge durchwoben; es tritt die Handlung selbst vor der Entwicklung der ethischen Motive, auf denen die Handlungsweise der auftretenden Personen beruht, so sehr in den Hintergrund; es umspannt endlich der vorgeführte Inhalt einen so weiten und mit so bunten Lebensbildern besetzten Spielraum zwischen den äußersten Gegensätzen des Duldens und Handelns, des Glücks und Unglücks, der geistigen Größe und jämmerlichen Hohlheit, der sittlichen Erhabenheit und gemeinsten Niederträchtigkeit, daß man unwillkührlich dahin kommt, sich für die Fabel des Stücks nur noch sehr wenig, dagegen desto mehr für die einzelnen Scenen, Charaktere und persönlichen Geschicke zu interessiren, ja daß man sich zunächst und zumeist dem Gefühle ergeben muß, es werde uns hier, wenn auch in engen Rahmen gefaßt, das gesammte Weltleben mit seinen Forderungen und Widersprüchen, mit seinen Scheinzielen und Irrgängen, mit seinen offenkundigen Räthseln und dunklen Schicksalstiefen von dem Dichter zur nachdenklichen Beschauung vorgeführt. Schlegel nennt unser Stück daher „ein Gedanken-Trauerspiel, durch anhaltendes und nie befriedigtes Nachsinnen über die menschlichen Schicksale, über die düstre Verworrenheit der Weltbegebenheiten eingegeben und bestimmt, eben dieses Nachsinnen wieder in den Zuschauern hervorzurufen.“ Auch das Drama der philosophischen Reflexion hat man es genannt. Allein so viel Wahres auch an diesen Bezeichnungen ist, so treffen sie doch nur den allgemeinen und formellen Charakter des Stücks, geben aber

keineswegs eine genügende Antwort auf die Frage nach der Bedeutung des dramatischen Inhalts oder nach der Grundidee des Ganzen, von welcher der Dichter bei der Composition sich leiten ließ. Fast unglaublich klingt es, wenn Schlegel bei seiner tiefen Auffassung von der großartigen Bedeutsamkeit dieses Dramas doch wieder den Zweck des Ganzen nur dahin bestimmt, daß es zeigen solle, „wie eine Ueberlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Gränze der menschlichen Voraussicht erschöpfen will, die Thatkraft lähmt.“ Es liegt darin ein Zeugniß dafür, wie wahr das sei, was er selbst sagt, daß „dieses Werk jenen irrationalen Gleichungen ähnlich sei, bei denen immer ein Bruch von unbekannten Größen bleibe, der sich auf keine Weise auflösen lasse“, und daß schwerlich „eine Ansicht des Zusammenhangs und der Bedeutung aller Theile“ werde gefunden werden, welche sich allgemeine Anerkennung versprechen dürfe. Wenn man nun gleichwohl mit Recht von jeder Erklärung einen concisen und zugleich möglichst umfassenden Ausdruck für den bedeutungsvollen Inhalt des Ganzen verlangt, so müßte sich die Bestimmung desselben jedenfalls an den Hauptcharakter des Stücks anschließen, und dann möchte ich es gemäß der obigen Auseinandersetzung die Tragödie des sittlichen Ideals nennen, als dessen persönlicher Repräsentant Hamlet erscheint. Denn wo immer die sittliche Idee das wirkliche Leben bewegt und durchdringt, da ist es nicht äußere Gewalt, womit sie ihre Bahnen bricht, sondern heimliche stille Gegenwirkung gegen das Böse; nicht das Schwert von Eisen, sondern das Schwert des Geistes handhabt sie, durch das Gewissen scharf und un-

widerstehlich in's Herz einschneidend. Darum wird sie immer, wo sie concret und persönlich, wie in Hamlet, den Kampf mit der gemeinen Wirklichkeit aufnimmt, äußerlich und scheinbar sich vorwiegend leidend und unthätig verhalten, und trotz aller Siegesberechtigung zeitweilig wenigstens in ihren Vertretern unterliegen. Und dieß nicht blos, weil die Bedeutung des Kampfes seiner Natur nach zunächst auf das innere Leben sich beschränkt, sondern auch weil die Waffen der Gegner zu ungleich sind; ein Motiv, das man fast versucht sein könnte, bei dem letzten Entscheidungskampfe in unserem Stücke symbolisch angedeutet zu finden. Die innere Wahrheit jedoch der sittlichen Idee, wie die Gerechtigkeit ewiger Weltordnung verlangt kategorisch, daß in diesem Kampfe nicht das Edle dem Gemeinen, das sittlich Ideale nicht der Bosheit und Tücke dauernd unterliege, sondern, wie in Hamlet, selbst im Unterliegen triumphire. Daher denn auch das sichtbare Eingreifen des Jenseits, das gleich im Beginne des Stücks uns entgegentritt; daher das geheimnißvolle Walten des Geschicks in der Hand der Vorsehung, durch welches die Sache zum gerechten Austrag gebracht wird, indem es die Pläne Hamlets theils herbeiführt und gebraucht, theils durchkreuzt und zu Schanden macht, die Bösewichte aber in die eigne Grube stürzt. Denn abgesehen von der verhängnißvollen Bestrafung der treulosen unverbesserlichen Königin und des heimtückischen unversöhnlichen Gegners Laertes; abgesehen ferner von dem doppelt verdienten und doppelt empfangenen Rachegeschick, das den meuchelmörderischen König ereilt; auch der Tod des vorwitzigen Unheilstifters Polonius und der beiden verrätherischen Höflinge muß als Strafe des

Himmels angesehen werden, wie Hamlet ihn bezeichnet. Denn was namentlich diese letztern anlangt, so bezeugen die Reden ihrer eigensüchtigen kriechenden Dienstbeflissenheit deutlich genug, daß sie, wenn sie auch nicht — wie doch wahrscheinlich ist, — des Königs eigentlichen Plan erriethen, sicherlich eben so bereitwillig Hamlet zum Tode als in Gefangenschaft geführt haben würden. Ja selbst Opheliens Loos, so tragisch und mitleidswürdig es ist, kann doch nicht ungerecht genannt werden, da es, wie wir gesehen haben, im engsten Zusammenhang mit ihrem eignen Schuldbewußtsein steht. Und Hamlet? Sein Tod ist nur die nothwendige Consequenz seines Geschickes, das sich bereits an ihm erfüllte, als er sich von der Verzweiflung am Leben übermannen ließ. Da aber diese die Läugnung, wenn auch nicht der Berechtigung, doch der wirklichen Macht der sittlichen Idee einschließt, die gleichwohl in ihm lebte, so ist seine Glaubenslosigkeit zugleich Versündigung und sein Tod kann als Sühne für seinen hartnäckigen Zweifel an der Vorsehung, wie für seine Verzweiflung an der Menschheit und dem endlichen Triumph der gerechten Sache angesehen werden. Während wir so Alles, was sich sei es gegen den Bestand oder das Gesetz oder den Glauben an die Macht der sittlichen Weltordnung verschuldet hat, — den Vertreter der sittlichen Idee selbst nicht ausgenommen — einer höheren Strafgerechtigkeit anheimfallen sehen, theilt diese nämliche ewige Gerechtigkeit, welche die Geschicke der Einzelnen wie der Völker lenkt, einem Fremdling das als plötzliches Erbe zu, was er sich kurz zuvor ungerechter Weise hatte erobern wollen. Nicht weil Fortinbras von Natur und durch Kraft des Charakters

würdiger war, Dänemarks Thron zu besitzen; denn er selbst stellt Hamlet sich gleich und des Thrones vollkommen würdig mit dem Zeugniß:

— — er hätte,
Wär' er hinaufgelangt, unfehlbar sich
Höchst königlich bewährt; —

sondern weil er, so muß man glauben, aus Scheu des Rechtes den eignen Muth bezwungen und sich vom ungerechten Kriege hatte abmahnen lassen.

Wenn daher schon jedes Trauerspiel das ernste Walten des Geschicks nothwendig einschließt, so ist doch unser Drama in ganz vorzüglichem Sinn eine Schicksalstragödie und die scheinbar tadelnswerthe Unthätigkeit des Haupthelden ist, von dieser Seite angesehen, nur die unvermeidliche Bedingung für die Lösung einer solchen Aufgabe. Bei dieser Ansicht erklärt sich nun auch die Bedeutung des vierten und fünften Aktes, die immer anstößig erschienen, weil sie die Handlung mehr aufhalten als fördern. Müßten wir freilich auf die Vollbringung der rächenden That durch Hamlet das Hauptgewicht legen, dann wäre allerdings das Drama als solches gänzlich verfehlt, weil es nach der Erscheinung des Geistes rasch zu seinem Ziele hätte geführt werden und mit dem dritten Akte und der Ermordung des Königs allein hätte abschließen müssen. Sollte aber der Widerstreit des sittlichen Ideals mit der gemeinen Wirklichkeit den Inhalt des Stückes bilden und dabei das Walten der göttlichen Nemesis *allseitig* zur Darstellung gebracht werden, so war auch die weitere Entwicklung geboten, und das Schauspiel ist dann mit Recht als der wahre charakteristische Mittelpunkt des Ganzen behandelt. In der That beginnt von da die Lösung aller Verschlingungen,

die Katastrophe aller Geschicke. Der König, zum Aeußersten gebracht, beschließt den Tod Hamlets; ein Beschluß, dessen Ausführung den Tod der beiden Werkzeuge Rosenkranz und Güldenstern, so wie des Mitverschworenen Laertes, nicht minder aber auch die auf das schuldige Haupt des Königs und der Königin zurückfallende Rache im Gefolge hat. Die Königin, von den Worten Hamlets getroffen, verhärtet sich gegen die Regungen ihres Gewissens, will ihn nun unschädlich machen helfen und gibt dadurch Veranlassung zur Ermordung des Polonius, den der Vorfall des Abends anstatt bedenklich nur um so dienstbeflissener gemacht hatte; sein Tod aber wird hinwieder Anlaß zu Opheliens Wahnsinn und zu Laertes Verschwörung. Welchen Eindruck auf Ophelien die plötzliche Lohe dieses Abends machte, die ihr mit einem Male den Einblick in die Tiefe selbstverschuldeten Unglücks wie in den gähnenden Abgrund nie geahnter Schlechtigkeit Andrer eröffnet, wie der Schwindel, welcher sie da erfaßt, den tiefsten Grund zu ihrer Geistesverwirrung legt und ihr ganzes ferneres Schicksal von diesem Eindruck beherrscht wird, ist schon oben nachgewiesen worden. So gewinnt das Schauspiel eine große, ja die wesentlichste Bedeutung für das Ganze, indem es dem Dichter zum verknüpfenden einheitlichen Mittelpunkte aller Geschicke dient, und kann daher nicht mehr mit dem Vorwurfe belastet werden, daß es überflüssig oder zwecklos sei. Selbst für Hamlets Zweck und Absicht ist es von der höchsten Wichtigkeit, da es ihm das wirksamste Mittel wird, sich mit seinem Oheim innerlich auszugleichen, durch Vollziehung des wesentlich inneren Strafgerichtes den Haupttheil seiner Aufgabe zu lösen und so zugleich seinem eignen

inneren Beruf, der ihn die Zeit in ihre Fugen einrichten heißt, zu entsprechen. Welche Folgen daraus für sein äußeres Leben entspringen mögen, kann ihn nicht kümmern; für ihn ist's genug, die Unantastbarkeit der sittlichen Idee gewahrt zu haben, auf der sein Leben ruht und die er nicht preis geben kann, ohne sich selbst aufzugeben.

Auch ein anderer Vorwurf möchte sich hiernach leichter erledigen lassen, den man der Composition des Stückes machte und den Göthe schwer genug fand, um Fingerzeige für Abänderungen zu geben, die zwar, wenn sie ernst gemeint waren, die Handlung selbst lebendiger und einheitlicher hervortreten lassen, aber auch die Intention und den Gesammteindruck wesentlich alteriren würden. Es ist dieß der Vorwurf, daß der Dichter die Forderung der Einheit des Orts zu wenig berücksichtigt habe, indem er die Hörer veranlasse, im Geist nach Wittenberg, Norwegen, Frankreich, England und Polen sich zu versetzen. So schwer dieß in's Gewicht fallen muß, so lange die Entwicklung der Fabel und die äußeren dramatischen Vorgänge mit dem Grundgedanken, der das Ganze eingegeben hat und durchdringt, zusammenfallen sollen, so wenig verwunderlich wird es erscheinen, daß der Dichter von der Strenge jener Forderung sich entbindet, wenn die Grundidee so allgemeiner Natur und innerlicher Bedeutung ist, daß sie in der Handlung an sich nur zum geringsten Theile sich abspiegeln kann und zu ihrer Veranschaulichung vielmehr die Entwicklung der den Entschlüssen und Handlungen zu Grunde liegenden ethischen Motive, und darum auch einer großen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und Charaktere bedarf. In der That sind Wittenberg und Frankreich

eigentlich nur Namen, gebraucht um den Gegensatz zwischen Hamlet und Laertes auszusprechen. Hamlet hat von Wittenberg den sittlichen Ernst mitgebracht, der keinen Schein mehr gelten läßt, während des Laertes leichter Jugendmuth und nur zu leichtfertige Entschlossenheit sich nach dem heitern Frankreich sehnt. Eine Schwierigkeit macht jedoch wegen der weiten Entfernung dieses Land allerdings bei der plötzlichen Rückkehr des Laertes nach so kurzer Abwesenheit; wenn man nicht etwa annehmen darf, daß der zur Beobachtung des Jünglings abgesandte Diener zugleich Botschaft von Ophelien brachte, die es Laertes räthlich erscheinen ließ, sofort wieder heimzukehren, um seine Schwester vor den Zudringlichkeiten Hamlets sicher stellen zu können. Denn bei der außerdem übrig bleibenden Annahme, daß er auf die Kunde von dem Tode seines Vaters heimgekehrt sei, würde man einen zu langen Zeitraum zwischen der Wegsendung Hamlets und dem Auftreten des Laertes einstellen müssen. Auch ist nicht abzusehen, warum Laertes in diesem Falle gerade heimlich sollte zurückgekehrt sein und sich verwundert und erstaunt zeigen, oder — wie des Königs Furcht die Sache ansieht — den Verwunderten spielen; während beides sich sehr wohl mit jener Annahme zu reimen scheint. Doch dieß nebenbei; von Bedeutung für die Handlung des Stücks sind nur Norwegen und England; denn Polen wird blos genannt, um das Auftreten des Fortinbras zu motiviren. Jene beiden Länder aber sind mit gutem Bedacht in das Drama verflochten, da ihr Verhältniß zu Dänemark der Macht dieses Landes zur Folie dienen soll, damit der Sturz des Reiches einen gleichartigen Eindruck mache mit der ungeheuern Katastrophe

in der sittlichen Welt, und diese selbst die Bedeutung und Tragweite einer Weltbegebenheit gewinne. Was zudem England betrifft, so ist dieser Verbannungsort Hamlets aus der ursprünglichen Sage von dem Dichter um so mehr beibehalten worden, weil seine lehenspflichtige Stellung sich leicht darbot, um die Mordanschläge des Königs gegen Hamlet und das Schicksal der beiden Höflinge daran anzuknüpfen; zwei Punkte, die der Hauptidee des Ganzen, wie wir sahen, als nicht unwesentliche Momente angehören. —

Hamlet ist unbestritten die großartigste aller dramatischen Schöpfungen Shakespeare's und hat sich stets des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen gehabt. Wenn ich aber nicht ganz irre, so ruht der Beifall und die Bewunderung, welche dieses Drama uns abnöthigt, doch nur zum geringeren Theile auf der Gleichartigkeit unsrer Empfindungen, Anschauungen und Erfahrungen mit denen, welchen wir bei dem Helden des Stückes begegnen. Allerdings begleiten wir Hamlet mit dem gespanntesten Interesse in allen seinen Bewegungen und Situationen, begierig lauschen wir auf seine Sinnsprüche und Reflexionen, wir halten den Athem an vor der Uebermacht seiner Gefühle, die sich in unser Gemüth herüberpflanzen, wir finden uns von seinen Geschicken in die tiefste Mitleidenschaft gezogen. Allein, was uns bis zu dem Grade für Hamlet einnimmt, daß wir sein Thun und Lassen selbst da nicht mißbilligen können, wo es, an sich betrachtet, uns hart und grausam erscheinen müßte und, wie Ophelien und seiner Mutter gegenüber, uns Mitleid mit denen entlockt, welche darunter zu leiden haben; was uns mit seiner Leidenschaftlichkeit und

theilweise überstürzenden Unbesonnenheit bis zur Genugthuung versöhnt; was uns trotz seiner äußeren Rath- und Thatlosigkeit, und trotz, ja wegen seiner inneren Gebrochenheit und Verzweiflung ihn nicht blos als interessanten, sondern als großen, wahrhaft tragischen Charakter erscheinen läßt: das kann einzig die Macht der sittlichen Idee sein, die indem sie ihr Gefäß zersprengt selbst nur um so leuchtender hervortritt und versöhnend über den Trümmern eines Daseins schwebt, das in ihrem Dienste und im Kampfe für sie zerscheitert ist. Daß die ewige Regel sittlicher Weltordnung von Hamlet so umfassend und unbestechlich geltend gemacht wird, daß er sie trotz aller Gegenstrebung seiner Wünsche und aller Gegenreizung seines äußeren Auftrags überall für sein eigenes Bewußtsein wahrt, das ist es, was ihm unsre Theilnahme an seinem Kampfe und Geschick von Anfang bis zu Ende in so hohem Grade sichert. Und daß die Wahrheit des sittlichen Ideals, von seinem Vertreter zu schwach nach Außen vertheidigt, gegenüber dem Schein, der Gemeinheit und dem Verbrechen durch das geheimnißvolle Walten und doch sichtbare Eingreifen einer jenseitigen höheren Gerechtigkeit schließlich und allseitig bejaht und zum Siege geführt wird: das ist es, was uns erst mit jener Spannung und Ahnung und zuletzt mit jener Befriedigung erfüllt, welche auf dem in's Menschenherz gelegten Bedürfniß des Glaubens beruht, daß die Forderungen reiner Menschlichkeit und göttlicher Ordnung zusammenfallen, und daß die Ansprüche des Adels menschlicher Natur eben so unverlierbar als unantastbar seien. Aus dieser Befriedigung aber entspringt die anerkennende Bewunderung, welche wir dem Dichter

zu zollen nicht umhin können, der es verstanden hat die ewigen Principien des Lebens so klar und ernst durch die widerstreitenden Motive und Verhältnisse der Wirklichkeit hindurchscheinen und hindurchwirken zu lassen und so diese Tragödie zu einem Spiegelbild des großen allgemeinen Weltdramas zu erheben.



Die Ojibway-Eroberung.

Ein episches Gedicht aus dem nordwestlichen Amerika.

Von Dr. E. Lösch.

Verehrte!

Eine Dichtung aus einem der wilden Indianerstämme Nordamerikas habe ich mir heute zum Gegenstand gewählt und denke dieselbe durch eine kurze Beurtheilung und durch einige Auszüge Ihnen näher zu führen. An der nördlichen Grenze der nordamerikanischen Freistaaten, an den Ufern des obern See's und zwischen den Flüssen Missisippi und Missouri, leben jetzt noch Ueberreste von zwei großen indianischen Völkerstämmen, die jedoch so zusammengeschmolzen sind, daß der eine derselben nur noch 30,000 Seelen zählt. Sie haben, wenn gleich unter dem Einflusse der Cultur lebend, doch ihren ursprünglichen Charakter so ziemlich beibehalten und werden nur mit Mühe allmählich zu der ersten Grundbedingung einer geordneten bürgerlichen Verfassung

hingeführt, der — sich feste Wohnplätze zu gründen. Es sind die beiden Völkerstämme der Ojibway's und der Sioux. Bevor die Europäer mit ihrem alles verschlingenden Eigennutze bis in diese Gegenden vorgedrungen waren und auch hier ihre Herrschaft ausgedehnt hatten, waren diese beiden Stämme mächtig und frei, aber gegen einander in immerwährendem Vertilgungskriege begriffen. Ursprünglich bewohnten die Sioux die Umgebungen und Inseln des obern See's, bis sie von ihren siegreichen Feinden, den Ojibway's vertrieben und in die Gegenden des Missouri und Mississippi zurückgedrängt wurden. Die letzten Kämpfe der überwundenen Sioux bilden den Hintergrund zu unserer Dichtung, in welcher einige interessante Charaktere zu einem schönen poetischen Gemälde hervortreten.

Das Gedicht ist ein kleines Epos, den Sagen entnommen, welche noch unter den Ojibway's leben, und führt den Titel: die Ojibway-Eroberung. Der diese Sagen gesammelt und mit geschickter Hand zu einem poetischen Ganzen vereinigt hat, ist selbst ein Glied des Ojibway-Stammes. Es ist der Häuptling — sein Name klingt freilich etwas komisch in deutsche Ohren — es ist der Häuptling Kah-ge-ga-gah-Bouh, zu deutsch: Steh' fest! Er ist geboren im Jahre 1818, trat, dem Beispiel seiner Eltern folgend, als Jüngling zur christlichen Religion über und wiedmete sich dem Missionsdienste. Missionirend bereiste er die Schauplätze der früheren Kämpfe und sammelte den Stoff zu seiner Dichtung, welche im Jahre 1850 zu Neu-York in englischer Sprache erschien. Den barbarischen Namen Kah-ge-ga-gah-Bouh hat er bei seiner Taufe mit dem civilisirten Namen Copway vertauscht, scheint

jedoch eine Vorliebe für ihn zu haben, da er ihn sowohl seiner Dichtung, wie seinen biographischen Nachrichten aus dem nämlichen Jahre vorgesetzt hat.

Schon aus diesen wenigen Andeutungen geht hervor, daß die vor uns liegende Dichtung von ganz besonderem Interesse sein muß. Wir werden in eine uns völlig fremde aber großartige Natur und Umgebung eingeführt, wir sehen uns zurückversetzt in den Zustand roher Naturvölker, zwar von wilden Sitten, aber einer eigenthümlichen edlen Charakterstärke; wir begegnen heidnischem Aberglauben und blutiger Grausamkeit, wie sie zwischen jenen auf Tod und Leben kämpfenden Nationen nicht anders möglich ist, und doch sind die wenigen den Vordergrund ausfüllenden Persönlichkeiten so edel und großgesinnt gezeichnet, daß sie uns zur tiefen Bewunderung hinreißen, und den Adel der Menschennatur auch in ihrer rauhesten Außenseite trefflich vor Augen halten. Dazu stehet der Dichter selbst dem Gegenstande, den er behandelt, nahe genug, ist selbst einfach schlichter Naturmensch genug, um alle Sentimentalitäten, alle Uebertreibungen, alle schielenden Neben- und Seitenblicke glücklich zu vermeiden. Seine Dichtung ist so schlicht und einfach, so wahr und schmucklos und eben darum so erhaben und ergreifend, als sie nur gedacht werden mag. Halten wir dagegen so manche phantastische, im Unnatürlichen und Gräßlichen sich überbietende, die Sinnlichkeit und Sünde in all' ihrer Nacktheit gleichwohl mit poetischem Schimmer umhüllende Erzeugnisse der neueren deutschen und französischen Literatur —; so möchten wir allerdings wünschen, daß unsere hochgefeierten, allseitig gebildeten Dichter die Feder aus der Hand geben und sie zu besserem und edlerem

Gebrauche in die Hände der Abkömmlinge wilder Indianer legen möchten.

Die Geschichte, welche sich auf jenem blutigen Hintergrunde vor unseren Augen bewegt, ist höchst einfach. Ein Häuptling des Siouxstammes Wendigo oder das Herz von Eis lebte mit einer geliebten Gattin und einem einzigen Sohne in der Nähe des obern See's, als bereits die Kämpfe mit den Ojibway's entbrannt waren. Als er einst zur Jagd ausgezogen war und erst in später Nacht heimkehrte, hatte ein Trupp Feinde seinen Wigwam, d. h. seine Hütte überfallen, die Gattin ermordet, den Sohn geraubt und die Hütte in Brand gesteckt. Diese findet er noch in Flammen, die Gattin eben sterbend in ihrem Blute liegen; der Sohn ist verloren, er findet von ihm keine Spur mehr. Die eine Hand auf das Haupt der sterbenden Gattin legend, die andere mit ihrem Blute gefüllt zum Himmel erhebend, schwört er seinen Göttern blutige Rache an den Feinden bis zum Tode. Er erfüllt seinen Schwur lebenslang im ehrlichen Schlachtenkampf, er wird zum Führer der Sioux gegen die Feinde und bethätiget seinen Namen, indem nicht nur sein Herz von Eis, sondern auch sein Körper von Stahl sich erweist. Er ist eben so besonnen und ruhig im Rathe, eben so kühn und unerschrocken in Unternehmungen, als gewaltig und unbesiegbar in Schlachten. Gleichwohl geht ein Landesstrich um den andern seinem Stamme verloren. Im feindlichen Lager zeichnet sich vor andern ein junger Häuptling durch Kühnheit, Tapferkeit und Stärke aus, Migisi, der Adler; das ist sein Sohn, der unter den Ojibway's erwachsen, durch seine Kühnheit und Tapferkeit sich zum Häuptling aufgeschwungen hat. In der vorletzten

Schlacht, die den Fall der Sioux vollendet, dringen Wendigo und Migisi auf einander ein, das Herz von Eis schlägt den Sohn zu Boden und erhebt eben die Streitaxt, ihn zu tödten, als er das Todem auf seiner Brust, d. h. das tätowirte Zeichen seiner Familie erblickt; betroffen erkennt er in ihm den Sohn, läßt die Hand sinken und wird daher gefangen genommen. Hart gebunden wird er mit den übrigen Gefangenen in's feindliche Lager gebracht, um am andern Tage nach den Gebräuchen der wilden Indianer unter Qualen geopfert zu werden. Die Ojibway's überlassen sich dem Schlafe, zwischen ihnen liegen die gebundenen Schlachtopfer; von der Ausstellung von Wachen weiß ihre Kriegskunst nichts, die Härte der Fesseln bürgt ihnen für ihre Gefangenen. Nur Einem waren sie nicht zu fest, dem eisernen Wendigo; er weiß sie zu sprengen und sich von ihnen loszumachen, weckt schweigend seinen Sohn und bedeutet ihm, ihm zu folgen. Muthig und schweigend folgt dieser seinem Feinde bis über das Lager hinaus und wird, als er endlich Rechenschaft fordert, warum und wohin er geführt werde, damit beruhigt, daß er keinen Hinterhalt zu fürchten habe; wenn Wendigo gewollt hätte, hätte er ja im Schlafe ihn ermorden können, er habe ihm vielmehr eine traurige und schauderhafte Entdeckung zu machen. So führt er ihn in eine benachbarte Höhle, entdeckt ihm hier seine Abkunft, seiner Mutter Tod, seine Entführung, legt ihm die heilige Pflicht an's Herz, von nun an für seinen Stamm zu kämpfen und nimmt ihm den Schwur der Rache ab, wozu seine Abstammung und der Geist seiner Mutter ihn verpflichte. Keine weichlichen Sentimentalitäten verunstalten den ganzen

hergang. Der Sohn leistet den Schwur, zu welchem die Stimme der Natur und die Pflicht der Stammestreue ihn auffordert. Alsobald werden die aus der Schlacht Entronnenen, die sich bereits wieder gesammelt haben, aufgesucht, es wird ein Ueberfall der zunächst im obern See früher den Sioux zugehörigen Inseln verabredet und derselbe wird am andern Tage ausgeführt. Auch dieser Sturm mißlingt; es war der letzte Kampf der Sioux um ihre väterliche Heimath; sie zogen sich von da an tiefer in die südlichen Länder am Mississippi und Missouri zurück. Migisi fällt in der Schlacht; Wendigo stürzt sich verwundet in den See und wird nicht mehr gesehen. Blos die Sage berichtet, daß noch immer von Zeit zu Zeit sein Geist an den Gestaden des See's erblickt werde und daß seine Erscheinung immer dem Volke der Odjibway's ein Unheil bedeute. In diese einfache Geschichte ist noch eine treffliche Episode eingeflochten: Migisi hat eine Geliebte im Stamme der Odjibway's, ihrer trefflichen Eigenschaften wegen Mimi, die Taube, genannt. Er muß sie nochmals sehen, er muß ihr das herbe Geschick, das über ihrer Liebe waltet, enthüllen, er muß von ihr Abschied nehmen. Der herbe Kampf der Liebe und der Pflicht wird von beiden mit der edelsten Seelenstärke gekämpft. Ihre Liebe behalten beide ungeschwächt: aber ob dem Rufe der Pflicht zu gehorchen ist oder nicht, das ist so wenig bei der Jungfrau, wie bei dem Jüngling eine Frage. Nur darin unterscheidet sich die Taube vom Adler, daß jener noch in der Nacht vor dem Sturme das Herz bricht, während der Adler im Schlachtgewühle verblutet. So trefflich das ganze Gedicht gehalten ist, diese Episode erscheint dennoch als der Glanz-

punkt desselben, und in dieser einzigen Episode stellen wir unsern nordamerikanischen Missionär, was dichterischen Geist betrifft, hoch über alle Leistungen z. B. eines Viktor Hugo, der dasselbe Thema in den mannichfaltigsten Variationen abgehandelt und es nie weiter, als bis zu einer selbstsüchtigen und nur in der Sinnlichkeit großen Liebe zu bringen gewußt hat.

Es ist nunmehr Zeit auf die Dichtung selber und ihre Ausführung näher einzugehen. Die Dichtung zerfällt in zehn kurze Gesänge oder richtiger gesagt: Balladen. Die erste Ballade hat den Strom „St. Louis“ zum Gegenstand und schildert in wenigen aber kräftigen Zügen das wilde, unfruchtbare, felsenreiche und schneebedeckte Gebirgsland, aus welchem er entspringt, und das kräftige, kühne, an Kampf und Entbehrung gewöhnte Volk, welches jene Gebirge bewohnt:

Dort schweift das Rennthier durch's Gefild,
Und so die Menschen, flink und wild,
Zwar klein, von eiserner Gestalt,
Nicht kennend Sturm, nicht warm, noch kalt —
Die pflegen rüstig, ohne Zagen
Auf schnellen Füßen dort zu jagen,
Und gönnen Rast und Ruh sich nicht
Vom Frühroth bis zum Dämmerlicht.
Dann decken sie mit Schnee sich zu
Und finden bis zum Morgen Ruh.

Die zweite Ballade, „der Strom“ überschrieben, beschreibt dagegen den St. Louisstrom, wie er herabkommt in die Niederungen und blühende Thäler durchfließt, und wie der Dichter oft auf leichtem Kahne auf seinen Gewässern sich geschaukelt und an der Schönheit der Natur sich erquickt hat. Beide Gesänge versetzen somit nur in

den Schauplatz der Handlung und dienen gleichsam zur Einleitung.

Erst mit der dritten Ballade „der Tanz“ beginnt die Geschichte. Die Ojibway's haben sich am Ufer des St. Louis gewaffnet versammelt, unter ihnen Migisi als Fahnenträger; sie beginnen einen Waffentanz, ein alter Führer tritt auf und ermahnt sie zur Tapferkeit, die Sioux ziehen heran, der Kampf beginnt, die Sioux werden geschlagen, mehrere gefangen genommen.

Die Sioux mußten endlich weichen,
Der Feind behielt ein Feld von Leichen,
Und wer nicht floh, der ward gefangen;
Wär besser in den Tod gegangen.
Sie haben kurze Frist, nur heute,
Dem Tod sind morgen sie zur Beute.
Sie wissen, daß am nächsten Tag
Sie trifft der blut'ge, harte Schlag;
Er naht mit allem grausen Schmerz,
Den Haß erfinden kann für's Herz.
— Wenn es sich fürchtet, wenn's verzagt,
Doch Mitleidsthräne bleibt versagt.
Als Feigling' müssen sie verderben,
Von Freund und Feind verachtet sterben.

Es wird uns von Interesse sein, den Heldenjüngling Migisi vom Dichter schildern zu hören:

Der Erste dieser Krieger hielt
Das Banner, von dem Wind umspielt,
Und wie es völlig sich entfaltet,
So sah man kunstreich drin gestaltet,
Wie wilder Vögel bunte Schwingen
Sich farbig in ein Ganzes schlingen.
Ein Jüngling hielts, in dem verbunden,
Was stolz in Form und Geist befunden.
Die edle Stirne hoch und breit,
Das Auge strahlte Männlichkeit,

Und der Gedanken rascher Flug
Umspielte wechselnd jeden Zug,
Und seiner Glieder Kraftgehalt,
Entfaltend sich in der Gestalt,
Ließ diesen Helden uns erscheinen,
Als wollt', was schön ist, hier sich einen.
Mi-gi-si, so sein Name war,
Des stillen Ufers stolzer Aar.
Als er nun in den Grund hernieder
Das Banner pflanzte, ringsum Lieder!
Die Trommeln und die Echo's dröhnten!
Da glich er Mars, dem Kraftverschönten,
So wie er einst die Fahne hielt
Auf blutgetränktem Schlachtgefild.

Die vierte Ballade ist „der Wen-di-go" überschrieben. Sie schildert uns den alten kampfgestählten Helden in seinen Banden im feindlichen Lager.

Es trug sein Haupt die Spuren schon
Von vielen Wintern, die entflohn;
Von dem beständ'gen Kriegerleben
Konnt' manche Narbe Zeugniß geben;
Die Muskeln haben, straff, gestählt,
Jedoch von Alter nichts erzählt.
Wenn Anmuth auch entflohen war,
So stellte Kraft sich dafür dar.
Wohl Niemand weiß, ob Zauberei,
Ob Kraft allein ihn machte frei,
Und nie, auch nicht für wenig Stunden,
Hat er in Fesseln sich befunden.
Den Stammesbrüdern war bekannt
Er manches Jahr, er war benannt
Für seiner klugen Thaten Preis,
Der Wen-di-go, das Herz von Eis.

Hierauf schildert sie seinen Kampf mit Migisi in der Schlacht und wie er im entscheidenden Augenblicke nachläßt und gefangen genommen wird, dann wie er seine Bande

in der Nacht zerreißt, Migisi erweckt und ihn, wie oben schon erzählt worden, aus dem Lager führt. Der kühne Muth der beiden auf ihre Kraft vertrauenden Männer, so wie der männliche Glaube des einen Feindes an das Wort und an die Redlichkeit des andern, ist in wenigen Zügen, kurz und bündig, aber großartig und erhaben dargestellt.

Wendigo führt seinen Sohn in der fünften „die Höhle" überschriebenen Ballade in eine benachbarte, schauerliche und grauenvolle Höhle, in deren Nähe seine frühere Hütte stand. Hier enthüllt er ihm die Geschichte seiner Abkunft, die Zerstörung der Hütte, die Ermordung der Gattin, den Raub seines Kindes, die Verzweiflung, die ihn erfaßt und den Racheschwur, den er dem abgeschiedenen Geiste geleistet und seit Jahren treulich gehalten hat. Wir müssen uns darauf beschränken, nur den Schluß seiner Erzählung zu geben:

Und als ich stand und weint' und schaut'
Mein Weib von ihrem Blut bethaut,
Und des verhaßten Feinds gedacht,
Der dies Verderben mir gebracht,
Da fühlt ich finstere Gedanken
Die Seele, blitzesgleich, umranken.
Schreck, Angst, Verzweiflung drangen ein
In meine Seele, erst allein;
Dann schwanden sie, doch ihre Stelle
Ward wieder eingenommen schnelle
Von einer Leidenschaft tief glühend,
Die mit dem Feuer wild und sprühend
Allein nur meine Brust durchtoste.
O Rache! Rache! Ach wie koste
Mit diesem Liebling ich. Jed' Streben,
Wofür die Sterblichen noch leben,
War in mir nur im Durst vereint
Nach Rache am verwünschten Feind.

Ich kniete auf dem Rasen nieder,
Dicht neben meines Weibes Glieder,
Legt eine Hand auf's Haupt ihr nieder,
Die andre, voll des Bluts, des rothen,
Hab in der Gegenwart der Todten
Zum Eide ich emporgehoben.
Das war ein feierlich Geloben!
Mein ganzes Dasein ich entbot
Dem Haß, der Rache und dem Tod!

Hierauf fordert er den Sohn auf, seinem Stamme anzugehören und den Ojibway's Rache zu schwören. Er thut es, und ein leises Klingen, das durch die Höhle ziehet, gilt beiden als ein Zeichen, daß der Geist der Mutter aus der Friedenslaube der andern Welt sie unsichtbar umschwebe und ihrem Schwure seinen Beifall zolle.

Sogleich in der nächsten Ballade suchen Vater und Sohn ihre Stammesgenossen auf und entflammen sie zu einem neuen Angriff gegen die Feinde. Der Gesang führt die Ueberschrift: „Der Kriegsrath." Die früher ihnen zugehörenden Inseln im obern See sollen am nächsten Tage Mittags überfallen und den Gegnern wieder abgenommen werden.

Ein jedes Herz beschloß allda,
Wenn morgen sich der Mittag nah',
Aus des verfluchten Feindes Hand
Zu reißen dieses Inselland. —
Und sollten sie dieß nicht erreichen,
So wollten sie nicht wieder weichen,
Doch fechten, bis sie, all' getödtet,
Den Strand mit ihrem Blut geröthet.

Ein trefflicher Zug, welchen der Dichter seinem Helden leihet, ist es, daß er im Rathe mit aller Ruhe ihn auftreten, daß er ihn die Leidenschaft völlig bewältigen läßt,

bis sie endlich am Schlusse seiner Rede gewaltig, aber ergreifend und die Andern entflammend losbricht. Wir wollen die ganze Stelle mittheilen:

Still blickt das Aug und ohne Arg,
Welch' Feuer auch das Herz verbarg.
Der Wendigo, dem übertragen
Die Leitung war in allen Fragen,
Der stets im Rathe, wie im Streit,
Voll Muth war und Besonnenheit,
Stand langsam auf, und was er spricht,
Das zeugt von Leidenschaften nicht.
Mit ruh'gem Wort hat er berührt
Den jüngsten Streit, den sie geführt.
Selbst weich wurd' seiner Stimme Ton,
Als er da sprach von seinem Sohn,
Den Manitou — (eine Schicksalsgottheit der nordischen Indianer) so sagte er,
Vom Tode rief zum Leben her,
Dieß sei ein neuer Hoffnungsstrahl;
Und wenn gering auch ihre Zahl,
Sei Manitou stets freundlich doch,
Und segnen würd' er endlich noch
Die heil'ge Sache, ihren Krieg
Mit großem Ruhm, mit vollem Sieg.
Doch da er sprach, wie unverschuldet
Sie Unrecht lange Zeit erduldet,
Von der Ojibway's falschen Hand —
Und rund um auf das weite Land,
So weit das Auge reichte, wies,
Das ehmals ihre Heimath hieß,
Die Heimath, draus sie nun vertrieben,
Die in des Feindes Hand geblieben;
Da brachen Leidenschaftsgewalten,
Die er bisher zurückgehalten,
Aus seinem Busen, ihrem Sitze,
Hervor wie glühnde Himmelsblitze,
Dieweil des Angesichtes Mienen

Nur Wogen jenes Stromes schienen,
Der als der Leidenschaften Drang
Des Mannes Seele wild durchschlang! — —
Was er gefühlt bei diesen Reden,
Drang so, schnell wie das Licht durch Jeden.
Kein Busen, der nicht Feuer sprühte,
Kein Herz, das nicht von Zorn erglühte.
Und als er schwieg, der Schlachtgesang
Wild gellend durch die Lüfte klang.
Die Vögel flogen scheu empor
Und schrieen mit im bangen Chor.
Längst schwieg der Mund, doch rollt in's Weite
Das Lied noch fort an Berges Seite.

Der siebente Gesang „die Opferung“ führt uns zurück in das Lager der Ojibway's. Der grausamen Sitte der Indianer gemäß werden an demselben Tage die gefangenen Feinde unter ausgesuchten Martern und wildem Hohne hingeschlachtet. Mit welcher weisen Mäßigung der Dichter dieses schauerliche Gemälde an uns vorüberführt, haben wir bereits oben angedeutet. Er erzählt auch hier einfach und wahr, aber ohne im Geringsten seine Leser mit detaillirten Schilderungen zu quälen. Vielmehr gewinnt auch dieses Gemälde etwas Erhebendes in der trotzig ungebeugten Kraft, mit welcher die Schlachtopfer die Qualen ertragen, der Feinde Grausamkeit verspotten und in ihr Todesröcheln Siegeslieder des Triumphes mischen. Hier ist die einzige Stelle, wo der Dichter einen vergleichenden Blick von jenen rohen Naturvölkern auf die cultivirten und gebildeten Nationen der Gegenwart wirft. Aber er weißt nicht etwa, was dem christlichen Missionär so nahe gelegt war, was aber ein unbilliger Vorwurf gegen die hier handelnden Personen gewesen wäre, — er weißt nicht auf die Feindesliebe und Duldung des Christenthums hin; er hält auch

hier von jeder Sentimentalität, welche nur eine falsche Tinte in dem einfach großen Gedichte würde gegeben haben, sich ferne. Nein, der Heldenmuth jener Schlachtopfer führt ihn zu der Bemerkung, wie die menschliche Seele auf allen Stufen der Bildung einer Größe fähig sei, die Qual und Tod zu überwinden weiß.

Ihr tapfern Söhne der Natur!
Fürwahr nicht braucht ihr durch Cultur
Zu werden erst, das, was stets war,
Und was auch sein wird immerdar,
So lange noch die Zeiten wandeln,
So lang ein edles Herz noch handeln
Und streben wird auf Erden hier:
Bewunderung der Menschheit, ihr!
Nicht braucht ihr durch die Labyrinthen
Der Schulenweisheit euch zu winden,
Um ew'ge Regeln drin zu finden,
Wie man sich festigt, selbst bewacht
Und lauter seine Seele macht.

Uns dünkt auch diese weise Selbstbeherrschung, dieses Festbeharren des Dichters auf dem rein objectiven Standpunct kein geringer Vorzug unserer Dichtung.

Zur schönsten Partie dieser Dichtung führt uns der siebente Gesang „die Liebenden." Was zum Verständniß desselben nothwendig ist, haben wir oben schon kurz angedeutet. Wir haben daher auch nichts weiter zu thun übrig, als die Darstellung und Ausführung etwas genauer zu beschauen. Nach einer trefflichen Apostrophe an den hereindämmernden Abend und die hereinbrechende Nacht berichtet uns der Dichter von der Todtenfeier, welche die Mütter, Schwestern und Bräute der Ojibway's für die in der letzten Schlacht Gefallenen veranstalten. Unter ihnen ist auch

Mimi, denn Mi-gi-si ist auch nicht heimgekehrt und sie glaubt daher, daß auch er in der Schlacht gefallen sei. Mimi

— das schöne Kind voll Licht und Lied,
Zu lieb und schön, daß sie beschied
Nur irgend eine irdische Macht.
Der, was Natur gepräget ein
In ihre Brust, war sündlos, rein.
Und alles hauchte himmlisch Leben,
Was ihrem Herzen war gegeben, —
Nur Leidenschaften, Engeln eigen,
In ihrem dunklen Aug sich zeigen. —
Doch alles war licht, hehr und rein,
So wie des Himmels klarer Schein.

Mimi, eben darum die Taube genannt, duldete es nicht länger im Kreise der die Todtenfeier vollziehenden Freundinnen, sie eilte an jene Stelle des Ufers, wo sie oft mit dem Geliebten die seligsten Stunden verlebt hatte,

— — dort saß Mimi
Und auf die Hände hatte sie
Das schöne Haupt herabgebogen,
Von Marmorblässe überzogen.
Ach Mi-mi, wer kann wissen je,
Wie groß das Leid, wie tief das Weh,
Das dich durchdrang, bis ihm zur Stund,
Gleich dir, nicht seine Macht wird kund!

In ihren tiefen Schmerz versunken bemerkt sie nicht, daß Mi-gi-si gelandet ist und an ihre Seite tritt, bis er ihren Namen ruft. Unendlich schön wird die Freude der Liebe geschildert, mit welcher die von dem Schlimmen, was ihr drohete, noch nichts Ahnende dem Geretteten in die Arme sinkt.

Doch, als er ihren Namen sprach,
Hob sie den Kopf. Mi-gi-si brach

Sie freudig aus, als auf sie sprang
Und innig seinen Hals umschlang.
Die Freud' bei seiner Wiederkehr
Traf ihr gebeugtes Herz so sehr
Daß ihr Bewußtsein gleich entschwand.
Wie Epheu an der Felsenwand
So ruhte sie, süß unbewußt
Umschlingend des Geliebten Brust.
Sie blickte, als sie zu sich kam,
In's Aug dem, der an's Herz sie nahm.
Es war der Blick so mild, so süße,
Der nun dem Liebsten gab die Grüße,
Als ob er wär' der Seele Strahl,
In die sich Himmels Sonnschein stahl.

Nach diesen ersten Begrüßungen überläßt sie sich eben so kindlich und heiter dem süßen Geplauder der Liebe.

Und dann mit ihren Händen weich
Strich sie von seiner Stirn zugleich
Das lange schwarze Rabenhaar,
Und legt ihr süßes Lippenpaar
Sodann auf seine Augenbrauen.
Fast fühlt Mi=gi=si da zerthauen
In sich den Vorsatz und fürwahr
Ihm schwand aus der Erinnrung gar
Für einen kurzen Augenblick
Sein unerbittliches Geschick,
So süß der Schauer, den ihm sandte
Der Kuß durch's Herz. Doch als er wandte
Sein Auge auf ihr Antlitz hin
Und sah, wie tief und rein darin
In jedem Blick die Liebe lebte,
Da hob sich seine Brust und bebte;
Und seine Seele war erschüttert,
Von jenem tiefen Schmerz durchzittert,
Von dessen mächtgen Tons Gewalten
Die schwachen Saiten wiederhallten ꝛc.

Doch er muß die traurige Enthüllung geben und er thut

es mit all dem Schmerz der treuen Liebe, mit all der männlichen Resignation des starken Herzens.

Es klang so dumpf sein Ausdruck hin,
Daß es trotz seiner Stärke schien,
Als ob, so wie ein Wort er spreche,
Dem Herzen eine Saite breche.

Er enthüllt ihr alles; es muß geschieden sein und ihn richtet nur eine Hoffnung auf:

Mir ahnet es, daß sich mein Blut
Wird morgen mischen mit der Fluth;
Ich fühl's, das Herze sagt es mir,
Zum letzten mal heut scheiden wir,
Und wenn die Stern' in andrer Nacht
Am Himmel stehn in lichter Pracht,
Sehn sie auf meine blutgen Glieder,
Die nicht mehr lebenswarm sind, nieder,
Auf diese Stirn, feucht, kalt vom Tod,
Der jüngst dein Hauch noch Heil'gung bot.
Doch komm es nur! was soll ich leben,
Wenn Leben nichts mehr hat zu geben,
Als welkes Hoffen, eitle Reue?
Und jede Sonn', die sinkt auf's neue,
Den bittern Vorrath nur vermehrt,
Der allbereits das Herz beschwert.

Und wie nimmt die sanfte Taube das Unheil, das über sie hereinstürmt? Wir dürfen diese Stelle unsern Zuhörern nicht vorenthalten und wollen lieber bei dem Schlusse um so kürzer sein.

In Mimi schwankten hin und her
Gefühle unerklärlich, leer,
Als ihr Migisi mitgetheilt,
Welch schlimmes Schicksal sie ereilt. —
Und, da das Schlimmste ausgesprochen,
Die Wahrheit auf sie eingebrochen,
Schoß ein Weh ihr durch's Herz hernieder,
Nur Eins — dann war sie ruhig wieder.

Mit diesem Weh entschwand der Sinn
Von Schmerz und Leid auf ewig hin.
Es weckt, so tief war seine Spur,
Kein andrer Gram ein Aechzen nur.
Dann sank zu heil'ger Ruh zusammen
Der Leidenschaften heftig Flammen,
Das in ihr bis zu dieser Stunde
Geleuchtet tief im Herzensgrunde.
Denn als dies Feuer sich verzehrte,
Ward ihr bewußt, daß diese Erde,
Trotz ihrer Lust und dem Vergnügen,
Nichts hat, was jemals könn' betrügen,
Selbst nur für einen Augenblick,
In ihr die Trauer um ihr Glück.
Ganz ruhig hob den Kopf sie wieder,
Der welker Lilie gleich hing nieder,
Und hat sich sanft dann losgerungen
Vom Arm, der krampfhaft sie umschlungen.
Sie sprach so mild, mit ruh'gen Mienen,
Fast wie ein Lächeln hat's geschienen.
Migisi, o wie freudiglich
Gäb diesen Leib dem Tode ich,
Wenn dies die Wonn' dir brächte dann,
Die ich nicht mehr besitzen kann.
O, nicht erfüll' mit neuem Schmerz
Dich deines Lieb gebrochen Herz;
O nein, geh hin, du sollst vergessen,
Wie wir uns treulich einst besessen.
Dich ruft die Pflicht! Nun es gescheh!
Und mög kein Meingedenken je
Mit Wolken deine Brust bedecken,
Des Friedens Sonnschein zu beflecken.
Und soll ich meine Kraft verlieren
Gleich Blumen, so im Lenz erfrieren,
Soll auch dem Körper Ruhe werden
Bald an der kalten Brust der Erden —
Dann soll mein Geist dich noch umschweben,
Und was er denkt, dir Freude geben

Und liebend gießen in den deinen
Das Licht, das in ihm selbst wird scheinen.

So fährt sie fort in den süßesten Tönen; ihr Andenken soll ihn überall umschweben, die Erinnerung an die Stunden ihrer Liebe sollen ihm Trost und Friede geben. Nur, sie kommt nochmal auf denselben Gedanken zurück,

Nur dulde nicht, daß es dir stehle
Die Kraft, die Tapferkeit der Seele.

Zuletzt schließt sie mit der Hinweisung auf die Zeit —

Bis an dem fernen Geisterstrand
Uns einet ein unlösbar Band.

Solche Seelenstärke ermuthiget auch den Jüngling.

Geliebte du, du flößest ein
Gefühle, heilig, edel, rein,
Mir in die Brust, die du erlesen
Zum Herrschersitze deinem Wesen!
Es fliehn die Schlacken all, die groben
Der Leidenschaften, die mit Toben
Und wogend mir die Seel' durchwühlten,
Bevor sie deine Herrschaft fühlten.

Mit einer heißen Umarmung scheiden die Liebenden, und der schwerste Kampf ist von beiden edel und männlich durchgekämpft.

In der nächsten Ballade „die letzte Schlacht" wird der Sturm auf die Inseln beschrieben, den die Ojibway's muthig zurückschlagen. Es war die letzte Anstrengung der Sioux um ihr Heimathland. Auch Migisi und Wendigo fallen. Von Wendigo's Ende haben wir oben schon gesprochen. Er stürzte sich in die Wogen und ward nicht mehr gesehen. Wollen wir den Schluß der Ballade hiehersetzen:

Nichts sahn sie mehr, und ob entwich
Sein Geist dann, oder ob er sich

Durch Zauberkunst dem Aug entzogen
Und lebend aufstand aus den Wogen,
Das wußte keiner; doch sie sagen
Bei Winterwindes Todtenklagen
Und durch der Brandung Wogenschlagen
Und in der dunklen Sturmesnacht
Hör' man ihn noch, fühl seine Macht. —
Und selbst in Sommernächten lind,
Wenn hell die Sterne, still der Wind,
So seh' man gleiten seinen Schatten
Manchmal auf mouderhellten Matten,
Und dann verkünden sie mit Beben,
Der wird ein Unglück bald erleben,
Auf den bei dem Vorüberwallen
Des Geistes böser Blick gefallen.

Die letzte Ballade „die Todtenfeier“ berichtet Mimis Tod und schließt das ganze Gedicht. Als am Abend des unternommenen Sturmes Jungfrauen am Gestade des See's wandeln, finden sie Mimis Leichnam so still und friedlich, daß sie dieselbe für eine Schlummernde halten und sich erst bei näherer Besichtigung überzeugen, daß sie heimgegangen ist. Sie erheben alsobald die Todtenklage und ein Klingen in den Lüften verkündigt ihnen, daß die Entschlafene selig in den Wohnungen des Friedens weile.

So einfach und doch so sinnig und geistvoll hat der Dichter sein Thema durchgeführt, einen durch und durch tragischen Stoff dennoch zur vollen Befriedigung des Lesers zu bearbeiten verstanden.

Ich wüßte meinen Vortrag über eine Dichtung, die durch ihren Inhalt, ihre Ausführung und ihren Verfasser gleich interessant ist, nicht besser als mit der Bemerkung abzuschließen, welche der deutsche Uebersetzer Adler in seinem Vorworte niedergelegt hat:

„Der Dichter übergab uns das geordnete Ganze als ein Zeugniß, daß der Menschengeist bei gehöriger Pflege überall ein gleicher sei, daß gewiß einst die mächtige Zeit alle noch schlummernden Kräfte wecken und die Menschheit dann als blühendes Ganze dastehen wird."



Der Nürnberger und sein Dialekt.

Zweiter Theil.

Von G. Arnold.

Wenn ich bereits in einem früheren Vortrage *) mir Mühe gegeben habe, den Nürnberger Dialekt so ziemlich nach allen Richtungen zu beleuchten, so mußte ich es auch dankbar erkennen, daß diese Arbeit sich eines allgemeinen Beifalls erfreuen durfte und nur gestützt auf diese freundliche Aufmunterung wage ich es, eine Fortsetzung jenes Themas zu bringen, die dieses zugleich zum nothwendigen Abschluß führen soll. Ich entspreche dadurch auch jenen Kritikern, die vielfache Lücken in dem ersten Vortrage entdeckten, und wenn gleichwohl eine Vollständigkeit auch jetzt noch nicht erreicht wird, so tröste mich und sie das Wesen eines jeden Menschenwerkes, das stets weit davon entfernt sein wird, vollkommen zu sein.

Wie schon früher bemerkt, mußten die reichsstädtischen Einrichtungen in unserer Stadt, die Beschäftigung der Einwohner, die ihnen so zu sagen angeborne Kunstfertig-

*) Siehe Album für 1851.

keit, der dadurch hervorgebrachte grossartige Verkehr und die behäbige Lage, in welche die Meisten gesetzt wurden, eine gewisse Entschiedenheit des Gedankens, eine ausgeprägte Form der Aeusserungen zur Folge haben, die ebenso originell frei als launig erscheint, und deshalb die Menge von Redensarten und Sprichwörtern, die zum Theil in den vorhandenen Sammlungen gar nicht aufzufinden sind. Manche davon sind jetzt fast ganz aus der Volkssprache verschwunden und wir verstehen ohne Kommentar ihren Sinn nicht mehr.

So sagte man früher in Nürnberg: Ich denk Wunder wie mich der Haas leckt und meinte damit, ich dachte ein grosses Glück zu machen; da stinkt's in der Fechtschule wurde gesagt, wenn etwas Unrichtiges, ein geheimer Anstand bezeichnet werden wollte; wer sich erwischen liess, der war in den Haidel gehupft oder im Berlein geblieben; einem ein Blechlein anhängen hiess, ihn in übeln Ruf bringen. Von einem bösen Weibe sagte man, sie ist aus der siebenten Bitte, einen Verräther nannte man Blaustrumpf, den Henkersknecht Peinlein, Ränke und unerlaubte Vortheile hiessen: Hilpertsgriffe, und wenn ein Candidatus theologiae zu früh Vater wurde, so hatte er den Kanzelschlüssel verdreht. Ein schön geschmücktes Mädchen sah aus wie eine Kronbraut, ein liederlich Gewordener war in die Schnorren gerathen, faul arbeiten hiess das Krebstreiben, und wenn ein Kind zur Taufe in die Kirche getragen wurde, bliessen die Thürmer das anmuthige Liedchen: Hat sich schon wieder einer g'stossen!

Wer spät aus dem Wirthshaus ging, war ein Einzigen Tag Burger, ein Betrüger hieß ein Quintleinmacher*), ein affenmäßig herausgeputztes Mädchen sah aus wie ein Palmbeß, armes Gesindel nannte man Rasselbande und Popperleinswaare, was nach Hexerei aussah, ging mit Kräutern zu, und wo es recht toll und unanständig getrieben wurde, da war eine Metten und ein Gemier.

Der Nürnberger war auch stets wohl versehen mit kurzen Benennungen für gewisse Eigenschaften, mit denen er scharf und treffend eine Art des Seins bezeichnet, das man sonst mit vielen Worten umschreiben müßte; dahin gehören: Donla, Maulleberla, Oelgötz, Ripel, Schroll, Strummel, Talketer, Fisel, Krackler, Krüspelein, Morf, Pumpenstöcklein, Pamperlein, Plunzen, Taundelein, Raschel, Ribanzen, Schockel, Schneppern, Sperber, Specht, Tasch, Trampel, Fechterin, Ziepf, Zillabilla, die ich nicht nöthig habe, weiter zu erklären. Ebenso treffend sind Eigenschaftswörter wie: altgewaschen, aufschnipfig, broxlet, dickstocket, erschluchzt, gacklet, gehäb, geschlacht, gewähr, grupet, klemm, letschet, lautbrüchig, sihrig, maulfaul, obenhinneret, rugel, rothbrächtig, staubaus, schroppet, spindig, g'schekket, g'spreckelt, spundig, tappet, türrmig, unterkittig, vorhauchet, zääs, zwecket, und Zeitwörter wie: aufhutschen, ausbracken, dünsten, erbeffen, ergrasen, erböllern, ergattern, fidern,

*) Frz. quinte, Grillen, Tücke.

gneisten, hutzen, huckeln, knappen, kneffen, latschen, brotzeln, nuffen, pecken, pelen, picheln, poppeln, pfrengen, präckeln, rammeln, rippeln, sickern, schudern; fippern, schnelzen, stegern, schwanken, stampern, torkeln, tubeln, überkübern; überhupfen; versiedern, verwimmern, verröhren, vertuschen, zullen, zwiefeln.

Eine Menge von Ausdrücken der Nürnberger sind von den Gewerben genommen oder für sie geschaffen, sie bezeichnen die Art und Weise des Arbeitens. Die Schlosser pumpfen, die Buchbinder plebben, die Drechsler nodeln, die Bäcker mantschen und welgern, die Hafner knietschen, die Wirthe pantschen, die Zimmerleute pilfen, die Schneider machen oft Kleider, welche hutten, die Schreiber däckeln und schmieren, die Schuster machen Schuhe die schlackern, die Weiber dänscheln gern, gewisse Mägde strutzen den Kaffee. Wer schlecht arbeitet frugt und wirkt, der Langsame nisselt und mockelt, der Unsichere trockelt, aber wer's kann bei dem fleckts. Wer freilich nichts gelernt hat, dem schlägt alles um und es ist kein Wunder, wenn er verdirbt. Komisch genug nennen wir einen, der überall seine Nase hineinsteckt: müsterg'schäftig und wenn wir etwas kaputt machen, so zermeistern wir es.

Kurz und gut ist beim Nürnberger immer Hauptregel, er hält sich mit langen Explikationen nicht auf und was er beim Reden ersparen kann, das thut er. Die Frau, die ihm morgens die Milch zum Kaffee bringt, nennt er kurzweg: Bäuerin, seinen Sonntagsbraten: Brätlein, das Anzeigeblatt: Blättlein, seine Rothschmiede:

Rußige. Das lügt nit sagt er von etwas, das ihm schwer oder wichtig vorkommt, halb leinen, halb schweinen nennt er jede unpassende Zusammenstellung von schön und häßlich, rein und schmutzig, gerade und krumm. Wer in allem bewandert und flink ist, von dem sagt er: der versteht den Rummel, aber weiß vielleicht nicht, daß diese Redensart aus dem Piketspiel entlehnt ist, wo unter Rummel eine Reihe Karten aus einer Farbe verstanden wird. Sehr treffende und theilweise sarkastische Namen sind: Augenpulver für schlechter Druck, Krähenfüß für unleserliche Schrift, Pfaffenfutter für eine Art Zuckerwerk, Bubentrezerlein für die Haarringeln an den Schläfen der Frauen und Mädchen, Herrenwinker für die sonst Mode gewesenen breitkrämpigen Strohhüte der Damen. Mit Brettlacher und Kassapassarihauben spöttelt man über auffallende Kopfbedeckungen und ein zusammengesuchter schlechter aber auffallender Frauenanzug wird erschöpfend mit Fahnenstaat charakterisirt.

Wie wir schon früher gesehen haben, ist der Nürnberger ein ganz guter Narr, außerordentlich höflich und thätig, so daß man ihn um den Finger wickeln kann, aber doch ist er in seinem Grüßen ziemlich kurz. Statt: Ich empfehle mich, sagt er bloß: Fehlmich oder Recht sehr! Statt Gehorsamer oder Ergebener Diener, nur: G'horsamst, G'horsamer oder Ergebenst; für gesegnete Mahlzeit sagt er meistens nur: Mahlzeit, und beim Niesen: G'sundheit. Zu mir kommt häufig ein Mann, der sagt einmal wie das andere: Gut'n Morgen zu wünschen! Das kann freilich auch heißen, es

wäre in der Ordnung, guten Morgen zu wünschen, aber ich thu es nicht.

Mit dem Machen der Zeitwörter aus Hauptwörtern weiß unser Landsmann auch gut umzuspringen. Er macht da nicht viel Kappenruckens und sagt schlankweg: drangsaliren, sinniren, fuchsiren und flankiren, ja Einer hat es einmal so weit gebracht bei Gelegenheit, daß er seinem Freunde nach der delikaten Suppe ein Stück geräucherten Lachs vorsetzte, alles Ernstes zu sagen: Sie sollen bei mir nicht bloß supiren, sondern auch lachsiren.

Sonst hat man für Sacktuch Fazenetlein gesagt und für Serviette Fatscheinlein, beides wohl aus dem italienischen fazzoletto herstammend; aber man hört diese Ausdrücke jetzt fast gar nicht mehr. So scheint auch der dem Französischen entlehnte Ausdruck Fresen (fraise) für Halskrause sich hier am Längsten gehalten zu haben, wie das lateinische Pahzel (pacem) für Schaustück, Dantes (tantus) für Rechenpfennig, und endlich Matteng für Mantel, dessen Herkunft mir unbekannt ist. Der uralte und bisher noch nicht erklärte Ausdruck Sutt'n für Krankenstube ist im hiesigen heil. Geisthospital noch heut zu Tage gang und gäbe und wird schon in dem lateinischen Stiftungsbrief von 1487 gebraucht, nämlich „sutta seu infirmorum stuba." Ob dieser Begriff und der weitere vielleicht davon abgeleitete: eine Lache Blutes, seine Wurzel im althd. Suht, Sucht, Krankheit suchen muß, läßt sich schwer bestimmen, doch haben wir davon noch das Wort süchtig, was so viel sagen will, als: ansteckend.

Ob wohl meine verehrlichen Hörer und Hörerinnen

wissen, woher es kommt, daß man für: recht nürnbergisch reden, sabeln sagt? Die einzige mir bekannt gewordene Erklärung, welche aber ziemlich weit hergeholt scheint, ist diese: daß der Spitzname Sandhaas, den die Nürnberger geführt, von Lateinschülern in Sabulus übersetzt und daraus das Zeitwort sabeln oder nürnbergern gebildet worden. Se non è vero è ben trovato sagen die Italiener. Nach Schmeller heißt es Seibeln und käme von St. Sebald, der in dem Munde des Volkes Seibel heiße, doch scheint mir die Richtigkeit dieser Version noch mehr im weiten Feld zu sein, als die der ersteren. Ob die Flaschner [1]) in Nürnberg wirklich alle reiche Leute sind, weil man von Einem, der bei Kassa ist, sagt, der kann blechen, und was die Maulmacher für ein Handwerk getrieben haben, weiß ich nicht, so viel aber wissen wir alle, daß eine Nagelwurz [2]) keine Wurzel ist, aus der Nägel wachsen, daß der Herzwurm kein Wurm ist, sondern das Sodbrennen, daß ein Regenschauer Kittelwascher heißt, daß man bei Taufen noch immer Kerzendreier [3]) austheilt, daß Maultaschen [4]) nicht immer weh thun, sondern oft recht gut schmecken, und daß die Pappenhamer [5]) nicht in Pappenheim, sondern in Nürnberg wohnen.

Zwei eigenthümliche Gewerbe werden noch in Nürnberg gefunden, es sind die Käuflinnen [6]) auf dem Trempelmarkt und die Altreißen [7]) auf der Leipziger Messe. Was in den Bazars der Nürnberger

---

[1]) Klempner. [2]) Hautrisse an den Fingernägeln. [3]) Geldgeschenke. [4]) Art von Gebäck. [5]) Kloakenreiniger. [6]) Trödlerinnen. [7]) Schuhflicker.

Leipziger Messe alles zu finden ist, hat uns Marx in seinem also benannten Gedicht mit ergötzlicher Virtuosität beschrieben.

Der Nürnberger sagt zuweilen nach dem Beispiele Sirachs: es ist mir so eitel, er meint aber nur, daß ihm der Magen leer sei, ja es passirt ihm, daß er ein todter Mensch genannt wird, wenn er sich alle Worte abkaufen läßt und dasteht als wie der Gott verlaß mich nit und nix red't und nix deut't. Manchmal heißt es auch von ihm: Vor dem Essen häng ich's Maul, nach dem Essen bin ich faul, und er ist, wo man ihn auch hinstellt, für die Katz da. Was kann er aber dafür? Er möchte gerne Hansens großer Knecht sein, aber es thut's nit und kommt mit ihm immer darauf hinaus, wie der klassische Vers singt: Potattenknietla und ein Kren, neunmal g'waschen und doch nit schön.

Wenn er auch in großer Gesellschaft und vor vornehmen Leuten den Tabderer [1]) kriegt vor lauter Respekt, diese fatale Eigenschaft theilt er mit allen Deutschen, und wir wollen ihn deshalb nicht schelten. Kommt er unter seines Gleichen, so läunt er schon auf, [2]) wenn's auch draußen noch glisglammt, [3]) da begehrt er auf und thut dik, wie der Schwammamann, wenn er auch sonst dünn ist, und damt auf, [4]) obschon er eigentlich nicht von Gebersdorf ist und sich eher ein Loch durchs Knie bohren läßt, als daß er etwas hergäbe; aber wenn er einmal lustig wird, so ist er ganz aus dem

---

[1]) Das Zittern. [2]) Aufthauen. [3]) Glatteisen. [4]) Geld ausgeben.

Häuslein und macht seine sieben Sprünge, als sollte die ganze Hoppahe [1]) drauf gehen.

Geht unser Nürnberger mit einem Mädchen, so hat er's gern, daß sie sich einhängt, besonders wenn sie nicht wüst ist; aber vom Regen kann er das Einhängen nicht leiden. Wenn ihm das Mädchen alles anhängt, so ist er gar nicht böse drüber, aber Andre darf sie nicht haben, sonst eifert er und dann hat sie es bald aus bei ihm.

In Nürnberg macht man eine Delikatesse aus den Spatzen [2]), was man nicht eher begreift, als bis man sie sieht; man ißt einen armen Mann [3]) und macht sich gar kein Gewissen; Ochsenaugen [4]) schluckt man hinunter, als wenn's Austern wären, und vom Untereinander [5]) kann man sich gar nicht trennen, es sei denn daß noch ein gebratenes Buttla [6]) oder eine Geisscheer [7]) im Hinterhalt wäre, oder gar ein gebachen's Ingereusch [8]). Schafmäuler [9]) ißt man in Oel und Essig und einen Auflauf [10]) hat sogar die Polizei gern, doch sind gebach'ne Küchlein [11]) keine jungen Hühner und in einer Zettelsuppen [12]) schwimmen keine Theaterzettel herum. Wenn man genug gegessen und getrunken hat, so kann man nicht mehr dohnen [13]) und dann steuert [14]) man sich auf das Sofa und dus't ein, das ist aber der beste Weg zum Zipperlein.

---

[1]) Vermögen, Hab und Gut. [2]) u. [3]) Mehlspeisen. [4]) Spiegeleier. [5]) Pfannkuchen. [6]) Huhn. [7]) Ziegenviertel. [8]) Fischeingeweide, voc. v. 1482 ingerewsch, intestina. [9]) Rapünzchen, valeriana locosta. [10]) Backwerk. [11]) Kaffeekuchen. [12]) Suppe mit Teigklümpchen. [13]) Athmen. [14]) Sich zum Schlafen zurecht legen.

Die Pfännlein [1]), die die kleinen Kinder machen, sind keine Pfannen, die Schäufelein [2]), die sie essen, sind keine Schaufeln, der Bärensaft [3]) kommt nicht vom Bären, der Gerstenschleim [4]) wird nicht von Gerste bereitet, noch ist der Rümpfelkäs [5]) ein Käse; aber die Hutzelbrühe auf unseren Kirchweihen ist von veritablen Hutzeln [6]) gesotten und wenn das Glück gut ist, so kommen auch Schnitz [7]) hinein.

Es wird noch kurioser! Bei einem Tischruckens [8]) wird ganz was anderes gethan, als Tische gerückt, wer eine Taschen [9]) bekommt, steckt sicher nichts hinein, an den Zinken [10]) sticht man sich nicht, sondern riecht nur dran und ißt sie wohl auch, die Flecken [11]) bei den Kindern sind gefährlich, aber Risse [12]) dürfen sie schon kriegen, die schaden nichts. Wo immer bei uns Lichter brennen, da lassen sich bald auch Räuber [13]) sehen, aber ein Unthäterlein [14]) ist keine Unthat und ein Schmätzerlein ist nur ein Kuß auf Probe, der in der Regel wieder zurückgeschickt wird.

Der Nürnberger ist ein Pfiffikus, denn er kann vom Bändlein zehren [15]), wenn er nichts verdient; anderwärts sind die Bänder nicht so nahrhaft! So hat er die Eigenschaft, daß er duftet, während die gewöhnlichen Menschen schwitzen, und zuweilen fabelt [16]) er, ohne Aesop und Lafontaine auch nur dem Namen nach zu kennen.

---

[1]) Sich zum Weinen anschicken. [2]) Zuckerwerk. [3]) Lakritzensaft. [4]) Zuckerstengel. [5]) Honigkuchen. [6]) Getrocknete Birnen. [7]) Getrocknete Aepfel. [8]) Schmaus nach der Hochzeit. [9]) Ohrfeige. [10]) Fettaugen der Fleischbrühe, Hyazinthen. [11]) Masern. [12]) Schläge. [13]) Niederbrennendes Dochtstück am Licht. [14]) Kleiner Makel. [15]) Ohne Verdienst sein. [16]) Irr reden.

Wenn er um einen Gegenstand handelt, so legt er was drauf, das dennoch Niemand sieht, aber einen kleinen Unterschied kauft er nicht theuer oder er wendet nicht die Hand um deswegen. Manchmal wird ihm heimgeleuchtet bei hellem Sonnenschein und man hat schon viele tüchtig herunterlaufen lassen, die dabei ganz ruhig sitzen geblieben sind. Ich kenne Einen, dessen Füße die wunderliche Manier haben, abwechselnd einzuschlafen, ohne daß er es merkt, und seine Hände sind zuweilen ganz pelzig und haben doch keine Haare.

Wir schanzen, wenn wir angestrengt arbeiten, es schwant uns, wenn wir eine Ahnung haben, wir tollen, wenn wir schwerfällig gehen, wir lassen etwas unterwegs, wenn wir es nicht thun, wir verbutten, wenn wir verwöhnt werden, wir bächeln uns, wenn wir uns pflegen, wir verschnepfen uns, wenn wir uns versprechen. Wo außer Nürnberg gibt es eine wüllene Wollen[1]), oder eine Landmünz[2]), oder einen Garaus[3]), oder einen Reftrager[4])? Welche Stadt hat gesalzene Fischer[5]) aufzuweisen und Koppenschopperinnen?[6]) Nur in Nürnberg hört man von einem erlös'ten Brot[7]) und einer überlaufnen[8]) Stube, von einem verschnitzten[9]) Menschen und übernächtigen Bissen Brot und von einem Mädchen, das das G'rieß[10]) hat, weil es sauber ist. Bei uns verkrüppelt man nicht bloß die

[1]) Schafwolle. [2]) Zwei Kreuzer u. zwei Pfennige. [3]) Geläute bei Sonnen Auf- und Untergang. [4]) Eier- und Butterhändler vom Lande. [5]) Häring- und Stockfischverkäufer. [6]) Gänse- und Hühnerverkäuferinnen. [7]) Vom Schwarzbrot, wenn es naß und löcherigt ist. [8]) Erwärmt. [9]) Mager. [10]) Die begehrt ist.

Kleider, sondern auch die Menschen, man ist ein Wohl. diener, wenn man schlecht dient, ja man zerfleischt sich, wenn man sich die Meinung sagt. Um Jemand an" zuschwärzen, muß man ihn sogar hineinreiten und ein erwachsener Mensch ist noch häufig ein Kindskopf. Interessant ist es, wie der Dialekt es versteht, seine Wörter dem Laute nach zu bilden, der durch die Handlungen hervorgebracht wird, die er bezeichnen will. Es ist dieß überhaupt eine rühmliche Eigenschaft der deutschen Sprache. Ich rechne dahin die Zeitwörter: schwappeln, pflumpfen, guatschen, gratschen, hietschen, quenksen, wuzeln, quichzen, ramschen, huseln, pfludern, pfladeln, quächzen, scheppern, schettern, schnorkeln, zäkeln, grolzen, küttern, härteln, korreln, delfen, gatzen, gossern, knenken, pisen, die Hauptwörter: Ratschen, Wiedel, Rutschel, Zuller, Schnudern, Schlampen, Krabel, Sprinzelein, Schlappen, Schlarfen, Schleicher, und die Beiwörter wie mortz entzwei, g'schwiddert voll, nudel dick, schnatterweiß, witzelbang, zaunrappeldürr.

Ich kann es mir endlich nicht erlassen, bei dieser Gelegenheit einige der absonderlichen Wirthshausschilder anzuführen, die zu allen Zeiten in Nürnberg bekannt waren und es theilweise noch sind. Da ging man in die Mausfallen, in's Löchlein, in den Schmalzkübel, in den gläsernen Himmel, in's Gerüst, in die Hundertsuppen; es gab eine Eisgruben, ein Ofenloch, eine Schrenzen, ein Würzelein, eine leere Stützen, eine böhmische Hauben, eine gelbe Ruben, Schlehenstauden, Nußschaalen, kalte Herberg, bret-

ternes Meer, und noch heut zu Tage haben wir die Hölle, die Laus, die Baumwollen, das Essigbrätlein, das scharfe Eck, das Predigtstühlein, das Eckelein, den Bärleinhuter; und Jammerthal und Himmelsleiter haben sogar einen Ruf im Ausland erhalten.

Nur im Vorbeigehen führe ich noch einige Ausdrücke an, deren Erklärung wohl größere Philologen als ich bin, schuldig bleiben möchten. Warum sagt der Nürnberger von etwas, das ihm nicht verdorben werden soll: thu mir's nicht verunrezen [1]), und von einer offenen Wunde: da schaut das raihrete Fleisch heraus, warum sagt man von einem Leidenden: er hat seinen Hüfel, und von einem Großnaßigen: er hat einen rechten Gemper? Wo kommt der Dörpel bei den Bäckern her, da dieses Wort mit „dörren" in gar keiner Beziehung zu stehen scheint. Wie geht es zu, daß wir für Kahn Schelch [2]) sagen, und auf welche Weise hat sich wohl die Redensart gebildet: einen bei der Karthausen nehmen? Warum nennen wir das Schaf Bez, und warum sagen wir von einem recht gesunden, kräftigen Menschen: er hat ein gutes Pirsch [3])? Warum pupizen wir, wenn wir nicht gut haushalten? Wie alt ist der Ausdruck: Pfempferei [4])? und warum nannte man den Knecht des Scharfrichters den Löwen [5])? Es wäre gewiß erfreulich, wenn Männer

---

[1]) Engl. orts, Brocken; Frisch supponirt ein angelsächs. oferetan, verbrocken, ohne Hunger essen. [2]) As. chiul, Schiff; ah. scaltich, Art schneller Schiffe. [3]) Poln. piers, die Brust. [4]) H. Sachs: pfenbert, Speise, Waaren; Frisch: Klein-pfenwert, Kleinverkauf. [5]) Vielleicht vom ah. louuan, mugire, clamare, da er Zeter über den Verurtheilten zu rufen hatte.

vom Fach über diese Fragen und ihre Lösung nachdenken wollten.

Sie alle kennen den Brezengarten auf der Straße nach Erlenstegen, der seinen Namen daher haben soll, daß er in der theuern Zeit, wie die Mähr sagt, um eine Brezen verkauft worden ist, eine Erklärung, die höchst ungenügend erscheint. Ich will eine andere versuchen. Vom celtischen Wort brace, das Plinius uns als den Namen einer Getreideart, wahrscheinlich Gerste, aufbewahret, hat man im Mittelalter Wörter gemacht wie braciam, bracia, welche du Fresne in seinem Glossar mit Malz übersetzt, und bracina hieß ein Malz- oder Brauhaus schon in einer Urkunde von 780, womit das französische brasseur und brasserie genau verwandt sind. Könnte nicht im sogenannten Brezengarten die erste Bierbrauerei gewesen, derselbe in Urkunden und öffentlichen Verhandlungen bracin-Garten genannt worden sein und dieser Ausdruck, der in der Dialektverstümmelung Brazen oder Bräzen klingen mochte, im Volksmund sich erhalten haben?

Doch die Zeit drängt! Ich muß die Aufzählung dieser einzelnen Momente schließen, um zur allgemeinen Betrachtung überzugehen und in der Kürze die Resultate daraus ziehen, welche sich klar und unläugbar dem forschenden Auge erschließen.

Welch geheimnißvoller Zusammenhang zwischen den Formen unseres Dialektes und den alten Grundsprachen! Wie schlägt dem Philologen das Herz, wenn er in's tägliche Leben das graue Alterthum hereinklingen hört, wenn vor seinem Geiste bald die riesigen Nordlandrecken, bald die kriegerischen Sassen, bald Ulfilas, der gothische Bischof,

bald die Niebelungen und Merowinger vorüberziehen mit ihren eigenthümlichen Lauten, oder wenn, gleichwie noch in den Straßen unseres lieben Nürnbergs, so auch in der Rede, das Mittelalter durchblickt mit seinen Meistersängern und Schembartgesellen, mit seiner romantischen Schnörkelhaftigkeit und grundbiederen Derbheit.

Wenn wir mit der Weihe des inneren Verständnisses diese Verhältnisse betrachten, so erscheint uns Vieles bedeutsam, was wir bisher als unwichtig nicht der Beachtung werth gehalten haben. Vieles, was wir für die Verballhornisirung unsers gemeinen Idioms angesehen, wird zu edlen Steinen aus den sprachlichen Schachten einer gewaltigen Vorzeit, die unser Volk noch treu bewahrt hat, wenn auch mit dem Staub von Jahrhunderten bedeckt. Vieles, was wir als lächerliche Laune des regellosen Dialektes erklärt haben, wird zum ewigen Sprachgesetz, fortgeerbt trotz aller Einwirkung fremder Sitte und Anschauungsweise, fortgeerbt durch ein kleines Völkchen, die reichsstädtischen Nürnberger, die dem Alten hold geblieben sind bis auf die neuesten Zeiten, die sich so hübsch abgeschlossen erhalten haben, daß sie, um etwas ganz Unmögliches zu bezeichnen, das treffende Witzwort haben: Hast keinen Türken g'sehen?

Ehrfurchtsvoll betrachtet der Sprachkundige die alte Frau, welche nach großer Anstrengung: o waia! ausruft, denn ihm fallen das asiat. vea, das lat. vae, das griech. *οὐαι* ein, und wenn er hört, daß sie in die Kerring statt zur Kirche gehen will, so vermuthet er mit Recht eine Wurzel, die älter als das griech. *Κύριακὴ* ist oder das althochdeutsche Kirichun in der Evangelienharmonie

des Pseudo-Tatian. Der Bauer, der seiner Gutsherrschaft den Zaihet bringt, fühlt sicher, daß das goth. Wort für „Zehnten“ taihun gewesen ist, und wenn es ihm dabei wärem wird, so erfreut er uns dadurch wieder mit dem altd. waram. Der Haffner redet von Tauha, während er den Thon meint. Der gute Mann weiß vielleicht nichts vom alth. tahen, aber es liegt ihm im Blut, er ist jeder Zoll ein Allemannne.

Die Kindsmagd verbietet den Kleinen auf die Blöcher zu gehen, die am Bauplatz liegen; sollte diese Nürnbergerin eine Ahnung haben von dem alth. Plural pilohhir? Wenn sie dem unartigen Buben eine Schellen applizirt, so erscheint uns darin die urälteste Bedeutung des altnord. Stammwortes skölla, nämlich impingere anschlagen, welche erst später in den Begriff schallen übergegangen ist, und wir müssen diese Rune aus hohem Norden bewundern, ohne zu begreifen, wie sie sich bei uns so lange erhalten konnte. Und vollends die Kinder selbst; in ihnen spricht sich das allemannische Grundelement erst recht klar und ohne Ziererei aus. Ich hab an Wewe! rufen sie klagend und geben damit das ah. Wewa, Schmerz, in voller Reinheit wieder. Eine Hätschel nennen sie hél, wenn sie recht glatt ist, da haben wir deutlich genug das ah. hali und das mh. haele. Ada sagen die lieben Kleinen beim Weggehen, und celtisch heißt ada: leb wohl. Gibt es einen besseren Beweis für unsere Abstammung von den Celten?

Welch tiefe Hindeutungen auf Sprachverwandtschaft mögen nicht in den Spottwörtern ätsch und uah, in dem

Ausruf *gick*[1] (indem man mit dem Finger sticht), in *hott* und *wüst*[2], in den Lockwörtern: *Minni*[3] für Katze, *Hüri* für Gänse, *Ziebelein* für Hühner, *Dodo*[4] für Hund liegen, und endlich — warum nennen die Kinder ihre Wärterin *Wama*, ein Ausdruck, der in den slavischen Sprachen „altes Weib“ bedeutet? Sollten die alten Deutschen von lauter alten Weibern aufgezogen worden sein und wir deshalb so gerne Mährchen hören und die Hände in den Schooß legen, ob es auch ringsum wetterleuchtet und donnert? Oder sind die Hunnen im Spiel und sagt der Nürnberger in ähnlicher tiefer Bedeutung: *mir wird's ganz hunzig!* und will etwa der Ausdruck *hunn's-dumm* sagen: dumm wie ein Hunne, da das Bild unmöglich vom Hunde genommen sein kann?

Mancher lacht, wenn er in Nürnberg *der* Butter sagen hört und meint, *die* Butter klinge feiner, beruft sich auch wohl auf das as. butere, das ein Femininum ist, aber nur der Nürnberger weiß, daß schon Plinius das lat. butyrum für ein scythisches Wort erklärt hat und es dort aller Wahrscheinlichkeit nach ein Maskulinum gewesen ist. Wolle man daher auch über grammatikalische Formen nicht den Stab brechen wie: *der Gottswillen* da sein, nicht *der Ehren* sein, *ledigerheit*, *einerweg*, *der Gnaden* leben, und bedenken, daß man heute noch im Hochdeutschen ganz falsche Genetinflexionen gebraucht, wie: abseits, allerseits, allerdings, und wenn der Nürnberger sagt: ich hab gemeint, er ist *Ihnen Ihr* Bruder, so ist

[1]) Schott. keek, durchdringen. [2]) Rechts und links, Zuruf an Pferde. [3]) Schott. min, klein, frz. mignon. [4]) Altfranz. toutou, kleines Hündchen.

dies eine Unterscheidung des männlichen vom weiblichen Geschlechte, die vielleicht begründeter ist als der oberflächliche Tadler ahnet [1]), ebenso wie wir in den Redensarten: der Frau ihr Kind, den Mägden ihr Lohn nicht falsch sprechen, sondern nur den alten Genitiv statt des später erst eingeführten Possessiv-Pronomen gebrauchen.

Unser Kurzumkeit für den Begriff „gleichsam" deutet auf eine Flexion des gothischen: qvithan, sagen, das in keinem Glossarium vorkommt; daß wir läublet statt lau- licht sprechen, ist kein Fehler, sondern nur das mh. laewe, und Landern für Geländer klingt jedenfalls volltönender, abgesehen von seiner grösseren sprachlichen Richtigkeit. Wenn wir nun auf die dialektische Aussprache der Wörter selbst übergehen, so wollen meine verehrlichen Zuhörer ja nicht glauben, daß diese wirklich so planlos und verstümmelnd ist, als man gewohnt ist, sie zu bezeichnen. Wenn ich nicht fürchten müßte, Sie sagten von meinem Vortrag: er ist wie der lang Glaub, so könnte ich Ihnen die Gesetze dieser Aussprache klar nachweisen, ich könnte Ihnen an der Hand des jonischen und aeolischen Dialekts im Griechischen, der italienischen und französischen Nord-Dialekte, der romanischen Idiome wie der slavischen und vor Allem der germanischen Sprachenfamilie die bestimmten Formen angeben, welche auch unser Dialekt festhält, und Sie würden erkennen, daß der Nürnberger sagen muß: Nos'n statt Nase, Wauret statt Wahrheit, Schlig statt Schläge, maiher statt mehr, höi statt hier, Kirt statt Kehricht, Raut statt Roth, Auer statt Ohr, Menta

[1]) Schmeller, bair. Mundarten p. 200.

statt Montag, Hulz statt Holz, Solz statt Salz. Sie würden einsehen, wie viel schöner und richtiger es klingt zu sagen: laugna [1]) statt läugnen, Krauha [2]) statt Krähe, Sabel [3]) statt Säbel, trama [4]) statt träumen, Lama [5]) statt Lehm, Zaiha [6]) statt Zehe, wach [7]) statt weich, Strama [8]) statt Striemen, laus [9]) statt los, sider [10]) statt seit, Schelfen [11]) statt Schaale, schluppern [12]) für schlürfen, lotter [13]) statt locker, Lefzen [14]) statt Lippe, Schnudern [15]) statt Schnauze, Kolich [16]) statt Kalk, Urthel statt Urtheil. Geniren Sie sich für die Folge nicht: Brouder, Bouh, Rouh zu sagen, Sie gebrauchen ja nur den ah. Diphtong uo, wenn auch verkehrt, den wir in pruodar, puoch, ruowa finden. Sprechen Sie kecklich: Döib, böig'n, Their, denn die alten Wörter hießen ja: thiub, piugan und deir, vermeiden Sie niemals: rama, reua, singa und springa zu sagen, denn die alten Zeitwörter endigten fast alle mit a und im Schwedischen thun sie es noch.

Ufn, Wulf, Dunner, Summer halten Sie ja nicht für gemein, denn so sprachen die Gothen und Angelsachsen, warum sollten wir Nürnberger uns dessen schämen? Bou ist richtiger als Bube, Laib und bais ist schöner als Löwe und böse, und Bruck'n, Muck'n, ruck'n klingt sonorer als das neuhochdeutsche: Brücke, Mücke, rücken.

---

[1]) Goth. laugnjan. [2]) Alth. chrauua. [3]) Slav. sabla. [4]) Celt. dram. [5]) As. lam, engl. loam. [6]) Ah. zeha. [7]) As. vac, engl. weak. [8]) Ah. stram. [9]) Goth. laus. [10]) Isl. siidar. [11]) Engl. shell. [12]) Niedersächs. slubberen. [13]) Mh. loter. [14]) Ah. lefsa. [15]) Mh. snude, goth. snutrs. [16]) Gr. χαλιξ.

Ich wage nicht festzustellen, warum wir Mürschner sagen statt Mörser, warum wir in die Blöi gehen statt in die Blüthe, warum es heißt schmuchti statt schmächtig, Böich statt Vieh, Lilling statt Lilie, Kail statt Kohl, ebenso wenig werde ich den eigenthümlichen Plural nachweisen in Händscha, oder die Umwandlung des Wortes abgeschmackt in obgschmog, oder des Leilachs in Lallich, oder warum man sagt mein Letta statt mein Lebtag; es liegt in allen diesen scheinbaren Abnormitäten jedenfalls ein tiefer Sinn. Lassen Sie uns dabei bleiben, eine Eidechse Igetz'n [1]), ein Wespennest Weps'nist, die Mispel Hespelein [2]), die Elster Hätzel [3]), die Johannisbeeren Kannesbier, die Erdbeeren Bröstlein, die Erbse Erwes, die Thürschwelle Tritschäufelein [4]) zu nennen. Sprechen Sie getrost von den Weberstunken [5]) auf den sieben Zeilen, vom Rugsamt, vom Zeidelgericht und von den alten Einspännigern [6]) und Losungern [7]). Gehen Sie in's Gottes Namen auf den Plerrer, oder in die Peunt, oder auf den Güdenbühl, sagen Sie endlich getrost: kalte Rauntscherla, auch wenn Sie nicht wissen wo es herkommt, wischen Sie Ihre Hände immerhin an der Handzwell [8]) ab, und wenn Sie den Hetschen [9]) haben, so besinnen Sie sich ja nicht auf einen andern Ausdruck dafür — es sind dies Runen der Vorzeit, an denen wir nicht mäkeln sollen noch deuten. Und

[1]) Mh. ege-dehse. [2]) Bair. Espel, ital. nespola. [3]) Rom. hazla. [4]) Ah. driscuovili, altnord. dreskuldr, engl. threshold. [5]) Ah. tunc, engl. dungeon. [6]) Ehemalige Nürnberger Stadtgarde. [7]) Die Steuer einnehmenden Rathsherren. [8]) Ah. hantuehl. [9]) Sachsenspiegel jeschen, singultire.

wollte man Ihnen die häßlichen Nasenlaute vorwerfen in den Wörtern: *onfanga*, *einstein*, *Loun*, *Stan*, *klan*, so berufen Sie sich getrost auf die Franzosen, Spanier und Portugiesen, die es nicht besser machen, ja die letzteren noch schlechter.

Und somit glaube ich des Nürnberger Dialektes Ehre gerettet und ihn ziemlich von allen Seiten beleuchtet. Es ist in meinen beiden Vorträgen Materials genug zu einem Idiotikon niedergelegt, dessen Ausarbeitung gelehrteren Händen vorbehalten bleiben mag. Nach dem Vorgang von Autoritäten wie **Schmeller**, **Schmidt**, **Stalder**, **Höfer** und so mancher anderen verdienstvollen Männer dürfte dieses Beginnen kein unzeitgemäßes und unbelohnendes sein. Falls Sie aber selbst weniger Werth auf diesen Gegenstand legen als ich, so soll es mich doch herzlich freuen, wenn Sie aus dem Scherz in meinem Vortrag den Ernst herausgefunden haben und zugeben, daß ich nicht ganz und gar *Wasser in die Pegnitz getragen*.

Möge die Liebe zu unserer schönen deutschen Sprache dadurch nur um so fester in Ihnen wurzeln, möge der Deutsche ewig deutsch sein und bleiben! —



Eine Ferienreise.

Von

J. L. Hoffmann.

Die Reiseschriften beschäftigen sich einleitungsweise auf vielen Blättern meist mit den Vorbereitungen zur Reise; sie ängstigen uns mit Vorsichtsmaßregeln, schreiben von Vorstudien und Reisegepäck, und erst auf der zwanzigsten Seite kommt es zum Blasen des Postillons oder zum Pfeifen der Locomotive. Mit solchen Dingen kann ich meine Leser verschonen. Ich und meine Frau, leichte Zugvögel, lernen keine Regeln, machen keine Studien, führen keine Koffer. Wir vertrauen dem guten Glück und tragen wie jener alte Weise alles das Unsrige mit uns, in einem Reisesack. Wohin ich will, sagt mir zwar nicht der Flug der Feder, die ich in die Luft blase, wie Eulenspiegel, aber um so nachdrücklicher die Zahl meiner Guldenstücke. So zählte ich denn auch dießmal wenige Tage vor unserer Preisevertheilung die Häupter meiner Lieben, und da mir leider manch theures Haupt fehlte, auf das ich gerechnet

hatte, so wollten wir uns in ziemlich engem Kreise drehen. Siehe da kommt einen Tag vor der Abreise ein namhafter unvermutheter Zuschuß. Ich habe noch 100 fl. gefundenes Geld; das wird gleichfalls verjubelt! rufe ich fröhlich zur Thür herein meiner Frau zu. Jetzt geht's nach Italien: nach Mailand, nach Venedig, nach Triest. Ohne etwas über diese Städte gelesen zu haben, noch weiter lesen zu können? ohne italienisch zu sprechen? Hätte ich daran gedacht, so hätte ich dießmal wenigstens den Bädeker gekauft, an dessen krebsrother Decke jeder solide Reisende zu erkennen ist, und ohne den ein wißbegieriger Berliner nicht nach Teltow oder Treptow zu pilgern wagt. Statt dessen beschwerte ich mich mit einem zweibändigen italienischen Wörterbuch, das ich fast niemals nachgeschlagen habe.

So schritten wir denn wohlgemuth am Morgen des 27ten Augusts 1851 zum Lauferthore hinaus der Eisenbahn zu; in einem Reisetäschchen trug ich an der Seite einen Theil der kleinen Effecten, Luise in einem großen Beutel den andern, in der Linken hielt ich den Reisesack, in der Rechten Luise meinen Stock und ihr Sonnenschirmchen, wohleingepackt in grauem Futterale; denn über uns beide wölbte sich der Regenschirm, der den reichlich strömenden Segen des Himmels von uns Unwürdigen abhielt. Schöner Regen, schöner Wind, schöne Gegend, alles wetteiferte, uns den Abschied von dem lieben Nürnberg zu erleichtern. Wer kennt nicht die reizende Landschaft zu beiden Seiten der Eisenbahn zwischen hier und Gunzenhausen, diese herrlichen Föhrenwälder, diesen Schmelz der abgeernteten Aecker, zumal wenn des Himmels Thau ihre Furchen füllt? Wer preist nicht diese bayerischen Wagen dritter Klasse mit ihrer

italienischen Luftigkeit, zumal beim Regen, wo der vom Winde hereingetriebene Strom den ditto Kohlenstaub wohlthätig gleich wieder vom Gesichte spült? Ja die Natur ist im Allgemeinen sehr schön! rief ich entzückt, und hüllte mich, die Rührung zu verbergen, in meinen Paletot.

Aber siehe da, in Gunzenhausen schon die erste Erscheinung unsres Reiseglücks, das uns dießmal auf dem ganzen Wege begleiten sollte. Ein lieber Bekannter aus Regensburg steigt neben uns in den Wagen, und dictirt mir nun alle die Hauptmerkwürdigkeiten, die ich in Italien zu sehen haben würde, sammt billigen Gasthäusern in die Brieftasche. Und neben ihm umgaben uns fröhliche junge Leute, alte Schüler von mir, die mit wohlthuender Anhänglichkeit meiner gedachten. So kam, ehe wir's merkten, in heiterem Gespräche Augsburg heran. Der Himmel hatte inzwischen auch seine Thränen getrocknet; nur pfiff ein allzu frischer Wind herein in's Coupé, als wir Kaufbeuren entgegenfuhren. Hätte ich indeß nicht gedacht, es könnte sich Luise verkälten, meinen Reisegefährtinnen zum Trotze hätte ich bei all meiner Galanterie gegen Damen den Vorhang gerade offen behalten. Wer viel gereist ist, wird meine Bemerkung wahr finden, wenn ich sage: es gibt eine doppelte Art unausstehlicher vornehmthuender Reisender: die einen kommen weit her und geben uns Süddeutschen ihres Geistes Ueberlegenheit in schnarrendem, wegwerfendem Ton zu verstehen, die andern sind die Honoratioren aus den kleinen Orten in der jedesmaligen Nähe. Solch eine Honoratiorenmutter mit ihren fünf Honoratiorentöchtern war nun mit uns in dasselbe Coupé gestiegen. Die Mutter strickte während des Fahrens, der Töchter eine flüsterte

ihr halblaut zu: Ach daß man doch in dem Coupé nicht allein sein kann! Als ich nachher auf der Donau einen Zug gewisser Vögel einen nach dem andern über mir herfliegen sah, gedachte ich lebhaft an unsre Gefährtinnen von damals. Der Hirsch in Kaufbeuren sei Jedermänniglich als gute Wirthschaft empfohlen, mindere Empfehlung verdiente damals wenigstens der Stellwagen, der uns an diesem ersten Tage noch nach Füßen brachte. Wiewohl was kann der kleine Wagen dafür sammt seinem Kutscher, daß unter der Zahl der Passagiere, für die er bestimmt ist, dießmal so mancher saß, der sich als Vorrath für seine alten Tage eine gar zu große Fülle von Persönlichkeit zugelegt hatte? Ich gehöre doch auch nicht gerade zu den Schlanken; aber mir gegenüber saß ein Bürger von Füßen, vor dem ich in meines Nichts durchbohrendem Gefühle völlig verschwunden bin. Es war ein gemüthlicher, gesprächiger Mann; der Himmel segne sein ferneres Wohlergehen! Dagegen zogen drei Herren, welche das Cabriolet in Beschlag genommen hatten, beim Aussteigen in anderer Art unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie waren von großer Gestalt; zwei hager und langbeinig, ziemlich jugendlichen Ansehens, mit aristokratisch milchiger Gesichtsfarbe, glichen reisenden Engländern, der dritte robuster, mit mächtigem Barte, ein Dreißiger, war sichtlich ein ehrlicher Deutscher. Ein rother Spitz war ihr Begleiter und der einzige Mensch, mit welchem sie Umgang hatten. Sie hielten sich abgesondert von jeder andern Berührung auch die nächsten Tage, in denen wir mit ihnen zu reisen das Vergnügen hatten. Eine dicke, witzige Zitronenhändlerin von Botzen, welche deren sonderbares Benehmen nicht minder auffällig fand,

gab ihnen den Beinamen der „heiligen drei Könige", den sie auch bei der ganzen Reisegesellschaft behielten. Am Abende des ersten Tages inzwischen ärgerten sie uns am meisten. Da wir erst im vierten Gasthause ein Nachtlager fanden, so waren sie den Uebrigen beim Suchen eines Unterkommens immer weit vorangelaufen, dann stolzirten sie im Zimmer herum, lümmelten sich nachlässig auf das Canapee, separirten sich am Tische, wischten an Messern, Gabeln und Tellern, redeten nur unter sich und mit dem Hunde und beobachteten ein so exclusives Verhalten, daß ein liebenswürdiger Münchener Künstler nach ihrer stummen Entfernung seinem Unwillen in lauten Ausrufen Luft machte. Dritthalb Tage genossen wir das Glück dieser anziehenden Begleitung. Da glaubten wir sie endlich los zu sein auf ewig. Aber siehe da, eines Tages in Venedig — wir hatten sie lange vergessen — als wir über den Marcusplatz gingen, da saßen sie wieder, die heiligen drei Könige, Caspar, Melchior und Balthasar, und vor ihnen stand ihr Stern, der fuchsrothe Spitzhund.

Jedem Freunde großartiger Naturgenüsse möchte ich rathen, seine Reise nach Füßen so einzurichten, daß er dort in finsterer Nacht eintrifft. Denn wenn er dann am nächsten Morgen über die Brücke geht, so überrascht ihn in unmittelbarster Gegenwart die Alpenwelt. Es gibt keinen anregendern Gegensatz als diese frischen großen Berge nach der Nürnberger Ebene, diesen hüpfenden grünen Lech nach der ziehenden gelben Pegnitz, diesen würzigen Waldesduft nach dem leimartigen Ekelgeruch der Adam'schen Fabrik, und endlich diese friedliche Stille nach dem Jagen der Eisenbahn und dem Rollen und Schütteln des Stell-

wagens. Hatten wir am ersten Tage über 2 geographische Breitengrade durcheilt, so wollten wir heute nur 4 Stunden bis Reutte über Hohenschwangau spazieren. Der Weg konnte uns nichts Neues bieten; denn die Gegend war uns eine liebe Bekannte, und die Schönheiten der idyllischen Königsburg hatten wir schon vor zwei Jahren bewundert. Aber bei alledem jauchzte die Seele auf am sommerlich sonnigen Morgen, sie dehnte sich aus, so plötzlich entladen aller ihrer schulmeisterlichen Sorgen, im Genusse der frischen Gegenwart und im Bewußtsein, daß jenseits dieser colossalen, doch selbst so fesselnden Steinmassen noch erst das ersehnte Reiseziel winken werde. Ich bin schon oft im Gebirge gewesen; jedesmal hat mich seine mächtige Natur erquickt, erfrischt und aufgerichtet, aber erst mit der Gewißheit, daß auch sie überwindlich seien, verlieren die Bergriesen den beengenden Eindruck auf den Menschengeist. In kindischer Fröhlichkeit stolzirten wir denn, frei von allem Gepäck, hinan den neuen Weg nach Hohenschwangau, der sich freundlich längs der Höhe emporschlängelt. Wenn ich recht vergnügt bin, rauche ich immer, wie Gutzkows Helden, eine Cigarre; den Zusammenhang dieser Thatsache mögen die Psychologen erklären; genug, ich saß auch dießmal eine gute Weile auf einer Bank und blies den blauen Rauch in die blaue Luft, ohne mich stören zu lassen von meiner reiselustigen Gattin, aber auch ohne die Ungenügsame überzeugen zu können, daß dieses Thal schön und gegenüber die Höhe des Calvarienbergs und zur Rechten der kleine See wunderschön seien. Die Höhe war ihr eben nicht hoch genug und das Thal nicht tief genug, und der See, behauptete sie, an dem wir nun hinwandelten, wäre

nicht größer als der Dutzenteich. Noch heute liegen wir darüber in gefährlichem Zwiste, und es wäre um unseres Lebensglückes willen verdienstlich, wenn Jemand hinreisen wollte, um den Schiedsrichter zu machen. — Vorüber am dunkelblauen Alpsee, welcher schalkhaft zwischen dem herrlichen Buchenwalde heraufflugt, vorüber am österreichischen Zollhause eilten wir von Hohenschwangau den Fußweg hinab in's breite Lechthal, in welches hier der Säuling, dort der Tuneller als Herrscher neben den andern Bergen mächtig hereinragen, und erquickten uns im Posthause zu Reutte an dem berühmten Weine, den jeder Reisende lobt, weil es so hergebracht ist.

Inzwischen fing mit Eintritt des Abends ein lieblicher Regen an vom Himmel zu träufeln und plätscherte recht schön vor dem Fenster die ganze Nacht, so daß wir den drei Königen ihr Cabriolet, das sie auch dießmal wie früher hastig belegt hatten, auf morgen nicht mißgönnten. Wer kennt nicht die bequeme und wohlfeile Gelegenheit der Stellwägen aus Erfahrung, so trefflich geeignet, namentlich in Gebirgsgegenden, für Personen, die zum Vergnügen reisen? Man ist wohlgedeckt vor Sonne und Regen und sieht von der Welt nichts als gegenüber ein Stückchen Berg oder ein Fleckchen grüner Erde. Wir hatten uns deßhalb ans Ende des Wagens gesetzt und sahen so die Natur durch's Schubfensterchen. Die Ehrenberger Clause hindurch steigt der Weg bis Heiterwang, wo wir einst schon nach Beschauung des Stuibenfalles und lieblichen Plansees an sonnenhellem Nachmittage einen gleichen Rumpelkarren erwartet hatten. Glücklicher Weise trugen wir schon ein anderes Bild von dem großartigen Alpthal bei

Lermoos im Gedächtniß, in welchem sich die hohen Wände der Zugspitze und des Wettersteines majestätisch emporthürmen. Damals grüßte ich entzückt die letzten Strahlen der scheidenden Sonne, die deren kahle Häupter erst gelb, dann roth, dann violet färbten. Diesmal kleidete Regen, mit Morgennebel vermischt, das alles „in ein scheußlich Grau." Dafür entschädigten uns die muntern Gespräche unserer Gesellschafter. Es waren lauter Schützen, die zum großen Preisschießen nach Innsbruck reisten. Im Grunde ist jeder Tyroler ein Schütze, und so hatte auch ein robuster biederer Wundarzt, ein Mann in den Fünfzigen, der nur gelegentlich die Reise machte, seine Büchse bei sich, eine Fertigkeit mitzuversuchen, die dort vor jeder andern den Mann ehrt.

Der Weg zwischen Lermoos und Landeck, wo wir die nächste Nacht zubringen sollten, war uns neu; um so erwünschter also, daß es der Sonne gelang, den Wolkenschleier zu zerreißen. Steilanstrebende, mit schönem Walde bewachsene Berge erheben sich hart an der einen Seite der Straße, welche sich in großen Schlangenwindungen nacheinander um zwei kleine Seen dreht, die, vom Waldgebirge umfaßt, smaragdgrün aus der Tiefe heraufleuchten. Endlich ist die Höhe des Ferner Berges erreicht, der die Gränze bildet zwischen den Bewohnern des Lech- und des Innthals. In wildromantischer Umgebung sinkt von da der Weg eine Stunde lang hinab zum Flecken Nassereit, wo sich die Straßen von Innsbruck und Landeck scheiden. Besonders fesselten mein Auge beim Herabsteigen vom steilen Passe — denn wo es nur möglich, ging ich zu Fuße — die malerischen Ruinen von Siegmundsburg, welche

liegt unten auf schroffem Felsen, umgeben von einem bläulichen See, seinen Bewohnern dereinst einen wenig geselligen Aufenthalt geboten haben muß. Seltsame und unbegreifliche Menschen, diese Ritter, die wie Adler auf einsamen Felsen horsteten; und die armen zarten Fräulein, wie die begraben in Schnee und Eis in einsamer Kammer sich den langen Winter gelangweilt haben mögen! Burgen, die von stolzer Höhe aus ein fruchtbares Flachland beherrschen, oder einen breiten Strom umdrohen, haben für mein Gefühl den Charakter kräftigen Lebensmuthes; aber jene Nester mitten im unwirthlichen Gebirge, gegen welche der Hügel der Ritterburg doch nur einem Steinhäuflein gleicht, machen auf mich immer den Eindruck des Menschenfeindlichen und Schauerlichen. Das Mittagessen in Nassereit gab indeß den Gedanken bald eine andere Richtung; die zierlichen und freundlichen Kellnerinnen ließen über der lieben Gegenwart mich leicht die alten Edelfräulein vergessen. Die Tyroler Mädchen verbinden mit feingliedrigem schlankem Wuchse meist einen naiven, wohlgefälligen Anstand; und so sind denn auch die Kellnerinnen weit entfernt von jener schnippischen Grobheit der altbayerischen. Halten Sie diese Beobachtung nicht für überflüssig: eine artige Kellnerin leiht der schlechtesten Wassersuppe seltenen Wohlgeschmack und benimmt dem herbsten Wein seine Säure. Nur im Handel der Kellnerinnen fühlt sich der Mensch auch im Gasthause heimisch. Von Nassereit nach Imst, einem freundlichen, neu aufgebauten Marktflecken mit stattlichen Häusern, dem Hauptorte des Oberinnthals, senkt sich steiler und allmählich ein breiter Thalgrund herab. Diese Senkung setzt sich fortwährend durch den ganzen Flecken

hin, in welchem ich mich übrigens nicht weiter aufhielt. Um einen Vorsprung vor dem Stellwagen zu gewinnen, eilte ich gleich weiter, und dachte dabei an den Spindlerischen Vogelhändler. Inzwischen hat jener Handel mit Canarienvögeln längst aufgehört. Ein Viertelstündchen vorwärts, und man steigt hinab ins wildromantische enge Oberinnthal, in welchem Tyrols Hauptstrom hastig zwischen schroffen Bergen uns entgegenrauscht. Da fesseln auch eine Zeit lang mitten im Thale auf einsamem Kegel die Ruinen solch eines alten Ritternestes, das keck genug getrotzt haben mag. Kronburg ist sein Name. Im Uebrigen ist das Thal schaurig und einförmig, bis es plötzlich in der Nähe von Landeck sich zum geräumigern, obst- und maistragenden Grunde erweitert.

Das freundliche, städtische Dorf Landeck, bei welchem drei Hauptstrassen zusammenstoßen, ein Flecken voll Leben und kaufmännischer Rührigkeit, ist der Stellwagenknoten des westlichen Tyrols. Als wir daher Abends die Wirthschaft baten uns Morgens zu wecken, damit wir den Stellwagen nicht verschliefen, hörten wir die komisch klingende naive Versicherung: „Bei uns werden täglich um 4 Uhr alle Fremde geweckt, damit keiner vergessen wird, der etwa mit einem Stellwagen weiter will.“ Wenn also in Landeck auch Jemand zu bleiben beschlossen hat, sich die schöne Umgebung und die Burg zu besehen, und in ruhigem, süßem Morgentraum liegt, hilft nichts, er wird unerbittlich geweckt mit den Andern, und mag dann zusehen, wie er wieder einschläft.

Ein glücklicher Zufall hatte am nächsten Morgen eine recht bunte, muntere Gesellschaft im Stellwagen zusammen-

geführt. Da war ein Steuerbeamter aus Imst mit seinem Knaben, ein heiterer, ungewöhnlich gemüthlicher Berliner Student, vier junge Zöglinge der Musen von etwa 12 Jahren, die aus der Vacanz nach Meran zur Schule zurückkehrten, heillose Rangen voll Muthwillen und Unart. Stellwagenkönigin war aber unbestritten jene alte dicke Zitronenhändlerin aus Botzen, deren ich schon vorhin in Liebe gedachte. Es war eine überaus heitere, gesprächige Frau voll Weltkenntniß und Lebenserfahrung; sie hatte oft genug halb Deutschland gesehen und kam eben wieder von einer großen Reise zurück. In unserm Nürnberg war sie wohlbekannt und hatte alle unsere Kaufleute im Kopfe, die mit Südfrüchten handeln. Frauen in vorgerückterem Alter bekommen, zumal wenn sie auf sich gestellt sind, etwas Couragirtes, Männerähnliches; verbinden sie nun damit Gutmüthigkeit und gesunden Humor, so scherzt sichs mit ihnen angenehmer als mit jungen. So war denn auch die Gesprächigkeit unserer Zitronenhändlerin unverwüstlich; und wenn nun der Berliner dazwischen schwirrte, und die ungezogenen Knaben den rauhen Dialect der Frau persifliren, und wenn sie dann ungehalten die Jungen schalt und fragte, ob sie auch so uncultivirte Eltern hätten, wie sie seien, und die liebe lateinische Jugend darüber in ein lautes Gelächter ausbrach: so gab das ein so wüstes Durcheinander, daß es für Dickens' Feder ein vollkommener Fund gewesen wäre. Es waren aber auch gottlose Schlingel, diese Meraner Schulknaben; Mittags trank jeder seine Halbe Wein, Nachmittags rauchten sie alle Cigarren und geberdeten sich dabei wie die Alten, ohne meiner Drohung zu achten, daß ich dieses Vergehen ihrem Professor schreiben

wünscht. An diesem Morgen erschien der Stellwagen mit seiner muntern Unterhaltung uns als ein sehr erfreulicher Aufenthaltsort. Denn draußen herrschte eine unheimliche Kälte wie im Spätherbst und häßlicher Regen schlug an die Fenster. Ohnehin ist die enge Thalschlucht, durch welche von Landeck bis Finstermünz die Straße zieht, rauh und unwirthlich genug; viermal setzt der Weg über den rauschenden Strom, weil ihm die vorgeschobenen Berge bald da, bald dort den Raum wehren. Ich erinnere nur im Vorübergehen an die berühmte Pontlatzer Brücke, die schon mehrmals in der Geschichte, z. B. erst im Jahre 1809, Schauplatz blutiger Thaten war.

Der Himmel heiterte sich Mittags auf, und wohlgemuth stieg die männliche Gesellschaft den berühmten Finstermünzpaß hinan, dessen Romantik leider bald aus den Reisehandbüchern zur Freude aller Kutscher und Fuhrleute schwinden wird, da man die Straße jetzt mit großen Kosten gleich hinter Pfunds in den Felsen arbeitet und so allmählich die Höhe hinanleitet. Dießmal wurde die natürliche Schauerlichkeit des Wegs noch erhöht durch die anscheinende Gefährlichkeit. Denn in bedeutender Höhe hämmerten links oben die Arbeiter und fortwährendes Steingerölle kollerte herab über die Straße. Ein Ausweichen war unmöglich; denn zur Rechten stürzt ja bekanntlich die Felswand bis zum Inn hinab in die Tiefe. Nun waren an besonders bedenklichen Plätzen junge Bursche aufgestellt; die fingen zu pfeifen an, wenn Jemand herankam, damit die Arbeiter anhielten mit dem Herabwerfen, und die Reisenden ihrerseits machten immer einen Wettlauf über

die Steinhaufen, bis sie außer dem Bereiche der Arbeiter waren.

Des schönen Tages froh, erregt durch den Hochgenuß, welchen das Ersteigen des merkwürdigen Gebirgspasses gewährt hatte, und wanderlustig in der frischen Bergluft, beredete ich meinen jungen Berliner, mit mir zu Fuße weiter zu gehen, bis uns der Stellwagen einhole. Das gab eine ganz artige Fußpartie; denn der durstige Kutscher hielt schon wieder in dem Bergflecken Nauders an, und so marschirten wir bis an den Anfang der drei bekannten Seen auf der Höhe der Wasserscheide zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere. Da die Straße bis zur Wasserscheide bei Reschen zu 4725 Fuß über der Meeresfläche emporsteigt, so war es nicht zu verwundern, daß einzelne Schneeflocken mein leichtes Sommerröckchen bestreuten und unsere Hände die Farbe eines gesottenen Krebses erhielten. Unser Kutscher, wohlbedacht auf die Wärme seiner Passagiere in dieser empfindlich kalten Region, hatte mittlerweile noch ein paar andere Personen eingenommen, worüber unsere vier hoffnungsvollen Meraner Jünglinge in helle Thränen der Wuth ausbrachen. Wir haben für große Leute bezahlt, rief der Muthigste entrüstet dem Kutscher zu; wir wollen auch so viel Platz haben, als große Leute brauchen! und ließ sich nur durch lange Bitten bewegen, in den Stellwagen zurückzukehren, den er in gerechtem Grimme verlassen hatte.

Aus dem letzten der drei Seen hüpft mit wasserfallähnlichen Sätzen die Etsch als ein stattlicher grüner Gebirgsbach die rasch abfallende Malser Haide hinab, um durch das breite rebenumgürtete, burgenumthürmte, von schneeigen

Bergriesen betrachtete Vintschgau an den reizenden Fluren von Meran, Botzen, Trient und Roveredo vorüber ihren stolzen Lauf nach Italien zu suchen.

Ich weiß nicht, ob das eigenthümliche Gefühl, das mich auf einer Wasserscheide zu befallen pflegt, auch von Andern getheilt wird. Da erfaßt mich immer theilnehmende Wehmuth, wie wenn zwei Freunde sich trennen auf Nimmerwiedersehen. Eine Wasserscheide ist im Raum, was in der Zeit eine entscheidende Lebensepoche. So waren wir denn jetzt wieder an der Etsch, die mich einst mit Neid und Sehnsucht erfüllt hatte, als ich in Botzen zum erstenmale ihre glücklichen Fluthen erblickte, und vor uns sollte sich morgen schon das vielbesungene Land aufthun, das ihre klaren Wellen bespülen. Es war indeß eine ganz andere Stimmung, die uns auf der Malser Haide beherrschte, als früher einmal, wo wir von Meran herkommend im Morgengrauen über dieselbe hinanfuhren. Damals fegte ein rauher Wind über die bereits braungelben Wiesen hin, also daß wir uns den wahnsinnigen Lear als ihren Bewohner vorstellten; heute lachte sie in der Abendbeleuchtung mit saftigem Grün, und vergebens suchten wir nach dem Schlüssel für unsre Phantasien von ehedem. Ein sprechender Beweis von der Veränderlichkeit menschlicher Stimmung und dem Zufall, der auch in Auffassung der Natur sein neckisches Spiel treibt. Aber beidemale stand imponirend uns gegenüber mit seinen Gletschermassen der stolze Ortles, dem zu Gefallen ich an jenem Morgen den größten Theil der Haide den Krebsgang gegangen war, weil seine blauen Flächen von der Frühsonne beschienen gar so zauberisch funkelten.

Heute setzte der Gewaltige indeß noch in anderer Weise mich in Respect. Die Straße über das Wormser Joch, die wir morgen befahren wollten, führe; so hieß es, erstens hart am Ortles vorbei und die Lawinen und Erdstürze davon machten sie äußerst gefährlich. Bange machen gilt nicht, dachte ich auf gut berlinerisch; aber der hauptsächliche, größere Respect betraf meinen Geldbeutel. Flößt mir das Wort Eilwagen schon eine gewisse heilige Scheu ein, so erfaßt mich vor dem Namen Extrapost vollends ein entsetzliches Grauen. Dahinüber über das hohe Wormser Joch, hörte ich bereits, gäbe es keine andere Gelegenheit als Extrapost, und gleichwohl komme man nach Bormio auf der italienischen Seite des Bergs erst am Abend. Und nun weiter wußte ich, daß man in Bormio nur italienisch rede, und daß man dann handeln müsse mit Wirthen und Kutschern. Wie sollte ich das mit meinem Bettelvorrath einiger Worte? Ich sah schon im Geiste meine blanken Zwanziger hinsiechen, sah die gierigen Italiener schon zu ihrem meuchlerischen Morde verschworen. Meine Schwermuth wurde indeß bereits im Malser Gasthause erleichtert. Denn die Extrapost reducirte sich auf einen Einspänner mit Postpferd, und über die mangelnde Sprachfertigkeit tröstete uns ein lustiger Pole, der eben von Italien herübergekommen war. Mit fünf Worten, versicherte er, reisen Sie durch ganz Italien: wenn Sie etwas wollen, so deuten Sie nur mit dem Finger auf die Sache und sagen: questo; dann fragen Sie: quanta costa? und hat der Verkäufer den Preis angegeben, so entgegnen Sie kopfschüttelnd: troppo caro! und legen die Hälfte hin. Aber

über Kälte und Schnee auf dem Wormser Joch machte er haarsträubende Schilderungen.

Ein heiterer Morgen begrüßte uns, als wir unser enges Wägelein bestiegen, voll vornehmen Selbstgefühls, daß wir nun auch einmal die Gebieter des Kutschers sein sollten, und daß dieser ein Posthorn an der Seite trüge. Ich bin überzeugt, daß ich die Anfrage der Wirthin, ob der Postillon nicht vor der Abfahrt noch eine Suppe essen dürfe, mit einem eigenthümlich gnädigen „Ja wohl!“ beantwortet habe. Indeß Hochmuth kommt vor den Fall, und weil ich mich mit einer gewissen Nonchalance niederließ, mir ein wichtigeres Ansehen zu geben, so zerknallte in der Rocktasche meine nagelneue Thonpfeife, die ich mir erst in Reutte gekauft hatte. Rohr und Beschläge brachte ich mit zurück in die Heimath, und bin erbötig Jedermann diese zwei Hauptstücke meiner italienischen Sammlung vorzuzeigen. Mit meinem Tabakpäcklein aber, das ich von Nürnberg mitgenommen, habe ich auf der Rückreise einen böhmischen Soldaten für die Sache des Volks gewonnen. Denn in Italien enthielt ich mich, um dem Ministerium Schwarzenberg seine Stellung erschweren zu helfen und den österreichischen Staat meinerseits in seiner Finanznoth zu lassen, geflissentlich, — und dann auch weil ich keine Pfeife hatte, des Rauchens.

Lustig rumpelte die elende Postcalesche die trockene gute Chaussee dahin, die an der linken Seite des breiten moosigen Etschthales hinabführt zu den grünen Weinlauben von Meran und Botzen. Die Regengüsse des Augusts, welche namentlich auch in Tyrol auf unserem ganzen bisherigen Wege grauenhafte Spuren der Verwüstung zurück-

[illegible], waren damals vom glücklichen Süden fern geblieben. Die neue Welt, in die wir hineinfuhren, lachte an ihren mittägigen rebentragenden Geländen, ein sorgloses Kind, unbekannt mit den Stürmen, die es noch im Spätherbste treffen sollten. Hinter Schlanders folgt der Scheideweg. „Straße nach Mailand“ verkündet der Wegweiser zur Rechten, den ich einst betrübten Herzens betrachtet hatte, und über die Spondinibrücke quer durch das Etschthal lenkte das Fuhrwerk nach dem gegenüberliegenden Dörfchen Prad, das am Fuß der berühmten Kunststraße die erste Station bildet. Die häufigen Ueberschwemmungen, welche die Etsch, hier noch ein übermüthiger jugendlicher Bergstrom, anrichtet, machen das Thal, der gesegnetsten etwas weiter nach Süden, in diesen Gegenden noch unfruchtbar. Weidengebüsche, moosiges Grün, kiesige verwüstete Rinnsale sind seine einzige Decoration, und die Waldgebirge zu seiner Rechten, überragt von den schneeigen Häuptern der Suldener Ferner, scheinen als eine unübersteigliche Mauer zu stehen zum Schirme des blühenden Italiens. Die Ortlesspitze, gestern die majestätische Krone der Landschaft, hatte sich gänzlich in die Mitte ihrer dienenden Umgebung zurückgezogen; und leider sollte es uns diesmal mit dieser Herrscherin schlimm ergehen. Wir waren in Rom und sahen den Papst nicht. Wo ist die Ortlesspitze? fragten wir den ganzen Vormittag immer von Neuem unermüdlich unsern Kutscher; und jedesmal vernahmen wir die gleichgültige Antwort: „Im Nebel.“ Der Berg, den wir fast mit Händen zu greifen gehofft, von dem wir gefährdet zu werden gefürchtet hatten, hielt hartnäckig und unerbittlich sein Angesicht verschleiert. Das

blieb das einzige Ungenügende an dem großartigen Genüssen dieses Tages.

Die Straße über das Wormser Joch, so genannt von dem auf der italienischen Seite gelegenen Städtchen Bormio, zu deutsch Worms, auch Stilfser Joch geheißen von dem Dorfe Stilfs auf tyrolischer Seite, ist bekanntlich die höchste und kunstvollste Straße Europas, zu deren Anlegung sich die Oesterreicher getrieben fanden durch den Wunsch, über eigenes Gebiet eine Verbindung mit Mailand zu haben und durch die entschiedene Weigerung der Schweizer, ihnen das Stück Land, durch welches sich das Tauferer Thal zieht, gegen reichliche Vergütung abzutreten. Die neue Chaussee, erst im Jahre 1824 unter der Leitung Domiganis vollendet, erhebt sich durchgängig 16 Fuß breit zu der gewaltigen Höhe von 8900, nach Andern 8662, Fuß in die Region des ewigen Schnees, und gewährt, indem sie an schaurigen Abgründen und Gletschern vorüberfährt, die bequeme Gelegenheit, vom sichern Wagensitze aus die Geheimnisse der höhern Bergwelt zu schauen. Prad, ein ärmliches Gebirgsdorf, Trafoi desgleichen, Franzenshöhe, ein einzeln stehendes Wirthshaus, Santa Maria bei Ferdinandshöhe, dem obersten Punkte, der mit einer Denksäule geschmückt ist, ein geräumigeres Gasthaus, bilden die einzelnen Stationen bis über den Sattel des Gebirgsjoches.

Von Prad, welches bereits nahe an 3000 Fuß über dem Meere liegt, bis Trafoi (5000' Fuß) ist die Steigung, vermittelt durch zwei von Bächen durchrauschte Gebirgsthäler, eine ziemlich allmähliche; nur die zahlreichen und mächtigen Brücken, welche über das tief ausgehöhlte Bette

eines reißenden Baches hinwegsetzen, erregen Aufmerksamkeit und Bewunderung. Kaum aber hat man das armselige Oertchen im Rücken, so klimmt nun der Weg in großen Schlangenwindungen hinauf die schroffe Bergwand; immer grauenhafter gähnt unter dir zur Linken der Abgrund, immer bedeutender heben sich die Eis- und Schneefelder des Ortles, die unter dem Namen Madatschspitze und Monte Cristallo gegenüber in unmittelbarer Nähe die Aussicht schließen. Und gleich als wollte die Straße durch ihre schneckenförmige Bewegung dem Reisenden den überwältigenden Eindruck dieser Natur recht dauernd ins Gedächtniß prägen, indem sie bald die blau flimmernden Gletscher und die blendendweiße Decke des ewigen Schnees dem Blicke vorführt, bald mit plötzlicher Wendung wieder hinabweist auf die letzten geselligen Wohnungen der Menschen, die, mitten in eine grause Gebirgswelt vergraben, ein kümmerliches Dasein fristen, — steigert sie selbst durch die Flüchtigkeit des Genusses unser Entzücken zu einer Art glücklicher Berauschung.

Dazu hatte uns unser schon oben erwähntes Reiseglück in Trafoi einen Gesellschafter zugeführt, wie wir noch nie einen gehabt hatten und auch nicht so leicht wieder finden werden, einen Mann voll Geist, Gelehrsamkeit, Humanität und jener milden Gesinnung, die ich schon öfters an gebildeten katholischen Geistlichen wahrgenommen habe. Wir waren eben vor dem Posthause angefahren, um uns ein neues Wägelein und aufhalten zu lassen, da kam aus der Thüre ein angehender Dreißiger von mittlerer Größe; die Strenge eines rein napoleonischen Gesichtes wurde durch den Ausdruck natürlicher Freundlichkeit gemil-

derb, welches während seinem Streite mit dem Posthalter zwischen dem Ernste hindurchschimmerte; schwarzes Haar, schwarze Augen, Lebhaftigkeit der Bewegung und ein etwas gebrochenes Deutsch verriethen den Italiener, ein schwarzer Rock, kurze schwarze Beinkleider und seidene Strümpfe den Priester. Er war gleich uns mit einem Einspänner angekommen, der Wirth aber behauptete, keinen einzigen, geschweige zwei Postknechte zu Hause zu haben, überhaupt auch gar nicht verpflichtet zu sein, einspännige Extraposten zu befördern. Wäre es Ihnen nicht gefällig mit uns in Gesellschaft zu treten? — begann ich augenblicklich zu dem Herrn gewendet, dessen Physiognomie im höchsten Grade unser Interesse erregte — wir machen dann aus unseren zwei Einspännern einen Zweispänner und behalten einen der Postknechte bei uns, und das Problem der Weiterreise wäre gelöst. Meinerseits mit Vergnügen, wenn ich Sie nicht incommodire, entgegnete höflich erfreut der Priester, und mit allseitiger Zufriedenheit bestiegen wir ein elegantes zweispänniges Fuhrwerk.

Wir waren augenblicklich im Gespräche; denn da er aus unserem Vaterlande kam und wir an der Schwelle des seinigen standen, so gab es viele Erfahrungen auszutauschen und viele Vorstellungen zu berichtigen. Auch war er wohlbewandert in unserer Literatur, hatte sogar Hans Sachs und das Nibelungenlied gelesen. Die Gespräche über große Personen und Zeiten mitten in einer prächtigen Natur machten auf uns alle einen fühlbar erhebenden Eindruck. Wie das Blut rascher und leichter pulsirt in der leichteren Bergluft, so bewegen sich da auch die Gedanken in schnelleren Schwingungen und der Mensch durchlebt

wohlthätiges Feuer; die Seele fühlt sich der Schranken des Alltäglichen entnommen und auf Flügeln göttlicher Freiheit emporgetragen. Und wie die Thäler und Höhen unter dir zusammenfließen zu einer Fläche und die trennenden Unterschiede verschwinden, so erscheinen auch die Gränzen, welche Confessionen und Nationen scheiden, als unerhebliche, unwesentliche Hemmnisse, über welche hinüber Deutscher und Italiener, Protestant und Katholik, in dem gemeinsamen Humanitätsstreben eins sich die Bruderhand reichen. Da bedauerten wir gegenseitig den jetzt so schwachen Gedankenaustausch zwischen Deutschland und Italien; denn Unbekanntschaft nähre das Vorurtheil der Völker und verewige den Nationalhaß. Schiller, versicherte unser Geschützte, habe ziemliche Eroberungen bei seinen Landsleuten gemacht, Göthes Denkart sei ihrem Naturell noch weniger zugänglich. Dagegen mußte ich leider gestehen, daß des Letztern Antheil an Manzoni bei uns wenig Erfolg gehabt. — Die neue Zeit wies zurück auf die alte, wo Italien uns die Fackel der Poesie wie der Wissenschaft angezündet hatte; Dante und Petrarca, Ariost und Tasso mahnten an die alte Blüthe und den jetzigen Verfall. Auf die unumwundene Versicherung unserer Theilnahme an Italiens Freiheits- und Einheitsbestrebungen entgegnete mit steigender Bewegung der Begleiter: Glauben Sie mir, Italien ist unfähig zur Freiheit wie zur Einheit; Italien ist ein unglückliches Land, zu schön, um nicht ringsum Lust nach seinem Besitze zu wecken, und zu schwach, um dauernden Widerstand zu leisten; augenblicklich fiele es den Franzosen anheim, sobald die Deutschen gewichen; und was die Einheit anlangt, wann war Italien je einig? Ich glaube an

die Einheit Deutschlands, aber ich verzweifle an der meines Vaterlandes. Was uns Noth thut, setzte er hinzu, das ist eine gute Constitution; aber das wollen weder die Regierenden einsehen, noch die Regierten; und so muß das Volk verarmen und das Land seinem gänzlichen Ruin entgegengehen. Unser Professor hatte uns bisher ohne Arg für Katholiken genommen und so manche Frage gestellt, wie es mit gewissen kirchlichen Einrichtungen bei uns gehalten würde. Ich mag in katholischen Ländern meinen Protestantismus weder zur Schau tragen noch verläugnen. Als ich nun endlich meine Erklärung nicht mehr länger zurückhielt, da sprach unbefangen der Priester zum Lobe des großen deutschen Mannes, der nicht nur der deutschen Sprache, der auch der damals tief gesunkenen Christenheit unsäglich genützt habe. Wenn nur nicht, entgegnete ich, ergriffen von dieser unerwarteten Erklärung, mit den mancherlei heilsamen Folgen der Reformation die Zerreißung Deutschlands und der einen Christenheit verbunden gewesen wäre. Freund, erwiederte er, die Ideen sind mächtiger als die Menschen; sie walten unter uns als himmlische Mächte, und wenn sie auch Jahrhunderte Verwirrung im Gefolge haben, die Weltgeschichte wird zuletzt von ihrer Göttlichkeit den Beweis geben. Hinter der Zerstreuung steht die vollendetere Einheit. Glauben wir an die Göttlichkeit der Ideen! Edler Mann, dachte ich mir im Herzen, wie bist du erhaben über die Denkart jener Zeloten, die Haß und Verfolgung schürend und an kleinlichen Differenzen klebend, in beiden Kirchen jetzt mächtiger als seit langem ihr Haupt erheben!

So fuhren wir von Natur und Rede erbaut langsam

die Höhe hinan der Berge und der Gedanken, und als wollten die Elemente uns ein Gleichniß darbieten zur Beruhigung in der trübseligen Gegenwart: mitten durch das Schneegestöber, das uns umhüllte, schienen, das Gewölke zertheilend, mächtig die Sonnenstrahlen; am Rande der Straße aber blühten ungestört vom Schnee herrliche Blumen, ein Bild der zahllosen kleinen Freuden, die mitten in den Stürmen des Völkerlebens den gequälten Menschen fortfahren zu beglücken.

Endlich war die höchste Höhe erreicht, und in demselben Augenblick, an der Denksäule vorüber, geht es abwärts. Noch einen Scheidegruß zurückgeworfen ins liebe Vaterland; denn der erste Schritt schon über die oberste Kante trifft italienischen Boden, und rechts hinab öffnet sich dem Blicke das Thal des schweizerischen Santa Maria. Von italienischer Luft aber war wenig zu spüren; denn schneidend wehte der Wind, den die vorstehende Höhe auf tyroler Seite bisher von uns abgehalten, über die weiten Schneefelder, die uns umgaben, so weit das Auge reichte, und durchschüttelte Mark und Gebeine. Wir schlugen lange vergebens mit Händen und Füßen, uns in dem eisigen Gastzimmer von Santa Maria durch Leibesübungen zu erwärmen, und schlangen gierig die schlechte, aber doch heiße Suppe hinab; über den sauern Strumpfwein Herr zu werden war selbst meinem abgehärteten Gaumen unmöglich.

Eine leicht hingeworfene unbedachtsame Aeußerung eines Fremden enthüllte uns hier, während wir unser frugales Mahl verzehrten, unsers Professors echt italienischen Charakter. Zum Schutze gegen die Lawinen war nämlich

der ganze Theil der Straße, der die steilere Höhe hinanführt, über die eine Hälfte der Chaussee herüber mit Gallerien aus mächtig dicken Balken bedeckt. Im italienischen Kriege waren dieselben von den oben hinanstürmenden italienischen Freischaaren abgedeckt und zerstört worden, und noch heute ist deßhalb in der schlechten Jahreszeit die Straße unfahrbar. Da sieht man, wie Ihre Italiener gehaust haben! begann nun in Beziehung darauf ein etwas ungehobelter, übrigens gutmüthiger Oeconom aus Schlesien, zu unserem Professor gewendet. Leichenblaß und mit funkelndem Blicke wies dieser den Schimpf von seiner Nation weg auf das Gesindel, und sagte nachher, als wir wieder unter uns waren, mit gereiztem Tone: „Welche Inhumanität, in demselben Moment, wo man Italiens gastlichen Boden betritt, auf die Italiener zu schimpfen! Ist es solcher Plumpheit gegenüber ein Wunder, wenn sie die Deutschen mit glühendem Hasse verfolgen?"

Weit abschüssiger als es auf deutscher Seite jäh sich erhebt, senkt sich das Gebirg auf der italienischen. In lustigem Trabe fuhr der Wagen thalab die dreizehn Windungen der Kunststraße. Eine äußerst vergnügte Stimmung bemächtigte sich der Gemüther, ganz anders als bei der Auffahrt. Beruhen doch die Stimmungen, welche die Natur erregt, zumeist auf sympathetischen Gefühlen und auf Vergleichungen, die wir bewußt oder unbewußt anstellen zwischen unserem kleinen Menschenleben und dem großen Lebensquell, der aus unserem Planeten hier mächtiger, dort schwächer hervorquillt und erst in den äußersten Höhen von der leichentuchähnlichen Schneedecke überzogen wird. Unwillkührlich drängt sich hergan dem Wanderer bei Betrach-

tung des immer spärlichern Pflanzenwuchses, der immer leiseren Stille, die nur hie und da noch durch einen summenden Käfer oder durch das fern heraufdringende Klingen der Herdenglocken unterbrochen wird, der immer fahleren Farbentöne, wo das Grün der Matten sich in ein schmutziges Braun verliert und an den sonnenbeschienenen Schneerändern nur einzelne kräftige Pflanzengeschlechter blühen, über welche einem Verirrten gleich hie und da noch ein Schmetterling hinzittert, — da, sage ich, drängt sich der unwillkommene Gedanke auf an die eigene sinkende Lebenskraft, an das unproductive, stille, farblose Alter. Aber thalab; zumal in jener südlichen Gegend, wo in raschem Uebergange die Vegetation von der Unfruchtbarkeit der Polarzone bis zum Gedeihen der dunkeln Cypresse und des Oelbaums sich steigert, da stellt die Natur die aufblühende, immer kräftiger wachsende Jugend in fröhlich anregendem Bilde dar. Und zwischen all diese Anschauungen schlang sich immer von Neuem bei Betrachtung der kühn geführten Straße der stolze Gedanke, wie der Menschengeist doch alle Hemmnisse der Natur überwinden und beherrschen gelernt hat. An Wasserstürzen der jugendlichen Adda vorüber, durch sieben lange Tunnels hindurch, immer abwärts und abwärts. Grüner schimmern die Gräser, schon erhebt sich Gesträuch, nun schauen einzelne Fichten und Föhren, nun ganze Gruppen von Laubholz ins Thal hinab, welches tief unten als ein freundliches Gemälde mit saftigen Wiesen, gelben Feldern und Häusern von dem Silberbande der Adda durchzogen dir entgegenlacht. Die Abendsonne überzieht mit warmen Tinten das üppig grünende Thal Valtelina, das langgestreckt in schief gelagerter Ebene

sich vor dir hindehnt, nach der Erklärung aller Reisenden die prachtvollste Pforte Italiens. Um 6 Uhr fuhren wir ein in die engen winkligen Gäßchen des ersten italienischen Städtchens Bormio, welches immer noch gegen 3600 Fuß über dem Meere liegt.

Nirgends wohl sind zwei Völker durch Sprache und Charakter schroffer geschieden als bei dem Uebergang über diesen Gebirgspaß. Denn da die Straße noch neu und der Verkehr zwischen hüben und drüben spärlich ist, so fehlen zwischen dem deutschen und italienischen alle Uebergänge. Die schwarzgrauen bröcklichen Mauern, die engen Gassen, die schmutzigen, verfallenden Häuser, die schlanken Männergestalten mit ihren gebräunten Gesichtern, schwarzen Haaren und Augen und großen struppigen Bärten, mit ihrer leichten, bettelhaft aussehenden Kleidung bilden mit deutscher Reinlichkeit und gutmüthiger Behäbigkeit den schroffsten Gegensatz, und das plötzliche Verschwinden unserer Muttersprache hätte in solcher Umgebung sicherlich uns kühne Reisende in einige Bangigkeit versetzt, wenn uns nicht das Glück in unserm Professor einen trefflichen Dolmetscher zugeführt hätte. So aber bildeten wir drei eine Familie, und der Kundige machte den Hausvater.

Beim klarsten Himmel fuhren wir denn am nächsten Morgen, den 1. Septbr., in einem Einspänner von Bormio mitten das sanft absinkende Thal dahin nach unserem heutigen Reiseziel Sondrio, einer mäßigen Landstadt, dem Hauptorte des Veltlin. Unbeschreiblich war unser Entzücken über die mit jeder Viertelstunde zunehmende Ueppigkeit des Pflanzenwuchses wie über die romantische Lage der vielen Dörfer mit ihren schönen Glockenthürmen

und freundlichen großen Kirchen, gegen welche die ruinösen, zum Theil noch vom Kriege her zerstörten Privatwohnungen wunderbar abstachen. Zu beiden Seiten stattliche Höhen, mit Castanien- und Nußbaumwaldungen bekleidet und überragt von schneeigen Häuptern, im Thale die Adda wild dahinrauschend, aus grünen Weingeländen und Maisfeldern hervorlugend die Wohnungen der Menschen. Diese Mannigfaltigkeit der Vegetation, dieses frische Grün ringsumher, diese Fülle von Pappeln, Weiden, Maulbeerbäumen und zwischen Mais, Hanf und Akazien bald in wilder, kunstloser Verschlingung, bald in zierlichen Guirlanden die langarmigen Reben. Lieblich schimmerten besonders die rosenrothen Buchweizenfelder zwischen dem grünen Laubwerk ihrer Bäume, und eine Art Fuchsschwanz bot mit seiner rothbraunen Farbe eine dunkle Grundirung. Das gänzliche Fehlen unserer Cerealien, durch deren frühes Einernten schon im Hochsommer unsere Felder mit wüsten Stoppeln bedeckt sind, während Maulbeerbaum und Weinstock gerade im Herbste mit ihrem üppigsten Blätterschmuck prangen, trägt außerordentlich viel bei zu dem natürlichen Reize jener Gegenden, und der reiche und scheinbar kunstlose Anbau (denn auf demselben Felde stehen Wein, Mais, Gemüse bunt durcheinander, bald das Licht suchend, bald unter dem Schatten der Bäume sich bergend) leiht ihnen den Anschein einer paradiesischen Wildniß. Am reizendsten erschien uns Sondrio, in welches wir gegen 5 Uhr einfuhren. Das Städtchen hat einige hübsche neue Gebäude neben vielen verfallenen Hütten, und lehnt sich hart an steile mit Weinlaub überdeckte Höhen, aus welchen die Trümmer eines alten Schlosses schauen. Lustig rauscht

an ihm die sorgfältig in ein tiefes Bett gefaßte Adda dahin und in wohlgepflegten Gärten blühen herrliche Blumen. Der Ort wimmelte von Militär, das nach der Aussage des Besitzers einer Seidenspinnerei, die wir besuchten, der Gemeinde wöchentlich 7000 Zwanziger kostete. Als die zahlreichen Fabrikmädchen, welche die Cocons abhaspelnd im luftigen, geräumigen Saale saßen, uns eintreten sahen, stimmten sie, wahrscheinlich unserem Begleiter zu Ehren, ein vierstimmiges geistliches Lied an; am Abend aber sangen sie bald in langem Zuge Arm in Arm durch die Straße wandelnd, bald in dichtem Knäuel zusammengedrängt ihre weltlichen Weisen. Herb ist der Tod, aber süß ist die Liebe, war der Sinn eines jener Lieder, das uns im Vorübergehen der Professor verdeutschte, das andere aber lautete: Möchte uns Gott Kraft geben, die Waffen zu ergreifen gegen unsere Unterdrücker! Glücklicher Sinn dieser leichthinlebenden Menschen! Die kümmerliche Armuth klagt über des Todes Bitterkeit, und das von Soldaten überschwemmte Volk singt mitten im Belagerungszustande seine Freiheitswünsche vor den Ohren seiner Feinde. Welcher Contrast der Gemüthsverfassung in den Völkern, die neben einander wohnen! Gestern fragte der Professor unsern tyroler Postknecht, ob keine Volkslieder in seinem Gebirge gesungen würden. Der Kutscher wußte erst nicht recht, was er meine, endlich hob er also an: „Van uns singt näamats nit. Mer hom goar schwera Berg. Uns is halt am liebsten a Stück Fleisch und a Halbi Wei. Van uns ko singa wer mog.“

Die Romantik der Veturini hat in Oberitalien bis nach Florenz hinab einem großartigen Unternehmen von

Privateilwägen Platz gemacht, die, einer einzigen Gesellschaft angehörig, unter sich und mit den Eisenbahnen zusammentreffen. Sie fahren wie die Staatseilwägen mit Postpferden und sind bequem und geräumig. In einer solchen Giurnaliera fuhren wir denn am folgenden Morgen weiterhin durchs Addathal dem Comersee zu. Durch häufiges Austreten des Flusses versumpfen im untern Veltlin vielfach die Felder. Aber je näher dem Zielpunkt, desto reizender lacht aus der Ferne die Landschaft, desto gespannter blickt aber auch das Auge, bis es den dunkelblauen Wasserspiegel des Sees gewahrt, der für den schönsten Europas gilt. Wir hatten in dem Dörfchen Colico Zeit genug, mit Muße das Stück Wasser und Landschaft aus den Fenstern des Gasthauses zu betrachten, das uns gegenüber lag; denn erst nach drei Stunden ging das Dampfschiff, auf welchem wir des Sees Länge von 9 Stunden durchmessen wollten. Aber in dieser Umgebung möchte man die Schnelligkeit des Fahrzeuges verwünschen, die uns nur vorüberfliegende Bilder zeigt. Zwar bleiben die Ufer auf beiden Seiten höchstens 3/4 Stunden entfernt, aber um so sehnsüchtiger streckt man nach ihnen die Arme aus. In jeder der zahlreichen Ortschaften und kostbaren Villen möchte man weilen und süßes Vergessen der Lebensmühen einschlürfen. Diese tiefblaue Farbe des Wassers, dieser Farbenschmuck der hoch aufsteigenden Berge mit ihren Castanien- und Olivenwäldern, diese köstlichen Gärten am Ufer hinan, terrassenförmig angelegt, mit ihren Weingeländen und Pomeranzenalleen, mit ihrer Blumen- und Früchtefülle: wie bedauerte ich, daß wir als arme Reisende, verfolgt von Sorge um die in den ersten Tagen eilig

schwindenden Zwanziger, das Paradies nur durchjagen durften. Der herrlichste Punkt ist ohne Frage Bellaggio, auf einer Landenge, wo sich der See in zwei Arme theilt; das schönste Besitzthum aber mag die Villa Serbelloni sein, von der eine Menge Menschen zu uns herüberkamen, die deren Kunstschätze besichtigt hatten. Die Villa Pliniana trägt von jenem classischen Besitzer nichts als den Namen.

In Como nahm unser liebenswürdiger Begleiter von uns Abschied, um nach dem Lago maggiore zu gehen. Wir hatten uns zuerst das nämliche Ziel gesteckt, aber meine Rechenkunst hatte bald herausgebracht, daß die hohen italienischen Preise uns von diesem Plane abzustehen nöthigten. Dazu hatten wir bisher aus falscher Rücksicht auf den Professor, und vielleicht er eben so aus Rücksicht auf uns manche Ausgabe gemacht, die sich hätte beschränken lassen. Denn auch er hatte schwerlich viel Geld; war er doch ein Schulmann, in deren gleichförmig schlechter Bezahlung die Einheit Deutschlands wie Italiens längst hergestellt ist. In wenigen Tagen war er uns theuer geworden gleich einem alten Freunde. Vor unserer Trennung schrieb er Luisen einen Satz ins Stammbuch, der genau seine Denkart bezeichnet und wörtlich übersetzt also lautet: „Die Liebe zur Wissenschaft befreundet die Nationen, die Liebe zur Humanität verschwistert sie, die christliche Liebe verbindet sie auf Erden und vereinigt sie im Himmel mit Gott."

So waren wir denn zum erstenmal in Italien auf uns allein angewiesen. Doch glaubte ich so viel Redensarten bereits aufgeschnappt zu haben, um weder ohne Speise

noch ohne Obdach zu bleiben. Ich hatte mir zu Hause schon eine ganze Seite Namen von allerlei Leckerbissen aufgeschrieben, aber da es nirgends Speisekarten gibt, so befürchteten wir immer zu große Rechnungen, und so kamen wir selten hinauf über suppa di riso und vitello arosto, Reissuppe und Kalbsbraten, der, beiläufig gesagt, sehr schmackhaft ist, weil er am Spieße bereitet wird.

Unsere Sprachfertigkeit zu erproben hatten wir sogleich Gelegenheit im Stellwagen, der uns zur Eisenbahn brachte. Es waren mehrere barmherzige Brüder (fate bene fratelli) mit eingestiegen. Sie waren gekleidet in schwarze Talare, wie Geistliche; unser Professor aber hatte uns bedeutet, es seien Doctoren der Medizin, die, in eine Brüderschaft vereinigt, die Praxis umsonst übten. Mit einem derselben fing ich nun ein wunderliches Kauderwelsch zu reden an, lateinisch, italienisch, deutsch und französisch durch einander, ein wahres Zungenreden; die ganze Umgebung lachte, aber der Bruder hatte Freude an dieser Unterhaltung; denn er radbrechte meine Muttersprache gerade so miserabel, wie ich die seinige, und so unterhielten wir uns ganz trefflich.

Es dunkelte bereits, als die Locomotive durch die einförmige Ebene gegen Mailand hinsauste; glücklicher Weise fahren sie in Italien außerordentlich schnell, sonst wäre der plötzliche Wechsel der Landschaft unerträglich. Wiewohl von Landschaft kann eigentlich hier gar nicht die Rede sein; denn zu beiden Seiten der Bahn steht hohes dichtes Akaziengebüsch, so daß man nichts sieht als große Hecken. Bei nächtlicher Finsterniß hielten wir vor Monza, der alten Residenz der longobardischen Könige. Wir waren die einzigen Reisenden, welche ausstiegen, und so bewill-

kommte uns vor dem Gitter des Bahnhofs schon aus der Ferne ein wildes Geschrei dienstbeflissener halb zerlumpter Männergestalten. Portare la bursa! portare la bursa! rief es uns aus mindestens ein Dutzend Kehlen entgegen. Es war dießmal nicht Sparsamkeit allein, was mich bestimmte, den Reisesack selbst zu tragen. Aber nun verfolgte uns die lärmende Meute durchs ganze Städtchen, so daß meine Frau sich zu fürchten anfing. Der eifrigste dieser Gepäckträger in spe lief sogar mit in den Hof des Gasthauses, bis ich ihm, obschon er nichts zu tragen gehabt, für seine Beharrlichkeit einen Sechser gab. So hatten wir also auf etwas unheimliche Weise die Bemerkung vieler Reisenden bestätigt gefunden, daß man in Italien von den Anerbietungen dienstfertiger Leute wahrhaft erdrückt wird. Uebrigens wiederholte sich diese Erfahrung weiter nirgends; vermuthlich wird man uns, sei es um unserer auffallend italienischen Gesichtsbildung, sei es um unserer etwas schäbigen Kleidung, sei es um unserer reinen Sprache willen selbst für Italiener gehalten haben. Schrie mir einer: portare la bursa! entgegen, so harschte ich ihm zu: io la porto medesimo facilmente! wie einmal der Professor gesagt, und ging stolz vorüber.

Wir waren in unserem Gasthause die einzigen Fremden; denn Monza wird, als ein verfallener Ort von 6000 Einwohnern, wohl wenig besucht werden. Daher konnte uns auch im Gasthause Niemand verstehen. Und obschon der patrone und seine zwei camerieri unsere leisesten Wünsche zu erfüllen herbeieilten, so fehlte uns doch das Mittel dieselben kund zu thun. Es war ein großes, weitläufiges Gebäude, vermuthlich ein ehemaliger Palast einer herabgekommenen

Familie, wo wir uns einlogirt hatten. Ich frage nach dem Speisesaal. Zwei Kellner, jeder mit zwei Lichtern, einer voran, einer hinterdrein, geleiten mich im ganzen Quadrat herum über den großen offenen Gang; sie wissen nicht, wo ich hin will, ich weiß nicht, wo sie mich hinführen; sie zeigen mir eine Thür, die ich nicht suche, und als ich weiter renne, kommen wir zuletzt glücklicher Weise wieder an meinem Zimmer an. Endlich finde ich den Speisesaal selbst. Meine Frau hatte nichts zu Abend essen wollen; weil ich aber diesen Vorsatz der Wirthschaft hätte in keiner Weise begreiflich machen können, so beredete ich sie mit zu kommen. Der cameriere hatte uns aber mit der geläufigen Zunge einer münchener Kellnerin so viele Speisen vorgesagt, daß wir davon gar nichts verstanden, und weil wir denn nichts zu wählen wußten, so brachte er drei Braten zugleich und stellte eine große Flasche Wein dazu. So saßen wir an einem Tischchen hinter zwei dreiarmigen Leuchtern im einsamen, luftigen Saale zwischen vier offenen Balconthüren, und würgten, ins Schicksal ergeben, was vor uns stand. Ich kam mir wie der tafelnde Don Juan vor; die Scenerie war just so, daß der alte Gouverneur hätte eintreten können. Zu essen hatten wir auch nicht viel mehr als die Schauspieler auf dem Theater, trotz unserer dreierlei Braten; denn die Italiener machen so beispiellos kleine Portionen, daß ich deren drei als Vorkost genießen könnte; dafür geben sie einem immer zwei Brote, damit man doch im Stande ist den Hunger zu stillen.

Die einzige Merkwürdigkeit der Stadt Monza, in welcher einem überall die lange Weile entgegengähnt, ist

ihre alte marmorne Kirche; sie hat im Innern viel Aehnlichkeit mit der münchener Basilica. Ihre Wände sind mit Fresken aus der Geschichte der deutschen Kaiser bedeckt und oben geschmückt mit Reliefbüsten sämmtlicher Kaiser. Denn Monza war ja die alte Krönungsstadt, und im Tempelschatze wird noch heute die eiserne Krone der Lombarden verwahrt neben allerlei Geräthschaften der Königin Theudelinde, der ersten Erbauerin dieses Domes.

Das Besichtigen von Merkwürdigkeiten betrachte ich auf Reisen immer als eine Arbeit, der sich meine natürliche Trägheit gern zu entziehen sucht; Luise dagegen ist ein wahres **Perpetuum mobile**, eine Unruhe, die nimmer rastet, bis sie alles gesehen hat, und mein Räderwerk in beständiger Bewegung hält. Manchmal bin ich schlau und weiß eine Merkwürdigkeit zu vertuschen oder ihre Besichtigung unter allerlei Versprechungen hinauszuschieben, bis die drängende Zeit sie unmöglich macht. Aber wehe mir, wenn diese Unterlassungssünden sich häufen! Wie Erinnyen heften sich dann die Vorwürfe an meine Sohlen; massenhaft dringen sie an, bis ich gern der neuen Merkwürdigkeit zueile. So mochte ich denn dießmal absolut die eiserne Krone nicht sehen, weil mein gunzenbäuser Mentor mir davon abgerathen hatte, indem man die echte nicht zu sehen bekomme. Das war auf dieser Reise meine erste Sünde, die mir mein lebendiges neben mir wandelndes Gewissen bei jedem neuen Widerspenstigkeitsversuche vorhielt und bis auf diesen Tag nicht verziehen hat, obschon ich aus Försters Handbuch den Beweis geliefert, daß die rechte eiserne Krone nur auf Vorzeigen eines Erlaubnißscheins vom Gouverneur in Mailand gezeigt wird. Ein zweiter

Fall war nachher in Verona, wo ich das Grab der Julia nicht aufsuchte; später erzählte uns ein Mitreisender in Venedig mit Entsetzen, daß man ihm einen steinernen Schweinetrog als solches gezeigt habe. Der Dom von Monza enthält allerlei Denkmäler und Inschriften; am merkwürdigsten waren mir zwei schwarze Marmortafeln, deren eine die Krönung Napoleons und gegenüber die andere die Krönung Kaiser Ferdinands meldete. Napoleon und Ferdinand! Genie und Legitimität! und welch ein Stück Weltgeschichte zwischen beiden! Eigentlich waren wir aber in Monza geblieben des schönen Gartens wegen, der den königlichen Sommerpalast umgibt. Dieser Garten verdient allerdings eine besondere Besichtigung nicht nur von Seiten der Botaniker, sondern auch der Liebhaber, ich meine nämlich der Liebhaber von Gartengewächsen. Besonders interessirten uns die verschiedenen Treibhäuser, deren u. a. eines lauter Schmarotzerpflanzen, ein anderes lauter Miniaturgewächse enthält. Der große Park mit seinen Lindenalleen war uns bald langweilig, und so kehrten wir eher in die Stadt zurück, als wir gedacht hatten. Aber was nun anfangen mit der lieben Zeit? Die Eisenbahn nach Mailand ging erst um halb drei Uhr. Mittag essen? eine artige Beschäftigung. Wenn uns nur die Furcht vor der Rechnung nicht abgehalten hätte. Aber da sahen wir von ferne schon unsern Gastwirth unter einem Baldachin im Hofe mit einem großmächtigen Buche sitzen und wie eine Kreuzspinne in der Mitte ihres Netzes lauern auf uns, seine einzigen Gäste. So ließen wir uns lieber auf eine Bank vor dem Dome nieder und aßen Würste und Weintrauben und fütterten damit noch die liebe Jugend,

die sich neugierig und begehrlich an uns drängte; bei alledem wandelten wir nachher wohlgerupft wie in den meisten italienischen Gasthäusern mit unserem Reisegepäck hinaus zur Eisenbahn, begleitet von einem Kutscher, der uns begreiflich machen wollte, daß der Zug noch lange nicht abgehe und daß er uns um 4 Zwanziger nach Mailand fahren wolle. Edle Kutscherseele, hättest du Menschenkenntniß, du würdest abgelassen haben von fruchtlosem Beginnen. Um 35 Kreuzer fuhren wir ja alle beide, und auf den Zug warteten wir mit Vergnügen im Wartsaale dritter Klasse, d. h. unter einer alten bretternen Schüpfe, die unter Gottes freiem Himmel aufgeschlagen war.

Rasch entführte uns die Locomotive nach Mailand, dem ersten Ruhepunkt unserer Reise, wenn anders von Ruhe die Rede sein kann, wo man von früh Morgens bis an den späten Abend auf den Füßen ist. Aber wenigstens war hier zum erstenmale die Zeit unser völliges Eigenthum, und so machten wir unsere Kreuz- und Querzüge nach Lust und Neigung.

Beim Eintritt in diese großartige Stadt vergißt man augenblicklich die Erinnerungen der Geschichte, die uns oft genug deren Namen von der frühen Römerzeit an, durchs ganze Mittelalter hindurch entgegenhält. Ich habe von jeher einen gewaltigen Respect vor Mailand gehabt, das schon Pompejus das zweite Rom nannte und dessen tapfere Bürgerschaft so häufig mächtigen Kaisern zu trotzen wagte. Aber freilich von jenem alten Mediolanum sind wenig Steine mehr vorhanden; das mittelalterliche der frühern Zeit hat Friedrich Barbarossa zerstört, und das gegenwärtige trägt ein keineswegs alterthümliches Gepräge. Seine

Gassen sind meist eng, lang und gerade, mit hohen Gebäuden, modern im Sinne der blühenden italienischen Baukunst, aristokratisch prächtig als Wohnungen eines reichen Adels; die Fenster, mit eisernen Geländern geziert, reichen vom Fußboden bis zur Decke; dazwischen wieder eine ziemliche Anzahl breiter Straßen, welchen die hohen Paläste ein um so vornehmeres Aussehen geben. Nirgends Verfall; zwar Reinlichkeit sucht man auch hier so vergebens, wie in andern italienischen Städten, aber doch sind die Häuser alle wohlerhalten, und über die großen Granitplatten, welche als Wagengeleise gelegt sind, fahren stolze Equipagen die Menge. Auf den breiten Trottoirs zu beiden Seiten wogt es von geschäftigen Fußgängern, und die prächtigen Läden haben ausgestellt, was nur immer Mode, Luxus und Bedürfniß heischt. Dabei sind meist die Gegenstände desselben Gewerbes vereinigt. Die lange Goldschmiedsgasse z. B. enthält lauter prächtige Läden von Gold- und Silberwaaren, in einer andern befinden sich nichts als Buchhandlungen u. s. w.; man fühlt es gleich beim Eintritt, daß in der lombardischen Hauptstadt frisches Leben pulsirt.

Der Omnibus brachte uns ins Albergo di tre Svizzeri, zu deutsch „zu den drei Schweizern“ in der breiten Gasse. Es war ein mittleres deutsches Gasthaus mit einem gemüthlichen schweizerischen Kellner, ital. Portionen und deutschen Preisen. Da sitzen wir denn, nachdem wir uns in einigen Straßen umgesehen, vom Regen nach Hause gejagt, im Balcone des dritten Stocks und schauen über uns dem Gewitter und gegenüber einer schönen Emanzipirten zu, die, von schwarzem Lockenhaare umwallt, zwischen Blumen

ihre Cigarre raucht. Ich hätte so gern verbindliche Blicke hinübergeschossen, wenn mich nicht meine Frau wie ein Drache bewacht hätte.

Unser erster Gang am nächsten Morgen war in ein Caffeehaus, dem majestätischen Dom gegenüber. Denn in Italien genießt man das Frühstück selten im Gasthause, eine willkommene Sitte, weil beim Cafetier der Caffee gewöhnlich besser und billiger ist. Wir bekamen verschiedene Sorten trefflichen Brotes im Werthe von mindestens 8 Kreuzern zu zwei Riesentassen und bezahlten nur 20 Kreuzer. Daher blieben wir dem Edlen getreu während unseres ganzen Aufenthaltes.

Doch was plaudere ich von Caffee und seinem Preise? steht mir doch gegenüber der majestätische Dom und streckt seine weißen Finger empor in den tiefblauen Morgenhimmel. Ich hatte oft schon gelesen und gehört von diesem marmornen Weltwunder, hatte auch sein Inneres in Panoramen wie auf Gemälden gesehen; aber was war das alles gegen die Wirklichkeit! Denken Sie sich eine gothische Kirche von 226 Schritten in der Länge und am Portale 94 in der Breite, aus purem weißem Marmor. Schon die Masse und das Material muß imponiren. Denken Sie sich ferner das Gebäude auf allen Seiten bedeckt mit schön gearbeiteten Reliefs und kostbaren Bildsäulen, und über das Dach hunderte von Thürmchen emporschweben, deren jedes wieder eine Statue auf seiner Spitze trägt, und Sie werden das Staunen erklärlich finden, das den Beschauer schon beim ersten Anblick befällt. Die Zahl sämmtlicher Statuen an der Außenseite des Doms soll 4500 betragen. Man stellt sich gewöhnlich als unzer-

trennlich von einer gothischen Kirche eine gewisse Steifheit ihrer Verzierungen, namentlich der Reliefs und Bildsäulen vor. Am mailänder Dom, wo jene Arbeiten meist ins 17te und 18te Jahrhundert fallen, tragen sie alle mehr oder minder den Charakter der Schönheit; das kostbare Material fand geschickte Bearbeiter. Die Gelegenheit Antiken zu schauen und angeborener Kunstsinn scheint die Italiener frühzeitig über die kindliche Unbeholfenheit der ersten mittelalterlichen Bildhauer hinausgeführt und auch späterhin vor dem Ungeschmack des Zopfstiles möglichst bewahrt zu haben. Die Farbe des Marmors ist am Dome nun allerdings nicht gleichmäßig; denn da er bereits im Jahre 1386 (durch Arler von Gmünd) begonnen und erst im Jahre 1805 unter Napoleon vollendet wurde, so sind die untern Theile bräunlichgelb, während namentlich die Thürmchen und Gallerien des Daches in blendender Weiße schimmern; auch stören an der Façade von 8 Fenstern 5 sammt den 5 Thüren, die in griechisch-römischem Stile gearbeitet sind; aber das Alles schwindet doch vor der Großartigkeit des Gesammteindrucks.

Treten wir nun ein durch das Mittelthor in diese marmorne Herrlichkeit. Ich behaupte kühn, der keckste Religionsverächter würde durchrieselt von Schauer der Andacht, wenn ihm nach Zurückschlagen des gelben Thorvorhangs diese Hallen in ihrer majestätischen Einfachheit und Größe entgegentreten würden. Fünf Schiffe, das Mittelschiff von 78 Ellen Höhe, 52 Säulen, oben in Nischen mit schönen Statuen geschmückt und zierlich in das Gezweige der Deckverlaufend, dann die Fenster mit wundervollen Glasmalereien. Besonders waren es drei riesige Fenster hinter dem

Hochaltar, (das erste enthält die Geschichte des alten, das zweite die des neuen Testaments, das dritte die der christlichen Kirche) von deren Betrachtung wir uns gar nicht trennen konnten; so brannten die schön gezeichneten Figuren in den frischesten Farben. Und nirgends verunziert ein einziger Kirchenstand das majestätische Gotteshaus; man setzt sich auf Rohrstühle, die gewöhnlich aufgeschichtet in einer Ecke stehen und nach Belieben des Begehrenden um einen Pfennig dahin und dorthin getragen werden. Ich übergehe die vielen Altäre und Denkmäler an den Seiten und die Kapellen mit ihren Bildsäulen und Gemälden, welche hier keineswegs, wie so oft in andern Kirchen, den Blick verwirren, weil sie vor der Großartigkeit des Baues im Gesammtüberblick völlig verschwinden. Einer einzigen kunstreichen Figur sei mit einigen Worten gedacht, einer Figur von widerlichem Eindruck, die aber gerade das meiste Publikum aus der Volksklasse anlockt, weil sich an sie willkürlich der Mythus heftete. Ein abgeschundener Mann, die Haut über die Schulter geschlagen, stellt sie den heiligen Bartholomäus dar. Das Volk aber behauptet, es sei der Baumeister des Domes. Dieser habe nach Vollendung desselben erklärt, er wolle in einer andern Stadt eine Kirche bauen, gegen welche diese ein bloser Steinhaufen sei. Dies zu verhindern, habe eine Prinzessin ihn schinden lassen; aber selbst in den Momenten des höchsten Schmerzes habe er noch so viel Kraft gehabt, die Prinzessin zu verzaubern, und allnächtlich gehe sie um in der Kirche. So erzählte mir gläubig ein Unteroffizier aus Lemberg mit der Versicherung, daß man überall in Mailand also berichte. Es war sonst ein wißbegieriger Mann, der sich aus meinem

Wegweiser eifrig nach den Einzelheiten der Kirche erkundigte und auf der Spitze der Pyramide das Ganze überschauend nicht ohne Rührung ausrief: Ja man sieht wohl, mit jenem Manne war Gottes Kraft; für Menschenkraft allein war dieser Bau unmöglich!

Steigen wir nun vom rechten Kreuzbau aus auf das Dach der Kirche, von welchem die Aus- und Umsicht als eine Hauptmerkwürdigkeit von Mailand weit und breit gerühmt wird. Nichts ist überraschender, nichts außerordentlicher als dieser Anblick. Man kann auf dem ganzen Marmordache aufs bequemste hin und her spazieren; denn seine drei terrassenartig übereinanderstehenden Stockwerke sind mit hohen Gallerien umgeben und jede einzelne Terrasse steigt ganz allmählich an. Jeder äußere Kirchenpfeiler verläuft sich in ein schlankes gothisches Thürmchen, welches als Träger einer schönen Statue emporragt; dies wiederholt sich beim zweiten und dritten Stockwerke, so daß man in einem Walde steinerner Thürmchen wandelt. Die Thürmchen aber sind vom obern bis zum untern Stockwerke des Daches wieder durch herabspringende zierlich ausgehauene Bögen verbunden, natürlich Alles von weißem Marmor. Denn am ganzen Dome ist weder Holz noch Metall, bis auf die vergoldete kupferne Maria auf der Spitze der Pyramide, die als äußere Umgebung einer Kuppel sich bis zu einer Höhe von 336 Fuß emporthürmt. Diese Pyramide nehmlich steht frei auf dem Gewölbe der Kirche und verläuft gleichfalls in ein Thürmchen, welches, dicker als die andern, dieselben weit überragt, und mit einer schönen Wendeltreppe versehen bequem zu ersteigen ist, von seinem obersten Kranze aus aber das seltsamste und zugleich wunderbarste Panorama bietet.

Unter dir unmittelbar im Vordergrunde die Hunderte von Thürmchen und Statuen, welche auf schlanke Spitzen gestellt gleichsam frei am Himmel schweben; dann in weitem Kreise ringsum die große Stadt, die troß ihrer im Ganzen engen Bauart einen viel weitern Raum einnimmt, als die beträchtliche Zahl von 175,000 Bewohnern vermuthen läßt. Denn ihre 71 Kirchen, ihre zahlreichen Paläste und Kasernen und sonstigen öffentlichen Gebäude erweitern ansehnlich deren Umfang; hinter der Stadt nun ringsum die ungeheure grüne baumreiche lombardische Ebene mit ihren Flüssen und Kanälen, mit ihren Städtchen, Landhäusern und Dörfern, und das Panorama einerseits in großem Halbkreis von den hochgethürmten Alpen, andererseits theilweise von den niedrigern Apenninen geschlossen. Niemals habe ich ein so prachtvolles Schauspiel gesehen, als an diesem klaren Morgen die majestätische Gebirgskette der Alpen bot, die in einer Ausdehnung von gewiß 50 Meilen vor meinen staunenden Augen stand. Alle jene kolossalen Massen, mit deren Namen sich von Jugend auf das Gedächtniß, mit deren Bildern sich die sehnende Phantasie zu schaffen machte, lagen wie auf einer Reliefkarte vor mir hingelagert, von den penninischen bis zu den karnischen Alpen, eine einzige Riesenwand, aus welcher entweder zackenähnlich die Gipfel hinter andern vorgeschobenen Höhen heraus ragten, oder vorangerückt ein ganzer massiger Gebirgsstock gelagert war. Der spitzige Montblanc eröffnet die Reihe, ihm folgt Bernhard, Matterhorn und die Hochgebirgskette von Wallis; in mächtiger Breite vor den andern herausgetreten der gletscherreiche, schneeweiße, wellenförmig aufsteigende Monte Rosa; schüchtern lugen neben dem steil anstrebenden

Finsteraarhorn die Silberhörner der Jungfrau sammt den Spitzen der Viescherhörner und des Mönchs hervor; es folgt St. Gotthard, Bernhardin, Splügen, Ortles und die Masse der tyroler Ferner, bis sich am Ende der Blick ins Unbestimmte verliert und Berg und Himmel nicht weiter zu unterscheiden vermag. Auch diese wundervolle Ansicht der Alpenketten verdankten wir des Glückes besonderer Gunst. Denn als ich am letzten Tage unseres Aufenthaltes, den silberhäuptigen Riesen noch einen Abschiedsgruß zu sagen, das zweite Mal das Dach bestieg, waren sie alle hinter Dunst und Nebel bis auf die letzte Spur verschwunden.

Und gleichwohl, wenn man nach solchem Hochgenuß der großartigsten Naturschönheiten wieder herabsteigt in das magische Halbdunkel des Domes, die religiöse Stimmung wird nicht im mindesten schwächer, als vordem; es ist wie eine Einkehr aus der Zerstreuung in die eigne Brust, wie eine Frage, die der Mensch nach einem in der Gesellschaft durchlebten Tage in der Abendstille an sein Herz stellt. Jeden freien Moment benützten wir, um immer wieder von neuem das Bild dieses erhabenen Gebäudes in uns einzusaugen und möglichst im Geiste zu befestigen. Am Sonntage vollends sind wir fast gar nicht wieder herausgekommen: Vormittags hörten wir eine Predigt an, von der wir freilich nicht viel verstanden; Nachmittags waren im Dome wie in andern Kirchen zu beiden Seiten längs des ganzen Schiffes blaue Tücher, verschiedene kammerartige Abtheilungen bildend, ausgespannt, hinter welchen auf der einen Seite Knaben, auf der andern Mädchen, jede Abtheilung von einem besondern Lehrer, unterrichtet wurden. Natürlich hörte man in der einen Abtheilung durch das Tuch,

was in der andern verhandelt würde; die Lehrer schrieen, die Jugend lärmte, die Besucher der Kirche guckten zwischen den Tüchern hinein und störten den Unterricht; es war ein gräulicher Spektakel. Dagegen ergab sich Abends Gelegenheit, von einer Loge aus unmittelbar vor dem Hochaltar einem Gottesdienste beizuwohnen, der etwas wahrhaft Erhebendes hatte. Es war der Vorabend von Mariä Geburt. Der Erzbischof selbst, begleitet von einem großen Gefolge, leitete die heilige Handlung. Unter uns hier der hell erleuchtete Altar, dort im Halbdunkel die Menge, hinter ihr die 6 Säulenreihen des Kreuzbaues, dann das lange Schiff beleuchtet von den durch das bunte Farbenspiel der Fenster gebrochenen Abendstrahlen; von oben herab tönend der Gesang zweier Chöre, die zu beiden Seiten des Hochaltars auf den Gallerien zweier einander gegenüberstehender Orgeln vertheilt waren, und von beiden zusammengestimmten Orgeln zugleich begleitet wurden. Das war mehr als jede Instrumentalmusik, die im mailänder Dom mit vollem Rechte verschmäht ist. Das Rauschen und Wogen der gewaltigen Orgeltöne, gehoben durch kräftige und sonore Menschenstimmen, am Abend, in dieser Kirche, — fürwahr Ohr und Auge vergaß, daß es noch auf Erden weilte, und in mir kaltem Protestanten triumphirte der mächtig anregende katholische Kultus.

Doch ich vergesse am Ende bei meinen Gefühlsergüssen über den Dom das übrige Mailand. Und in dieser Stadt kann man nicht sagen wie etwa in Ulm oder Freiburg, wer den Dom gesehen habe, brauche sich sonst nicht weiter zu bemühen. Alle italienischen Städte haben einen Ueberfluß an schönen Kirchen, und so zählt denn das reiche Mai-

land deren eine Menge, von denen jede als Hauptkirche einer deutschen Stadt zu gepriesener Zierde gereichte.

Meine Frau hat ohnehin eine große Neigung zum Kirchenbesuche; in die schlechteste Kapelle will sie ein wenig hineinschauen; wie schwamm sie nun hier in ihrem Elemente! Mit dem Plane in der Hand zogen wir meist von einer Kirche zur andern, und nahmen aus allen den Eindruck des Geschmackvollen und Prächtigen mit. Was ist aller Glanz der neuen münchener Kirchen gegen diese verschwenderische Fülle von Marmor, Gold und Edelsteinen! Und doch kann man sie wieder nicht überladen nennen, oder vielmehr, es hat sich das Auge durch häufiges Anschauen allmählich der Vorliebe für unsere protestantischen nackten Wände entwöhnt, und der Geschmack in Einklang versetzt mit der Idee, welche das Herrlichste und Kostbarste im Tempel vereinigt Gott zum Opfer bringt. In der Pracht der Gotteshäuser liegt zugleich ein versöhnendes Element für die Armuth. Der Bettler hat auf diese Marmorhallen, diese Bilder, diese Statuen, diese Kunstarbeiten von Gold und Edelsteinen dasselbe Anrecht wie der Reiche. Und was man immer gegen die Sinnlichkeit in religiösen Dingen sagen mag, auch der Anblick einer Fülle der Schönheit und des Reichthums hebt das Gemüth hinaus über die drückenden Sorgen des Erdenlebens zur Andacht. Die Kunst selbst enthält in sich eine Weihe und Erhebung, im besten Stoffe dargestellt aber erscheint sie wie in einem ehrwürdigen Festgewande. Wir vernehmen oft wunderliche Urtheile von den Besuchern Münchens über die Basilika, die Ludwigskirche, die Allerheiligen-Kapelle. Sie sollen kalt lassen, den kirchlichen Charakter entbehren, Bildersälen gleichen. Es ist ein

wahres Element in diesen Behauptungen. So viel nehmlich auch die neue Malerei sich anstrengt, sie kann weder die naive Innigkeit und Frömmigkeit noch den hohen Stil der alten erreichen. Es fehlt ihren Marien- und Heiligenbildern jener höhere göttliche Liebreiz, ihren Christusköpfen das Wesen eines Gottmenschen. Darum regen die münchener Kirchenbilder oft mehr den Kunstsinn an als die Andacht, sie gefallen wie profane Gemälde. In Italien aber reden Wände, Altäre, Decken vernehmlich von den Segnungen der christlichen Kirche. Ferner mag auch der gleißende Schein des Stukmarmors dem ächten im Eindruck nachstehen. Drittens ist z. B. die Ludwigskirche weder an Größe noch an Fülle und Solidität des Schmucks im entferntesten mit der mailänder Kirche San Alessandro, der sie ähnelt, zu vergleichen. Wer aber die ernste Würde einer Basilika kennen lernen will, der betrachte dort die schon i. J. 387 erbaute Kirche des h. Ambrosius. In dieser weht bei aller Pracht uns der Geist des Zeitalters, das die Basiliken baute, in seiner weltentsagenden klösterlichen Strenge an. Endlich ist ja überhaupt die Kunst in München ein aufgepfropftes Reis, das noch mit Widerstreben Blätter treibt, in Italien aber ist sie als lustiger Baum urkräftig aus eignen Wurzeln emporgewachsen. Und so machen die Kirchen S. Ambrogio, S. Vittore Grande, S. Alessandro, Maria bei S. Celso, obwohl viel reicher mit Gemälden, Statuen, Vergoldung, Edelsteinen, Marmorsäulen und Altären ausgestattet, doch einen erhabenern, kirchlichern Eindruck.

Es ist Sitte der Fremden, auch derjenigen, welche zu Hause das ganze Jahr kein Gemälde anschauen, auf die Bilderjagd zu gehen. In Italien vollends rennt alles nach Bil-

dern. Wir beide machen nun zwar auf den stolzen Namen Kunstkenner nicht den geringsten Anspruch, aber bei alledem lieben wir den Opiumrausch der Gallerien, und haben uns auf allen Reisen redlich geplagt, die Unterschiede der Kunstschulen zu entdecken und die wichtigsten Stücke im Gedächtnisse zu fixiren. Wenn wir dann müde und matt herausgekommen waren und uns Rechenschaft geben wollten über das Gelernte, so wußten wir nicht mehr was wir gesehen, und so begannen wir am andern Tage von Neuem den Stein des Sisyphus zu wälzen. So thaten wir auch in Mailand unsere Schuldigkeit im Schweiße des Angesichts. In jeder Kirche sahen wir die rußigsten Altäre am meisten an, weil vielleicht gerade sie ein berühmtes Bild eines alten Meisters bargen. Es ist in Mailand eine weltberühmte Gallerie in einem prachtvollen Palaste, die Brera genannt, der außerdem noch andere Sammlungen, z. B. ein Münzkabinet und eine große Bibliothek, enthält. Das Beschauen dieser Gallerie war uns aber gehörig verdorben. Denn die herrlichen alten Gemälde von Guido Reni, Dominichino, Palma, Giorgione, Francia, Tizian, Luini, Guercino, Paul Veronese, sammt den großen Fresken von Luini, Ferrari, Lazzari waren großentheils verstellt und verdeckt durch die neuen Werke der Kunstausstellung, zu welcher die Räume der Gallerie benützt wurden. Es waren sehr schöne Bilder unter den neuen und alle Säle gefüllt von Schaulustigen; wir aber ärgerten uns gleichwohl und suchten unsern Alterthümlertrieb zu befriedigen so gut es eben möglich war, und zwischen den grünen Tüchern hinein in das verschlossene Paradies zu schauen. Und als die Einheimischen durch die Glocke des Custoden vertrieben wurden, documentirten

wir uns durch unser Stammeln hinlänglich als Fremde, und erhielten so die Vergünstigung längeren Aufenthalts.

Von der Brera schlenderten wir hinaus zum Besuche des Friedensbogens, eines der schönsten Thore der Welt, durch welches aber Niemand einfährt. Im Jahre 1806 im Auftrage des Stadtraths zur Feier der Hochzeit des Vizekönigs Eugen Beauharnais entworfen, zur Feier der Siege Napoleons am Schlußpunkte der Simplonstraße begonnen, wurde es zur Verherrlichung der Triumphe über Napoleon ausgeführt und im Jahre 1838 vollendet. Es ist ein Triumphbogen aus weißem Marmor mit drei Eingängen, und kostete 4½ Millionen Zwanziger, wovon 3 Mill. die österreichische Regierung beisteuerte, ein Luxus, den sie jetzt wahrscheinlich auch unterlassen würde. Dafür weiht den Friedensbogen auch laut einer der Inschriften Longobardia felix Francisco perpetuae faustitatis parenti. Auf seiner Plattform steht die Friedensgöttin auf einem von sechs Rossen gezogenen Wagen, in jeder Ecke eine Victoria zu Roß, lauter kolossale Erzfiguren. Ich unterlasse es, die Statuen und Reliefs zu beschreiben, welche die Seitenwände schmücken. Auch der Wiener Congreß und die Stiftung der heiligen Alliance haben natürlich ihre Stelle gefunden. Schade nur, daß die Geschichte mit jenem Siegesjubel so wenig mehr harmoniren will.

Verzeihen Sie, meine Leser, aber ich kann es nicht vermeiden, Sie müssen in Mailand schon noch einige Augenblicke mit mir auf der Straße der Kunst wandern. Und wenn ich Ihnen den Weg nicht durch Trauben und Feigen versüßen, oder durch Schinken, Wurst und Käse pikant machen kann, was bei uns beiden auf jeden Hauptkunstgenuß

ein liebliches Nachspiel bildete, so leiden Sie dafür auch nicht an der unerträglichen Sonnenhitze, die uns auf der Rückkehr über den großen Exercierplatz niederdrücken wollte. Neben der schönen Kirche Maria della Grazia steht eine Reitercaserne, ein ehemaliges Dominicanerkloster. Noch tragen seine Kreuzgänge so manche Spuren zerstörter Fresken; der Speisesaal der Mönche aber diente eine Zeit lang zum Pferdestall. Jetzt ist er leer und wohlverschlossen, und wahrscheinlich nähren die Trinkgelder der Fremden allein seinen Aufseher. Denn die eine seiner schmalen Wände enthält ein hochberühmtes Frescogemälde, das wohlbekannte Abendmahl von Leonardo da Vinci, von welchem Oelcopien und Kupferstiche zu Tausenden die Kirchen und Familienzimmer zieren. Freilich es sind nur noch Spuren seiner früheren Schönheit am Originale vorhanden; so sehr hat namentlich auf der rechten Seite, wo die Fenster entfernter sind, der Pferdedunst die Farben verbleicht und durch Flecken verdorben; aber bei alledem ist der Eindruck dieses Bildes noch ein bewältigender, von keiner Copie erreichbarer. Der Ausdruck des göttlichen Meisters namentlich hat etwas dergestalt bezauberndes, daß man von heiligem Schauer durchweht den Blick nicht zu wenden vermag.

Obwohl wir in Mailand nur fünf Tage verweilten, so schmeicheln wir uns doch so viel gesehen zu haben, als mancher bequemere Reisende in 14 Tagen. Von 7 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends waren wir in Bewegung; die zum Ruhen nöthigen Viertelstunden brachten wir meist in den Kirchen zu. Da saßen wir ganz ruhig wie Andächtige und prägten uns dabei die Art des Baues und Schmuckwerks ein; dann gingen wir weiter, bis wir in einer an-

dern Kirche auf dieselbe Weise uns erholen konnten. Oder wir tranken schnell eine Halbe schwarzen Wein, wie man in Italien sagt, in der ersten besten schmutzigen Wirthschaft; unsere Trauben, Feigen und Schinken aber verzehrten wir im Gehen. So haben wir die meisten Straßen des großen Mailand mehrere Male durchwandert und uns an den schmucken, stolzen Häusern und dem bewegten Leben erfreut. Besonders Abends thun die verschwenderisch beleuchteten Kaffeehäuser, die schimmernden Läden, die offenen Handwerksstuben mit ihren fleißigen Gesellen eine märchenhafte Wirkung. Mich wundert, daß die Italiener nicht auf die Genremalerei verfallen sind; jeder Einblick in so eine Handwerksbude bei nächtlicher Beleuchtung müßte Stoff zu einem Bilde geben. Dazu war es doch erst Anfang September, und alles arbeitete bei Licht, ein sprechender Beweis, daß die gewöhnlichen Ansichten über Trägheit der Bewohner wenigstens für Oberitalien keine Geltung haben. Was mich aber unangenehm berührte, war die völlige Nichtbeachtung des Sonntags von Seiten der Marktleute. Zwar die Läden waren geschlossen, aber die Gemüsehändlerinnen auf der Straße mit ihrer Wage (denn in Italien wird Obst, Gemüse, Kartoffeln, kurz alles gewogen) in voller Thätigkeit, und die Obstverkäufer vollführten ein ohrenzerreißendes Geschrei wie an Werktagen. Nirgends schreien diese Leute mit so durchdringendem und so häßlichem Tone als in Italien, in Venedig allerdings noch abscheulicher als in Mailand. So auf immerwährender Wanderung begriffen, können wir uns denn rühmen, die größte Merkwürdigkeit von Mailand, die Stadt selbst, Häuser und Menschen, wohl betrachtet zu haben. Die Tracht der Frauen hat hier et-

was sehr Malerisches. Sie gehen zumeist schwarz, die höhern Stände freilich auch mit den häßlichen französischen Hüten entstellt, die andern aber baarhaupt und das Haar mit einem schwarzen Schleier bedeckt, der leicht den Rücken herniederwallt. Der schwarze Schleier fehlte nicht einmal bei den baarfüßigen Bettlerinnen. Die Landmädchen tragen im Haare mächtig lange silberne Nadeln mit großen Knöpfen, die das Hinterhaupt rings umgeben wie ein Strahlenkranz.

Zuweilen überließen wir uns bei unsern Entdeckungsreisen dem Zufall; da erregte es außerordentliche Freude, wenn man unvermuthet eine Entdeckung macht. So befanden wir uns z. B. plötzlich vor den 16 hohen korinthischen Säulen, die mit Klammern befestigt und zusammengehalten, als einer der wenigen Ueberreste der großen Römerzeit einsam vor der Kirche S. Lorenzo stehen. Es war das erste Denkmal römischer Kunst, welches wir jemals an Ort und Stelle gesehen hatten; darum fühlten wir uns von den riesigen rothbraunen Säulen ungewöhnlich bewegt und ergriffen. So kamen wir auch durch Zufall an die runde Karlskirche, die in meinem Wegweiser abgebildet war, und an die glänzend beleuchtete Glasgasse mit ihren herrlichen Läden, in der eine wogende Fluth elegant gekleideter Spaziergänger auf- und abpromenirten. Wenn uns dagegen ein langes vergebliches Suchen ungeduldig machte, wie die ziemlich versteckt liegende Ambrosianische Bibliothek, nun so stellten wir doch leicht durch ein Pfund süßer Trauben wieder die gute Stimmung her.

Diese berühmte Ambrosiana, eine der manuscriptenreichsten Bibliotheken Italiens, enthält neben vielen biblio-

graphischen Seltenheiten auch eine Menge guter Kunstwerke der Plastik und Malerei und eine Sammlung von Handzeichnungen berühmter Meister. Der Custode, welcher unsere Kunstgier bemerken mochte, rieth uns den Besuch des königlichen Palastes an, die berühmten Fresken von Appiani zu sehen, welche Napoleon habe malen lassen. Es ist ein Bau wenig unter der Größe der münchener Residenz, geschmackvoll und geräumig; weil er aber dem Dome gerade gegenübersteht, erscheint er kleinlich. Die innere Einrichtung ist reich und königlich, jene Deckengemälde aber verdienen allein schon, daß man sich die Mühe eines Besuches nicht reuen lasse. Appiani hat wirklich etwas vom Charakter eines Raphael in seinen einfach großen Compositionen. Besonders aber interessiren auch die dargestellten Gegenstände. Eines jener Gemälde z. B. zeigte Napoleon als Jupiter thronend; ringsum bieten Gottheiten ihm Kronen dar; an den vier Seiten die allegorischen Gestalten der 4 Erdtheile; ein anderes weist Napoleons Vermählung mit Marie Luise als weltbeglückend nach u. s. w. Ich bin sonst kein Freund von Deckengemälden, weil man Gefahr läuft, bei deren Betrachtung den Hals abzubrechen; aber diese Darstellungen des größten Mannes unsers Jahrhunderts gerade auf dem Gipfelpunkte seiner höchsten Macht und Ehre befriedigten mich in hohem Grade.

Dagegen würde ich Niemandem besonders rathen, das Scalatheater zu besehen, wenn nicht gespielt wird. Gespielt wird aber nur im Winter. Mailand hat 8 Theater, und außer diesen noch ein modernes für Wettrennen, Reiterkünste u. s. w. bestimmtes Amphitheater, welches 30000

Menschen faßt. Gegenwärtig vertraten die Stelle der Volksspiele in diesem Kanonen und Pulverwagen.

Noch will ich zum Schluß meiner Beschreibung Mailands großen Spitals gedenken. Es ist ein viereckiges Gebäude aus glattgeschliffenen, genau aneinander gepaßten Backsteinen, ohne Anstrich, verziert mit Reliefs, Arabesken und Büsten. Die Fronte zählt 68 Fenster in einer Reihe. Der ungeheure Hof ist rings umgeben von Hallen, deren Bögen auf jeder Seite von 20 jonischen Säulen getragen werden. Alles so geräumig, so reinlich, so luftig, man fühlt so zu sagen den wohlthätigen Hauch der Genesung, der durch die großartige Anstalt weht. Die Zahl der armen Kranken, welche hier unentgeltliche Verpflegung finden, beläuft sich täglich im Durchschnitt auf 1400. Alle zwei Jahre werden am Feste Mariä Verkündigung die Bildnisse der Wohlthäter der Anstalt dem Publikum zur Schau gestellt. Um in Lebensgröße abgebildet zu werden, muß man mindestens 100000 Lire (die Lira hat 16 Xr.) geschenkt haben; und da die Zahl solcher Bilder 162 beträgt, so machen schon diese Schenkungen allein zum mindesten Betrag einen Fond von 16,200000 Lire.

Platens Verse, in welchen er über die „nebelreiche Lombardie" klagt, waren uns während der heitern heißen Tage unsers mailänder Aufenthaltes ziemlich oft wie ein Räthsel durch den Kopf geschwirrt. Der Morgen unserer Abreise gab dessen Auflösung. Denn als wir Morgens 5 Uhr mit Mantel, Reisesack und Regenschirm, den zwei edlen Touristen Eifele und Beisele gleich, vom Gasthause nach dem Büreau der Diligence wanderten, schlug uns ein so naßkalter Regen ins Gesicht, daß wir uns eher in Mün-

chen als in Italien zu befinden wähnten. Schlechtes Wetter verdirbt die Stimmung für Abenteuer und macht ängstlich und mißlaunig. Unsere Oeconomie, vermöge deren wir das Gepäck eigenhändig zu tragen pflegen, wäre uns diesmal fast theuer zu stehen gekommen. Auf dem Wege nach dem vermeintlichen Bureau kam uns eine andere Reisegesellschaft nach mit dem Hausknecht an der Spitze, von der wir wußten, daß sie dasselbe Ziel habe. Wir gingen ihr nach, aber sie schritt immer weiter und weiter; und weil das Lokal, wo ich gestern uns hatte einschreiben lassen, schon längst vorüber war, so wandten wir wieder um. Ei dort vorne steigen sie ja schon in die Diligence ein, rufe ich, und stimme einen Hundstrapp an. Luise keucht mir nach, und bald sitzen wir auch glücklich im Wagen. Es währt eine gute Weile, daß der Omnibus stille hält. Endlich frage ich, ob denn diese Diligence doch für die Route nach Brescia bestimmt sei. Nein nach Varese, entgegnet es ganz gelassen von allen Seiten, — das wäre nach dem Lago maggiore gewesen, also gerade die entgegengesetzte Richtung. Ich behaupte allen Physiologen zum Trotze, daß der Schrecken nur lähmt, wenn man viel Zeit übrig hat: uns machte er Beine. Wie besessen renne ich ins Bureau und frage nach unserm Omnibus; denn der Mann hatte uns ja gestern hierherbestellt. Nun aber galts nicht viel Federlesen: der Bureausecretair mit dem Reisesack voran, wir nach durch allerlei Winkel und durch die Glasgasse, eilig, eilig. Endlich erreichen wir noch glücklich den Abfahrtsplatz, wo man bereits lange nach uns gefragt hatte. Die Sache war diese. Die Gesellschaft hat zwei Bureaus zum Einschreiben, aber nur eines zum Abfahren, und der Bedienstete hatte mich

an das seinige bestellt, vermuthlich um uns an das andere zu geleiten, weil er uns den Weg mit Worten doch nicht begreiflich machen konnte. Die Einrichtung dieser Fahrgelegenheit übrigens ist vortrefflich. Man besteigt in Mailand die geräumige trefflich gepolsterte Diligence, fährt dann mit der Eisenbahn bis Treviglio, und begiebt sich von da gleich wieder in seinen vorigen Wagen, der mit demselben Bahnzuge befördert worden ist. So fährt man, wenn man will, mit einem Male nach Verona und von da mit der Eisenbahn sogleich nach Venedig, so daß man in letzterer Stadt von Mailand aus binnen 24 Stunden eintreffen kann. Wir indeß wollten Station machen in Brescia.

Ich hatte mir noch in Mailand von der Landschaft zwischen da und Venedig eine ganz verkehrte Vorstellung gemacht, weil ich keine Landkarte genauer angesehen hatte. Da ich wußte, die Lombardie sei eine große Ebene, so hatte ich mich schon vorbereitet auf eine gemüthliche Langeweile, von der auch die üppigste Fruchtbarkeit hügellose Gegenden nicht völlig befreien kann. Nun sind die Landstraßen noch dazu völlig geradlinig, und zu beiden Seiten an den breiten Canälen wehrt nicht selten hohes Buschwerk jegliche Aussicht. Auch war der Himmel in einförmiges Grau gekleidet und seine Feuchtigkeit träufelte herab in feinem Nebelregen. Wir beide hatten ein recht trautes Plätzchen, ein Coupé am Ende des Wagens, aber eben ganz allein; Auge und Ohr schienen heute Ferien zu haben.

Indeß bei Bergamo bereits ergab sich eine angenehm überraschende Veränderung. Diese schöne Stadt von 30000 Einwohnern ist unmittelbar am Fuße der Alpen terrassenförmig auf mehreren Hügeln hinangebaut, die höchste

Höhe mit einer Citadelle gekrönt. Wir bedauerten nur, daß wir genöthigt waren an diesen Höhen vorüber zu eilen; die Aussicht wäre gewiß prachtvoll gewesen, zumal auch das Wetter sich besserte. Von Bergamo aber bis Venedig schwindet das Gebirg nicht nur nirgends aus dem Gesichtskreise, sondern es begleitet die Straße fortwährend zur Linken in unmittelbarer Nähe, und zur Rechten allein dehnt sich unabsehlich die grüne, baumübersäete, reis- und maistragende, rebenübersponnene lombardische Ebene hin. Ich wüßte kein besonderes Abenteuer von dieser Tagfahrt zu berichten, außer etwa daß mehrere Stunden lang ein Proletarier, den Luisens menschenfreundlicher Communismus auf seinem Posten schützte, hinten auf dem Wagen stand und jeden Blick ins Freie unmöglich machte, während er uns zum Schlage herein seinen kaiserlichen Tabakrauch fort und fort ins Gesicht blies.

Gegen 4 Uhr erreichten wir Brescia, unser heutiges Reiseziel. Die Stadt, theilweise etwas winklig, in andern Theilen prächtig und von breiten, geradlinigen Straßen durchzogen, enthält eine Bevölkerung von 35000 Einwohnern, die heute alle auf den Beinen zu sein schienen. Es war ja Mariä Geburt, ein hohes Fest; eine Straße, die zu einer der Hauptkirchen führte, stand voll von kleinen Buden und wogte von Menschen, wie bei uns auf den Kirchweihen. Dazu war jene Kirche äußerlich und innerlich prächtig aufgeputzt; Schiff und Altäre funkelten in Lichtglanz gleich einem Weihnachtsbaum, und die Säulen waren nach allgemeiner italienischer Mode mit rothem Zeug überzogen. Es ist das eine sonderbare, höchst geschmacklose Gewohnheit, die ich aber durchweg in Italien herrschend

fand, daß sie an Festen ihre schönsten Tempel durch diese häßlichen carminrothen Tücher entstellen, mit denen sie deren Säulen ihrer ganzen Höhe nach umkleiden. In Brescia, wo uns gleich vor der Einfahrt noch viele durchschossene und halbverbrannte Häuser die jüngste Vergangenheit unmittelbar vor die Seele führten, wo die lieblichen Rebenhügel hoch oben ein mächtiges Zwinguri tragen, wo der bekannte Feldherr durch sein Verfahren jenen eben nicht schmeichelhaften Beinamen erhielt, wollten uns diese Säulenüberzüge selbst wie mit Blut gefärbt bedünken. Die Phantasie ist eine geschäftige Lügnerin. Schien doch der schwarzgraue Himmel, den die Strahlen der sinkenden Sonne nur noch schwärzer färbten, über die grünenden prachtvollen Höhen wie ein Bahrtuch gelagert; wähnten wir die Stadt doch traurig, öde und ausgestorben, während ihre Bewohner theils auf einer andern Seite beim Kirchenfeste, theils an einem der Wälle beim Ballspiele versammelt waren. Eine merkwürdige Ueberraschung! Dort erhob sich eine wahre Mauer von Köpfen im Halbkreise um 4 Ballschläger, die auf mindestens 150 Schritte Entfernung ihre Springbälle zu ungeheurer Höhe mit so genauer Berechnung schlugen, daß sie den Gegenüberstehenden zum Auffangen vollkommen genau zuflogen. Jubelnder Beifallssturm der Menge folgte auf jeden geschickten Ballschlag. Ein höchst einfaches improvisirtes Volksfest ohne Bier und Würste, ohne Wirthschaftsbuden und Katzenjammer. Mit der Dämmerung stellten die vier Künstler ihre Uebungen ein und die Bevölkerung schlenderte langsam heim durch die Stroßen. Wie sind doch die Italiener so liebenswürdig in ihrer Genügsamkeit; so munter und rege, auch ohne materielle Genüsse!

Doppelt liebenswürdig aber sind die Brescianerinnen ob ihrer Schönheit. Ich hatte auf dieser Reise mit meiner Frau den Vertrag geschlossen, daß ich ihr die schönen Männer, sie mir die schönen Mädchen und Frauen zeigen sollte. Freilich hatte sie dabei den Vortheil ihrer guten Augen voraus, und ich fürchte fast, sie hat mich noch überlistet. Denn so sehr man die Italienerinnen zu rühmen pflegt, so habe ich doch im Veltlin lauter auffallend häßliche, in Mailand höchstens einzelne hübsche, in Venedig mit wenigen Ausnahmen nur abscheuliche, verkommene, abgelebte Gesichter gefunden; in Brescia dagegen und seiner Umgegend herrscht durch die ganze weibliche Bevölkerung ein Typus feiner griechischer Proportionen und zarter Schönheit. Es giebt keinen ästhetischern Hochgenuß, als wenn die Augen auf lauter wohlgeformten Gesichtern ruhen, ohne durch aufgestülpte Nasen oder aufgeworfene Lippen zurückgescheucht zu werden. Es ist nicht wahr, daß die Schönheit um zu reizen ein Häßliches zur Folie haben muß; dort waren alle von der lieblichsten Anmuth, und nie fiel mirs ein, der Abwechslung wegen nach einem Slavengesichte zu suchen.

So verbrachten wir denn mitten im Gewühle des Volkslebens die Stunden bis an den späten Abend, und standen noch lange in der Dämmerung bei einem lustigen Manne, der auf der Straße von einem Kinderschwarm umgeben, unter beständigen an sein jugendliches Auditorium gerichteten Späßen, Strohzucker machte und in kleine Stückchen zerschnitten verkaufte.

Es gibt im Leben eine Menge kleiner Leiden, die uns für den Augenblick mehr quälen, als die großen fol-

genschweren. Ein Kutschenthürchen, das sich nicht zumachen läßt, hat schon Manchem die Fahrt verdorben, ein Regenschirm, der nicht einschnappt, den Spaziergang, eine Cigarre mit zerrissenem Deckblatte die Abendgesellschaft. Aber ärger als alles das ist auf Reisen eine Uhr, die beständig stille steht. In Mailand bereits war die meinige völlig stöckisch geworden und ließ sich nicht mehr zum Gehen bringen während der ganzen Reise. Welche Noth nun, wenn wir früh fortfahren sollten! In Brescia stand auf meinem Scheine als Abfahrtszeit Morgens 2½ Uhr. So blieb denn nichts übrig, als die Hälfte der ohnehin kurzen Nacht zu wachen, um die Thurmuhr nicht zu überhören, die gerade dießmal verwünscht weit entfernt war; denn auf das Wecken von Seite der Wirthschaft mag ich mich niemals verlassen. Was habe ich mich diese Nacht über meine Sackuhr geärgert und über das leise Schlagen der Thurmuhr dazu! während bisher mich die Glocken mehr als zur Genüge umbimmelt hatten, da die italienischen Uhren häufig die Stunden bei jedem Viertel repetiren. Nun langte obendrein der Wagen nicht vor 3½ Uhr von Mailand an und fuhr erst nach 4 Uhr; da kam noch der dritte Aerger, daß wir für zwei winzige Tassen Caffee 36 Kr. zahlen mußten, indeß die schon Abends berichtigte übrige Rechnung äußerst billig gewesen war.

Der anfangs neblige Himmel heiterte sich gegen 7 Uhr auf, und in zauberhafter Beleuchtung lag bald nachher zu unserer Linken der Gardasee, an dessen flachem südlichem Ufer wir volle 3 Stunden lang hinfuhren. Ein wundervoller Reiz, wie seine grüne Fläche nun keck an die Straße herantritt, nun wieder schüchtern durch wohlangebaute Land-

zungen in anmuthigem Wechsel sich zurückschieben läßt. Man überblickt vom Wagen aus des Sees ganzen breiten Spiegel; seine schmale nördliche Hälfte, die romantische, versteckt er leider zwischen hohe Gebirge. Freundlich nahmen wir von dem Freundlichen Abschied, in der Hoffnung, daß es uns ein anderesmal noch gelingen werde, mit ihm gründlichere Bekanntschaft zu schließen. Ich weiß nicht, ob etwa die feuchte Luft die Sonnenstrahlen in sanftere Farben brach; aber niemals sah ich die entferntern Berge in so duftigem Blau als an diesem Morgen. Es lag über denen, die den See begränzten, wie über denen, die näher gegen Verona hin den Gesichtskreis schlossen, ein so unbeschreiblich lieblicher und friedlicher Duft, daß man eingewiegt vom Landschaftszauber den strengen Ernst der nahenden Geschichte vergaß. Das ist also jenes stark befestigte Verona, das Hauptbollwerk des obern Italiens, die Residenz des alten Radetzky, die Stadt, in deren Umkreise in den nächsten Wochen vor den Augen des Kaisers die großen Militärübungen Statt finden sollen, um bei dem leichtvergeßlichen Volke Oestreichs Macht aufs Neue in Respect zu setzen. Solche Gedanken kamen mir erst, als ein Soldat am Thore der alterthümlich merkwürdigen Stadt die Reisegesellschaft nach ihren Pässen fragte. Ein nicht geringer Reiz der Städte Italiens müßte ihr hohes Alter sein, wenn nicht leider die vielen Einbrüche der Barbaren, die verheerenden Kriege des Mittelalters und die Vergänglichkeit aller menschlichen Gebilde überhaupt die ehemalige Physiognomie der meisten völlig verändert hätte. Nicht so in Verona. Hier steht römische einfache Großheit, mittelalterliche phantastische Romantik und moderner praktischer

Bequemlichkeitssinn ungestört neben einander. Die Geburtsstadt des Catull und Cornelius Nepos, des Vitruvius und des ältern Plinius; die Residenz des großen Theodorich, der als Dietrich von Bern eine der gewaltigsten Heldengestalten unsern alten Volksgesang beherrscht; die Stadt in der Romeo und Julia die unseligen Familienzwiste mittelalterlicher Adelsgeschlechter mit dem Tode bezahlten, zeigt in ihrer Architectur noch sehr namhafte Ueberreste einer bedeutenden Vergangenheit.

Da waren drei Merkwürdigkeiten gleich in unserem Gasthause „Gran Parigi" im Hofe an die Wand gemalt: das alte Amphitheater, die Gräber der Scaliger, das Grab der Julia. Eine vierte mir doppelt interessante Merkwürdigkeit genoß ich vorne weg mit vielem Behagen: ich konnte mich nehmlich zum ersten- und letztenmale in Italien in diesem Gasthause satt an Fleisch essen. So war ich denn gleich würdig vorbereitet zum Besuch des Amphitheaters, das einst römischer Blutgier zum Schauplatz gedient hatte, aber nicht der Gier nach Ochsen-, sondern nach Menschenblut. Denn in diesen Gebäuden wurden jene grausamen Thierhetzen und Gladiatorenspiele gehalten, an welchen die abgestumpften Sinne eines raffinirten Kriegervolks zu unmenschlicher Wollust aufgestachelt wurden. Aber immerhin! Der Beschauer vergißt den Zweck über dem Bau; mir wenigstens kamen Alfred Meißners grause Phantasien über die kannibalischen Neigungen der Menschheit nimmermehr in den Sinn, als wir auf der obersten der 45 Sitzreihen aus einer Höhe von 100 Fuß die 513 Schritt weite, fast kreisförmige Ellipse umschritten, und über die wohlerhaltenen 1700 Jahre alten Marmor

stufen auf die grasbedeckte Arena hinabschauten, in deren Mitte ein elender Bettelcomödiant seine kleine hölzerne Bude aufgeschlagen hatte. Dieser letztere Contrast vielmehr hatte etwas schauerlich Melancholisches für mein Gemüth; denn die halbverfallene Bretterbude mitten in dem riesigen Römerbau war mir der Geist des jetzigen Volkes auf dem Boden des alten Italien, ja der kraftlose Geist des heutigen Europa gegen das ehemalige. Doch muß man den Veronesern nachrühmen, daß sie Achtung haben vor dem hohen Gaste, der in ihrer Mitte auf dem geräumigsten Platze thront. Das Amphitheater, in so weit es nicht schon im Jahre 1184 durch ein Erdbeben gelitten hat, ist wohl erhalten, und macht im Innern nicht im entferntesten den Eindruck einer Ruine. Es ist eine wahre Lust, auf den alten festen Marmorstufen auf- und abzusteigen, die einst 25000 Menschen zu Sitzen dienten. Die köstliche Solidität des Baues und seine zweckmäßige Einfachheit regt gewaltsam die Bewunderung jener klassischen Zeiten auf, gegen welche unsere elende Gegenwart in ein völliges Nichts zusammensinkt. Welche Last hatten jene Gewölbe der Gänge zu tragen, durch welche innerlich der Aufgang zu den Sitzreihen führt! und stehen noch heute wie zu den Zeiten der Antonine. Rings um den Rundbau in seinen Nischen sind Arbeiterbuden, in denen noch heute fleißige Hände sich rühren wie damals, wo so mancher Bürger auf guten Verkauf seines Krames spekulirt haben mag, wenn die Menge herbeiströmen würde zu den Volksspielen. Wir würden vielleicht bis zum Abende in der alten Arena geblieben sein, hätte uns nicht ein aufsteigendes Gewitter verscheucht, das sich mit Sturmwind ankündigte und später mit heftigem Regen

entlud. Lange sahen wir von der Höhe des Baues den schwarzen Wolken zu, deren Drohen gleichwohl nicht im Stande war der reizenden Gegend ihre Lieblichkeit zu rauben. Denn Verona liegt in einem weiten Thale entzückend zwischen Hügeln und fernumgränzenden blauen Höhen, theils umfluthet theils durchströmt von der Etsch, die als ein schöner Strom in großer Schlangenwindung vorüberzieht. Das längere Säumen des Regens indeß verstattete uns noch, das Auge eine Weile an Plätzen, Straßen und Kirchen zu weiden. Wie vieles ist hier interessant und eigenthümlich! Da stehen in einem Gäßchen im kleinen Vorhof einer Kirche die Grabmäler jener Scaliger, die von 1262 an nach dem Tyrannen Ezzelin 127 Jahre lang die oberste Stelle in der Republik behaupteten. Was war doch das wieder für ein anderer Geist als jener, welcher das Amphitheater baute! Ein Geist geschmackloser, steifer Phantasterei! Es sind drei Denkmäler, eines wie das andere, nur daß das größte einen Aufsatz mehr hat. Vier hohe Säulen tragen einen steinernen Sarg, darüber vier andere mit einem Dach, an den Ecken je vier kleine Säulchen, in denen ein Männlein steht, beim größten Monumente dieß nochmal ein Stock höher in kleinerem Maßstabe wiederholt, und oben drauf ein steifer steinerner Reiter! Gleiche Abenteuerlichkeit hat die Zeichnung zu den Palästen des Herrenmarktes und des grünen Marktes geliefert. Wir Nürnberger sind so ziemlich an die Zacken und Thürmchen und malerischen Unregelmäßigkeiten gewöhnt, und die Fremden wundern sich über unsere Häuser. Aber was ist das alles gegen die Wunderlichkeit des lombardischen Baustils auf dem grünen Markt in Verona wie an einzel-

nen seiner Kirchen? Man glaubt zu träumen bei diesem Anblick. Im strömenden Platzregen mit zerrissenen Stiefeln und ausgespanntem Regenschirm stand ich, nachdem ich meine Frau nach Hause gerettet, und gaffte die Häuser an mit dem festen Vorsatz, ihre phantastischen Formen meinem Kopfe einzuprägen; aber leider ging es mir wie mit Wörtern einer völlig fremden Sprache, bei denen man sich nichts denken kann: ich habe trotz aller Anstrengung nichts behalten, als den verworrenen Eindruck gedankenlosen Staunens.

Reizende, malerische, lieblich abwechselnde Landschaften durchsauste im hellsten Sonnenscheine die Locomotive, die uns am nächsten Mittage nach Venedig führte. Vicenza besonders liegt wie ein Edelstein schimmernd zwischen wundervollen üppig grünenden Hügeln, umsäumt und halbversteckt von dichtbelaubten Alleen. Mit Burgen und Landhäusern gekrönte Höhen treten ziemlich nahe heran und laden dich mit den freundlichen Augen ihrer schimmernden Fenster zum Verweilen ein, und zur Linken im Hintergrund ragen die ganze Länge der Fahrt herüber die bläulichen Alpenhäupter. Dann paradiren wieder in Reih und Glied aufgestellt auf den Mais- und Reisfeldern die Ulmen mit ihren Weinlaubgehängen und tanzen vorbei mit grünen Armen sich haltend an dem eilenden Wagenzug. Ein Gefühl der Trunkenheit beherrscht den Nordländer beim Anblick dieser Vegetation, dieser Landschaft, zumal wenn er sie im Fluge einer Dampffahrt berührt. Aber hinter Vicenza zieht sich von Minute zu Minute das Hochgebirg links zurück in grauere Ferne; und kaum haben dich rechts auf Augenblicke die Euganeischen Hügel beschäftigt, so liegt Padua in weiter Ausdehnung zu deiner Rechten. Vor-

über! Weite fruchtbare Ebene, Weinstöcke, Ulmen, Maulbeerbäume. Mestre! Eine Masse neuer Passagiere eilt in die Waggons! Und plötzlich: wo ist er hingeschwunden der himmlisch grünende Zauber, der bisher deine Blicke gefesselt hielt? Kein Baum, kein Strauch, kein frischer Grashalm; sumpfig und moorig wie das Erdinger Moos starrt es dich an; du würdest in Erstaunen versinken, wenn du Zeit hättest; hastig weiter und weiter. Auf einmal — trübes, graugrünes Wasser zu beiden Seiten. Venezia! ruft es um dich her, und über die Lagune hin rollt über die eine Stunde lange Brücke der Train in wenigen Minuten seinem Ziele zu. Das Auge, eben noch sicher ruhend auf dem heitern Festland, schweift zagend über das unsichere Element des Todes hin. Fieberhaft steigert sich die Erwartung auf die vielbeschriebene, vielbesungene, mährchenhafte Marmorstadt. Halt! und einen langen staubigen Gang hin zieht die ganze Eisenbahngesellschaft erst in hastiger Eile, weil jeder begehrt dem andern zuvorzukommen, dann langsam und feierlich, Person für Person, durch zwei Zimmer, wo in tiefer Stille eine Menge polizeilicher Personen mit Argusaugen den Vorübergehenden mustert und ihm den Paß abnimmt. Auch der enragirteste Freund der öffentlichen Ruhe wird nicht behaupten wollen, daß das liebe Schooßkind unserer Staaten, daß die Polizei die Eigenschaft besitzt die Phantasie anzuregen. Diesmal aber war bei mir gleichwohl das Gegentheil der Fall. Ich fand mich in den Zimmern der alten Vehme, der alten Staatsinquisitoren, ich trat unwillkürlich leise auf, wie ich unmittelbar nach dem Wagengerassel durch diese zwei Säle wanderte; ich hatte doch ein gutes Gewissen, einen Paß, der gehörig be-

schmiert und bestempelt war. Gottlob, die heilige Hermandad fand kein Arg an uns; auch die rothe Seele Luisens war ja mit dem blauen Mantel bedeckt. — **Alla barca, alla gondola, al omnibus!** schrie es draußen uns entgegen aus hundert mißtönenden Kehlen. Das Wort **Omnibus** klang mir wie Silberton; denn das war offenbar die wohlfeilste der angebotenen Gelegenheiten. Und so fuhren wir denn zwölf Personen in einem großen schwarzen, auch schwarzgedeckten Kahn bis in unser Gasthaus zur „Luna". Es gibt dreierlei Kähne in Venedig, alle von schwarzer Farbe: langgestreckte schmale, mit einem sargähnlichen Häuschen versehene, nur für zwei Personen bestimmte Gondeln, große offene mit einem Baldachin deckbare Barken, und jene eben genannten, diesen letztern gleichenden, nur minder eleganten Omnibus, welche um die wohlfeile Taxe von 6 Kr. zwischen Stadt und Eisenbahn ab- und zufahren. Die schwarze Farbe sämmtlicher Fahrzeuge ist noch eine alte republikanische Einrichtung, einst eingeführt von der Regierung, um dem übermäßigen Luxus zu steuern. Die Fährleute sind etwas zerlumpte, schmutzige Kerle, die überall an den Wegen lehnen und mit vielem Lärm ihren Kahn anbieten, wenn man in ihre Nähe kommt. Sie fahren natürlich mit der größten Geschicklichkeit, sind aber dabei schweigsam, außer daß sie sich mit häßlichem Geschrei andern Leuten unverständliche Worte zurufen, wenn sie einander auf dem Wasser begegnen. Ich wollte diese Bemerkung nur für diejenigen poetischen Seelen niederschreiben, welche von Bildern her den Gondolieren bunt gestreifte malerische Kleidung anzudichten und von alten Traditionen her ihren Kehlen Strophen aus Ariost und Tasso entströmen zu lassen gewohnt sind. Beim

angestrengten Rudern kann man nicht singen und auf schmuzigem Wasser keine weiße Wäsche brauchen.

Kaum sind wir im Gasthause, so erscheint auch schon Nicolo Bulgari, der klassische Führer, und bietet uns seine Dienste an. Wir hatten noch nie in einer Stadt uns eines Führers bedient; da wir aber überall hörten, in Venedig könne man ohne solchen nicht auskommen, so ließen wir uns anwerben, um so lieber, da dieser Mann wegen seiner soliden Bildung sich eines weitverbreiteten Rufs erfreut. Auf seiner Karte empfiehlt er sich als Fremdenführer und Dolmetscher der deutschen, ungarischen, italienischen, französischen und wallachischen Sprache. Vater und Sohn, beides geborene Venezianer, treiben das Geschäft jetzt gemeinsam. Sie suchen ganze Colonien von Deutschen zusammen, lassen sich von der Person täglich 4 Zwanziger zahlen und bestreiten dafür sämmtliche Fahrkosten und Trinkgelder. So kann sich der Reisende ohne Sorgen und Aerger den Kunstgenüssen hingeben. Wir hatten den alten Bulgari, den gröbern, aber auch erfahrnern Führer. Es war ein Mann von mittlerer Statur, eingefallenem aber gesund aussehendem Gesicht, struppigem graulichem Haare, vorgebeugter Haltung, glänzendem schlauem Auge, des Deutschen vollkommen mächiig, in der Geschichte Venedigs bis in die kleinsten Einzelnheiten bewandert, begeistert für den Ruhm seiner Vaterstadt, ein Kenner der Kunst und ihrer Schulen, bedacht auf den Vortheil seiner Reisenden, stolz auf seinen Ruhm und seine Ueberlegenheit über andere Fremdenführer, conservativ-östreichisch gesinnt aus Politik und Kunstsinn, weil er von den Deutschen sein Brot hat und die Radicalen neusten Schlags während ihrer Herrschaft

nach Kunstwerken unheilige Hände ausstrecken sah. Dieser höchst interessante Mann sollte für die nächsten drei Tage unser Begleiter und unumschränkter Beherrscher sein; denn er läßt sich von den Fremden in seine Methode auch gar nichts einreden. Für heute wies er uns noch an, den Markusthurm zu besteigen und forderte uns auf, gleich mit zu gehen, damit er uns ein Caffee- und ein Speisehaus zeige; denn in dem theuern Gasthofe sollten wir ja nichts verzehren; es sei ja nicht nöthig, die Millionäre noch reicher zu machen. Diese Bemerkung gewann ihm von vorn herein unser Herz.

Der Markusplatz gleich um die Ecke unseres Gasthauses that auf mich eine unbeschreibliche Wirkung. Einen solchen Platz hatte ich noch nirgends gesehen. Es ist nicht seine Größe allein, obwohl ich diese zu 284 Schritte in der Länge und 126 in der Breite bemaß, während der hiesige Markt nur 137 Schritte in der Länge hat; es ist auch nicht allein seine Regelmäßigkeit, sondern mit beiden verbunden seine imponirende Umgebung. Rechts und links die zwei majestätischen Paläste der Procuratien, vorn die phantastische Markuskirche mit ihren 5 Kuppeln, ihren vielen Säulen, Skulpturen, Gemälden, Rossen, Spitzen und Zacken; vor ihr die drei hohen Standarten; auf der einen Seite der Uhrthurm mit seinen ehernen Mohren, auf der andern der Markusthurm mit seiner schön verzierten Loggetta; im Rücken die Arkaden des Königspalastes, von Napoleon aufgeführt; der große Platz kunstreich mit Marmor gepflastert und auf drei Seiten mit den Arkaden der Paläste umgeben. Entzückt von solchem Anblick schritten

wir über die glatten Steine dahin bis vorn an die seltsame Kirche: da eröffnet sich nun zur Rechten die Piazzetta mit ihrem köstlichen Dogen- und Königspalaste, mit ihren zwei Granitsäulen, den bekannten Trägern des geflügelten Löwen und des heiligen Theodor, und mit ihrer offenen Aussicht nach den Inseln Giudecca und Giorgio, von denen die majestätischen Kuppeln von S. Giorgio, Redentore uud Maria della Salute herüberschauen. Wer kennt nicht diese Piazzetta sammt der Riva Schiavoni und der Seufzerbrücke zur Genüge aus Canaletto's Bildern! Und doch war der wirkliche Anblick wieder so was Anderes, Grundverschiedenes. Da standen wir nun und staunten hinauf zu den hohen Fenstern des Dogenpalastes und ärgerten uns über die davorstehenden östreichischen Kanonen und dummen Soldatengesichter, die uns gar nicht hereinzupassen schienen in diese Zauberwelt. Da wachte vor uns auf die alte große Geschichte der stolzen Wunderstadt, mit ihrer schwarzgekleideten Aristokratie und grausamen Volksknechtung, mit ihrer furchtbaren Verfassungsstrenge und ihrem entsetzlichen Spionirsystem, mit ihrer weitreichenden Machtfülle und ihrem unermeßlichen Reichthum; die Bezwingerin so vieler Städte und Inseln, die Beherrscherin des Mittelmeeres. Dandolo, Michielis, Pisani, Pietro Loredano, und, die der große Engländer in seinen unsterblichen Dramen gefeiert hat, der alte Brutus Foscari und des Palastes Erbauer, der zwischen zwei Säulen eben dieses Palastes enthauptete Marino Falieri, sie wachten alle auf in unsern Träumen, und ihre Stimmen vereinigten sich mit den Stimmen der Dichter, welche erhoben und niedergedrückt durch die stolzen Denkmäler dahin-

geschiedener Geschlechter, wehmüthig über den Wechsel menschlicher Größe klagten.

Doch hinweg von nutzloser Trauer über das Unabänderliche; besteigen wir lieber, ehe der Sonnenball sich in die Fluthen taucht, den Markusthurm. Das Steigen ermüdet nicht, denn es führt eine Straße statt der Treppen hinauf. So sahen wir denn unter uns die seltsame Stadt mit ihren 15000 Häusern. Sie sind wie auf einen Knäuel zusammengebaut; nirgends ist Wasser noch Land zwischen dem mächtigen Bündel sichtbar, nur daß sich mitten durch in der Gestalt eines lateinischen S der große Canal schlingt. Rings umher die Inseln, mit ihren Häusern und Kirchen auf der Fluth schwimmend, sonst überall graulisches Wasser; der Horizont auf der einen Seite umschlossen von den julischen Alpen, auf der andern von einer grünblauen Mauer, dem adriatischen Meere. Ein neuer, einziger, erhabener Anblick! Aber wie denn neben dem Erhabenen oft dicht das Lächerliche wohnt, an unserer Seite stand auf dem Thurme ein Mann, der durchaus das Meer nicht sah, indem er vermuthlich jenen sehr hohen grünblauen Streifen für eine große spanische Wand halten mochte. Wir blieben oben, bis es stark dunkelte, mit Lust die von Minute zu Minute wechselnden Conturen betrachtend, bis zuletzt Alles in ein nebelhaftes Grau verschwamm.

Aber unten auf dem Markusplatze flimmerte es schon von verschwenderisch ausgesäeten Flammen der Gaslichter, aus den Gäßchen wogte es hervor von Menschen, die Caffeehäuser zu beiden Seiten an den Arkaden belebten sich, die Riva Schiavoni bedeckte sich mit Leuten der niedrigern Volksklassen, wo noch immer, wie zu Göthes Zeiten, ein-

zelne Gruppen einem Erzähler lauschten, die Militairmusik fing in des Marcusplatzes Mitte an zu spielen und das am Tage so schweigsame Venedig begann sein bekanntes Nachtleben. Wäre der Abendwind minder kühl gewesen, so hätten wir uns einem Genusse überlassen, den Stahr in seiner Reisebeschreibung so reizend schildert: wir wären im Vollmondscheine auf einer Gondel hinausgeschwommen in die einsamen Wellen. So genossen wir auf- und abgehend den Zauber der Mondbeleuchtung an den Palästen, die o so groß, so schön, so geisterhaft empor in den blauen Nachthimmel ragten. Die Eingeborenen scheinen nichts gefühlt zu haben von der empfindlichen Abendkühle; leichtgekleidet saßen die Damen den halben Platz hinein auf Stühlen und aßen Gefrorenes, und noch lange als wir bereits im Bette lagen, tönte zu uns herüber verworrenes Geräusch der versammelten Menschenmasse.

Aber zu Hause lauerten arge, heimtückische Feinde. Kaum hatte ich das Licht ausgelöscht, so fing es an im Zimmer leise zu summen und dann empfindlich zu stechen. Um mich schlagend führte ich Krieg mit den verborgenen Unholden die halbe Nacht. Es waren kleine Stechfliegen, die durch das halb sumpfige stehende Wasser sich erzeugen mögen und den Fremden außerordentlich belästigen. Meiner Frau war am Morgen das ganze Gesicht zerstochen, und da sie sich des Reibens nicht enthielt, so schwollen die Stiche und machten sie völlig unkenntlich. Der beschwerliche Mückenkrieg erneuerte sich allnächtlich wieder während unseres ganzen Aufenthaltes. Wenn wir die Tüllvorhänge um die Betten schlugen, so stachen die bösartigen kleinen Feinde erst recht heftig, weil wir ihnen die Freiheit beschränkt hatten. Ich

weiß nicht, wie sich die Eingeborenen schützen; an ihren Gesichtern bemerkten wir keine Spuren, indeß unsere Inspectionscompagnie des nächsten Morgens durchaus dieselbe Klage führte und auch hinlänglich gezeichnet war.

Wir waren 14 Personen, die sich Morgens 9 Uhr im deutschen Caffeehause um den alten Bulgari versammelt hatten, manche darunter mit den stereotypen aristokratischen Reisegesichtern, hochnasig und vornehm. Da war ein kränklicher curländischer Baron, der sich nicht entschließen konnte, in einer Restauration etwas zu genießen, mit einer gesprächigen, kolossalen, etwas einfältig aussehenden Frau; ein Herr von Br. auf Br. aus Pommern, vielleicht noch Inhaber der berühmten Hosen seines Ahns, ein Fünfziger mit dem verschluckten Ladstock im Leibe, mit klug thuender Miene, alle Worte zwischen den Zähnen bedachtsam hervorzischelnd, in Begleitung zweier Töchter, hübscher Mädchen, wenn nur nicht ihr Benehmen an einen beliebten Vogel ihres Vaterlandes erinnert hätte; ein alter preußischer Offizier, wacker und verbindlich, wie ältere Militairs zu sein pflegen; ein langer Würtemberger, ich hätte gewettet, es müßte ein Professor sein, und er war es auch; der war mir der liebste, weil er Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinem Beine war, unter den hohen Herrschaften gleich uns ein halber Proletarier; ferner ein vorlauter — ich will ihn Berliner nennen; ein paar junge Oeconomen aus Curhessen, artige Leute. Obschon wir drei Tage zusammen fuhren, liefen und schauten, so hat sich ein näheres Verhältniß doch nur zu den beiden letzten, die wir schon von Mailand her kannten, und zu dem Professor gebildet, die

andern, namentlich auch die beiden Fräulein, blieben umhüllt von der Wolke ihres hochgeborenen Dünkels.

Keine Stadt wohl kann man in behaglicherer Weise beschauen als Venedig. Man besteigt die Barke und läßt sich herumrudern, von Kirche zu Kirche, von Palast zu Palast. Täglich fuhren wir bis Abends 4 Uhr, und hatten dann, wenn uns der Führer entlassen, noch Kraft und Frische genug, um von da an unsere Privatwanderungen und Studien der eigentlich bürgerlichen Stadt zu beginnen, wovon man mit dem Führer so viel als nichts zu sehen bekommt. Doch zuerst vorwärts mit jenem!. Vom Marcusplatze aus ging es gerade gegenüber auf die Insel Giorgio und in die gleichnamige Kirche, von da nach Giudecca in die Kirche il Redentore, erbaut von Palladio. Man gewöhnt sich hier sehr leicht an den italienischen Kirchenbaustil, weil er meist mit dem der Häuser und mit dem südlichern Wesen harmonirt, und sehnt sich keineswegs nach dem altdeutschen, obschon auch in diesem sehenswerthe Tempel vorhanden sind. Es liegt in dem italienischen Stile, zumal wenn der Bau nicht durch geschmacklose spätere Monumente verunziert ist, eine gewisse heitere, lebensfrohe und doch dabei würdige religiöse Ansicht, die ganz zusammenstimmt mit den frischen, menschlich schönen und in ihrer Naturschönheit idealen Gemälden der venetianischen Schule. Solche heitere Würde erhöht sich noch durch die Schönheit und Kostbarkeit des Materials und der Verzierung. Die marmornen Säulen, Wände und Mosaikböden, die schönen Statuen, Holzschnitzereien und Marmorreliefs, die wundervollen Gemälde einer vollendeten Kunstperiode, der sonstige Schmuck in Gold, Silber und Edelsteinen, — dieß alles

macht zusammen einen höchst wohlthuenden Eindruck. Man konnte unserem Führer keineswegs den Vorwurf machen, daß er mit seiner Gesellschaft geeilt oder bei minder bedeutenden Sonderbarkeiten verweilt sei; stets richtete er die Blicke nach dem Wichtigsten; aber immer bedauerte ich dennoch beim Scheiden, daß mein Kopf keine photographische Maschine sei. Die plastischen Arbeiten ließ ich gleich zur Seite liegen; hat man doch schon an den Gemälden mehr Arbeit des Schauens, als die Kräfte vertragen. — Wir fuhren also von den genannten Kirchen durch den großen Kanal seiner ganzen Länge nach, erst nach der großen Gallerie Manfrini, dann durch den Kanal von Mestre nach der Lagunenbrücke mit ihren 222 Bögen, durch den großen Kanal zurück nach der Kirche degli Scalzi, in den modernen Palast Giovanelli, ins Teatro Fenice, und den Schluß bildete die Sammlung des Baron Treves, deren zwei Hauptstücke kolossale Figuren Hector und Ajax von Canova sind.

Welcher Besucher Venedigs hat nicht schon über die Verfallenheit seiner Paläste geklagt, die namentlich, in zwei langen Reihen theils im altdeutschen theils im italienischen Stil erbaut, in imponirender Größe und zierlichster Schönheit die beiden Ufer des großen Kanals umgeben? Da ist kein Wort übertrieben von allem, was darüber geschrieben worden. Ich will gar nicht davon reden, wie der Marmorbeleg von den Backsteinmauern herabbröckelt; aber es wohnt auch ohne vorhergegangenen Brand „in den öden Fensterhöhlen das Grauen", und halbe verschossene grüne Läden mögen den zerstörenden Elementen wenig Widerstand entgegensetzen. Und alles so leer, so verlassen, man sieht

keine Vorhänge, keine Menschen; im Innern Schmutz, herabgefallenes Mauerwerk, ausgetretene Stiegen, zerrissene uralte Möbeln; der neugebaute Theil des Palastes Giovanelli steht in dieser allgemeinen Vermoderung wie ein Anachronismus. Und jene Gallerie Manfrini, die größte Privatgallerie Italiens, welche Fülle göttlicher Bilder in staubiger, herabgekommener Umgebung! Da wandelt selbst einem Schatten gleich der alte, verwitterte Custode und öffnet mit gleichgültiger Schwermuth die angerosteten Schlösser der hohen Flügelthüren. Ein Glück, daß diese werthvolle Gallerie jetzt an den Kaiser verkauft werden soll, sonst würde auch sie wohl noch, wie jüngst eine andere, nach Petersburg wandern, oder am Ende verschimmeln.

Ich will Sie nicht unterhalten, Verehrteste, von schönen Gemälden, so sehr man namentlich in Venedig, dem einstigen Sitze hochberühmter Meister, in diesen Genüssen schwelgt. Von Dürers Kunst- und Arbeitsgenossen Vivarini an bis zum heitern Abbildner venetianischer Paläste, Canaletto, welch eine Fülle selbständiger Kunstentwicklung! Die strenge Schönheit des ältern Palma, die himmlische Lieblichkeit des sinnigen Bellini, die vollendete ideale Sinnlichkeit seines größern Schülers Tizian, die stillere Gluth Giorgiones, der reiche Farbenglanz der fleißigen Meister Tintoretto und Paolo Veronese, um eine Menge Namen zweiten Ranges zu verschweigen, haben hier in ihrer Vaterstadt die wichtigsten Denkmäler ihres Genies in Kirchen, Palästen und öffentlichen Gebäuden hinterlassen. Aber Gemälde muß man nicht beschreiben wollen, wenn man keine Nachbildung dabei zur Hand hat.

Meine armen Augen waren müde vom angestrengten

Schauen, als der Führer uns an unsern Ausgangspunkt von heute Morgen zurückgebracht hatte. Um so fröhlicher schweiften sie nun ohne bestimmtes Ziel hin und her im Bunde mit den Füßen, die endlich der Barkenhaft entlassen, sich ihrer eigenen Kraft freuten, und im Bunde mit der Seele, der die zurückgegebene Selbstbestimmung wohl that. Da wanderten wir selbander hinab die schöne Uferstraße und bogen ein in die Gäßchen, wie es uns gefiel, ohne Plan und Zweck im eigentlichsten Wortsinne herumdämmernd. Denn in Venedigs engen Winkeln herrscht stete Dämmerung. Da staunten wir eine Weile die riesenhaften athenienischen Marmorlöwen des Arsenals an, die strengen Wächter einer nun armseligen Marineanstalt, die sich längst hätten schlafen legen können, und verloren uns nach und nach bis ans äußerste Ende einer Landzunge in die anmuthigen öffentlichen Gärten. Es ist doppelt erquicklich, in der steinernen Wasserstadt auch einmal etwas Grünes, frische Bäume, schöne Blumen zu sehen, daß der weithin über die unfruchtbare Meeresfläche irrende Blick sich der segenspendenden Mutter Erde freuen kann.

In der Stadt zu promeniren muß für den Einheimischen ein schlechtes Vergnügen sein; wir haben eine einzige breite Straße gefunden und diese am Ende der Welt. Mein Stadtplan zeigt mir noch ein paar andere nicht minder abseits gelegene an; im Uebrigen besteht Venedig aus lauter sehr engen Gäßchen zwischen sehr hohen Häusern. Man kann die ganze Stadt zu Fuße durchwandern, wenn man die Umwege nicht scheut; und die Leute der niedrigern Volksklassen thuns auch wahrscheinlich; das zeigt der übermäßig lebhafte Verkehr um und auf der

Rialtobrücke, der einzigen Brücke, welche über den großen Canal führt, gerade im Mittelpunkte der Stadt, als einziges Verbindungsmittel zwischen diesseits und jenseits dieser Hauptpulsader des venetianischen Wassersystems.

Wir Nürnberger haben Recht, wenn wir unsere Fleischbrücke mit der Rialtobrücke zusammenstellen. Auch diese besteht aus einem einzigen Rundbogen, der sich 30 Fuß hoch über den Canal erhebt; nur ist sie viel länger und breiter. Ihre Breite habe ich zu 37 Schritt ausgemessen, indeß die Fleischbrücke deren nur 20 hat. Sie ist in der Mitte mit 2 Reihen Boutiquen bedeckt und bietet also drei Wege. Man steigt auf Stufen über sie, wie über alle 450 Brücken der Stadt, was bei längerem Herumwandern sehr beschwerlich ist. Aber wie kommen denn die Pferde hinüber und die Wagen? Soll ich diese Frage einem meiner Leser in den Mund legen, oder wissen sie alle, daß es in Venedig weder Roß noch Wagen gibt? überhaupt nicht viel andere Thiere als Hunde und Katzen. Unser Führer zeigte uns den einzigen Kuhstall als eine Merkwürdigkeit, und auf dem Marcusplatze trippelten die wohlgefütterten Tauben des h. Marcus umher. Das war alles, was ich von der Thierwelt zu sehen bekam, die todten Fische, Seespinnen, Seekrebse und Sepien ausgenommen, welche unmittelbar bei der Rialtobrücke mit großem Lärm feilgeboten wurden. Was wollte man in Venedig mit Pferden? sie könnten ja in den engen Gäßchen nicht fahren, zum wenigsten einander nicht ausweichen. Das gänzliche Fehlen alles Gerumpels und Gerassels verleiht übrigens der ohnehin nur mäßig bevölkerten Stadt eine Stille, die für den Ungewöhnten etwas Geisterhaftes hat.

Venedig liegt auf etwa 90 Inseln von 400 Canälen durchschnitten. Weil aber das Erdreich pures angeschwemmtes Land ist, so sind alle Häuser auf Pfähle, Kirchen und Paläste zumeist auf Cedernpfähle gebaut. Sämmtliche Canäle münden auf Umwegen hier in die Lagunen, dort in den großen Canal ein, der in sehr starker schlangenförmiger Biegung in einer Breite von etwa 100 Schritten durch die Mitte der Stadt fließt. Zu beiden Seiten des großen Canals stehen lauter Paläste. Die meisten Canäle haben nicht einmal die Breite eines Pegnitzarmes. Mehrentheils nun ziehen sich ihnen entlang auf einer Seite etwa 8 Fuß breite Fußwege hin. Dazwischen geht man aber auch wieder lange Strecken in Gäßchen, ohne einen Canal zu Gesicht zu bekommen, bis man plötzlich am Wasser steht und wieder umkehren muß, in ein anderes Winkelchen hineinzukriechen. Der Hauptverkehr ist in den wasserlosen Gäßchen. So bewegt sich zwischen Rialtobrücke und Marcusplatz ein ununterbrochener Menschenstrom. Da sind Läden an Läden, die Abends beim Schimmer des Gases ihren reizenden Inhalt schöner entfalten als beim Dämmerlichte des Mittags. Venetianische Kettchen hatten wir nicht zu kaufen, und so interessirten uns am meisten die einladenden Obstläden und die vielen Läden mit gebratenem kaltem Geflügel oder gebackenen Fischen. Da habe ich mir manches Gansviertel um billigen Preis erobert und dasselbe im Gehen auf der Straße verzehrt, während Luise sich Mühe gab, ein Pfund köstlicher Trauben oder Feigen hinabzuschlingen. Von den Trauben indeß bekam ich immer auch meinen Theil und aß ihn dann als Salat zu meinem Gansviertel. Um überall das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden,

wollten wir auf solchen Dämmerpartien auch unsere gastronomischen Kenntnisse erweitern. Wir kauften bald hier bald da um einige Pfennige oder Kreuzer von Dingen, die uns neu waren. Wassermelonen, die in großen Haufen aufgeschichtet liegen und Stückchenweise feil sind, erschienen uns kühlend und wohlschmeckend, gebratene Kürbise aber, gleich jenen ein Lieblingsgericht der niedern Klassen, für meinen durchaus nicht verwöhnten Gaumen widerlich und völlig ungenießbar. Gebratene Sardellen kann ich empfehlen. Durch die lebhaften Stadttheile im Menschengewühle sich fortschieben zu lassen, war erfreulich; kommt man doch von Zeit zu Zeit auch auf einen größern Platz, deren die Stadt 41 zählt, Plätze mitunter von bedeutender Ausdehnung. Aber in den abgelegenern Vierteln, in den Winkeln der Armuth, war mirs selbst am Tage, besonders auch wegen der herrschenden Todesstille etwas unheimlich. Wurde es nun Abend, so trieben wir mit den Andern vor nach der Riva Schiavoni und dem Marcusplatz, wo sich tagtäglich oder eigentlich nachtnächtlich hier die feinere Welt, dort die zerrissene und barfüßige Signoria wieder zusammenfindet, zu promeniren, zu schwätzen, Musik zu hören, zu kaufen und zu genießen, wozu eben das Geld reicht. Da setzten denn auch wir uns nach des Landes Sitte zum Schluß in die offenen Räume einer Caffeeschenke, und bei einem Schälchen Gefrorenen und einem Glase beispiellos schlechten Wassers sehnte ich mich gleichwohl nicht nach bayerischem Biere. Ja man wird in Italien geistiger, genügsamer, zumal wenn man ein Viertel Gans und eine Halbe Wein im Magen hat. Uebrigens gibt es in Venedig, wie überall, Bier genug; das Wort birra sieht man fast

eben so häufig angeschrieben, als vino buono, und ich kann versichern, daß das venetianische gar nicht schlecht ist, wiewohl freilich meine Freunde immer behaupten, das Bier verstünde ich nicht.

Der nächste Morgen führte uns wieder zu unserer wohlbekannten Gesellschaft. Wir fuhren hinüber nach der Kirche Maria della Salute, die im Jahre 1631 zum Dank für das Aufhören der Pest gestiftet ward. Ihre herrliche Kuppel von 168 Fuß Höhe leuchtet weithin über das Meer; an sie richteten wir noch unsere letzten Scheidegrüße nach der Abfahrt. In dem freundlichen Seminar, welches daran stößt, sahen wir eine werthvolle Gemäldesammlung aus lauter kleinen Stücken der berühmtesten Meister; sodann im Palaste Pisani Moretta das berühmte Bild von Paul Veronese, wie die Mutter und Gemahlin des Darius den Alexander anflehen, ein Bild, bei welchem die Kritiker streiten, welche Figur den Alexander vorstellt; hierauf in der großen, in deutsch-italienischem Stile erbauten und mit werthvollen Bildern und Denkmälern gezierten Kirche ai Frari das Denkmal Canovas, welches Anfangs für Tizian von Canova entworfen, nach des Meisters Tode von seinen Schülern für Canova selbst ausgeführt ward. Kaiser Ferdinand läßt diesem gegenüber dem Tizian ein anderes setzen. Dicht daneben ist die Kirche S. Rocho mit ihrem berühmten kleinen Altarbilde von Tizian, Christus von zwei Henkersknechten geführt, und daran wieder stößt die Academie von S. Rocho, von Tintoretto, der 18 Jahre lang hier arbeitete, mit vielen großen Bildern geziert. Die herrliche Treppe und der große Saal, zum Versammlungslocale der Armen-

pflege bestimmt, sind an Wänden und Decken völlig überzogen mit diesen großen Gemälden, und ringsum an der Vertäfelung wieder die köstlichsten Holzschnitzereien, theils das Leben des heilgen Rochus, theils andere Gegenstände darstellend, nach Michael Angelos Entwürfen.

Doch was ist das alles gegen den Dogenpalast! Dieser Wunderbau imponirt minder durch seine Größe als durch seine Eigenthümlichkeit, und im Innern durch die Pracht seiner Verzierungen. Jeder der beiden Flügel, die zusammen einen rechten Winkel bilden, und von denen der eine nach der Piazetta, der andere nach der Riva Schiavoni schaut, hat eine Länge von 119 Schritten, der dritte nach dem Wasser gehende Flügel ist nur im Hofe sichtbar und auf der vierten Seite schließt den Hofraum die Marcuskirche. Beide Façaden mit je 7 Riesenfenstern, auf einer doppelten übereinander stehenden Säulenreihe ruhend, und über den Säulen die großen ausgehauenen Rosetten, — wer kennt nicht das alles aus Bildern? Aber das Innere, diese vergoldeten Säle mit ihren kolossalen wohl erhaltenen Gemälden! Da paradirt in langen Reihen Venedigs ruhmvolle Geschichte, da bestürmt den Beschauer, wenn er an die ehemalige Bestimmung der verödeten Räume denkt, ein unabsehbarer Schwarm von Begebenheiten, von öffentlichen Berathungen und geheimen Erwägungen, von Regentenhandlungen und Richtersprüchen. Denn dieser Palast war nicht etwa die Wohnung des Dogen, sondern das Repräsentations-, Stände- und Gerichtshaus des venetianischen Staates. Die ganze Geschichte Venedigs von der Mitte des 14. Jahrhunderts an läuft mit ihren letzten Fäden in diesem Palaste zusammen. Ein Gefühl

gemischt aus Staunen und Wehmuth, auch mitunter ein geheimer Schauder, beherrschte mich beim Durchwandern dieser Stätten erloschener Machtfülle. Da kamen wir zuerst über die Riesentreppe (sie hat ihren Namen von zwei oben stehenden riesigen Figuren) in den 154 Fuß langen und 74 Fuß breiten Saal des großen Rathes. Die eine Wand nimmt das kolossale Bild Tintorettos „das Paradies" völlig ein, die andern schmücken historische Gemälde, hier den Streit Barbarossas mit dem Papste darstellend, dort die Begebenheiten aus dem Leben des großen Dandolo. Darüber die Brustbilder von 120 Dogen; der Platz Marino Falieris, des Volksfreundes, des enthaupteten Erbauers dieses Palastes, ist leer gelassen, aber neben den Dogenbildern vorbei schaut nun alles nach jenem leeren Platze. Sodann durchwanderten wir den Conclavensaal, wo der Doge gewählt wurde; auch hier wieder köstliche Bilder historischen und andern Inhalts, z. B. das jüngste Gericht von Palma vecchio, auf welchem er seine Geliebte erst in den Himmel, dann, als er ihre Untreue erfuhr, daneben in die Hölle versetzte. Im zweiten Stock das Zimmer der drei Staatsinquisitoren, aus welchem eine Thüre über die Seufzerbrücke in die Gefängnisse der Bleidächer oder zum Tode, die andere zur Freiheit führte; ferner der Saal des Senats mit Palmas Bildern der Liga von Cambray, und der Saal des Raths der Zehn, der prächtigste von allen.

Nach solch mächtigen Eindrücken mochte man dem Antiquitätencabinette des Palastes nur geringe Aufmerksamkeit schenken, so interessante Sachen es enthält, z. B. einzelne schöne Antiken, einen alten Plan Venedigs, Holzschnitt

von Albrecht Dürer, eine Karte der Erde von Frate Mauro von 1460 u. a. m.; die dunkeln Gefängnisse der Pozzi aber, in die Mauer des Dogenpalastes ausgehauene, unter dem Wasser befindliche Zellen, boten einen gräßlichen Cantrast gegen die goldene Majestät, die eben an uns vorübergegaukelt war. Die Gefängnisse der Bleidächer im Gebäude gegenüber sind längst zerstört und nicht mehr sichtbar.

Und so begaben wir uns denn vom Dogenpalast gleich in die anstoßende Marcuskirche. Wenn irgendwo, so bedarf es hier eines Führers, der auf die Schönheiten und Seltenheiten dieses wunderbaren Gotteshauses hinweist. Von selbst macht das Innere einen weder großen noch wohlthuenden Eindruck. Sie erscheint düster und rußig, und ist auch keineswegs groß genug, um dem zu imponiren, der mit ihren verborgenen Kostbarkeiten unbekannt ist. Denken Sie sich die Allerheiligencapelle in München zu einem Tempel vergrößert und den Goldgrund verblichen und abgeschossen, so haben sie auf den ersten Anblick die Marcuskirche. Auch der vielfach eingesunkene unebene Fußboden gibt ihr den Ausdruck des Verfallenen. Aber wenn nun der Führer die versteckteren Schönheiten enthüllt, und mit einem Lichte herumwandelnd hier anf die köstlichen Säulen, dort auf den Goldreichthum, dort auf die schönen Zeichnungen vieler Mosaikgemälde aufmerksam macht, da erschließen sich erst die vorher unsichtbaren Schätze. Denn diese Kirche mit ihren 500 verschiedenartigen und seltsam zusammengestellten Säulen und Säulchen enthält nichts als Gold, Silber und orientalischen Marmor, und wie die Kreuzfahrer ihre 4 bronzenen Rosse aus Constantinopel entführten, so haben sie auch eine Menge anderer Kost-

barkeiten zu deren innerer Verschönerung von da und dort aus dem Oriente herübergebracht. Die ganzen Wände an den Seiten und 5 Kuppeln bestehen aus Goldmosaik und farbigen Mosaikgemälden. Ueberhaupt ist da kein Gemälde weder innen noch außen, das nicht Mosaik wäre. Der Fußboden ist Mosaik von Marmor von den verschiedenartigsten Zeichnungen. So ist denn diese Kirche, wie die seltsamste, so vielleicht auch die kostbarste in der ganzen Christenheit. Aber etwas erhebendes hat sie für uns nicht gehabt, so oft wir sie auch besuchten. Sie war und blieb uns ein finsterer, fremdartiger, halb maurischer halb italienischer Bau im Innern, eine wunderlich schön aufgeputzte Moschee im Aeußern.

Am dritten Tage unserer gemeinsamen Wanderungen führte uns Bulgari wohl eine Stunde weit zu Wasser hinaus nach der äußerst lieblichen Insel S. Lazaro, dem stillen Wohnsitz gelehrter armenischer Mönche, die hier den Wissenschaften in freundlicher Abgeschiedenheit leben. Ein üppig blühendes Gärtchen umgiebt das helle geräumige Kloster, in dessen Erdgeschoß sich eine armenische Druckerei befindet. Ein Geistlicher mit geistreichem blassem Angesicht zeigte die verschiedenen Sammlungen. Hier wohnte eine gute Weile Lord Byron und lernte armenisch; unter den Namen des Fremdenbuchs war auch der Napoleons zu lesen. König Ludwig verfaßte dort dem Kloster zu Ehren ein langes gutes Gedicht, welches unter Glas und Rahmen aufbewahrt wird.

Auf einer andern Insel, an welcher uns der Weg nach Lazaro vorüberführte, befindet sich das Irrenhaus. Wir hörten ganz vernehmlich das wilde Geschrei der Ra-

senden, die uns so mitten im Wasser doppelt ausgestoßen erschienen aus der Gesellschaft ihrer Mitmenschen.

Uebrigens war diese Fahrt ein köstlicher Morgengenuß, und die Stadt bot einen wundervollen Prospect aus solcher Ferne. Wir besuchten darauf die Akademie der schönen Künste, in welcher Venedigs herrlichste Gemäldesammlung prangt. Gott was waren das wieder für Kunstgenüsse! Wir wiederholten am nächsten Tage unsern Besuch und konnten uns auch da nicht satt sehen. Diese Tiziane und Paul Veronese, der andern Meister gar nicht zu gedenken, und alles so frisch, so wohlerhalten; beinahe käme ich in Versuchung mein Versprechen zurückzunehmen, daß ich überhaupt keine Kunstgegenstände zu schildern versuchen wolle.

Den Schluß der Merkwürdigkeiten, die uns der Führer zeigte, bildete die Kirche S. Giovanni e Paolo, von ihm selbst wegen ihres Reichthums an Denkmälern geschichtlich berühmter Venetianer mit dem stolzen aber nicht unverdienten Namen Pantheon beehrt. Es ist ein großer gothischer Bau, eine Dominicanerkirche, aber von den Mönchen, denen sie angehörte, ist nur noch ein einziger übrig, ein schwacher, zitternder Greis mit freundlichem, gutmüthigem Angesicht, dem der Führer seine Gesellschaft als dem Patron der Kirche vorstellte. Unter den Denkmälern, die zum größten Theile kostbar und riesenhaft die ganzen Wände überkleiden, nenne ich nur den Namen Bragatinos, dem die Türken wegen seiner muthigen Vertheidigung Famagustas die Haut abzogen, und die Namen Valerius, Morosini, Loredano, Vendonino, Cornaro. Ein großes Bild Tizians, der fliehende Mönch genannt, welches eben in ei-

ner Kapelle für den Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten copirt ward, ist ein Altarblatt der Kirche.

So war denn unsere dreitägige Kunstreise glücklich vollendet. Aber wie viele verborgene Schätze mögen noch unbesichtigt geblieben sein! Unser Führer sagte, in frühern Zeiten, wo die Fremden 14 Tage geblieben seien, hätte er sie gehörig herumführen können, aber jetzt, wo er seinen Cursus auf drei Tage zusammenziehen müsse, habe er sich eben auf das Nothdürftigste zu beschränken.

Wir blieben den Sonntag noch auf eigene Faust, manches des Gesehenen zu wiederholen und in weitern Theilen der ausgedehnten Stadt uns zu ergehen. Der Tag verstrich uns schneller, als wir gedacht hatten; ein schöner sonniger Himmel lagerte auch heute wie während unsers ganzen Aufenthaltes über der so friedlich schimmernden Meeresstadt. An diesem lauen Abende wogte und wimmelte die bunte Menge in verdoppelter Stärke auf Platz und Ufer, und die freundlich hellen Sonntagsgewänder stimmten so harmonisch zu der spiegelglatten Wasserfläche der Lagunen. Denn die Venetianer lieben in ihrer Tracht feurige Farben wie ihre Maler. Wenn man diese Stadt und das harmlose Treiben ihrer Bewohner betrachtet, sollte man gar nicht meinen, daß erst ganz vor kurzem noch der Aufstand sich hier am hartnäckigsten gehalten und eine lange Belagerung nöthig gemacht hat.

Länger als gewöhnlich wandelten wir am späten Abend noch auf und ab über den erleuchteten Feenplatz, als wollten wir seinen Zauber noch recht einsaugen, ehe wir scheiden müßten. Morgens halb fünf Uhr überschritten wir den dämmernden mit dem Schmerzgefühle des Abschieds; eine

Barke führte die muntere aus lauter Deutschen bestehende Schiffsgesellschaft hinüber nach dem kleinen Dampfschiffe des Triesters Goptcewitsch, der in neuester Zeit als Concurrent des Lloyd die Fahrten zwischen hier und Triest um billigern Preis bei Tage macht. Die Schiffe des Lloyd fahren Nachts um 12 Uhr; aber was hätte uns eine Nachtfahrt gefrommt, da wir das Meer zu sehen verlangten? Gewöhnlich dauert die Fahrt 8 Stunden; uns aber war es gerade erwünscht, daß das Schiff ausnahmsweise den Umweg über Montfaucon machte; so hatten wir doch eine Seefahrt von Morgen bis gegen Abend.

Auf den Seitenbänken des Verdeckes stehend sahen wir lange dem scheidenden Venedig nach. Die blanke Kuppel der Kirche della Salute nebst dem Thurm von S. Marco winkte noch eine gute Weile aus der Ferne, als schon alles andere verschwunden war; auch das Ufer des Lido sank hernieder in die Wellen, und eine Zeitlang mochten wir uns mitten hineinträumen in die weite See, obwohl wir eigentlich ziemlich nahe am Ufer fuhren. Denn bald erschien wieder zur Linken der Streifen der Küste, um den Gesichtskreis nicht wieder zu verlassen. Uebrigens war uns die Meerfahrt bald langweilig. Die grünblaue Farbe des Wassers bildete den einzigen Unterschied zwischen Meer und Lagunen; es war völlige Windstille, weit und breit lag regungslos die bleierne Fläche im Sonnenglanz. Fliegende Fische, die hin und wieder aufsprangen und von Möven verfolgt wurden, waren nächst den gleichmäßig aufgeackerten Furchen des Dampfbootes das einzige Bewegte. Wir hätten gar zu gerne Wogen der stürmischen Adria gesehen, und glücklicherweise am Nachmittag sollten sie uns

werden. Am fernen Horizonte stiegen empor die Berge von Istrien und über ihnen ein graues Gewölk. Ein Luftzug, erst sanft, dann immer heftiger strömt dem Boote entgegen. Kleine Wellen mit schneeweißen Häuptern spielen über die dunkelgrüne See hin. Der Wind verstärkt sich und verbindet sich mit Gewitterregen; langgedehnte oben abgerundete Wogen, sich hebend und senkend, versetzen das Schiff in schwankende Bewegung; nun steigt nun sinkt sein Vordertheil. Die ganze Fluth schimmert im schönsten hellen Wassergrün, ein köstliches Schauspiel. Das freie Stehen auf dem Verdeck wird unmöglich; die eine Hand auf den Stock gestützt, mit der andern festhaltend die Brüstung des Fahrzeuges, lehne ich da und schaue befriedigt hinaus in das tolle Treiben des Elementes. Luise sitzt auf einem Bündel Schiffsthaue; sie hat den Mantelkragen über den Hut geschlagen und wünscht, es möchte noch ärger kommen. Alles hat sich hinabgeflüchtet in die Cajüte, wo es ziemlich schauerlich hergegangen sein soll. Wir allein trotzen oben beim Schiffsvolk, stolz auf den Ruhm, daß uns keine Spur von Seekrankheit anwandelte. Hatten wir doch auch gar nichts im Leibe, wie sollte der Magen sich beschwert fühlen! In der Bucht von Montfaucon ruderten mit ungeheurer Anstrengung 7 Kähne heran, auf und abgeschaukelt von den peitschenden Wogen. Jeder ist begierig der erste zu sein. Wie Blutegel liegen sie nach und nach alle an dem Bauche des Schiffes, die Passagiere aufzunehmen, die hier aussteigen würden. Drängen und wüstes Geschrei der Ruderer; ungleiche Vertheilung der Güter; einer ward gedrängt voll zum Uebermaß; gerade der zum ersten da war, bekam gar nichts; so wurde sein Verdienst weggedrängt

von dem leckern, — ein Bild des Lebens. Dazwischen sauste der Wind und stürzte der Regen, ja um das Bad noch kräftiger zu machen, fiel uns zweimal in der Nähe von Triest eine Welle über die Köpfe; das verblüffte uns für den Augenblick, that aber gar nicht unangenehm; denn das Wasser war warm, als wäre es auf dem Ofen überschlagen, und mühelos kosteten wir doch auch seinen bittersauren Wohlgeschmack. Das Schiff wagte nicht in den Hafen einzufahren; so mußten wir zum Schluß noch Kähne besteigen, ein wirres, gar bedenklich aussehendes Manöver; denn alles drängte, und die Kähne schwankten auf und nieder; man mußte den rechten Moment erhaschen, um hineinzuspringen. Indeß ging es gut ab, und als wir auf dem steinernen Hafendamm von Triest standen, waren wir denn doch froh, das feuchte kurze Seeleben im Rücken zu haben.

Es war in unserer Reisegesellschaft ein kolossaler, wohlgenährter Mann, ein Berliner, wir nannten ihn später, wenn wir seiner gedachten, nur Herrn Buffei, ehrenfest, anschließend, gesprächig, ein Urtypus der echten alten berliner Bürger. Der erzählte uns viel von einem äußerst gemüthlichen Gasthaus „zum Sandwirth", wo er immer zu logiren pflege. So ließen wir denn uns gern von ihm hinführen. Wir erhielten ein artiges Zimmer in dem schön bürgerlich aussehenden kleinen Gasthause, speisten nach der Karte, tranken Bier und Wein und hörten um und um deutsche Gespräche. So befanden wir uns also wieder in Deutschland; denn Triest ist eine deutsche Stadt, der politischen Geographie wie der Gesinnung nach, obschon die Bevölkerung zumeist italienisch spricht.

War ich doch auch wieder so glücklich mit Papierschnitzeln statt mit blanken Zwanzigern zahlen zu dürfen. Die Italiener nehmen nur Silbergeld, und das war mir dahingeschmolzen bis auf 3 fl.; hier aber florirten die Banknoten und die zerrissenen in Groschen verwandelten, schmierigen Sechskreuzerzettel, deren mancher Kaufmann ganze Schubladen voll besitzt. Da athmete ich auf, im Gefühl meines Reichthums; denn an Papier hatte ich noch bis jetzt keinen Mangel. Fröhlich erwachten wir am hohen Morgen, nachdem wir des ruhigsten Schlafes genossen hatten. Herrn Buffei, dem edlen Anhänger des biedern alten Sandwirths, mag es wohl minder behaglich ergangen sein; denn nachdem er uns sein Zimmer überlassen und im Hause kein anderes bekommen hatte, brachte er die Nacht im Wirthszimmer zu, lagernd auf neben einander gelegten Fensterkissen.

Zwischen Triest und Venedig, so nahe sie einander sind, und so sehr sie im Grunde dieselben Lebensbedingungen haben, herrscht ein außerordentlicher Unterschied. Triest kommt schon bei Cäsar vor und ist gleichwohl, einige enge, krumme Gassen der Altstadt um das hohe Castell her abgerechnet, eine völlig moderne Stadt. Breite, geradlinige Straßen, rechtwinklig sich durchschneidend, hohe aber reinliche Kaufmannshäuser, die bei all ihrer Größe doch keineswegs Palästen gleichen, wenige Kirchen, sehr unkirchlichen, theaterähnlichen Aussehens, keine sogenannte Merkwürdigkeiten, keine lungernden Bettler, alles was sich auf Straßen und Plätzen bewegt, in geschäftiger Eile, der weite Hafen, an dem sich die Stadt hinlagert, angefüllt mit einem undurchsichtigen Mastenwald, und aus allen Straßen die mit

stattlichen hellgelben Ochsen bespannten Kaufmannswagen in Bewegung zum Hafen und zurück, ein ununterbrochenes Ein- und Ausladen, dem gegenüber Venedigs Verkehr nahezu so still erscheint wie der nürnberger Canalhafen. Triest ist reizend gelegen; es hat, was man als die zwei Hauptmerkmale einer schönen Gegend sucht, Berg und Wasser im Ueberfluß, nur eines fehlt, was bequemen Leuten das liebste ist, das Thal.

Ist es das Geständniß eines Barbaren, wenn ich versichere, daß in Triest alle Sehnsucht nach Venedig gleich wieder verschwunden war, oder die Bestätigung des Dichterwortes, daß gegenüber den schönern Zeiten, den edlern Völkern, die einst gelebt, doch der Lebende Recht hat? Hier möchte ich wohnen, dachte ich mir, wenn ich am Molo auf und abwandelnd den Blick schweifen ließ über die spiegelnde unendliche See; hier möchte ich bleiben, rief ich aus, wie ich von der Höhe herab das Ameisengewimmel der Stadt und des Hafens betrachtete. Für den Epicureer, und das sind wir in Praxi doch alle, ist vielleicht ein Aufenthalt, der gar keine historischen Erinnerungen, aber desto mehr Naturschönheit und Leben bietet, der empfehlenswertheste. Wozu brauchen wir von alten Steinen und alter Leinwand uns beständig das demüthigende und fruchtlose Bekenntniß abringen zu lassen, daß unsere Vorfahren frömmer fühlten, sinniger dachten, größer handelten, als wir, ihre Nachkommen?

Stürzen wir uns ins Rauschen der Zeit,
Ins Wogen der Begebenheit,

ist zwar ein Rath des Schalks Mephistopheles, aber was schadet es am Ende, wenn wir unsere Geschichte wieder

von vorne beginnen? Das ist ein Stück triester Philosophie, Kaufmannsphilosophie; aber so mächtig packt dort die Gegenwart, daß man gegen die Vergangenheit völlig gleichgültig wird.

Wir blieben in dieser Stadt, wo nach dem gewöhnlichen Ausdrucke nichts zu sehen ist, volle drei Tage und waren geschäftig bis an den späten Abend. Wir schlenderten über das köstliche, aus lauter riesigen Quadern zusammengekittete Pflaster der schönen breiten Straßen, wir gafften auf dem Fischmarkt die todte Brut des Meeres an, Thiere und Unthiere, wir labten Auge und Herz an den goldnen Orangen des Obstmarktes, wir wunderten uns über die Reihen ländlicher Brotverkäuferinnen, die mit reinlichen großen weißen Tüchern auf dem Kopfe in Türkenweise gekauert am Boden saßen; oder wir promenirten hinaus ins Freie, langsam am Ufer hin, die Masse der Schiffe anstaunend, das kleine Kriegsschiff betrachtend, das nach dem Ziele schoß, den Arbeitern auf der Werfte zuschauend, die an alten Fahrzeugen flickten und neue bauten. Einmal badete ich im Meer, ein andermal setzte ich mich in eine Spelunke und aß meine ersten Austern zu gutem wohlfeilem Weine. Ich hatte sie auf dem Fischmarkte gekauft, 12 Stück um 6 Kreuzer, und nun trugen wir die schmierigen Schalen in die erste beste Weinschenke. Ich plagte mich elend ab und konnte meine Austern nicht aufmachen; da erbarmte sich meiner ein edler Proletarier; mitten vom Essen seines Bratens stand er auf und öffnete mir die Schalen, langsam eine nach der andern, und ich stand vor ihm wie ein Kind, dem seine Mutter die Löffelchen Brei gibt, oder wie ein junger Vogel, den seine Alte

ächt. Grazie, grazie! stammelte ich immer, und bedauerte nur, meine Dankbarkeit nicht in weiterem Umschweife kund geben zu können. Ich gestehe übrigens, wenn ich nicht dem Manne gegenüber mich geschämt hätte aufzuhören, ich hätte an den drei ersten Austern reichlich genug gehabt. Indeß schmeckten sie doch immer noch besser als der Leib einer Seespinne, die ich ebenfalls aus purem gastronomischem Eifer in Triest verzehrte und kaum mit einer Menge Brot hinunterwürgen konnte. An den Nachmittagen machten wir weitere Spaziergänge, hinauf nach Obscina, oder nach dem Jägerhaus im Boschetto. Es war eine glühende Hitze, als wir die steile alte Straße nach Obscina hinanstiegen; ein dürres Eselein, das neben uns sein Wägelein zog, kam fast nicht von der Stelle, und Luise ruhte nicht eher, bis ich ihm unsern bessern Weg einräumte. Indeß betrog die liebliche Vegetation zu beiden Seiten und der immer reizendere Blick ins Thal unsere Mühen. Die schönen Weinlauben wie bei Meran, die Castanien, die reinlichen Landhäuser dazwischen, mit denen Triests Umgebung wie übersäet ist, der Blick aufs Meer, bald hinter Buschwerk versteckt, bald wieder frei und klar, das alles hielt uns munter und gespannt auf die Totalansicht von der Höhe aus. Endlich um 5½ Uhr waren wir oben am Wirthshaus. Ich rannte noch vollends den höchsten Hügel hinan; aber was sah ich auf der andern Seite? Nichts mehr vom schönen Süden, ringsum finstere Höhen, vor ihnen ein mit Steinen überdecktes moosgelbes Hügelland. In der Mitte ein langweiliges Bergdorf. Nicht umsonst rühmen alle Reisende die plötzliche Ueberraschung, wenn man von Deutschland aus auf der Höhe von Obscina Triest

und das Meer erblicke; denn an wenig Orten mögen die Gegensätze unwirthlicher Oede und reizvoller Größe so dicht an einander liegen. Mit Schrecken dachte ich an unsere Heimreise; aber auf der andern Seite da liegt auf einem Fleckchen zusammengeballt die Stadt mit ihren vielen Schiffchen, umzogen von ihrer malerischen Hügelkette. Ich konnte mich nicht zufrieden geben, als vor dem Wirthshause Luise Hunde und Katzen fütterte, statt wie ich starr hinaus in die See zu schauen. Du hast eben keinen Sinn für Naturschönheiten! rief ich närrischer Pedant in komischem Aerger, daß nicht auch sie jede Minute in die Lärmtrompete stieß.

Aber der Abendhimmel beginnt sich bereits zu vergolden, wir müssen hinunter; heute spielt ja von 7 Uhr an im großen Theater die Rachel, und die müssen wir sehen. Trunken von Entzücken über die wechselnden Farbentöne des Meeres, als die Sonne sich immer tiefer senkte und nun endlich verschwunden war, mehr galoppirend als gehend, eilten wir den Berg hinab dem Theater zu. Aber wie soll ich meinen Schrecken beschreiben, als der Cassier für uns beide 6 fl. 40 kr. verlangte! So fahre dahin, stolze Französin! murmelte ich vor mich hin; wirst schon auch in Nürnberg noch um 1 fl. spielen. Unser Herr Buffei hatte es ohnehin diesen Mittag für eine Aefferei der Deutschen erklärt, daß sie diese fremde Comödiantin mit ihren übertriebenen Geberden bewundern. Doch gingen wir mit schwerem Herzen wieder fort, in das gegenüberliegende brillant erleuchtete Caffeehaus, vor welchem zu seinem Gaslichtschimmer außen noch 27 große Oellampen brannten,

und hörten für einen Kreuzer zweien Musikanten zu, statt für nahezu 7 fl. der göttlichen Rachel.

Der hochberühmte Archäolog Winkelmann ließ sich anno 1768 vermuthlich in Triest zu dem Zwecke ermorden, damit diese Stadt doch wenigstens eine Merkwürdigkeit hätte, wie Ansbach an seinem Caspar Hauser. Wir besuchten sein Grabdenkmal im alten Kirchhofe der sogenannten Kathedrale, einer alten Kirche, an welcher ihre hohe Lage das schönste ist. Winkelmanns Mausoleum, im Jahre 1832 aus Beiträgen errichtet, von denen die spärlichsten auf Deutschland kommen, ist ein ziemlich geschmackloses Monument von weißem Marmor, umgeben von einer verschlossenen Capelle. Auf einem großen Sockel steht eine Art antiken Sarkophags mit einem allegorischen Relief, auf welchem Winkelmann den Künsten die Fackel voranträgt. Auf diesem Sarkophage befindet sich wieder ein anderer, fast moderner Sarg, mit Namen, Titel und Todesart des Gestorbenen. Zu beiden Seiten in langen Reihen die Namen der Stifter des Monumentes. Es fehlt nur noch die Größe der gezeichneten Summen, dann entspräche das Monument vollends dem triester Kunstsinn. In die Außenwände der Capelle sind allerei alte Inschriften eingelassen und der ganze Platz umher durch Cypressen, Lorbeergebüsch und Schlinggewächse in anmuthiger Verwilderung.

Es war am 18ten September Nachmittags, als wir vom Süden Abschied nahmen. Ich lief der Diligence voran den steilen Fußpfad hinauf nach Obscina, noch einmal das schöne Panorama zu genießen, das uns nur noch wenige Schritte beglücken sollte. Dreiviertel Stunden nach mir keuchte auf der breiten neuen Kunststraße auch mein Wagen daher;

ich drückte mich in die Ecke, nachdem ich eines jungen Engländers unbequeme Füße bei Seite gelegt, — und aus wars mit dem Schauen. Unfruchtbare Haide, übersäet mit großen Feldsteinen war alles, was man in der steirischen Landschaft gewahren konnte, und so tröstete ich mich leicht darüber, daß eine Nachtfahrt uns die weitere Langeweile dieser rauhen Landschaft entziehen sollte.

Um 6 Uhr Morgens waren wir in Laibach; um 8¼ Uhr ging der Bahnzug, der uns, wenn wir wollten, in 24 Stunden nach Wien bringen konnte. Indeß so angegriffen sich auch bereits meine banknotenhaltige Brieftasche fühlte, sie wollte sich doch die gefährlichen Symptome ihrer zehrenden Krankheit noch nicht eingestehen; so völlig nahe war sie auch noch nicht ihrer Auflösung, daß ich mir nicht hätte noch einige solide Genüsse gestatten dürfen. Und so machten wir denn Steiermarks reizend gelegene Hauptstadt zu unserm heutigen Reiseziel.

Es hatte die Nacht bedeutend geregnet; die zerrissenen Wolken hingen zur Seite an den Bergen, als wir Laibachs breites Wiesthal dahin rollten. Der Tag heiterte sich allmählich auf, und freundlicher Sonnenschein zeigte die grünen Berge und Auen, die wir im Fluge durchschnitten, im heitersten Lichte. Es wird wenige interessantere Eisenbahnfahrten geben als den Weg zwischen Laibach und Gratz. Die wildesten Landschaftspartien wechseln mit den anmuthigsten und keine Minute bleibt unerfreulich. Eine gute Weile zwängt sich der aus dem Berge gehauene Schienenweg entlang der engen, wilden Thalschlucht der Save; da ist nichts sichtbar denn Berg, Wasser und Eisenbahn, die sich bald in den kühnsten Krümmungen dem

Laufe des Flusses nach windet, bald über Brücken herüber und hinüber nach dem jenseitigen Ufer setzt, bald in langen Tunnels das Gebirg durchkriecht. Bei Steinbrück, wo rechts die Straße nach Agram abgeht und die Save ihre reißenden Gewässer entschieden Croatien zuführt, dehnt sich die Bahn nun links dahin durchs Sahnthal. Die Umgebung bleibt pittoresk, doch erweitert sie sich zur Aufnahme einzelner Ortschaften, die bald hier bald da mit weißen Kirchthürmen aus grünem Buschwerk schauen. Das Land ist gut angebaut, die Vegetation von der frischesten Farbe, die Bergwälder mit schönem Laubholze, Thal und Hügel mit großen Obstbäumen bedeckt. Wohl mögen die Steiermärker, das erkennt man schon im Flug einer Bahnfahrt, Grund genug haben, ihr Land vor allem zu lieben. Wie köstlich ist doch Markt Tüffer und Cilli gelegen und nachher Marburg, wo man die Drau passirt! Da möchte man überall weilen und von den lieblichen Höhen ins Thal schauen und auf dem saftgrünen Rasenteppiche wandeln und sich die Taschen mit Obst füllen. Allenthalben an den Bahnhöfen stand es in Massen feil; wir kauften einmal 9 Pfirsiche um 1 Kr. Hinter Marburg gehts nun durchs schöne, breite, viel mit röthlichem Buchweizen bebaute Murthal, in dessen Mitte sich das freundliche Gratz ausbreitet, das uns die nächsten zwei Nächte beherbergen sollte.

Eine Masse von Omnibusen und Fiakern, scheinbar weit über den Bedarf der Stadt, harrte am Bahnhofe. Gratz zählt gegen 40,000 Einwohner; uns kam es, vermuthlich weil wir von Triest her verwöhnt waren, etwas todt vor. Für diesen Abend inzwischen wollten wir uns nicht weiter mit Schauen bemühen, sondern ließens uns

behaglich sein in dem kellerähnlichen Speisezimmer unseres Gasthauses, beglückt durch ein gewisses Gefühl der Sicherheit, daß wir nun das erste Mal unser Haupt niederlegen könnten im Lande, wo deutsche Zunge klingt und deutsche Treue wohnt.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

In den italienischen Städten läßt man sich die Stiefel gewöhnlich auf der Straße putzen. Wehe dem, der dort eigensinnig auf seiner trüben Fußbekleidung beharren wollte! Die Stiefelputzer verfolgen ihr Opfer bis es gefallen ist. Aber hier nun im biedern Deutschland, da stellt man die Schuhe eben Nachts vor die Thür, und so kommen sie ungefährdet in die Hände der biedern Hausknechte und zurück in die der Reisenden. Wie staunte ich, als ich am nächsten Morgen die theuern Träger meiner Persönlichkeit vergebens suchte, und der Hausknecht mich kaltblütig an das Zimmermädchen, das Zimmermädchen an den Lohnbedienten verwies! Was mich am meisten in Harnisch brachte, war die Gleichgültigkeit aller dieser Leute gegenüber meiner komisch-tragischen, aber wohlbegründeten Verzweiflung. Denn regnete es nicht vom Himmel in Strömen? War nicht der Boden durchweicht von bisherigen Regengüssen, die, wie ich mit Verwunderung vernahm, schon den ganzen September her anhielten? und waren nicht meine andern Stiefel krank und gebrechlich? Die sollte ich nun mit ihrer schwächlichen Constitution den Stürmen einer aufgeregten Welt Preis geben! Mißlaunig gingen wir auf und ab den ganzen Vormittag im finstern Wirthszimmer, lasen den

Lloyd und die Gratzer Zeitung und Fliegende Blätter veralteten Datums; bedenklich sah ich wohl hundertmal hinauf, ob denn der strömende Himmel seine Schleusen noch nicht bald schließen würde. Es war der erste trostlose Vormittag.

Indeß auch hier trat wieder unser gewohntes Reiseglück begütigend in die Mitte. Waren auch die Spaziergänge nach Mariatrost und Mariagrün zu Wasser geworden, so drangen doch von Mittag an die Sonnenstrahlen durch das zerreißende Gewölk, und ein freundlicher Nachmittag beleuchtete wenigstens den Schmutz, der glitschend und glitzernd sich sanft um jeden unserer Fußtritte breitete. Also vor allen Dingen auf den Schloßberg, einen schroffen Felsen, der mit einem alten Castell auf der Spitze unmittelbar an der Stadt schroff emporsteigt und durch viele Schneckengänge und Anlagen zu einem Lieblingswege der Bewohner gemacht ist. Zwar sein Plateau ist vom Militär in Beschlag genommen, aber auch so weit, als er dem Publikum zugänglich ist, bietet er eine Umsicht, wie sie nur wenig deutschen Städten geworden ist. Man pflegt Gratz mit Salzburg zusammenzustellen, und ich weiß in der That nicht, ob es hinter ihm im Schatten steht. Das große grüne Thal, überall mit freundlichen Häusern durchmischt, mit Gärten und Alleen durchsprengelt und durchzogen, malerisch geformte sammtene Hügel mit freundlichen Kirchen in einiger Entfernung, der schöne Murstrom sich mitten durchschlängelnd, der Hintergrund von ansehnlichen Bergen umsäumt, — ein unbeschreiblich reizendes Panorama, von dessen Anblick ich kaum lassen konnte, also daß ich gegen Abend zum zweitenmal den Schloßberg be-

stieg und nahe an zwei Stunden mich auf seinen Schlangenwegen, durch seine lieblichen Weinlauben, an seinen duftigen Rosenbeeten vorbei herumtrieb. Sonst war aber auch an dem ziemlich modernen Gratz wenig Merkwürdiges. Es ist eine sehr zerstreut gebaute Stadt, die ohne eigentlichen Kern und Mittelpunkt weit hinaus ihre stattlichen Ausläufer sendet; halb diesseits halb jenseits des Flusses gelegen, vermittelt es die Verbindung beider Theile durch zwei schöne Drahtbrücken; seine ansehnlichen Häuser sind mit luxuriösen Läden geschmückt; als einzige größere Stadt der Provinz und weit genug entfernt von Wien, der gemeinsamen Sonne, gibt es jedenfalls durch Steiermark in Mode und Sitte den Ton an, und daß selbst die Polizei an die aristokratisch-communistische Weise der Neuzeit gewöhnt ist, war mir schon daraus klar, daß sie mich „Herr von Hoffmann“ titulirte. Da schmunzelte ich in Wonnegefühl; „Herr von Hoffmann!“ der selige Moment ist mir in der Erinnerung nicht um eine österreichische Banknote feil. Hätte der Herr Polizeiactuar gewußt, wie windig es bereits in meiner Brieftasche aussah, er hätte mich vielleicht auch nicht höflicher behandelt als die umstehenden Juden, die sich zum Jahrmarkt nach Beckau den polizeilichen Vorweis holten.

Denn schon brachte ich nun in meinen Berechnungen die Kreuzer mit in Anschlag und ergab mich mit schwerem Herzen in Luisens Wunsch, die auch da noch getreu ihrer Schaulust das Mausoleum Kaiser Ferdinands II. zu sehen begehrte. Meine Scheu vor dem Trinkgeld verwandelte ich in pathetisch zur Schau getragenen Abscheu vor dem deutschen Jesuitenkönig; aber wirklich ergriff mich der anfangs blos vorgespiegelte Haß gegen jenen elenden Finsterling mit

solcher Gewalt, daß ich eine schadenfrohe Genugthuung empfand, wie das sogenannte Mausoleum, in welchem neben Ferdinand auch seine Aeltern und die Gemahlin Carls X. von Frankreich ruhen, nichts war als eine häßlich zopfige Capelle, so kunst- und geschmacklos wie in Graz die sämmtlichen Kirchen, und wie die Bildsäule des Kaisers Franz auf dem Schloßplatz mit ihrem schweren Mantel und ihrem Herrscherstab, der einem Chocoladequirl ähnlich sieht.

Es war ein thauiger frischer Morgen, an welchem ich wohlgemuth und tapfern Schrittes hinaus zum Bahnhof wanderte, dem Omnibus zuvorzukommen, der meine Frau spedirte sammt dem Reisesack. Um 6¼ Uhr fuhr der Zug ab durchs freundliche Thal, vorüber an Schlössern, Dörfern und Burgruinen. Minder anmuthig war unseres Wagens Inhalt. Wir mögen leicht die nobelsten Passagiere gewesen sein, und das will viel sagen, da unsere Tracht bereits starke Spuren eines Feldzuges an sich trug. Alles wimmelte von schmierigen Landjuden, und kaum war in Beckau ein Theil derselben zum Jahrmarkt abgegeben, so entleerte ein anderer Wagon seine zahlreiche unsaubere Bevölkerung in den unsrigen, und bis wir nach Wien kamen, war das Volk des Herrn gewachsen wie Sand am Meere, so daß der Gang voll stand und die Luft sich verfinsterte von ihrem schlechten Tabaksqualm. Zwischen Mürzzuschlag und Glocknitz geht bekanntlich die Fahrt zur Zeit noch mit Chaisen über den Sömmering. Eine lange Reihe guter Fuhrwerke neben der Post fährt um billige Taxe im Trab die ausgezeichnete Straße hinan und hinab über das unwirthliche Waldgebirg, — eine durchaus nicht anziehende Partie, etwa ähnlich der Landstraße über das

Fichtelgebirg; finsterer Nadelwald, magere Felder, spärlich bewachsene Haide, nur daß der Bau der Eisenbahn, die mit großer Kunst bald neben der Landstraße läuft, bald in weiten Umwegen sich entfernt und in ungeheuren Tunnels durch den Berg schlüpft, die Blicke fesselt. Dazu fing es an zu regnen und ein eiskalter Wind schnob uns ins Angesicht. Schottwien, der erste Ort am Fuß des Gebirgs, liegt äußerst romantisch zwischen Felszacken. Meine Phantasie, die sich fortwährend mit dem Fichtelgebirge beschäftigte, stellte das ärmliche Ort, das mit Eröffnung der Eisenbahn völlig veröden wird, mit Berneck zusammen. In Glocknitz belebten wir unsere eingefrorenen Lebensgeister durch ein etwas spärliches, aber gutes Mittagessen, und nun gings mit Dampf wieder auf Wien zu. Von Glocknitz an gewinnt die Landschaft schon große Aehnlichkeit mit der lieblichen Umgebung der Hauptstadt; sanfte weintragende Hügel schließen zur Linken die weite Ebene.

Bald flogen auch als liebe Bekannte die wienerischen Ortschaften heran, deren jede eine mehr oder minder lebhafte Erinnerung brachte an einen frühern genußreichen Aufenthalt: Baden, die Brühl mit Mödling, Lichtenstein, Liesing, Hetzendorf, Meidling; da kommt schon die Spinnerin am Kreuz, und im weiten Thale liegt links unten ausgebreitet die großartige Kaiserstadt. Beinahe hätten wir in keinem der vielen Omnibuse Platz erobern können; so schnell füllten sie sich mit gewaltsam andrängenden Menschen. Es war ja Sonntag, und da kann kein Wiener zu Hause bleiben. Wir quartierten uns in ein höchst bescheidenes Zimmerchen ein im Gasthaus zur „Stadt Oedenburg“ auf der Wieden. Denn trotz alledem und alledem, daß uns

sehr wenig Baarschaft geblieben war, hatte ich doch durch sorgsame Berechnung des Budgets so viel herausgebracht, daß wir auf dem zweiten Platz eines Donaudampfschiffes noch nach Hause kämen, auch wenn wir im schönen Wien dreimal übernachteten. Wir wollten nicht eigentlich mehr etwas Neues sehen, aber durch Auffrischung alter Eindrücke unsere Vergangenheit noch einmal durchleben; wir wollten zugleich prüfen, ob diese Stadt, die uns früher so entzückt hatte noch ihre alten Reize behauptete. Sogleich rannten wir auch ins Kärnthnerthortheater. Norma wurde gegeben: Erl sang den Sever, Neu die Norma ausgezeichnet; gesehen haben wir nur wenig; denn die Leute vor uns stellten sich, ohne meiner mahnenden Stimme zu achten, und wir saßen auf der obersten Stufe, unmittelbar bei „des Himmels Blau."

Wir hatten den Wienern schönes Wetter mitgebracht. Nach dreiwöchentlichem Regen kündigte der nächste Morgen den ersten heitern warmen Tag an, an welchem wir nun wohlgemuth in überaus behaglicher Stimmung herumschlenderten. Wir durchstrichen alle die Hauptstraßen und Plätze, besahen die Kirchen, die Denkmäler, liefen um die Bastei, waren echte Pflastertreter. Die Stephanskirche erschien uns plump und minder groß als ehedem, das Burgthor gedrückt und massenhaft, desto schöner die Augustinerkirche mit ihrem köstlichen Grabmal der Herzogin von Teschen, welches das in Venedig gesehene Denkmal des Meisters weit zu übertreffen schien; desto schöner auch die Kirche zu Maria Stiegen; das Standbild des Kaisers Franz, das wir nun zum erstenmal sahen, ist steif und völlig unschön. Die vier allegorischen Gestalten „Lo-

lossaler Weiblichkeit“, die zu des Kaisers Füßen auf Stühlen sitzen, machen so passiv gleichgültige Gesichter, daß sie allerdings jenes Kaisers Tugenden sprechend symbolisiren, und dem Franzel selbst hat man die Füße verzeichnet, wohl absichtlich, weil er kein Mann des Fortschritts war. Von dem grausenhaften Aussehen, das Wien vor 3 Jahren bot, waren wenig Spuren mehr sichtbar, ein Freund machte uns erst hin und wieder darauf aufmerksam. Die Bastei aber bedrohte noch mit vielen Feuerschlünden die Vorstädte der gemüthlichen Wiener, und hinter dem Belvedere stieg ein mächtiges Castell empor. Abends wollten wir das neue Carltheater in der Leopoldstadt besuchen, wo Döring als Gast spielte, und so wanderten wir gleich Nachmittags nach der Leopoldstadt. Wir erquickten uns an dem einfachen und originellen Baustil der kleinen Kirche in der Jägerzeile, welche der leider so früh verstorbene geniale Georg Müller ins Dasein rief, und waren bei Wurst und Bier im Prater froh der wohlfeilen Zehrung und der neben uns auf dem Carousfel tanzenden Kinderlust. Dießmal hatten wir einen Platz im Theater, so schön wir ihn wünschten. Standen wir doch auch bereits um 4 Uhr an der Thüre, und um 7 Uhr erst begann die Vorstellung. Ein herrlicher Anblick dieses Carltheater, im Innern vor allem, groß, geschmackvoll, prächtig beleuchtet. Dafür ruft man auch während der Pausen jetzt: Limonade, Mandelmilch, Gefrornes! während es in der frühern räucherigen Spelunke hieß: Frisches Bier, frankfurter haßi!

Der nächste Morgen war der kostbaren Gemäldesammlung des Belvedere gewidmet, der Nachmittag verstrich über dem Besuch eines Jugendfreundes. Es ist so wohlthuend, wenn

man liebe Menschen nach Ablauf mehrerer Jahre in größerem Wohlstand wieder sieht. Die Zeit nimmt uns die fröhliche Jugend, wenn sie nur wenigstens des Speichers gefüllte Räume zum behaglichen Ersatz dafür gibt. Der Freund war inzwischen ein wohlhäbiger Mann geworden; an mir konnte er doch auch etwas bewundern: ich hatte an Gewicht offenbar zugenommen. Und so waren wir zusammen gar wohl zufrieden; hätte er uns nur nicht gewaltsam aufgehalten, daß auch seine dicken Schwestern, die gerade spazieren gegangen waren, die Freude des Wiedersehens theilen möchten. Endlich haben wir uns losgemacht; der Abschiedskuß ist gegeben, wir athmen frei, die Stiege hinab. Siehe da kommen die drei Schwestern entgegen herauf, eine nach der andern. „Ei Herr je! das ist aber schön, daß ihr da seid! jetzt müßt ihr aber wieder herauf! was mögt ihr denn, Thee oder Caffee, Bier oder Wein?" Wir müssen uns gefangen geben. Wie Vater Horazens mißlauniges Eselein lasse ich die Ohren hängen und füge mich ins Unvermeidliche, und bei einigen Tassen guten Caffees verplaudern wir noch ein Paar trauliche Stunden von der Wiener Revolution und von Ansbach und von der Jugendzeit und alten Bekannten. Was seid ihr aber auch für gefühllose Menschen, daß ihr da, wo ihr zum ersten Male wieder befreundete Leute getroffen, mit der wohlfeilen Zeit also kargen wolltet? wird mancher denken. Ein sprechender Beweis, wie unbillig man urtheilt, wenn man die geheimen Motive nicht kennt. Hatten wir denn nicht gleich anfangs gesagt, daß wir noch ins Theater wollten? Fürchteten wir denn nicht, die Schwestern würden uns begleiten und wir müßten dann einen noblen Platz nehmen? Reichte denn unsere Börse weiter als auf

die Gallerie? Wir waren glücklicher, als wir gedacht hatten. Der Bruder ging nur mit bis an die Thür des Kärnthnerthortheaters, und im Hui saßen wir wieder frei von allen Erdensorgen hoch oben bei „des Himmels Blau.“ Dort oben nimmt sich die Musik schöner aus, sagt mancher, der an gleicher Krankheit leidet, seine Schande mit Anstand zu bedecken. Die Aufführung der Martha mit diesen Kräften war uns ein wahrer Hochgenuß. Die Nacht aber brachte ich meist schlaflos hin — Sie kennen ja bereits das Leiden meiner Sackuhr; — Morgens um fünf Uhr mußten wir am Judenplatz sein, wo der Omnibus nach Nußdorf zum Dampfboot abfährt.

Richtig war ich dießmal genöthigt den Hausknecht selbst zu wecken. Es war noch stockfinstere Nacht, als wir das schweigsame breite Glacis und die öden Straßen der Stadt durchschritten. Trübselig glänzte das Granitpflaster bei spärlicher Beleuchtung vom nächtlichen Regen, und ein naßkalter Wind, der über die Gassen wehte, erleichterte uns wenigstens den Abschied von der lieben Stadt, die uns auch dießmal wieder im Sonnenglanz mit ihrer ganzen überwältigenden Schönheit angelacht hatte.

Mit Sonnenaufgang klärte sich allmählich der Himmel. Von einer starken Maschine getrieben flog das neue, große elegante Schiff „Austria“ auch gegen die Strömung schnell genug dahin. Aber seltsam war das Ansehen seiner zahlreichen Passagiere. Der erste Platz war spärlich besetzt; denn wer nicht zu sparen braucht, fährt selten mit dem Dampfboot gegen den Strom; die meisten ziehen den Eisenbahnweg über Prag vor. Dagegen wimmelte es auf unserem zweiten Platze von roh.n, schmierigen Donau-

schiffern, welche das Boot als ihr Eigenthum zu betrachten schienen, weil sie häufig dieselbe Fahrt wiederholen. Sie treiben mit ihren Flößen stromabwärts, und nachdem sie Hab und Gut in Wien oder Pesth verkauft haben, kehren sie mit dem Dampfschiff zurück nach Oberöstreich und Bayern. Solcher Leute saß oder lag nun ein Theil gleichgültig hinstarrend umher, die jüngern aber, die sich witzig und galant dünkten, ergingen sich in unfeinen Späßen mit den Mädchen, leichten Sylphen und Lacerten, galant gekleidet, mit Hut und Schmuckwerk behangen, die zumeist in Wien „in Condition" gewesen waren und unaufgefordert ihre Schicksale mit geläufiger Zunge zum Besten gaben. Wir erinnerten uns nie in so schlechter Gesellschaft gereist zu sein; doch gab sie manchen lehrreichen, wenn auch unerfreulichen Blick in das Leben der Kaiserstadt und in die Schichten der Gesellschaft, mit welchen unser eins sonst außer Berührung bleibt.

Das Beste unter diesen Verhältnissen war noch die Einrichtung einer sogenannten Damencajüte, zu welcher ein Kellnerlehrling cerberusartig jedem Manne den Eingang wehrte. Indeß fanden sich doch auch in solch wüster Societät einzelne bessere Elemente zusammen, deren Ueberrest bei der viertägigen Fahrt bis Regensburg in ein fast freundschaftliches gegenseitiges Verhältniß trat. Da war ein langer hagerer Mann aus Preßburg, der uns Tokajer zu kosten gab; da war eine grämlich aussehende Schneiderphysiognomie, welche dem Werkmeister einer wiener Bandfabrik angehörte; ein dicker behaglicher Salzburger, der seinen ehemaligen Herrn, einen ungarischen Grafen, auf seinem Gute besucht hatte; zwei Mühlenbauer aus Baden, unzer-

trennliche Jugendfreunde, die schon lange Jahre ihre Heimath nicht wieder gesehen. Die Krone der ganzen Schiffsgesellschaft aber war ein Pole von mittlerem Alter, dessen drolliges Gebahren seiner ganzen Umgebung während der vier Tage gemeinsamer Fahrt unerschöpflichen Stoff zum Lachen gab. Er war ein Mechaniker und reiste über Paris zur londoner Ausstellung. Er sprach nur gebrochen deutsch, hatte aber gleichwohl das Bedürfniß sich fortwährend zu unterhalten, namentlich mit den Mädchen, gegen welche er äußerst verliebt that. Er hatte viel Geld bei sich; das ließ er gern merken, sich eine größere Wichtigkeit zu geben, und dabei war er wieder voll Mißtrauen, man möchte es ihm entwenden. Arm Polak, rief er von Zeit zu Zeit aus, nix deutsch! wenn ich spräch deutsch, das ganze Schiff mein! Damit wollte er sein geselliges Talent bezeichnen. Er zeigte große Lernbegierde und fragte nach der Benennung aller Gegenstände; er trieb allen Muthwillen und nahm auch jeden Scherz bereitwillig hin; Jedermann suchte ihn zu belehren, Jedermann mußte ihm gut sein.

So verstrich die Zeit unter manchfacher Beobachtung und wenn auch nicht eben geistreicher Anregung schnell und erfreulich genug. Die Donauufer selbst waren uns wohlbekannt von früher her. Bis zum Anfang der Wachau, wo wir Nachmittags 2 Uhr anlangten, bietet das einförmige Flachland nichts Erquickliches, als etwa den Anblick schön bewaldeter Inseln, die der breite Strom mit seinen weißlichen Armen umfängt, und für mich Deutschthümler die Erinnerung an die Fahrt der Nibelungen. Gödweih, Krems und Steier eröffnen erst die romantischen Partien. Die kühnen Adlernester Dürrenstein, wo Richard Löwen-

herz gefangen saß, und Achtstein haben am Rheine nicht ihres Gleichen. Im Allgemeinen aber bleibt die Wachau, trotz ihrer steilen Berge, doch weit hinter dem Rhein zwischen Mainz und Coblenz zurück; es fehlt die Zahl romantischer Burgen, es fehlt das Leben der Schifffahrt, es fehlt die heitere Menge blühender Ortschaften. Man fühlt es, daß man hier nicht auf der Heerstraße des civilisirten Europa sich befindet, sondern auf einem Seitenwege, der im Lande der Barbaren endet. Einen recht freundlichen Anblick gewährt das weinreiche Spitz, einen großartigen die herrliche Benedictinerabtei Mölk, mit welcher die Wachau zu Ende ist. Pöchlarn erschien uns noch in schöner Abendbeleuchtung, dann wurde es kühl und dunkel. Luise begab sich in die Cajüte der sogenannten Damen, ich in die der sogenannten Herren. Da setzte ich mich mitten unter die Schiffleute, die wohl noch lange fortspielten, tranken und rauchten, auf eine Bank, legte meinen Paletot zusammengewickelt auf den Tisch, und indem ich den Kopf auf dieses einfache Kopfkissen vorgeneigt hielt, schlief ich beinahe ununterbrochen, bis Morgens 5 Uhr ein Kanonenschuß die Abfahrt des Schiffes verkündete. Es hatte bei S. Nicolai unmittelbar vor dem Strudel Anker geworfen, weil in der Dunkelheit der Nacht jene unsichern Flußstellen, welche mit dem Namen Strudel, Schwall und Wirbel bezeichnet sind, selbst großen Dampfbooten noch Gefahr bringen können. „Verfluchter Kanon!" rief der Pole, nachdem er von der Ursache des Schalles belehrt war. Er hatte gemeint, es sei der Dampfkessel gesprungen.

In der Morgendämmerung bei klarem Himmel passir-

ten wir jenen wildromantischen Punkt, wo der Fluß sich gewaltsam den Weg durchs Gebirg bricht. Hinter Grein treten die Höhen in größere Entfernung zurück vom Strombette, bis sie bei Mauthausen sich wieder nähern und gegen Linz hin ein reizendes breites Thal bilden. In weiten Krümmungen schlängelt sich die Donau an Steiereck vorüber, ehe man die freundliche Hauptstadt Oberöstreichs erreicht. Wir blieben in Linz, wo wir gerade Mittags landeten, im Gasthaus zur Krone, das ich jedem empfehlen kann, der Reinlichkeit und zuvorkommende Behandlung nebst billigen Preisen einer übertriebenen Eleganz vorzieht. Ausgehungert vom Schiff her, wo man nie satt bekommt, wie die Kirchenmäuse, labten wir uns an Speise und Trank wahrhaft königlich, und ließen uns dann vom freundlichen jungen Gastwirth einen Spaziergang anrathen. Wir fühlten uns glücklich, wieder allein zu sein, und waren vom Schiffe aus gelaufen, was wir konnten, um unserer zweideutigen Damengesellschaft zu entkommen. Nach Tische gingen wir hübsch langsam hinauf zu den Jesuiten, die bezeichnend genug in einem ehemaligen Festungsthurm wohnen, um von sicherem Bollwerk aus die ungläubige Stadt mit ihren Heilslehren zu bombardiren. Wir segneten im Vorübergehen die frommen Väter, die hier wie überall eine recht schöne Aussicht haben, urd wandten uns dann zum „Jägermeier", einer Gastwirthschaft, die die Aussicht bei den Jesuiten noch zu übertreffen schien. Eine herrliche Landschaft glänzte herauf im vollen Sonnenschein der Nachmittagsbeleuchtung. Vor uns die Stadt mit ihren sanften Höhen, links der Pestleuberg mit seinem Kloster, rechts das

weite Thal, vom Silberbande der Donau weithin durchschlängelt, im Hintergrund eine ferne Gebirgskette.

Eine elende kleine Nußschale, Dampfschiff Therese genannt, nahm uns den folgenden Morgen an Bord; es watschelte auch langsam genug der strömenden Fluth entgegen. Bei weitem zu groß dafür war sein riesiger, gemüthlicher Capitän, der zugleich die Stelle eines Conducteurs bekleidete. Die einzige erfreuliche Erscheinung auf diesem Schiffe außer dem Capitän bildete das treffliche regensburger Bier, welches ein durchtriebener jugendlicher Kellner ausschenkte. Der Tag war sehr warm und sonnenklar. Die Gegend zwischen Linz und Passau gleicht der Maingegend zwischen Würzburg und Aschaffenburg, schöne waldige Höhen bis dicht am Ufer, nur etwas einförmig.

Es wäre uns sehr erwünscht gewesen, wenn das Schiff in dem romantisch gelegenen Passau übernachtet hätte; so hätten wir doch das Auge noch einmal weiden können an seiner köstlichen Wasserfülle. Nun aber fuhren wir noch nach dem elenden Städtchen Vilshofen. Da führte uns ein junger Mensch, ein Einheimischer, in den „grünen Baum“, wo es gut und wohlfeil wäre. Wohlfeil logirten wir, auch gut genug, aber das sämmtliche Wirthspersonal war massiv und schnurrig. Oder schiens uns nur so, weil wir nicht bedachten, daß wir uns so recht mitten im Herzen befanden des naturwüchsigen Stockbayernlandes? Vielen Spaß machte uns ein junger lustiger Handwerksbursch aus Rheinbayern. Der saß mitten unter den Vilshöfern hinter dem Tische und sang ihnen ein republikanisches Lied aus der Zeit des letzten Aufstandes, und die Bürgerssöhne vom reinsten monarchischen Wasser brüllten seine Kehrreime

im Chorus nach. Nicht wahr, das geht gegen die Preußen? fragte nach Beendigung des Werkes einer der Choristen den Vorsänger mit sichtlicher Befriedigung. Ja wohl, ja wohl! versetzte schalkhaft lächelnd der Rheinkaffer.

Einige Turnergewandtheit aus frühern Tagen half mir das thurmhohe Bette glücklich erobern. Zum erstenmal vertraute ich den Zusicherungen der Wirthin, daß sie uns um 4 Uhr wecken lassen wolle. Uebernachtete ja doch die ganze Schiffsgesellschaft in diesem Gasthause. Das Boot wollte um 5 Uhr fortfahren. Wir schliefen köstlich. Auf einmal weckte mich meine Frau, die zum erstenmal ahnte, wie viel es an der Zeit war, aus meinen goldenen Morgenträumen. Der helle Tag leuchtete zwischen den geschlossenen Jalousien herein. Um Gotteswillen! jetzt ist das Schiff fort! stöhnte ich wie ein Verzweifelter, indem ich mich in demselben Augenblicke aus meiner hohen Federburg herabließ. Dann rufe ich aus Leibeskräften nach dem Hausknecht und frage nach der Zeit, nach dem Schiffe, und ergieße mich in der Pause zwischen Frage und Antwort in einen Strom von Flüchen und shakespearischen Kraftworten, die mir, wenn ich einmal wild werde, — Dank sei es der Beweglichkeit meiner Phantasie — in reichlicher Menge und Auswahl zu Gebote stehen. Einem Marmorbilde gleich aus der altgriechischen Kunstperiode, gerade und mit geschlossenen Füßen stand vor mir der Hausknecht, und die unbeweglich an seiner Rechten hängende Stallaterne verrieth, daß er nicht die mindeste Gemüthsbewegung fühlte. Dann that er seinen Mund auf, redete und sprach: „Des Schif is no do a; 's hat an Nabel; un wenns kan Nabel het, het i engs scho gweckt a". Und nach diesem Bescheide

verschwand er langsam abgemessnen Schrittes im Hintergrund. Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet noch zweifelnd jede Brust; aber so rasch haben wir uns unser Lebtage noch nicht angezogen, so wenig Toilette wir auch sonst auf Reisen zn machen gewöhnt sind. Und in großen weiten Sätzen, wie der Tiger auf seine Beute, sprangen wir durch den bodenlosen Schmutz des Ufers dem Schiffe zu. Der Hausknecht hatte wirklich Wahrheit geredet. — Unser Pole war diesen Morgen etwas mißlaunig; er mochte wenig geschlafen haben. Denn da man ihn mit den beiden Mühlenbauern zusammenquartirt hatte, so war er, aus Furcht sie möchten ihn übermannen und des Geldes berauben, in der Nacht auf das Schiff zurückgeflohen und hatte sich in der ersten Cajüte mit Stühlen und Tischen verbarricadirt. Als nun der Capitän hineinwollte und die Barricaden erstürmte, war er aufgesprungen in seiner Herzensangst und harrte im Vertheidigungsstande eines Räubers; und dieser Schrecken hatte ihn keine Nachtruhe mehr finden lassen. Erst hinter Straubing erwachte wieder seine alte Lebenslust. Zwischen Straubing und Regensburg macht bekanntermaßen die Donau ungeheure Krümmungen, so daß bei einer Flußfahrt erstere Stadt bald vorn, bald im Rücken, bald rechts bald links erscheint. Der Pole, der das nicht wußte, meinte anfangs immer, das wäre eine andere Stadt. Verfluchter Straubing! rief er später ein über das andere Mal aus, wenn er die Bezirstadt wieder zu Gesicht bekam, und machte ihr mit dem Hute die possirlichsten Reverenzen. Die Witterung war übrigens den ganzen Tag über unfreundlich kalt und windig; man konnte nicht lange auf dem Verdeck aushalten. Dieß war indeß kein sonderlicher Scha-

den, da die Gegend außer Deggendorf, Bogen und später der weitherschimmernden Walhalla nichts reizendes bietet.

Um $7^1/_2$ Uhr Abends hielten wir endlich in Regensburg an und quartierten uns ein im Gasthaus zum „goldnen Bären“ gleich neben der Brücke; denn da wir am andern Morgen mit dem Dampfboote weiter wollten, um zuletzt mit der Eisenbahn von Donauwörth aus hierher zu fahren, so lag dieses Absteigquartier am bequemsten. Unter vielen langweiligen Wegen ist die Chaussee zwischen Regensburg und Nürnberg einer der unerträglichsten. Wir konnten es schwer über uns gewinnen, eine so poetische Reise bis zu dem Grade prosaisch zu beschließen, daß wir uns vom Stellwagen oder einem Lohnkutscher anderthalb Tage martern ließen. Für Luise namentlich hatte dieser Gedanke etwas wahrhaft Gespenstisches. Aber gleichwohl ließ ich mich verleiten einen Pact einzugehen mit einem bösen Dämon, der in Gestalt eines nürnberger Kutschers ins Zimmer trat. Auf Morgens 7 Uhr war die Abreise festgesetzt.

Wollen wir nicht wenigstens den Dom uns nochmals ansehen? fragte Luise, als sie Morgens $5^1/_2$ Uhr erwachte, und sprach damit vollkommen meinen eigenen Wunsch aus. Gesagt, gethan. Wir fanden diesen herrlichen in den reinsten altdeutschen Verhältnissen erbaueten Tempel mit seinen gemalten Fenstern so schön, als er uns ehedem erschienen war, doch nicht mehr so imponirend. Seine Länge beträgt auch nicht über 137 Schritte. Es war halb 7 Uhr, als wir herausgingen. Wir sollten doch auch einen Sprung zu unserm Freunde thun, meinte sie nun; wenn er sonst erfährt, daß wir hier waren, verzeiht ers uns nicht sein Leben lang. Der Gedanke war kühn, aber augenblicklich zum

Entschluß gereift. Hastig fragen wir jeden Begegnenden nach seiner Wohnung, hastig rennen wir den weiten Weg, und stehen eben vor seiner Stubenthüre, als der Herr Pfarrer im Begriff ist, zur Haltung seines Frühgottesdienstes in die Kirche zu gehen. Eiliges Begrüßen der ganzen Familie und Abschiednehmen drängte sich dicht aneinander. Es schlug gerade 7¼, als wir wieder vor dem Gasthause standen. Aber wer beschreibt nun unser Verwundern zugleich und Entzücken! der nürnberger Kutscher war mit Zurücklassung des Draufgeldes bereits davon gefahren. Im Triumphe verkündete ein Knabe meines Freundes das glückliche Ereigniß zu Hause, und um 8½ Uhr stand der Herr Pfarrer schon wieder in unserer Stube, uns zu sich nach Hause zu holen, daß wir in trautem Kreise die Stunden des Tages verplauderten; denn nun hatten wir uns entschlossen Abends mit dem Eilwagen zu fahren. Ein wahrhaft erquickendes Gefühl durchströmte das Herz, zumal nach dem letzten viertägigen wenig erbaulichen Umgang wieder in einer Umgebung zu athmen, wo reine Liebe aus jedem Blicke der vielen Augen, die hier auf uns gerichtet waren, uns entgegenleuchtete. Da unterschied sich recht schroff Fremde von Heimath. Und dann war ich seit 11 Jahren nicht bei den lieben Menschen gewesen. Die wilden Bursche von früherher waren zu gesetzten Jünglingen, das kleine Mädchen zur blühenden Jungfrau herangewachsen; bei alledem erschien mir die Mutter sogar schöner als ehemals und am Vater waren die Jahre spurlos vorübergegangen. Sie gaben sich sämmtlich sichtliche Mühe uns den Tag zu verschönern. Da empfand ich es aufs tiefste: wohlthuender noch als alle Reize der Natur

wirken Menschen auf Menschen ein, wenn ihre Seelen in Mollakkorden der Liebe und Freundschaft erklingen. Schöner hätte die Reise nicht beschlossen werden können. Um 8 Uhr rollte der Eilwagen zum Posthofe hinaus. Noch einen Gruß den Lieben, die uns das Geleite gegeben, und nun hinein in die Nacht, gleichgültig gegen alles, was von ihrem schwarzen Schleier umzogen lag.

Als ich erwachte, standen schon ringsumher die freundlichen Föhren des Reichswaldes, und vor uns lag die Unendlichkeit der nürnberger Ebene. Ihren Sand und Staub hatte strömender Regen in bodenlosen Schmutz verwandelt. In Altenfurth begrüßten mich bereits einige Schwalben, die zum Frühling der Philologenversammlung nach Erlangen zogen. Morgens 8 Uhr den 29ten September ließen wir uns am Frauenthore aussetzen und pilgerten zu Fuße heim im schönen Regen, wie wir ausgezogen waren; so gar nichts schien sich in Nürnberg verändert zu haben; wir bildeten uns ein, es habe seitdem hier fortgeregnet. Wie vor fünf Wochen wandelten wir neben einander: Luise trug die Reisetasche an der Linken, Stock und Sonnenschirmchen im grauen Futterale in der Rechten, ich hatte mein Reisetäschchen umhängen, in der Linken den Reisesack und in der Rechten den Regenschirm, der das geschwätzige Plätschern der Wasserströme von unsern würdigen Häuptern und edlen Gewändern entfernt hielt, damit namentlich unsere schönen Strohhüte nicht verdorben würden. Doch ging ich bequemer; denn beim Fortgehen hatten mich in beiden Hosentaschen die Geldrollen gedrückt.

Gedichte.



Aus dem Buch der Betrachtung

von

Daumer.

1.

Wir richteten uns hier auf Erden
So weislich und so trefflich ein;
Und sollte Jemand glücklich werden,
Das müßte wohl ein Wunder sein.

2.

Schlau von Natur — so Seel' als Leib
Schmückt vor dem Ehebund ein Weib.
So Seel' als Leib in trauter Eh'
Erscheint sofort im Negligé.

3.

Geliebte, das sind Göttinnen;
Werden aus ihnen Gattinnen —
Gestorben und begraben sind,
Gott sei's geklagt, die Göttinnen.

4.

Geprüft soll die Erwählte werden —
Nur Schade, daß die Liebe blind,
Und die Unfähigsten auf Erden
Zum Prüfen die Verliebten sind.

5.

Ob so gefreit wird oder so —
Das Freien ist ein Risiko.
Hier sind die allerklügsten Leute
Des Wahnes und des Truges Beute.

6.

Es werde die Tugend belohnt,
So sind sie zu lehren die Jugend,
Zu lehren das Alter gewohnt;
Doch würde die Tugend belohnt,
Nicht wäre sie mehr die Tugend.

7.

Monstroseres auf Erden
Kann nicht gefunden werden,
Als Eifersucht, die strenge
Die eignen Rechte wahrt,
Und die damit der Falschheit
Treulose Thaten paart.

8.

Ein edles Frauenwesen
Wird nicht so leicht erworben;
Denn Häßliche sind verbittert,
Und Schöne sind verdorben.

9.

Ein langer Tisch voll Damen,
Die müh'n sich überaus;
Sie stricken, es ist ein Graus.
Bin ich vielleicht gerathen
In ein Strafarbeitshaus?

10.

Was schaffet der Welt das liebste Behagen?
Von Freund und Feinde das Böse zu sagen.
Das Gute macht ihr schlechte Lust,
Der widerwärtigen Menschenbrust.

11.

Die Teufel, welche Lügen brauen,
Sind nicht die großen, nicht die schlauen;
Die Lüge, sie zerfließt in Dunst.
Boshaft die Wahrheit auszubeuten,
Das will unendlich mehr bedeuten;
Das ist die ächte Teufelskunst.

12.

Denkart der Menschen — o wie gar
Unlauter ist's bestellt mit der!
Was an sich selber gut und wahr,
Will wunderselten irgendwer;
Wie Einer in der Welt gestellt,
So denket er.

13.

Es siegt so oft auf dieser Erde Kreis
Das Falsche, das Verächtliche, das Schlechte;
Was aber siegt, das sagt: „Ich bin das Rechte;
Mein Sieg ist der Beweis."

14.

Herzlose Wesen conserviren sich
In ihrem Eis; die Selbstsucht ist gesund.
Doch edler Herzen tiefe Gluten sind
Mit dem Verderben, mit dem Tod im Bund.

15.

Wer dumm,
Der scheine, rath' ich, stumm!
Es wird ihm herrlich bei den Klugen frommen.
Wer aber klug —
Nie still genug
Kann dieser sein, von Denen, welche dumm,
Nicht Schläge zu bekommen.

G. F. Daumer.



1.

Mein Gedicht.

Schon war das Büchlein im Kamin,
Und sollte mir zu Staub verglüh'n,
Doch ruft mein schwärmerisch Geklimper
Gar eine Thräne schwer und groß
In einer alten Jungfer Wimper,
Ruft ein verliebter Thor: „famos!"
Bild ich mir wieder ein, es sei
Am End' mein Machwerk — Poesei.

Dr. Ebersberger.

2.

Tasso und seine Leyer.

Viva fui in silvis, tandem percussa securi,
viva nihil dixi, mortua dulce cano.

„Wieder eine Nacht der Schmerzen
Durchgewacht in banger Qual,
Bis der Kerze Licht erstorben
In des jungen Morgens Strahl;
Neues Leben — neue Frische
Strömt herab aus deinem Licht
Auf die ganze weite Erde,
Nur in meinen Busen nicht;
Denn nichts löscht die arge Flamme,
Die dort haust in wilder Glut,
Und zu nie erreichten Wünschen
Jagt mein juge dliches Blut.
Statt des Lohns für all mein Streben
Nach des Ruhmes goldnem Kranz,
Der mir ewig unverwelklich
Blühen sollt' in heil'gem Glanz,
Sehe ich mit bitterm Hohne
Von der Feinde arger Macht

Meines Geistes schönste Blüthen
Nur begeifert und verlacht;
Oder ist's, wie Jene sagen:
Hält gefangen kranker Wahn
Diesen Geist, den gottgebornen,
Hemmend seine Sternenbahn? — —
Heil'ge Göttin! o wie selig
Träumte ich einst ohne Harm,
Den verworrnen Pfad zu wandeln
Als dein Sohn — an deinem Arm; —
Ach! im Zorne mir entrissen
Hast du deine zarte Hand,
Und von deinem wärmsten Freunde
Hast du schnöde dich gewandt!
Doch was klag' ich? — nein! ich werde
Nimmer tragen solche Pein,
Eines launenhaften Weibes
Sclave länger noch zu sein;
Fliehe Welt der Ideale,
Weich' erhabenes Gefühl,
Dir vor Allem fluch' ich, falsches
Ungetreues Saitenspiel!"

Also sprach der junge Tasso,
Und mit unbedachter Hand
Fasset er voll stolzen Grimmes
Dort die Laute an der Wand,
Auf das marmorne Getäfel
Wirft er sie, in argem Hohn,
Daß es durch die Saiten zittert
Wie ein leiser Klageton;
Doch zu mächtigen Akkorden
Schwinget sich der dumpfe Klang,
Und zu dem erstaunten Sänger
Solcher Worte Klarheit drang:

„Noch sind Jahre kaum entschwunden
In der Zeiten dunkles Meer,

Stund ich auf Ferraras Höhen,
Eine Fichte stolz und hehr,
Mächtig streckt' ich meine Arme
In die stille Nacht hinaus,
Und aus meinen Zweigen rauschte
Oft mein Lied bei Sturmgebraus;
Was ich barg an Leid und Wonne
In des Markes tiefstem Grund,
Gab in schwermuthsvollen Weisen
Dort mein Sang den Schwestern kund,
Doch nicht Eine war von Allen,
Die den dunkeln Drang verstand,
Meine stillen Klagen wurden
Nur verspottet und verkannt;
Von den grünen Gipfeln schwang sich
Weih' und Habicht himmelwärts,
Mit dem gier'gen Schrei des Hungers
Uebertönend meinen Schmerz,
Kauz und Eule auf den Aesten
Hatten sich ihr Nest gebaut,
An des Stammes Rinde schwelgte
Wuchernd das Schmarotzerkraut,
Und der Borkenkäfer nagte
An des Lebens bester Kraft,
Rothe Schwämme an den Wurzeln
Hauchten Gift in meinen Saft." —

„So vertraut' ich — wie du heute —
Einst dem frühen Morgenroth
Meine Qualen und erflehte
Mir den heißersehnten Tod;
Und noch waren meine Bitten
In den Lüften nicht verhallt,
Hört' ich schwere Schritte tönen
Durch den stillen Fichtenwald.
Einen Haufen wilder Männer
Sah ich meinem Stamme nah'n,
Und bald wühlte mir im Herzen

Ihres Eisens scharfer Zahn,
Was die Säge nicht erreichte,
Hatte rasch die Axt vollbracht,
Bis zum Fall sich sterbend neigte
Meiner Kronen stolze Pracht. —
Sieh' da nahet sich ein Fremdling,
Wie die Andern sah er nicht,
Freundlichkeit und Milde strahlte
Auf dem schönen Angesicht.
In des Kernes tiefste Härte
Senket er das scharfe Beil,
Und entnimmt dem morschen Stamme
Mitleidsvoll mein bessres Theil,
Schaffet aus dem rohen Stoffe
Mit des Meisters Hand gar bald
Zu der Einheit zarter Formen
Die veredelte Gestalt,
Daß das holde Spiel der Saiten
Athmet wunderbaren Klang,
Der in süßen Harmonieen
Mächtig zu dem Herzen drang;
Seinem Wohllaut stund der Wandrer,
Und vergaß der Schritte Hast,
Sinnend lehnte dort der Schiffer
Seine Ruder an den Mast,
Und vertrautest du die Schmerzen
Deiner Liebe meinem Ton,
Lockte ich aus ihren Träumen
Die Geliebte zum Balkon; —
Da vergaß ich all des Grames
Aus der Wälder trüber Nacht, —
Denn im Tode ist's gelungen
Was ich lebend nicht vollbracht!

Hier verstummt' das Wort der Laute,
Und wie Frühlingslust durchglüht
Eine Fülle süßer Ahnung
Jetzt des Dichters trüb Gemüth,

Wie durch dumpfe Kerkerwände
Oft ein Strahl des Mondes dringt,
Und in endlos bangen Nächten
Neuen Muth dem Dulder bringt,
So strömt in das Herz des Sängers
Wiederum des Liedes Lust,
Und die Freundin, die verschmähte,
Preßt er liebend an die Brust,
Haucht in ihre goldnen Saiten,
Was den Busen mächtig schwellt,
Und dem Lied, das er gesungen,
Lauscht begeistert eine Welt!

Dr. Ebersberger.

3.

Bretter.

Man sagt, die Bretter bedeuten die Welt,
Mag sein, der Schreiner, mein Vetter,
Verdreht es und behauptet, die Welt
Bedeute am Ende nur — Bretter.

Dr. Ebersberger.

4.

Ida Hahn=Hahn.

Gleich St. Petrus ist sie nun bekehrt,
Weil sie zweimal schon den Hahn gehört,
Und sie barg in dichte Schleier sich,
Ging hinaus und weinte bitterlich.

Dr. Ebersberger.

5.

Ehemannsklage.

Wie drücket mich des Ehstands Zügel,
Die Ehe war der Liebe Grab,

Doch ich — ich Armer — bin der Hügel,
Weil ich das Kreuz zu tragen hab.

Dr. Ebersberger.

6.

Kirche und Polizei.

„Du sollst dich nicht vermessen,
Am Freitag Fleisch zu essen,
Doch zahlst du sechzig Gulden,
Dann wollen wir es dulden."
S'ist just, wie in den Städten
Die Kaufleut' ihre Läden
Am Sonntag strenge schließen,
Um Strafe nicht zu büßen;
Doch gebt nur acht, sie langen
Ganz ohne Furcht und Bangen
Den Kaffee und den Zucker
Durch sogenannte — Gucker.

Dr. Ebersberger.

7.

Der Schauspieler und sein Kind.

Wie auf dem gold'nen Saatgefilde
Die Aehre sich zur Aehre paart,
So wogt das Haus, das enggefüllte,
Wo sich die Menge froh geschaart
Und mit gespannten Augenbraunen
Seit Stunden nach dem Vorhang gafft,
Weil heut' der Liebling ihrer Launen
Entfalten soll die ganze Kraft. —
Der lehnt am Spiegel noch und schminket
Das Antlitz nach geübter Art, —
Doch eine schwere Thräne sinket
Hernieder in den falschen Bart,

Und an das Wamms von schwerer Seide
Da pocht ein Herz von Angst erstickt,
Und es erbebt in tiefem Leide
Die Brust, die goldner Flitter schmückt;
Denn ach! daheim beim treuen Weibe
Ließ er das Kind, das einz'ge, krank,
Es droht dem zart erblühten Leibe
Ein böses Fieber Untergang:
Drei Tage lang hält schon umflossen
Ein dumpfer Schlaf das blonde Haupt,
Das schöne Auge liegt geschlossen,
Des seelenvollen Lichts beraubt. — —

Sein Weib — sein Kind! ach bei den beiden
Sinkt ihm der Täuschung Truggebild,
Und eine Quelle ächter Freuden
Aus dieser kleinen Welt ihm quillt,
Wenn von dem Angesicht, dem bleichen,
Des Spieles falsche Maske wich,
Und aus der Phantasieen Reichen
Zur Wirklichkeit er niederstieg. —

Dieß Alles soll im Hermeline
Der arme Mann vergessen jetzt,
Daß er mit fein erborgter Miene
Den großen Kreis in Staunen setzt,
Soll in ein Meer von Wahrheit tauchen
Die trüber Ahnung volle Brust,
Das Herz, an dem die Qualen saugen,
Soll athmen Hochgefühl und Lust —
Doch ach! den Mimen, den gewandten
Im Wechselspiel der Leidenschaft,
Das Vaterherz macht ihn zu Schanden,
Versiegt ist die gewohnte Kraft,
Nur kalt und matt die Reden fließen
Dem Bache gleich von Eis beengt, —
Wie kann die Seele sich ergießen,
Wird sie vom Schmerz zurückgedrängt?

Und wie am frosterstarrten Baume
Kein Blättchen rauschet in der Luft,
So hört man in dem weiten Raume
Nicht Einen Laut, der Beifall ruft. —

Verwirrt, von tiefem Schmerz zerrissen,
Soll er just von der Scene geh'n,
Da plötzlich hinter den Coulissen
Sieht er die bleiche Gattin steh'n; — —
Wie aus der Wolken dunklem Reiche
Der Blitzstrahl zuckend niedersteigt,
Und dort den Stamm der mächt'gen Eiche
Mit Einem Schlag zur Erde beugt,
Wird vom Gedanken er getroffen,
Der rasch im Busen Raum gewinnt:
„Nun ist es aus mit meinem Hoffen,
Nun ist es todt — mein einzig Kind!"
Doch wie der Sonne erstes Grüßen
Des Eises strenge Kruste bricht,
Hat ihm der Sorge Band zerrissen
Der Gattin lächelnd Angesicht: —
„Dein Kind, ruft sie ihm froh entgegen,
Entstiegen ist's der Todesnacht,
Der schon verfallen es gelegen, —
Zum neuen Leben ist's erwacht;
Sein erster Ruf war nach dem Vater,
Da übergab ich's treuer Hut,
Und eilte her nach dem Theater,
Zu stählen dir den schwachen Muth!" —
Da wird das Stichwort ihm gegeben —
Ein warmer Händedruck — und flugs
Stürmt er auf's Neu hinaus in's Leben
Der Täuschung und des Sinnentrugs. —

Doch welche Gluth — welch' froh Entzücken
Durchströmt voll Wahrheit jetzt sein Spiel,
Es spiegelt sich in seinen Blicken
Der trunk'nen Freude Hochgefühl!

Und neue Kräfte, die da schliefen
In des gebroch'nen Herzens Grund,
Er wecket sie aus ihren Tiefen,
Und gibt's in mächt'gem Zauber kund,
Der Tugend Sieg, der Großmuth Milde
Zeigt er voll edler Phantasie
Vermählet zum erhab'nen Bilde
Der reinsten Seelenharmonie. —
Und wie des Bergstroms wildem Brausen
Der Wanderer verwundert lauscht,
Der ihm ein ahnungsvolles Grausen
In die ergriff'ne Seele rauscht,
So liegt gleich nächt'ger Meeresstille
Erst tiefes Schweigen auf der Schaar,
Und Alles nimmt des Spieles Fülle
Des raschen Wechsels staunend wahr;
Doch wie den Sturm der Elemente
Erst dumpfe Schwüle kündet an,
So brechen plötzlich tausend Hände
Zum lauten Beifallssturm sich Bahn,
Ein Blumenregen strömt hernieder,
Und als der Vorhang sich geneigt
Beginnt auf's Neu der Jubel wieder,
Bis er sich noch einmal gezeigt;
Dann stürmt er fort und reißt vom Leibe
Die bunten Lappen sich geschwind,
Und eilet zu dem theuren Weibe
Nach Hause und zu seinem Kind.

Im ärmlich ausgeschmückten Zimmer
Am kleinen Bett die Gattin saß
Bei wohlverwahrtem Kerzenschimmer,
Von schlummerlosen Nächten blaß;
Sie winket sorgsam schon von Weitem
Und strebt, dem ungestümen Mann
Mit Hand und Miene zu bedeuten,
Er möge sich fein leise nah'n,
Sucht dann die blumige Gardine

Vom Lager stille wegzuzieh'n,
Und, Angst und Hoffnung in der Miene,
Beugt sich der Gatte drüber hin; —
Da wird, wie unter'm Frühlingshauche
Das Veilchen duftend sich erschließt,
Von seines Kindes frommen Auge
Das bange Vaterherz begrüßt.
Es setzt sich auf in seinem Bette,
Und sieht so frisch und munter aus,
Als ob es nur geschlafen hätte,
Die kleinen Händchen streckt es aus
Nach all' den mitgebrachten Sträußen
Und nach der Kränze bunter Pracht,
Die schönen Blumen abzureißen,
Und schaut den Vater an und lacht. —
Dem blinkt wie Thau im Morgenglanze
Im Auge eine Thräne schwer,
Und nach den Blumen, nach dem Kranze
Fragt jetzt das frohe Herz nicht mehr,
Was wär' ihm noch an Ruhm gelegen —
Die höchste Lust, das höchste Glück —
Er hätt' es nicht vertauschen mögen
Um diesen einz'gen Kindesblick.

Dr. Ebersberger.

8.

Mein Lied.

Mein Lied ist wie die Nachtviole,
Die ihrer Kelche süßen Duft,
Wenn längst des Tages Glanz gesunken,
Nur theilet mit der Abendluft,
Denn was ihr tief im Herzen wohnet,
Ist für der Sonne Strahlen nicht,
Drum weiht sie es im Dämmerscheine —

Des Abendsternes mildem Licht:
Der senket dankend eine Perle
Vom Himmelsthau in ihre Brust,
Die sie bewahret bis zum Morgen
Zu neuer Kraft und Blüthenlust.
So weihe ich in stillen Stunden
Der Freundin nur ein einfach Lied,
Und wenn in ihrem feuchten Auge
Mir dankend eine Perle blüht,
Dann hab' ich's rein und wahr empfunden,
Daß der nur ein beglückter Mann,
Der für sein Lied ein Herz gefunden,
Mit dem er's liebend theilen kann.

Dr. Ebersberger.



Kaiser Heinrich des Vierten Ende.

Balladen-Cyklus.

Die Einkehr. — Der Bischof. — Die beiden Glocken zu Speier.

I.

Die Einkehr.

Es heult der Sturm in dunkler Nacht,
Der Regen strömt mit wilder Macht!
Was Leben hat sucht durch Entflieh'n
Des Schreckes Graus sich zu entzieh'n.
Ein Greis allein schien Trotz zu bieten
Dem Regen und des Sturmes Wüthen,

Am Thor von Speier pocht er an;
Doch Niemand hört den armen Mann.
Und schweigend, ohne Klagelaut,
Er tief betrübt zum Himmel schaut,
Und wählt der nächsten Hütte Schwelle
Für diese Nacht als Lagerstelle.

Er horcht! Man spricht ein Nachtgebet!
Im Hause eine Stimme fleht
Zu Gott, daß er beschützend wacht
Mit Vaterhuld auch diese Nacht.
„Wer betet in der stillen Kammer,
„Der fühlt auch für des Armen Jammer.

„Hier poch ich an!“ sprach er. — Heraus
Sah bald ein Haupt mit Locken kraus
Und fragte, wer so spät noch wacht
In solcher wilden Sturmes Nacht?
Da sprach der Greis: „Gewährt die Bitte,
„Gebt Obdach mir in Eurer Hütte.

„Arm bin ich, elend und allein,
„O laßt in Euer Haus mich ein!“
„„Nie schließe Armen ich die Thür,
„Drum seid auch Ihr willkommen mir!““
Sprach der Bewohner, und die Pforte
Sprang auf bei diesem Trosteswort.

Und seinen Gast führt er hinein,
Bei schwachen, düstern Lampenschein,
Bot einen Labetrunk und Brod
Und sprach: „vergesset Eure Noth;
„Mög' Euch die Gab' den Willen zeigen;
„Ein Schelm gibt mehr als ist sein eigen.“

Und unter Thränen nahm es an,
Der tiefbetrübte alte Mann,
Und blickte schmerzlich himmelwärts

Und sprach: „Hier wohnt ein edles Herz!
„Mög Gott sich Eurer einst erbarmen,
„Wie Ihr barmherzig seid mir Armen!“

„Sagt guter Alter“, sprach der Wirth,
„Wie kam es, daß Ihr Euch verirrt?
„Wer seid Ihr, der des Schlafes Macht
„Besiegt, in unheilvoller Nacht?
„Wo kommt Ihr her bei Sturmes Dräuen,
„Statt Euch am Schlummer zu erfreuen?“

„O welchen Fragen gebt Ihr Raum?
„Wer ich wohl bin? Weiß ich's doch kaum!
„Kenn' nicht mein eigen Angesicht,
„Aus dem nur Schmerz und Kummer spricht!
„Ich komm' von Ingelheim am Rheine,
„Hab' keine Heimath, steh' alleine.

„Ich bin verfolgt, ich bin verjagt,
„Ich bin — ich bin — Euch sei's geklagt, —
„Bin kinderlos, bin tief gekränkt,
„Und meines Namens Niemand denkt.“
So sprach der Greis mit leiser Stimme
Und schlecht verhehltem innern Grimme.

„So habt den Kaiser Ihr geseh'n,
„Zu dem jetzt Papst und Fürsten stehn?“
„Nicht ihn, den Heinrich siegbekränzt,
„Der in des Vaters Purpur glänzt!
„Hab für den Alten viel gelitten,
„In manchem Strauß für ihn gestritten.“

„Gefangen sein vom eignen Sohn“,
Der Andre sprach — „ist herber Lohn!
„In Kampf und Schlacht ward grau das Haupt,
„Dem nun der Sohn die Krone raubt,
„Der ihn in Kerkers Nacht versetzte
„Und schwer die Kindespflicht verletzte.

„Wenn sich des Sohnes Herz nicht scheut,
„Daß es des Vaters Ruh' bedräut,
„Wenn nicht mehr Lieb' im Kinde wohnt,
„Das so der Eltern Mühe lohnt,
„So ist es besser einsam sterben,
„Als einen Rabensohn zum Erben."

„Ihr seid doch ungerecht, mein Freund!"
Versetzt der Greis, „denn wie mir scheint,
„Muß sich der Kaiser selbst gestehn,
„Daß er für frühere Vergehn,
„Für manche That, die er verschuldet,
„Vergeltung durch den Sohn erduldet.

„Und traurig ist, daß immer noch
„Der alte Kaiser trägt das Joch
„Des Lebens. Denn ein früher Tod
„Erspart der Jahre bittre Noth.
„Wer alles Erdenglück genossen,
„Der legt sich schlafen unverdrossen.

„So geht's auch mir, denn ach mein Haupt
„Ist nun im Alter ruhberaubt;
„Ich sehne mich zur Grabesrast,
„Ein fluchbeladner Erdengast.
„Mög' bald sich mein der Tod erbarmen;
„Hier kann nicht mehr dieß Herz erwarmen.

„Doch suchet nun des Schlafes Rast
„Und nehmt viel Dank von Eurem Gast,
„Der Euren Schlummer unterbrach,
„Mit dem Ihr theilet Brod und Dach,
„Der morgen, wenn der Sturm beschworen,
„Auf Einlaß hofft in Speiers Thoren.

„Hier lebt von mir ein alter Freund,
„Der einst es gut mit mir gemeint,
„Der mir, zwar ist's vor manchem Jahr,

„Zu großem Dank verpflichtet war.
„Ich hoff', er wird noch mein gedenken,
„Und neu mir seine Liebe schenken." —

Der Lampe mattes Licht erblich,
Und beide Männer trennten sich.
An's Fenster gleich Gespenstertrug
Des Sturmes schwerer Regen schlug;
Und bald vergaß in sanftem Schlummer
Der müde Greis den herben Kummer. —

Als schimmerte das Morgenlicht,
Der gute Wirth zum Gaste spricht:
„Lebt wohl! und wenn der Freund Euch kränkt,
„Und nicht mehr seiner Pflicht gedenkt,
„So könnt Ihr wieder zu mir kommen;
„Stets seid Ihr freundlich aufgenommen."

II.

Der Bischof.

Der Greis drückt ihm gerührt die Hand,
Und ging die Straße, wohlbekannt,
Durch's offne Thor der alten Stadt.
Ob er nicht mein vergessen hat?
Ob noch sein Herz für mich wird schlagen,
Wie in des Glückes stolzen Tagen?

So denkt der Greis, der tiefbewegt'
Noch manchen leisen Zweifel hegt.
Er sah den Kampf der Sonne nicht,
Die siegreich durch die Nebel bricht,
Nicht der krystall'nen Tropfen Beben,
Die noch vom Sturm am Strauche schweben.

Und sinnend schleicht er sorgenschwer
In Furcht und Hoffnung matt einher.
Vor seinem düstern Blicke lag

Der Dom, der Kaiser Sarkophag,
Den die Kapell' Sanct Afra zierte,
Die Heinrich angebaut, der Vierte.

Denn damals noch im ganzen Land
In hohen Ehren Heinrich stand.
Jetzt lag gleich einem Leichentuch
Schwer über ihm des Bannes Fluch,
Da hinterlistig ihn verrathen
Des eignen Sohnes schwarze Thaten.

Und vor dem Dom wie festgebannt
Der arme alte Wandrer stand.
Weithin in ferne Lüfte drang
Der hohen Glocken heller Klang;
Viel Fromme rasch zur Kirche schreiten,
Sich zum Gebete zu bereiten.

Und ob auch durch die Pforte eilt
Der Christen Schaar, der Alte weilt
Stets vor dem Heiligthum verzagt,
Als sei der Eingang ihm versagt.
Er setzt sich auf die Schwelle nieder
Und lauscht dem Ton der frommen Lieder.

Und als nach Haus die Gläub'gen gehn,
Blieb harrend noch der Alte stehn,
Bis stolzen Schritts der Bischof naht.
Der Greis ihm rasch den Weg vertrat.
Da rief der Bischof: „Mir entgegen
Stellt sich ein Bettler so verwegen?“

„Um kein Geschenk, um Segen fleht
„Ein armer Greis, der vor Euch steht.
„Denn wißt, von Eurem Wort mein Glück
„Hängt ab in diesem Augenblick;
„Drum laßt, o Herr, mir's nicht verwehren,
„Laßt“, bat der Greis, „von Euch mich hören!“

„Dazu ist hier nicht Platz noch Zeit;
„Kommt in die Beicht, wo ich bereit!“
So schnaubt den hart bedrängten Mann
Der übermüth'ge Priester an,
Und suchte in den Staub zu drücken
Den armen Mann mit strengen Blicken.

Doch faßte sich der Greis und sprach:
„Mein zitternd Haupt ist ohne Dach,
„Ich bin verhöhnt von Feindes Wuth,
„Verfolgt von meinem eignen Blut;
„Nur Euren Segen zu erwerben
„Verlangt mein Herz, — dann will ich sterben.“

„Schafft mir doch gleich den Bettler fort!“
So ruft des Bischofs mächtig Wort
Den Dienern zu. „Was fällt ihm ein?
„Dem Bettlervolk zu Dienst zu sein!
„Soll ich hier auf der Straße weilen
„Und Segen wem's beliebt ertheilen?“

Gleich war der Diener Troß bereit
Und packte schon des Armen Kleid.
Doch hoch erhob sich die Gestalt,
Steht keck und furchtlos der Gewalt,
Blickt kühn umher mit glüh'nden Wangen,
Daß Alle fühlten leises Bangen.

Da sprach er: „Weiß ich doch recht gut,
„Wie freudig wallte Euer Blut,
„Als durch des alten Kaisers Hand
„Ihr Bischof wurdet hier im Land.
„Noch weiß ich, wie Ihr dankbar blicktet
„Und vor ihm in den Staub Euch bücktet.“

Des Bischofs Antlitz glüht vor Wuth.
„Elender, sei auf deiner Hut!“
Rief er ihm zu. „Den du genannt,

„Der ist verflucht im ganzen Land."
Da stürzt der Greis verzweifelnd nieder.
„Gebt mir der Seele Frieden wieder!"

So flehet er. Doch stolz ging fort
Der Bischof, ohne Segenswort. —
Lang lag der Greis am Boden schwach,
Da seine letzte Kraft ihm brach.
Dann ging er nochmals zur Kapelle
Und betete an ihrer Schwelle.

Schlich dann zum Thor, durch das er kam,
Der Hütte zu in tiefstem Gram.
Sein Gastfreund ihm entgegen eilt
Und rief: „Ihr habt nicht lang verweilt.
„Ihr seht, daß man in Unglückstagen
„Nicht daß man Freunde hat kann sagen.

„Drum bleibt bei mir. Wie seid Ihr matt!
„Zu weit war Euch der Gang zur Stadt."
Und in der Hütte kraftlos sank
Der Greis auf seines Freundes Bank,
Der auf ein weich'res Lager dachte
Und ihn alsbald zur Ruhe brachte.

III.

Die beiden Glocken.

Starr blickt' des armen Wandrers Aug',
Kalt war der blassen Lippe Hauch,
Die Sehnsucht nach dem Tod verrieth.
Da schloß ein Schlaf das Augenlied;
Der Todesengel naht sich leise
Mit seinem Kuß dem schwachen Greise.

Umsonst der gute Hauswirth sann,
Ihm Rath zu schaffen wo er kann.
Wo Gott nicht segnet die Arznei,

Ist jedes Mittels Kraft vorbei.
Es war der ew'ge Todesschlummer,
Der ihn befreit von Erdenkummer.

Da in der Stadt um Mitternacht
Die Kaiserglocke tönt mit Macht. —
Mit dumpfem Schreckenston erschallt
Sie, die nur durch die Lüfte hallt,
Dem Volk zu geben Trauerkunde
Von eines Kaisers letzter Stunde.

Sie tönt so klagend, tönt so bang,
Daß alles Volk zum Dome drang.
Man rief dort nach dem Sakristan;
Doch das erschreckte Volk gewann
Die Einsicht, daß der Glocke Läuten
Erfolgt als höheres Bedeuten. —

Bleich in der Kirch' der Küster stand;
Er müht sich mit geschäft'ger Hand,
Einhalt zu thun dem losen Strang.
Umsonst! — Der Glocke Trauerklang
Begann nur lauter noch zu dröhnen
Und weithin in die Luft zu tönen.

Da schickte sich die fromme Schaar
Zu beten an am Hochaltar.
Und leise für den Kaiser fleht
Das gläub'ge Volk das Sterbgebet,
Empfahl die Seele Gottes Gnade,
Ob auch der Bannfluch ihn belade.

Doch wo der alte Kaiser war,
Wußt' Keiner aus des Volkes Schaar.
Des Sohns Verrath — so ging die Sag' —
Ließ seit dem Mainzer Fürstentag
In Kerkers Nacht den Helden schmachten,
Der kühn gekämpft in sechzig Schlachten.

Und fort und fort die Glocke klang
So schmerzlich wie ein Grabgesang,
Bis jenes Greises Auge brach,
Beschirmt von eines Bettlers Dach;
Dann immer leiser sie erschallte,
Bis sie als Echo schwach verhallte.

Und — wie durch höh'res Machtgebot —
Das Volk beim ersten Morgenroth
Den Weg vor's Thor zur Hütte fand.
Und als es eindrang, im Gewand
Des Bettlers Heinrich Alle kannten
Den alten Kaiser, den Verbannten,

Um den ein fremder Bettler weint,
Das einz'ge Herz, ihm treu vereint. —
Und zu dem Ohr des Bischofs drang
Die wunderbare Mähr'; sie klang
Nicht glaublich ihm. Es selbst zu sehen
Macht er sich auf, vor's Thor zu gehen.

Am Thor sein erster Blick nimmt wahr,
Wie Kaiser Heinrich auf der Bahr
Von seinem Volk getragen ward,
Das drängend sich um ihn geschaart;
Und schmerzlich hallt in Lüften wieder
Der düstre Sang der Trauerlieder.

Da donnerte des Bischofs Wort:
„Zurück! Bedenkt, an welchem Ort
„Dem Gottverfluchten wird ein Grab,
„Dem keinen Trost die Kirche gab.
„Fluch jeder Hand, die es kann wagen,
„Den Frevler in die Gruft zu tragen!

„Fluch über den, der ihm verzeiht,
„Fluch, wer ihm eine Thräne weiht,
„Fluch über ihn, der es nur wagt,

„Daß er im Stillen ihn beklagt!“ —
Und nieder unter eine Eiche
Da stellt das Volk die Kaiserleiche.

Und alle flohen dann voll Graus
Vom schweren Fluch erschreckt nach Haus.
Der Kaiser lag auf freiem Feld
Noch einen Tag, dann ward gestellt
Sein Sarg Nachts vor des Domes Pforte,
Doch ohne Weih' und Segensworte. — —

Auf Flügeln eilt die Zeit dahin.
Noch neunzehn Jahre sah entfliehn
Der fünfte Heinrich, seit vor Schmerz
Gebrochen war das Vaterherz.
Da naht, eh' er gedacht an Buße,
Der Tod sich ihm mit kaltem Gruße.

Als ihm schon fast das Auge brach,
Da endlich ward die Reue wach.
Und als der Hof, der Diener Troß
Leis betete, hört man im Schloß
Die Armesünderglocke dröhnen
Mit schreckensvollen Klagetönen.

Kein Missethäter war bereit
Zum letzten Gang zur Ewigkeit,
Und dennoch schauerlich und bang
Tönt fort der Glocke schriller Klang,
Bis er zu Heinrichs Ohr noch dringet,
Der schrecklich mit dem Tode ringet.

Er rief: „Verzeih', o Vater, mir,
„Wie schwer ich sündigte an dir!
„Wie drückte oft mein schuldig Haupt
„Die Krone, die ich dir geraubt!
„O laß mich nun Vergebung finden,
„Laß diesen Schreckenston verschwinden!“

So lang und laut der Kaiser stöhnt;
Die Sünderglocke übertönt
Das Klaggeschrei und füllt mit Graus
Die Stadt, das ganze Kaiserhaus,
Und schwieg erst im gewohnten Frieden,
Als Kaiser Heinrich war verschieden.

Fennimore.



Der arme Musikant.

Mit dem Zwergsack auf dem Rücken,
Mit der Fidel in der Hand,
Und mit thränennassen Blicken
Wandr' ich rastlos durch das Land.

Bin noch jung, und schon alleine
Steh' ich in der weiten Welt,
Hab' nicht Eltern, habe keine
Brüder, und nicht Gut, nicht Geld.

Spiel' und sing' um ein'ge Dreier,
Um ein Stückchen hartes Brod.
Immerfort die alte Leier,
Immerfort die alte Noth.

Und sie jubeln, wenn ich spiele,
Tanzen, scherzen, kosen All',
Und in mir sind Schmerzgefühle
Dieses Jubels Wiederhall.

Einen Tag geht's wie den andern,
Immer weiter, immer zu;
Und in diesem Weiterwandern·
Such' ich, aber find' nicht Ruh. —

Ach nur einmal möcht' ich lieben,
Einmal nur recht fröhlich sein,
Einmal nur von Lust getrieben
Mischen mich in lust'ge Reih'n.

Aber so sing' ich von Liebe,
Sing' von Glück, vom gold'nen Wein,
Und kenn' nicht die süßen Triebe,
Kenne nichts als trostlos sein.

Kenne nichts als meine Leiden,
Nichts als meine Noth und Pein,
Die mich immerfort begleiten,
Bis man einst mich scharret ein.

Und um dies Ziel zu erreichen,
Seht, die Fidel in der Hand,
Ihr mich armen Thränenbleichen
Wandern rastlos durch das Land.

Sigm. v. Haller.



Das sterbende Mädchen.

Aus dem Französischen der Anaïs Ségalas.

Ach wer befreit mich von des Fiebers Plagen?
Mein Blut rollt rascher, meine Pulse jagen;
Ich leide; sagt, bin ich gefährlich krank?
Mit trüber Stirn, das Auge schweift am Boden,
Schleicht ihr bekümmert, leise wie bei Todten,
Zum Flüstern eure Rede sank.

Doch hört ihr seufzen, hört ihr leis mich regen,
So lächeln eure Augen mir entgegen,
Ein tröstend Lächeln, das durch Thränen scheint.

Auf eurer Stirne trübe Wolken ziehen,
Die jüngste Schwester an der Mutter Knieen
Ihr banges Antlitz birgt und weint.

Weh', diese Thränen! Welch ein traurig Ahnen!
Ich werde sterben! . . . Sterben! . . . . schrecklich Mahnen
Für mich, der heute noch das Leben lacht!
Ich, deren Wünsche noch die Welt durchfliegen,
Ich sollte morgen hingestrecket liegen,
Ein Nichts in kalter Todesnacht?

Das Kleid, das mich beim letzten Feste schmückte,
Die Bänder, deren Farbe mich entzückte,
Sie schimmern noch und glänzen wie zuvor.
Noch seh' ich selig mich in ihnen schweben;
Und ich, ich hätte kürzer nur zu leben
Als diese Bänder, dieser Flor?

Die zarte Pflanze ließ ein Hauch verblühen.
Ihr Schwestern, deren Wangen rosig glühen,
Wie hab' ich traurig euer Loos ersehnt!
Erloschnen Auges und erblichen scheine
Ein Marmorbild ich nur aus weißem Steine,
An eine Urne hingelehnt.

Ich Schatten jetzt! Phantom! sah hoch mich preisen;
In der Gespielen, in des Frohsinns Kreisen
War ich als eine Königin gekrönt.
Es wand mir scheue Liebe schüchtern Kränze;
Vom Diademe achtzehn holder Lenze
War meine heitre Stirn verschönt.

Euch, meine Schwestern, lacht der Zukunft Sonne,
Euch aller Erdenfreuden höchste Wonne;
Den Trauungsring beut euch des Freundes Hand,
Den Myrthenzweig, zu eurer schönsten Feier;
Mich, statt dem Brautkranz, statt dem Hochzeitschleier,
Mich schmückt ein weißes Sterbgewand.

Dies düstre Kleid, des Herzens klopfend Beben
Vermag es nimmer schwellend zu erheben.
Es stirbt im engen finstern Grabes Raum
Von eifersücht'ger Erde eingeriegelt,
Von schwerem kaltem Steine zugesiegelt,
Der Hoffnung und des Lebens Traum.

Im langen Sarg, gestreckt und unbeweglich! ....
Ich todt! ich sterben! .. nein es ist unmöglich!
Mir winkt noch langer Zukunft schönes Licht.
O frohe Tage werd' ich noch gewahren,
Nach manches Glück! Nicht wahr mit achtzehn Jahren,
O liebste Mutter, stirbt man nicht?

Ich werde noch der Vögel Liedern lauschen,
Die Blumen grüßen und des Baches Rauschen,
Den blauen Himmel und des Abends Duft,
Die Sonne sehn zum Untergang sich neigen,
In goldnen Wolken allgemach erbleichen,
Und athmen süße Himmelsluft. —

Des andern Tags die Glocke ruft zum Dome:
Vom Kerzenlicht erhellt mit fahlem Strome
Ein Katafalk in seiner Mitte steht.
Die Messe singt der Priester am Altare,
Jungfrauen knieen an der Schwester Bahre,
Von schwarzem Trauerflor umweht.

Luise Hoffmann.



Drei Dichtergräber.

1.

Gellerts Grab in Leipzig.

O Lindenstadt, des Handels Kind,
Mit deiner Messen Weltverkehre,
Voll Regsamkeit und Wissenschaft,
Du Stadt der Musen und der Lehre,

Wie dehnst du dich in Jugendkraft!
Es wachsen Straßen dir an Straßen,
Den Garten und das Aehrenfeld
Verdrängen deine Häusermassen.

Selbst der Entschlafnen stille Ruh
Zu scheuchen macht dich nicht erbeben,
Und wie das Leben sonst dem Tod
Muß weichen hier der Tod dem Leben.

Der Wagen rasselt übers Grab,
Es wälzt sich das geschäft'ge Toben
Wo Liebe sonst den Sarkophag
Mit Blumen weinend hat umwoben.

Ein einz'ger Stein von allen blieb,
Umbrandet von des Volks Gewühle;
Es werfen auf ein niedres Grab
Vier Pappeln ihre Schattenkühle.

Noch schmückt ihn am Johannistag
Das Volk mit Blumen und mit Kränzen:
Ihr seht mit Rührung auf dem Stein
Den theuern Namen Gellert glänzen.

Der Mann der Fabel, die so traut
Ergötzte euch in Kindertagen,
Der Mann des frommen Kirchenlieds,
Das oft zum Himmel euch getragen,

Der Sittenmaler seiner Zeit, —
Er spiegelte sie treulich wieder —
Voll Einfalt und Gemüthlichkeit,
So einfach, schelmisch und so bieder. —

Und traun sie ging mit ihm zur Ruh;
Wer lauscht wohl jetzt noch seinem Klange?
Kaum daß ein einsam betend Herz
Zu Gott sich hebt mit seinem Sange.

Die rasche Zeit will rasches Lied,
Will stürmisch durch die Saiten rasen;
Aus ist das alte Klimperspiel
Moralisirender Frau Basen.

- Doch hat des Volkes Pietät
Von allen Gräbern dies gerettet,
Hat seines Lieblingsdichters Staub
Ins Leben, das er sang, gebettet.

Und Rührung macht und Dankbarkeit
Die Thräne uns im Auge beben:
Auf offner Straße dieses Grab,
Der Todte mitten hier im Leben!

2.

Die Fürstengruft in Weimar.

„Die Stätte, die ein großer Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“
Des Spruches eingedenk begrüßt' ich Weimar.
Jetzt haust ein klein Geschlecht im kleinen Städtchen;
Die Wohnungen, wo Genien gewandelt,
Unsterbliches geredet und gesungen,
Verödet und entweiht von schnödem Tagwerk;
Hier ist das Leben todt, die Todten leben.
Auf, laßt uns aus lebend'gem Moder flüchten,
Im Friedhof reine Lebensluft uns saugen,
Wo Gottes Odem über Gräber wehet! —
Dort auf der Höhe jener Säulen Rund,
Von schlanker Bäume Schatten übergossen,
Sie ist es, die geweihte Fürstengruft:
Hier, Deutscher, modern deine größten Dichter! —
Ihr eilet unter heil'gen Schauern hin,
An ihren Särgen ehrfurchtsvoll zu knieen:

Verschlossen ist die Thür; müßt euch gedulden;
Der Todtengräber, heißt es, hat die Schlüssel.
Ihr tretet endlich ein: ein runder Raum
Gähnt weiß und kahl und nüchtern euch entgegen.
Das Auge sucht bestürzt. Sieh, ein Geländer,
Die Treppe, die zur Gruft hernieder führet.
Hinunter zieht's euch; doch was hemmt die Schritte,
Die eilenden, zu eurer Dichter Särgen?
Die schwere Thür von dickem Eichenholz,
Mit großem Schloß verriegelt und versiegelt.
Sind's Schätze etwa, die verborgen hier?
Ja Schätze wohl, doch nicht vom Geiz begehrt.
Redselig nun erzählt der Kastelan,
Daß nur für hohe Herrn die Gruft sich öffne,
Doch auch für arme wißbegier'ge Seelen
Sei wohlgesorgt: hier eine kleine Treppe;
Da zeigt er oben an der Thür ein Fenster.
Eins nach dem andern steigt hinan die Stufen
Und blickt hinunter durch die kleinen Lücken
Und hört des Führers trockene Erklärung:
„Der in der Mitte mit dem goldnen Stern
Das ist der Sarg des großen Herzogs August,
Nach ihm im kleinern Sarg die edle Fürstin.
Hier etwas weiter in dem tiefern Schatten
Da schläft der Herr Geheimerath von Göthe;
Es ruht ihm Schiller brüderlich zur Seite,
Und jene Blätter, die vom Sarge hängen,
Beschreiben kurz ihr Leben, ihre Werke,
Auf daß die hohen Herren können lesen,
Wer Göthe und wer Schiller einst gewesen." —

Dies Dichterehre; dies die Fürstengruft,
Die feile Schmeichler eklen Lobes triefend
Als höchsten Lohn der großen Geister priesen.
Gleich einem wilden Ungethüm versperrt,
Nur gegen Rang, nur gegen Geld geöffnet
Die Stätte, die durch ihren Schlaf geheiligt! ....
Nicht euch, o nein, ihr ehrt die Fürstengruft.

O stündet mitten ihr im Völkerleben,
So wie ihr in uns lebt durch eure Lieder,
Durch eurer Schöpfung mächtige Gestalten,
Durch eures Riesengeistes reiche Spenden,
Ihr wahre Fürsten einer neuen Zeit,
Die nur von euch ihr Gut zu Lehen trägt!
Wie würden Greise da verjüngt sich fühlen,
Die noch das junge Morgenroth gesehen;
Wie würden Männer sinnend bei euch weilen,
Das Leben prüfend an der Weisheit Sprüchen;
Wie würden Jünglinge von dieser Stätte
Begeistrungstrunken, nachzueifern wagen;
Wie würden Jungfraun Blumenkränze winden,
Um ihrer Dichter Urnen zu umkleiden!
Ein Rütli wären eure heiligen Gräber,
Zur Einigkeit das deutsche Volk versammelnd.

3.

Huttens Grab auf Ufnau.

Nicht in fürstlicher Gruft, noch im Volkesgewühl
Sah er lohnend das Grabmal ihm ragen;
Er schläft, wo verborgen an einsamen Pfühl
Die rollenden Wogen schlagen.

Ein Streiter für Recht und Licht verbannt
Von der Ahnen heiligem Herde,
So ruht er, ein Opfer fürs Vaterland,
In freier schweizrischer Erde.

Er hat's gewagt zu lüften die Nacht
Der Heuchler in schwarzen Kutten;
So hat er die Wahrheit zu Tage gebracht,
Der tapfere Kämpe, der Hutten.

Verfolgt und erkrankt, geächtet, gejagt,
Beladen mit jeglichem Hohne,
Da Deutschland selber ein Grab versagt
Dem edelsten deutschen Sohne, —

Schläft hier er, wo golden die Traube lacht,
Wo brandend die Wogen zürnen,
Auf einsamer Insel; es halten die Wacht
Die Gletscher mit rosigen Stirnen. —

Es ist schön, die Jugend mit Beispiel und Wort
Erziehen zum Guten und Braven,
Und nach mühsamem Tagwerk, ein heiliger Hort,
Unter liebenden Menschen zu schlafen.

Es ist göttlich, in ewigen Nachruhms Glanz
Durch die fernsten Zeiten zu fliegen,
Ein Fürst, um die Stirn der Unsterblichkeit Kranz,
In der Gruft bei den Fürsten zu liegen.

Doch schön ist es auch, für die Wahrheit verbannt
Zu leben, zu leiden, zu sterben,
Und in freier Natur und in freiem Land
Sich ein einsames Grab zu erwerben.

Da singt ihn in Schlummer der Wogenstrom
Viel süßer als Brausen der Menge,
Da wölbt sich der blauende Himmelsdom
Viel stolzer als Fürstengrufts-Enge.

Da deckt statt des Steins ihn ein Rasen grün,
Da rauschen die Kronen der Bäume;
Sie rauschen in Schlaf ein Herze kühn
Voll glühender Thatenträume.

Und den Kranz, den unsterblichen Kranz aufs Haupt,
O Todter, leicht kannst du ihn missen:
Ist dein Vaterland selber doch kranzberaubt,
Verkauft, verloren, zerrissen.

Luise Hoffmann.

Liebeslieder.

1.

Das ist die wahre Liebe,
Die keinen Dank begehrt,
Die nicht durch heiß Verlangen
Verringert ihren Werth.

Die wahre Liebe duldet
Und huldigt, und ist still,
Da selig durch sich selber
Allein sie werden will.

2.

Neigt der Abend sich herab,
Geh' ich zu den Rosen
Vor dem Fenster, pflege sie
Unter süßem Kosen.

Ach, und bittend muß dabei
Deiner ich gedenken:
Möchtest bald die Pflege nur
Meinem Herzen schenken.

3.

Um mich selber zu verstehen
Muß in deinem Aug' ich lesen,
Das oft, kundig meines Leidens,
Arzt und Helfer mir gewesen;

Doch wie sehr muß ich beachten,
Nicht zu eifrig nachzuspüren,
Denn ich könnt', statt mich zu finden,
Ganz und gar mich noch verlieren.

4.

Du fragst nach meinem Glauben mich
Und forschest, wie ich Gott verehre. —
Willst wissen, was mich selig macht?
Ich offenbare dir's, so höre:

Altarblatt ist dein lieblich Bild,
Zu dem in Andacht hingewendet
Die Seele in der bangen Noth
Ihr heißes Flehen hoffend sendet;

Und mir, dem Gläubigen, alsbald
Gibt wundersam solch' heil'ge Nähe
Die Weihe, daß ich jedesmal
Ein bessrer Mensch von dannen gehe.

5.

Sie gab mir, wie zum Scheidegruß,
Noch Rosen, als wir letzt' uns sprachen,
Und seitdem, ob nur Tage kurz,
Fühl' ich ein Weh im Herzen nagen.

O Rosen, von ihr selbst gepflückt,
Daß eure Schöne blüht' und bliebe!
Ihr lieben Rosen, ach ihr seid
Ein leidig Bild von ihrer Liebe.

Tritt in den Weg mir nicht, o Kind!
Fort, traurig-stilles Untergehen!
Ich kann die Blumen welken nicht
Und nicht die Liebe sterben sehen. —

Julius Merz.

1.

Kopernikus.

(Den 24. Mai 1543.)

Am Sterben lag ein Greis mit Silberhaaren,
Der einst geboren war an diesem Tag;
Schon sieht er sich umschwebt von Engelschaaren,
Aus tiefem Traume wird er wieder wach.

Denn ein Gedanke quält ihn immer wieder
Und scheucht den müden Geist zur Welt zurück,
Noch einmal schlägt er auf die Augenlider,
Da steht ein ferner Freund vor seinem Blick.

„Hier ist dein Buch!" Von Schmerz und Lust durchdrungen
Sprach es der Freund, und gab ihm schnell Bericht
Von Nürnberg und wie dort der Druck gelungen.
„Triumph, die Erde kreist, wir zweifeln nicht!"

Und Leben strömt nochmal durch seine Glieder,
Das Auge strahlt, er faßt das Buch mit Macht,
Beschaut es, gibt's zurück, dann sinkt er nieder,
Ein Athemzug noch, und es war vollbracht.

Es war vollbracht! Wohl nur als Hypothese
Täuscht seine Lehre erst das strenge Rom,
Umsonst, gefunden war des Weltalls Größe,
Worinn die Erde kreist als ein Atom.

Kein Oben gibt's mehr, keinen Heidenhimmel,
Ein Gottesgeist durchherrscht die Sternenbahn,
Harmonisch ist in ihm das Weltgetümmel
Und unser Denken hemmt kein blinder Wahn!

Sigm. v. Praun.

2.

Galilei.

(Den 23. Juni 1633.)

Zum Widerruf der ketzerischen Lehren
Schleppt Galilei man vor's Mönchestribunal
„Aufricht'gen Muthes", so begann zu schwören
Der Greis betäubt noch von der Folter Qual.
Matt auf den Knieen lag er hingekauert,
Aufs Evangelium gestützt die mag're Hand,
Von jedem Worte, das er spricht, durchschauert,
Da lichter ihm die Wahrheit nur erstand.

So steht er auf, von bittrem Grimm durchdrungen
Murrt in den Bart er's sich mit Märtyrermuth
„Doch dreht die Erde sich", denn unbezwungen
War durch den Bannspruch ihm der Wahrheit Gluth.
Und siegreich hat der Greis zuletzt geendet,
Der taub und blind noch lichter Forschung pflag,
Indeß die Gegner gläubig und verblendet
Noch heute tragen ihrer Thaten Schmach.

„Die Irrlehr schwör ich ab" *) geloben täglich
Noch Tausende heut für das liebe Brod,
Der Meineid bleibt in solchem Fall erträglich,
Denn man befolgt ja nur ein Machtgebot.
„Aufricht'gen Muthes" **) schwöre ich auch heute
Und meinem Schwure bleibe ich getreu,
Die reine Wahrheit fordert keine Eide,
Nur vor dem Himmel ist die Wahrheit frei! —

Sigm. v. Praun.



Der Bahnwärter.

Ich wohn' in einem kleinen Haus
Von freundlichem Gärtchen umgeben,
Und führ' in stiller Einsamkeit
Ein gar behagliches Leben.
Die Qual der Welt und ihre Lust
Liegt hinter mir, — in meiner Brust
Wohnt nun des Lebens Friede! —

Den hab ich lange vergebens gesucht
Im tobenden Weltgewühle,
Jetzt steh' ich auf einer einsamen Wacht
Am nie geträumten Ziele.

*) Detestor haereses } lauteten die Worte der Eidesformel.
**) Corde sincero }

Was kümmert mich nun der dumme Schnack:
Der Napoleon und der Cavaignac,
Der Hecker und der Struve!? —

Ich habe ein redliches Wollen gehabt
Und einen starken Glauben; —
„Seid wie die Schlangen listig und klug
Und ohne Falsch wie die Tauben,"
Das ist ein schöner und wahrer Spruch,
Doch, halb befolgt, wird er zum Fluch.
Ich habe die — Schlange vergessen.

Doch jeder Weg, er führt zum Ziel
Den Einen so gut als den Andern,
Gleichviel, ob wir durch Blumenau'n,
Ob durch die Wüste wandern.
Nur ist es oft nicht unsre Wahl,
Nur gleicht es nie dem Ideal,
Das uns im Herzen lebte! —

So hab ich einst mit stolzem Sinn
Die Fahne vorangetragen
Bei manchem lustigen Waffenspiel,
Wie in heißen blutigen Tagen —
Die Fahne, sie liegt verachtet im Staub,
Sie ist, vergessen, der Motten Raub,
Und todt sind ihre Farben.

Doch hat das Schicksal nicht gewollt,
Daß ohne Fahn' ich geblieben,
Es hat sein schelmisches Zufallsspiel
Mit mir wie mit allen getrieben:
Ich steh', die Fahne in der Hand,
Im lieben deutschen Vaterland
An schwer errungener Stelle.

Ein Pfiff! — Er geht durch Mark und Bein
Als wollt' er die Welt verhöhnen;

Ein flammensprühender Drache saust
Vorüber mit Schnauben und Stöhnen,
Er trägt in seinem Bauch die Welt,
Die ein Gedanke zusammenhält,
Ein Streben: Vorwärts! Vorwärts!

Hier ist der Platz für den deutschen Mann,
Hier seine rechte Stelle:
In seiner Seele trüber Nacht
Da wurd' es licht und helle.
So lang hat ihm das Treiben der Welt
Des Lebens Hoffnung und Lust vergällt,
Hier ist seiner Ruhe Hafen!

Hier geht es vorwärts, vorwärts nur,
Und all' das Heulen der Raben
Wird durch der Locomotive Ruf
In eitles Nichts begraben;
Hier wollt ihrs selbst, hier wollt ihrs ja:
Vorwärts, vorwärts — Victoria!
Kein Weilen und kein Rasten!

Und wenn das mächtige Element,
Das Menschenkunst geknechtet,
Die Fessel sprengt in wilder Wuth —
Wer ist's, der mit ihm rechtet?
Dann heißt es im Philisterium:
Man muß mit dem Incommodum
Das Commodum genießen!

Das ist ein Wort aus alter Zeit,
Bewahrt für alle Fälle;
Ist auch der Sonne Strahl zu heiß,
So denkt — es ist doch helle.
Laßt doch den Strom zum Meere zieh'n,
Was nützt euch euer eitles Müh'n:
Die Wellen rauschen weiter! —

Drum bin ich auch in Gott vergnügt
Auf meiner stillen Wache,
Wie auch die Welt vorüberfliegt,
Ich stehe hier und lache:
Ob Pickelhaube, ob Heckerhut:
Nur vorwärts, vorwärts, so ist's gut,
Und ich — ich salutire! —

J. Priem.



Der erste Schmerz.
(Le premier regret.)

Frei nach dem Französischen des Lamartine. *)

An den Ufern von Sorrente,
Von Orangen mild umschattet,
Wo die Wogen sich behende
Brechen, von dem Lauf ermattet:

Steht ein Stein im hohen Grase,
Wandrern — jungen wie den alten —
Predigend in gleichem Maße
Von des starren Todes Walten.

Wohl ist unbekannt der Namen,
Den die Liebe eingegraben
In des kleinen Denkmals Rahmen;
— Wen'ge einst genannt ihn haben. —

„Kurz nur blühte diese Rose,
„Von dem Sturme jung geknicket,
„Ist sie schon, die blätterlose,
„Zarter Blumenwelt entrücket!“

*) Aus „Graziella.“ Graziella war die liebenswürdige Enkelin eines alten Fischers auf der Insel Procida bei Neapel, welche Lamartine auf seiner Reise durch Italien kennen lernte.

Also steht's mit leichten Zügen
Auf dem kalten Leichensteine:
Doch die Worte, sie genügen
Manchem Herzen, daß es weine.

Und ich theile diese Klage,
Denk ich träumend mich zurücke
In die seligsten der Tage,
Die ich sah mit frohem Blicke.

Sechzehn Jahre war die Holde,
Schön, wie Engel nur erscheinen.
Sah ich sie im Abendgolde,
Wähnt' ich, Sel'gen mich zu einen.

Reiner niemals strahlten wieder
Frühlingshimmels Herrlichkeiten,
Als wenn ihrer Augen Lider
Sanft sich hoben, mild, bescheiden.

Und des blauen Meeres Fluthen,
Spiegelnd sich im hellen Lichte,
Glänzten schöner, wenn sie ruhten
Auf dem Engelsangesichte.

Junger Lilie, zarter Rose
Hohe Schönheit schier erbleichte,
Wenn die Reine, Anspruchslose
Sich in holder Anmuth zeigte.

Und ich war es, dem alleine
Diese Himmelsblume blühte;
Und sie war es, sie, die Eine,
Der mein Herz in Lieb' erglühte.

O, ich ruf' sie oft zurücke,
Jene seligste der Stunden,
Wo in ihrem zarten Blicke
Ich der Liebe Glück gefunden.

Linde Weste wehten leise
Von dem nahen Oceane,
Und der Barcarolen Weise
Tönte von dem Fischerkahne.

Noch in schwachen, lichten Strahlen
Sah am schon gebräunten Himmel
Man das Abendroth sich malen,
Weichend bald dem Sterngewimmel.

Da, des Südens Pracht genießend,
Galt es mir zur frohen Stunde,
Als, in Worte sich ergießend,
Es erklang vom ros'gen Munde:

„Sieh, wie's glänzet in den Lüften!
„Wie die Sterne Flammen sprühen!
„Wie, umweht von süßen Düften,
„Die Gestade schön erglühen!

„Wie die Wellen dort ersterben
„In des Goldsands seichtem Grabe!
„Wie der Berge Gipfel werben
„Um der Sonne letzte Gabe!:

„Also strahlen auch im Busen
„Sel'ger Hoffnung goldne Sterne;
„Frohes Spiel geschäft'ger Musen
„Rückt sie nach, die weite Ferne!

„Oder müßten nicht in Eile
„Düstre Bilder mir entschwinden,
„Wenn in Deiner Näh' ich weile,
„Wenn die Herzen so sich finden?" —

Doch was diese Seele fühlte:
Nimmer können's Worte sagen;
Himmelswonne sie umspielte,
Von der Liebe Hauch getragen.

Abendglöckleins traute Klänge
Tönten fern her von dem Thurme,
Weckten fromme Abendsänge
In dem Herzen frei vom Sturme.

Und in längst gewohnter Weise
Sank sie hin in Andacht Flammen:
„Bete mit mir," sprach sie leise,
„Laß uns beten doch zusammen!

„Denn des Himmels Seligkeiten:
„Nimmer könnt' ich sie erfassen,
„Sollten sie sich nicht verbreiten
„Ueber dich, müßt ich dich lassen!"

Und in diese Engelssprache
Mischt' ich lallend fromme Worte,
Auf der Zunge keine Frage:
Offen stand die Himmelspforte! —

Könnt' ich malen sie im Bilde,
Wär's ein Schwan auf leichten Wogen,
Den des heitren Abends Milde
In sein Element gezogen.

Sieh ihn gleiten durch die Wellen,
Tauchend in der Fluthen Hülle,
Schön beschienen von den hellen
Abendsternen traut und stille!

Nur dem Augenblick, dem frohen,
Lebt er, ahnend nicht Gefahren,
Die im Wolkenthron, dem hohen,
Schon für ihn bereitet waren.

Doch dort oben kreist im Bogen,
Streckend seine scharfen Krallen,
Wild ein Geier. Bist betrogen,
Armes Opfer, schon gefallen!

So erbleichet rasch im Sturme
Hesperus mit goldnem Strahle;
So, zerfressen von dem Wurme,
Stirbt die Rose in dem Thale —

Und so brach dies junge Leben,
Weil ein herb Geschick uns trennte,
Dort, wo ranken grüne Reben
An den Ufern von Sorrente!

Nicht nach lang ertragnen Schmerzen
Sank sie in des Todes Arme: —
Solche edle, wunde Herzen
Schlagen nicht dem zweiten Harme;

Nein, mit einem kräft'gen Zuge
Trank sie aus den Kelch der Leiden,
Um in schnellem, raschem Fluge
Von dem Land des Grams zu scheiden.

Und zum ew'gen Sternenkranze
Kehrte heim die holde Flamme,
Sich bewußt in ihrem Glanze,
Daß sie von dem Himmel stamme.

Ihre Hülle ruht im Frieden
Unter jenem Leichensteine:
Tön', o Klage, fort hienieden,
Fragt nicht mehr, warum ich weine!

...g...



I.

Neige deine Lippe.

Allem, was da schön und gut,
Neige deine Lippe!
Allem, was in Unschuld ruht,
Neige deine Lippe!

Neige sie dem Munde roth,
    Der dir Liebe lächelt;
Eines Mädchens zartem Muth
    Neige deine Lippe!

Einem holden, lieben Kind,
    Das im Schooße schlummert,
Das da ist in Gottes Hut,
    Neige deine Lippe!

Neige sie dem reinen Wein,
    Der dir perlt im Glase;
Der dir quillt als geistig Gut,
    Neig' auch dem die Lippe!

Alles, was da gut und schön,
    Küß' es sel'gen Kusses!
Daß dann Herz am Herzen ruht
    Neige deine Lippe!

O recht warm bewahre sie,
    Diese lautre Liebe!
Und wie nur die Unschuld thut
    Neigst du dann die Lippe. —

Karl Mögner.

II.

Zum Lobe Hafisens.

1.

Von Iran tönt mir eine Kunde,
Vom Land der Sonne, Land des Feuers,
Dem Lande weiser, hoher Lehren;
Ich hör' Hafisens Namen sprechen,
Des Turbanträgers frommen Namen,
Ich höre seine schönen Lieder —
Ich ehr' Hafis und liebe ihn. —
Nicht Schemseddin, des Glaubens Sonne,
Des ältern, schwertbewehrten Glaubens,

Hafis nicht, Alkorans Bewahrer,
Ehr' ich in dir, du Geist, du froher;
Du bist mir neuen Glaubens Leuchte,
Bist größer mir als Mahomed.
Denn einen neuen Koran schriebst du,
Geoffenbarten so besiegend,
Und deiner war vom Anbeginne:
Du sangst das Wort glanzheller Freude,
Du schriebst das Buch des Heils der Liebe,
Die sanft zum reinen Mund sich neiget,
Gesundheit sich daraus zu trinken,
Und die mit weiten, verlangenden Armen
Die große schöne Welt umfaßt;
Du sangst das Wort des reinen Herzens,
Das heiter durch sich selbst und sicher
Durch alle Schuld verkehrten Wollens
In edelstirn'ger Unschuld geht.
So bist du mir, Hafis, ein Heil'ger,
Weil du das Heil uns offenbartest,
Zu dessen Segnung größte Geister,
Selbst frei, auch uns zu lösen strebten.
Dir nebenan, ein Geistverwandter,
Steht licht der lieblich frohe Grieche;
Und wohl ein halbes Tausend später
Nach deinem Stern, im Abendlande
Ein neues Licht uns aufging: Hatem,
Apollo, der auch dich besang.
So flammen denn in Ost und Westen
Auf Hochaltären, festbegränzten,
Erbaut auf unsrer Mutter Erde,
Der Schönheit große Opferfeuer,
Der Schönheit und der Grazie!
Hafis! du trugest deren Fahne —
Ein Feind der Heuchelei und Kutte —
Zu Felde siegreich gegen jene,
Die düstrer Gottentfremdung Zeichen
Ob Menschenhäuptern sich entrollt.
Und siegreich waren deine Lieder

Auch noch nach deinem sanften Tode,
Als dich die frost'gen Schulpedanten,
Begräbnißehre dir verweigernd,
Mit ihrem Gift begeifern wollten;
Das Fal, es fand Prophetenworte,
Und sieh', zu deinem Ehrengrabe
Wallfahren deines Geists Verehrer,
Sie zieh'n zu deiner neuen Kaba,
Du heller Stern der Siebenpracht!
Dein Geist spricht heut noch aus dem Liede,
Das von Myrza Schaffy gesungen;
Cypressenwäldern, nächtig dunklen,
Entklingen hell der Mädchen Stimmen:
Was singen sie in lauen Nächten,
Wenn Mond und alle Sterne scheinen,
Was anders als dein fröhlich Lied!
Und will die Liebe sich verstehen,
Will sie den schlauen Wächter täuschen,
Der ihre Küsse möcht' verrathen —
Sie sucht in deinem Buch Verständniß,
Den Ausspruch ihres tiefsten Wesens,
Sie zeichnet deine schönsten Lieder
Verständnißinnig im Geheimniß,
Und fühlt sie still und selig nach.
Auf deinem Grabe in Mosella —
O freue dich, der du unsterblich!
An heil'ger Stätte, wo du schlummerst,
Da ruht der Knabe, ruht das Mädchen
Im Arm der Liebe ros'umduftet,
Und ihrer heißen Küsse Wonne,
In Heimlichkeit umweht vom Haare,
Lauscht sel'gen Südens heitre Nacht. —

2.

Wie dank' ich dir's, daß du mit deinen Liedern
Gewesen bist,
Daß du zu ihnen noch im spätern Alter
Genesen bist!

Ich säße dir als Schüler zu den Füßen,
Wenn du noch lebtest,
Wie du ein Schüler vor Suleimas Reizen
Gewesen bist.

Und möcht' auch wohl um deinen Hals dir fallen,
Die Stirn dir küssen,
Weil du entronnen aus dem Schein der Mystik
Zum Wesen bist.

Doch viel noch ist der Zeit, bis von den Meisten
Erlesen bist,
Und von den Menschen du als Buch des Glaubens
Gelesen bist.

3.

Alkorane und Breviere
Wünschtest du verbrannt zu haben;
Doch man betet noch die Schnüre,
Ohne dich erkannt zu haben.

Es ist gut, daß nichts entlohte;
Denn beim allentflammten Feuer
Fürcht' ich, daß man es erführe,
Schönstes mit entsandt zu haben.

Und wie kann man auch die Wasser,
Die in jenen Sümpfen flackern,
Hoffen, daß man sie entschüre,
Hoffen, sie in Brand zu haben!

Ferner sollen sie drum fließen,
Und es werden daraus trinken
Immer Heerden durst'ger Thiere,
Ohne viel Verstand zu haben.

4.

Hafis, du großer Meister!
Es ist mir sehr begreiflich
Dein radicales Schisma
Und deine Ketzerei.
Daß du die Herrn Collegen,
Die armen trock'nen Schlucker,
Die Paradiesespächter
So ganz negiren konntest —
Zu wundern was da wäre,
Ich finde nichts dabei.
Ob blühen oder welken,
Ob trunken ein Prophete,
Ob nüchtern ein Philister —
Du konnt'st dich nicht bedenken,
Was da zu wählen sei.
Hier grüner Baum des Lebens
Im reichen Liebesgarten,
Von seinen süßen Früchten
Zu nehmen ohne Fluchwort,
Und dort die dürre Distel
Im armen Wüstensande,
Zum Seligkeitsbestufe
Den Dorn sich einzudrücken —
Ach! mir ist sehr erklärlich,
Daß du entzwei gesprengt hast
Das Netz der Frömmelei.
Ja! deine Tagesrosen, —
Und jene mystischen Pilze
In Nächten auferzogen
Von höckerigem Kobold,
Wie find' ich sie verschieden!
O! Selmas Ambralocken, —
Und jene strupp'gen Haare,
Zeloten angehörig,
Welch' ungeheure Kluft ist's,
Unüberspringbar gähnend,
Sie trennend, diese zwei!

Es lächeln Mundrubine,
Das Wangengrübchen tieft sich,
Die Augen, welche raubten
Dir jenen hohen Himmel,
Sie blicken schon in Liebe,
Es wallt der runde Busen
In Sehnsucht dir entgegen —
Da sinkest du — o selig!
An's große Herz der Liebe!
Hat auch der düstre Mufti
Ein großes Herz der Liebe?
Er hat nur seine Kutte
Und seine Heuchelei.
Er reihet dumpf Gebete
An Rosenkranzes Kugeln,
Sein Ohr, es ist verschlossen
Dem Sang Bülbüls, der zarten, —
Du aber hörst sie singen,
Dir aber ist es Andacht,
In deine schönen Verse
Zu legen ihren Zauber,
Du, mein geliebter Meister!
Du hast aus großem Herzen
So rein und laut gesungen
Was schön ist und was frei,
Daß es auch uns erklungen,
Und ewig bleibt es neu!

5.

Die Uebertragung.

Ein Garten blüht in glücklich milder Lage,
Drauf mannigfalt'ge Blumen Frühling feiern,
Jed' Zeit und Ortes Schönstes zu erneuern —
Das Feld der Poesie in uns'rer Sprache.

Sieh! auch die Ros' von Schiras tritt zu Tage,
Voll, hundertblättrig, in den schönsten Feuern,

Die ihren Ort gewandelt hat, den theuern,
Doch nur, daß frischen Trieb bei uns sie schlage.

Dem Gärtner Dank, der sorgsam sie enthoben
Dem heim'schen Land und Licht, die unversehrte,
Sie finden ließ, das Heimathland, das neue;

Der sie gewartet hat in aller Treue
Der Liebe, und was ihre Art begehrte,
In zartem Schmelz dem Kelche hat gewoben.

Karl Rögner.

III.

Der Weiße und der Indianer.

Wer ist jener Flintenträger, in dem Gurt die Eisenwehr?
Ist ein Weißer, von Europa hergekommen über's Meer.

In das Meer Europas Bräuche werfend mit entschloss'ner Hand,
Trat er aus dem ruh'nden Dampfer auf amerikan'schen Strand.

In dem Busen treu bewahrend schönerworb'nes geistig Gut,
Schenkt er sich dem frischen Leben der Natur mit neuem Muth.

Auf der schönen Wies' von Texas schreitet er dem Walde zu,
Einer Insel in dem Grasmeer, um zu halten Mittagsruh.

Wo die großen Lebenseichen geisterhaft das Moos bedeckt,
Hat er mit geladner Büchse schlafend sich auf's Gras gestreckt. —

Wer ist jener Bogenträger, an der Hüft' den Tomahawk?
Ist ein rother Sohn des Landes, Mast von seines Stammes Wrak.

Von der Fluth der weißen Menschen ist bestürmt das lecke Schiff,
Bald wird's auseinander bersten, strandend am Vernichtungsriff.

Darum ist des Indianers Aug' voll Trotz, so weh sein Mund,
Darum hängt an seiner Lende dieser blonden Scalpe Bund.

Und er kann und will nicht lassen von der wilden, freien Art,
Fest will er's bei sich bewahren, was ihm von den Vätern ward.

Auf der schönen Wies' von Texas schreitet er auf frischer Spur,
Er ist ihr gefolgt von Brazos bis nach Colorados Flur —

Ueber Sierra de San Sabas schöngehob'nes Bergeland,
Ab des Land's Amphitheater! — jetzt hat er sein Ziel erkannt:

Wo die großen Lebenseichen grauweiß span'sches Moos umhängt,
Sieht er den erkor'nen Weißen schlafend seiner Hand geschenkt.

Ha, Comanchos, Sohn der Wildniß! wie blitzt auf dein schwarzes Aug'!
Schlangenhaft dein Leib sich dehnet! fort dich windest auf dem Bauch!

Wie wird deine Squaw sich freuen, kehrst du heim zu Wigwams Ruh
Mit dem Feuertode, mit dem Scalp des Feinds von Manitu!

Hinter'm langen Bart des Mooses hebt er sich jetzt auf gebückt —
Von dem Rühren seines Kniees die Mimos' zusammenschrickt.

Glänzend-schwarz, zum Busch gebunden, wallt sein Haar in Windeshauch;
Hellroth ist gefärbt sein Antlitz, denn das ist des Kriegers Brauch.

Dorten liegt sein Feind noch schlafend! — soll er würgen ihn im Schlaf?
Oder soll er ihn erwecken, eh' das Beil die Stirne traf?

Doch was ist das? tönt von dorten nicht ein tiefes Brummen her?
Ja, und es bewegt sich zottig, ha! das ist der graue Bär!

Grauer Bär, du Schreck der Menschen, der soeben noch so dreist,
Muß vor dir zusammenbeben, denn du bist — der böse Geist!

Thatlos steht der Indianer, als der Bär empor sich reckt;
Doch den Weißen, aus dem Schlafe auf ihn jenes Brummen schreckt.

Und er sieht das ries'ge Unthier dicht vor sich mit breiter Brust,
Mit des Rachens weitem Gähnen, mit des Auges blut'ger Lust.

Und nach dieses Auges Leuchten aus dem Rohr das Blei er schickt;
Aber weh! vom harten Schädel fällt die Kugel plattgedrückt.

Da ergreift ihn ein Entsetzen, und mit der Verzweiflung Muth
Aus dem Gurt das Bowiemesser reißt er, seine einz'ge Hut.

Nur ein Zwerg vor diesem Riesen, nimmt er doch den Kampf noch auf:
In die Brust das gute Eisen stößt er kräftig bis zum Knauf.

Und zurück, zurück geschwinde springt er nach dem guten Stoß,
Daß ihn nicht die grimmen Tatzen packen wild und rettungslos.

Und die Wagniß ist gelungen! Noch ein letztes, schwaches Drohn —
Sieh! das Thier, es wankt — es stürzt jetzt mit des Sterbens Röchelton. —

Da tritt vor der Indianer, auf die Brust gesenkt das Haupt,
Knieet nieder vor dem Weißen, der ihn seiner Rach' beraubt.

Also spricht er: Du bist tapfer, stark wie dieser böse Feind —
Deine Locke wollt' ich rauben — sei du mir jetzt guter Freund!

Und der Europäer reichet ihm die kühne tapfre Hand;
So für immer ist geschlungen einer starken Freundschaft Band.

Bald von Beiden ausgewaidet ist das graue, zott'ge Vest;
Recht im gieren Herzen sitzend, gab das Messer ihm den Rest.

Bald ist auch das weiche Lager aufgeschlagen für die Nacht
Und ein übergroßes Feuer von der Rothhaut angefacht.

Bärentatze, Bärenkeule braten an dem Gabelspieß;
Daß es nicht zu süßlich schmecke, mit dem Pulver salzen sie's.

Und als über'm Horizonte aufwärts wallt des Mondes Bild,
Der Comanchos ihm entgegen singt ein Lied so laut und wild!

Er singt von der That der Weißen, von des bösen Geistes Tod,
Preist die Seele seines Freundes, der ihm seine Rechte bot.

Und als war das Lied geendet, schauert auf die stille Nacht;
Es entschläft der müde Weiße, von dem Andern treu bewacht. —

Karl Rögner.

Sentenzen und Sprüche.

Recept.

(1837.)

Wie kann man gründlich die kuriren,
Die auf der Bierbank räsonniren,
Die alles ärgert und verdrießt,
Was je ein weiser Rath beschließt?
Ein Mittel gibt's, das kann nicht fehlen:
Man soll sie in den Rath nur wählen;
Probatum est; es wird sich zeigen:
Sie werden hören, seh'n und schweigen.

Talent und Genie.

Talent ist eine Perle,
Die tief im Grunde ruht;
Genie, das ist die Blume,
Die prangt in Farbenglut.

Talent kann gar nichts nützen,
Wird's nicht zu Tag gebracht;
Genie sprengt selbst die Knospe,
Sobald der Lenz erwacht.

Natur und Kunst.

Fremd wird dir, o Natur, der Mensch in erkünsteltem Treiben;
Wie den verlorenen Sohn nimmst du am Ziele ihn auf.

Freiheit.

Freiheit in männlicher Brust, du gleichest der stählernen Feder;
Jeglicher hemmende Druck mehret die strebende Kraft.

Richtschnur.

Menschlich fehlet der Mensch; drum soll man auch menschlich ihn richten.
Wer von euch niemals gefehlt, greife zuerst nach dem Stein.

Der Krieg.

Wo Zwei führen den Krieg, da führet ihn Einer mit Unrecht;
Fallen nun Tausende d'rob, Einen belastet die Schuld.

Die Großuhrmacher.

Bangend vor hohem Mittag zurück sie stellen den Zeiger;
Lächelnd ob eiteln Bemühns wandelt die Sonne die Bahn.

Europa.

Altes Europa, du welkst! Bald wird dich Amerika meistern,
Wachsend dir über den Kopf, das du mit Füßen einst tratst.

Vor- und rückwärts.

Vorwärts blicket so froh die Hoffnung, den Anker umfassend;
Doch unaufhörlich zurück wendet die Sehnsucht den Blick.

Die heiligen Schriften.

Warum schloß man so streng die Sammlung der heiligen Schriften?
Ist Er auf ewig verstummt, der zu den Vätern einst sprach? —

Die Propheten.

Wahrlich, jegliche Zeit erzeugt sich ihre Propheten;
Aber sie steinigt sie auch, wie es die Alten gethan.

Jacob Schnerr.

Selige Stunde.

Die Mittagsschwüle senket sich hernieder,
Kaum flüstern noch die ries'gen Bäume leise,
Der Mückenschwarm summt die gewohnte Weise,
Halbträumend singt der Vogel seine Lieder.

Und in des Seees Silberspiegel zittert
Der Sonne Bild, in dem sich wohlig wieget
Die stumme Brut und aneinander schmieget,
Von keines schlauen Fischers Netz umgittert.

Die Hirschkuh mit dem Jungen liegt im Schatten
Liebkosend, eine Mutter mit dem Kinde;
Und leichte Weste streifen leis' und linde
Durch die sich weithin zieh'nden Wiesenmatten.

O süße Ruhe, die hier ausgegossen!
Hier muß ein krankes Herz auf's Neu empfinden,
Das Frieden kann nicht bei den Menschen finden
Und stets bei ihnen kalt bleibt und verschlossen.

Ja! hier wird es vergessen alle Klagen
Und jeden Trug, mit dem man es umsponnen;
Alltäglichkeit ist wie ein Schaum zerronnen, —
Hier kann es nur den Himmel in sich tragen.

C. Weiß.

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1854.

Nürnberg,
Verlag von Bauer & Raspe.
(Julius Merz.)
1854.

Die heiligen Schriften.

Warum schloß man so streng die Sammlung der heiligen Schriften?
Ist Er auf ewig verstummt, der zu den Vätern einst sprach? —

Die Propheten.

Wahrlich, jegliche Zeit erzeugt sich ihre Propheten;
Aber sie steinigt sie auch, wie es die Alten gethan.

Jacob Schnerr.

Selige Stunde.

Die Mittagsschwüle senket sich hernieder,
Kaum flüstern noch die ries'gen Bäume leise,
Der Mückenschwarm summt die gewohnte Weise,
Halbträumend singt der Vogel seine Lieder.

Und in des Seees Silberspiegel zittert
Der Sonne Bild, in dem sich wohlig wieget
Die stumme Brut und aneinander schmieget,
Von keines schlauen Fischers Netz umgittert.

Die Hirschkuh mit dem Jungen liegt im Schatten
Liebkosend, eine Mutter mit dem Kinde;
Und leichte Weste streifen leis' und linde
Durch die sich weithin zieh'nden Wiesenmatten.

O süße Ruhe, die hier ausgegossen!
Hier muß ein krankes Herz auf's Neu empfinden,
Das Frieden kann nicht bei den Menschen finden
Und stets bei ihnen kalt bleibt und verschlossen.

Ja! hier wird es vergessen alle Klagen
Und jeden Trug, mit dem man es umsponnen;
Alltäglichkeit ist wie ein Schaum zerronnen, —
Hier kann es nur den Himmel in sich tragen.

C. Weiß.

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1854.

Nürnberg,
Verlag von Bauer & Raspe.
(Julius Merz.)
1854.

Vorwort.

Indem wir den 11ten Jahrgang unseres Albums veröffentlichen, dünkt es uns nicht unzweckmäßig, ferne stehende Leser darauf zurückzuführen, wie dieses Album des literarischen Vereins sein Entstehen und seine Verbreitung gefunden hat.

Im Jahre 1840 gründete nehmlich Buchhändler Merz in Verbindung mit einigen literarisch und wissenschaftlich gebildeten Freunden einen Verein, der sich die Aufgabe stellte, in monatlichen Zusammenkünften die Glieder gebildeter Familien um sich zu versammeln, bei welcher Gelegenheit Einige aus ihrer Mitte entweder kürzere prosaische Arbeiten oder poetische Gaben zum Vortrag bringen.

Unter stets wachsender Theilnahme bestand so der Verein mehrere Jahre, als sich bei Vielen das Verlangen kund gab, einzelne dieser Arbeiten, die einen in Rücksicht ihres geschichtlichen Interesses, die andern um später sie wiederholt zu genießen, durch den Druck in bleibenden Besitz erhalten zu können.

Was anfänglich nur für die Mitglieder bestimmt war, fand bald auch in weiteren Kreisen freundlichen

Anklang, und so hat unser Album seit einem Jahrzehent in vielen Lesezirkeln der gebildeten Welt sich eingebürgert. Wie es vorliegt, mag es Zeugniß davon geben, wie ein Kreis strebsamer Freunde in der „Altstadt der Kunst und des Liedes“, welche beide von dem merkantilen Treiben der Neuzeit sehr umflort und den Hammerschlägen der Industrie übertönt werden, die literarischen Erzeugnisse der Vergangenheit wie der Gegenwart sich zu eigen zu machen, sie zu reproduciren oder ähnliche zu schaffen, ja an ihrer Hand selbst sich zu vergnügen versteht.

Daß manche der im Album aufgenommenen Arbeiten von unsern hervorragenderen Autoren bei Behandung ähnlicher Stoffe Beachtung und Würdigung gefunden haben, ist eine ermuthigende Wahrnehmung und so hoffen wir denn, daß gleich den früheren Jahrgängen auch dieser eine freundliche Aufnahme finden werde.

Nürnberg im Dezember 1853.

Inhaltsverzeichniß.

I.
Prosaische Aufsätze.

II.
Gedichte.



Prosaische Aufsätze.

Die homerischen Frauen,

geschildert von

J. L. Hoffmann.

Zeiten hinab und Zeiten hinan tönt ewig Homeros
Einiges Lied; ihn krönt jeder olympische Kranz.
Lange sann die Natur, und schuf; und als sie geschaffen,
Ruhete sie und sprach: Einen Homeros der Welt.

I.

Ein Rückblick auf die Jugendzeit bietet dem vorgeschrittenen Alter eigenthümliche Reize dar. Aus dem verworrenen Mancherlei der Verhältnisse, aus dem unreinen Treiben des Tages, aus dem gleichgültigen Verkehr der Gesellschaft, aus der prosaischen Nüchternheit einer Verstandeswelt schaut der Blick mit wehmüthiger Sehnsucht zurück auf jene Einfachheit der Dinge, jene Lauterkeit der Entwürfe, jene seelenvolle Innigkeit des Umgangs, jene zwar unklare aber begeisterungsvolle Zeit der Ideale, über deren frühes Verschwinden der Dichter klagt. Ganz denselben Eindruck macht in der Geschichte der Menschheit die nähere Betrachtung längstvergangener Entwicklungsperioden, wenn es anders erlaubt ist, die im Uebermaß gebrauchte und mißbrauchte Vergleichung zwischen dem Leben der Einzelnen und des ganzen

Geschlechtes im Ernste zu wiederholen. Denn wenn wir ungeblendeten Auges den Gang des Völkerlebens verfolgen, so will es uns oft bedünken, als wäre jene sogenannte Entwicklungsgeschichte ein eitles Phantasiespiel hochmüthiger Denker, in Selbsttäuschung ersonnen, damit der Geschichtsphilosoph mit seinen Genossen auf der obersten Sprosse der Stufenleiter zu stehen komme, und mit kindischer Freude festgehalten, weil nun eben der bis dahin verborgene Plan einer göttlichen Weltregierung gefunden scheint. Mag es mir an philosophischem Blick oder an entschiedener Gläubigkeit fehlen, mag mich vielleicht auch die handwerksmäßige Vorliebe für das Griechenthum irre leiten: ich bekenne offenherzig, daß ich das Mittelalter mit seiner christlichen Unwissenheit und eisernen Gewaltthätigkeit bei aller lockenden Gemüthstiefe für keinen Fortschritt achte gegenüber der kindlichen, lebensreichen, heitern, maßvollen, humanen und nicht minder gottesfürchtigen Hellenenwelt. Ich finde hier mehr Anlage des Geistes, mehr Reichthum des Gefühls, mehr Genialität des Kunsttriebes, mehr Elasticität des Lebens, mehr frische und freudige Gesundheit in allen Gestaltungen der Thätigkeit, mit einem Worte ein höher- und bessergeartetes Menschenthum. Wie wäre auch außerdem die thatsächliche Zündkraft denkbar, mit welcher uns jene Alten nach Ablauf des Mittelalters in Flammen setzten, als zum erstenmal ihr Studium im christlichen Westeuropa heimisch ward? Wie wäre die wenn auch einseitig übertriebene Ansicht möglich geworden, daß die Welt die langen Jahrhunderte her im Schlafe gelegen, der Barbarei zum Raube gewesen, der Nacht verfallen und erst mit den classischen Studien wieder zu einem fröhlichen, lichten Morgen erwacht sei? Wie wäre

zuletzt wenigstens unter den tüchtigsten und unbefangensten Forschern und Kennern die Ueberzeugung zum Siege gelangt, daß wir mit Uebergehung aller mittleren Zeiten in Fragen nach Wahrheit wie im Urtheil über Schönheit unmittelbar an die Griechen anknüpfen müssen?

Vor allem bietet die Würdigung Homers einen sicheren Barometer dar in der Geschichte des ästhetischen und des sittlichen Bewußtseins. Im ganzen Alterthum hieß er ausschließlich „der Dichter.“ Durch alle Städte Griechenlands trugen kunstgeübte Rhapsoden, wie im Mittelalter fahrende Leute unsern Volksgesang, die anmuthigen Erzählungen von altem Heldenthume, die, in Joniens blühenden Städten geboren, wie Kinder reicher Begabung und heitern, offenen Angesichts jedem das Herz erschlossen. Und nachdem man sie in Athen kunstsinnig geordnet, da hörte am höchsten Feste die Versammlung sie alljährlich in feierlichem Vortrage wiederholen, und auch andere Städte veranstalteten um die Wette Sammlungen der gefeierten Dichtungen. Aeschylus erklärt seine Tragödien für Brocken von Homers reichen Mahlen; in Phidias wecken des alten Sängers Worte die gestaltende Idee zu seinem Zeus von Olympia; Philosophen, Redner, Staatsmänner, Feldherren berufen sich auf seine Aussprüche; Alexander trägt im goldenen Schmuckkästchen den gemeinsamen Liebling auf seinen Zügen durch Asien mit; scharfsinnige Gelehrte machen sich die Herstellung eines möglichst reinen Textes zur Lebensaufgabe. In Rom dient er in lateinischer Uebersetzung beim Elementarunterrichte zum Schulbuch und reizt einen Virgil zu vergeblicher Nacheiferung. — Das Mittelalter dagegen schöpft seine verworrenen Vorstellungen von griechischer Heroenzeit aus trüben

Quellen. Homer ist außer dem Namen völlig verschollen. Dann streitet man sich, nachdem der todte Sänger wieder auferstanden, eine gute Weile um den Vorzug Virgils, den man — so spukt schon lange die Meinung vom nothwendigen Fortschritt in den Köpfen — für eleganter, gebildeter achtet, und entschuldigt die vermeintliche Rohheit des Griechen mit dessen frühem noch barbarischem Zeitalter. Erstrecken sich doch dergleichen gutgemeinte aber eben so abgeschmackte Entschuldigungsversuche bis in unser Jahrhundert herein; so schwer war es, die Begeisterung ganz zu verstehen, mit welcher unsere Lessing, Herder und Göthe dem göttlichen Sänger als einem unerreichbaren huldigten.

Jetzt nachdem wir unsere große Geschmacksentwicklung hinter uns haben, fällt es uns allerdings fast eben so schwer zu begreifen, wie ein poetisches Genie von Klopstocks Größe, das die plastische Welt Homers vor Augen hatte, sich bis zu dem Grade der Gestalt- und Wesenlosigkeit verirren konnte, die uns sein langathmiges Gedicht ungenießbar macht. Göthe dagegen, wie schätzt er seinen Homer, wie möchte er ihn nachahmen, und wie verzagt er immer wieder bei solchem Unterfangen, das auch den Muthigsten zur Verzweiflung bringe! Man lese nur die feinen Beobachtungen im Briefwechsel mit Schiller aus jener Zeit, in welcher er den fruchtlosen und bald wieder aufgegebenen Versuch einer Achilleis wagte. Aber schon in der Wertherzeit hatte seinen episch organisirten Geist der jonische Sänger in seinem Zauberbann. „Ich will nicht mehr ermuntert, angefeuert sein; ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer“ —, läßt er den überreizten Jüngling schreiben, in dessen Person er die eigenen

Seelenzustände, ja die seiner ganzen Zeit verkörpert wiedergibt. Und wie derselbe verstimmt aus der vornehmen Gesellschaft zu scheiden veranlaßt worden ist, fährt er weg, vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen und dabei in seinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird.

Mißvergnügt über die klopstockische Ueberschwänglichkeit in der Literatur, überdrüssig der französischen Unnatur im Leben, wie labte sich die geniale Jugend am frischen Quell einer Poesie, in welcher von alle dem, was ringsum drückte und beengte, so gar keine Spur war! Man fühlte sprudelnde Lebenslust, man sehnte sich nach Urzuständen, wo die Brust frei athmete und Mensch mit Menschen menschlich verkehrte. Man flüchtete zu Hans Sachs, dem biedern Volksmann, man schwärmte mit Ossian, man redete mit Shakespeare in Kraftworten; aber beim ersten war zu viel Spießbürgerlichkeit, beim zweiten zu viel Nebelluft, beim dritten zu viel barocke Keckheit. Wie beweglich dagegen, wie klar, wie human die homerische Menschenwelt! Was einen Anflug hatte von dem Geiste der neuen Zeit, dessen Träger Göthe geworden, nahm den ernstesten Antheil an Homer trotz der mangelhaften Kenntniß des Griechischen, trotz der lückenhaften Schulbildung, welche ein eingehenderes Verständniß noch bedeutend erschwerte. Friedrich Stolberg, Bürger, Voß versuchen um die Wette den bewunderten Dichter durch Uebersetzung unter uns volksthümlich zu machen.

Eitles Bemühen, selbst bei Voß, dessen Uebertragung lange für classisch galt. In diesen Hexametern vernehmen wir nichts von Wiegengesang; wir glauben einen handfesten Wagen zu hören, der über einen Knüppeldamm fährt. Das

hagebüchene Wesen dieses berühmten Gelehrten drückt sich gerade in seiner Homersübersetzung am unsanftesten ab; denn nichts war ihm so fremd als der unendlich melodische, lieblich dahinfließende, weiche, geschmeidige homerische Vers. Hätte es damals gegolten das Nibelungenlied unter uns zu verpflanzen, ich hätte keine geeignetere Natur gekannt; denn da ist alles in Vossens Weise aus dem Groben gehauen, Gedanken und Form, eckig und knorrig; aber den deutschen Hexameter also zu zügeln, daß er eine leise Ahnung des homerischen zuläßt, hätte annäherungsweise nur einem Platen gelingen können. Gewandter als Voß ist der neue Uebersetzer Wiedasch; wenn nur nicht an dem unnennbaren Wohllaut, an der jugendlichen Gelenkigkeit, an der genialen Satzfügung, an dem überschwänglichen Formen- und Wortreichthum, an der feinen Tonmalerei, an dem zierlich leichten Tanz der Sprache Homers unsere schwerfällige, langsylbige, eintönige, consonantenreiche, für grammatische Neubildungen abgestorbene deutsche Rede überhaupt völlig zu Schanden würde!

Die Widerborstigkeit unserer Sprache trägt hauptsächlich die Schuld, daß Homer bei allen Bemühungen unserer ersten Geister während der Humanitätsperiode und bei all dem Nachdruck, welchen noch immer auf sein Studium die Gymnasien legen, bis heute unter uns nicht populär geworden ist, während das Nibelungenlied besonders seit Simrocks Uebertragung unter Gebildeten einen ziemlich weiten Leserkreis findet. Oder soll ich etwa gegen mein eigenes Fleisch und Blut mich empören und die gelehrten Schulen anklagen, daß sie über Darlegung der homerischen Grammatik und Worterklärung vergäßen, der Jugend einen Einblick in die

Schönheiten der Dichtung wie in das Leben der heroischen Welt zu öffnen, so daß dann Homer gleich andern Marterwerkzeugen der Schulbank in reiferen Jahren unberührt bleibe? An innerem Werthe wenigstens — das wird auch der befangenste Freund deutscher Heldendichtung nach den sorgfältig gezogenen Parellelen zugestehen — kann weder das Nibelungenlied noch irgend ein Epos eines andern Volkes mit dem homerischen wetteifern.

Eine kurze Episode von 51 Tagen aus dem letzten Jahre der zehnjährigen Belagerung Trojas liefert den Stoff zur Ilias; der Zorn eines Fürsten über erlittenes Unrecht sammt dessen Folgen bildet den Rahmen des überreichen Gemäldes, welches in dem Treiben seiner Helden sein ganzes Zeitalter sprechend und getreulich wiedergibt. Jene Fürsten und Herren sind keine Dichtergebilde, keine Theaterfiguren; sie leben, athmen, reden, schmausen, hadern und kämpfen mit dem täuschenden Scheine der Wirklichkeit. Mit behaglicher Breite legen sie ihre Natur auseinander, alle sich ähnlich als Kinder einer einfachen Zeit, und doch durch die feinsten Nuancen unterschieden: der stolze Herrscher der Mannen Agamemnon, der erst durch Schaden zur Besonnenheit kommt; der hochfahrende jugendliche Achilleus, übermenschlich an Kraft wie an Leidenschaft, mit der melancholischen Vorahnung nahen selbstgewählten Todes, mit dem Herzen voll weicher Freundschaft zu dem sanften Patroklos; der berechnende, kluge, redekundige, gewandte Odysseus, der schon mitten im Völkergedränge vermuthen läßt, daß er durch die sturmvollste Brandung des Lebens unbeschädigt in den Hafen der Ruhe einlaufen würde; dann Aias, der Mann der That mehr als des Wortes, der ausharrende Kämpe;

und der alte Nestor, der greisenhaft gesprächige, von der Vergangenheit zehrende, in Jugenderinnerungen schwelgende Rathgeber. Auf der andern Seite Hektor, der mannhafte, unermüdliche Schirmer Trojas, erfahren, kühn, nüchtern, resignirt, edel und brav, feurig im Streit, von allen Gegnern gefürchtet, selbst nicht dem Achilleus weichend es gelte Sieg oder Tod, ein warmer Patriot, ein guter Sohn, ein liebender Gatte und Vater; dagegen Paris, der leichtfertige Verführer, kräftig aber meist ohne Kampflust, der, nachdem er dem erzürnten Menelaos im Zweikampf unterlegen, der Liebe gedenkt statt der Schande; und Priamos, der milde, würdige Greis, der unschuldig an dem Unglück seines Reichs und seines Hauses der Götter Schluß mit Entsagung hinnimmt —: wozu sie alle aufzählen, die verschiedenen Helden, die zwischen Simoeis und Skamandros als wahrhafte Menschen von Fleisch und Blut, vielbewegt von Leidenschaft, um Existenz, um Rache, oder um Ehre kämpfen? Und jene Kampf- und Schlachtscenen, wie mannigfach bei aller Einfalt der Kriegskunst! Da weiß der Dichter bald den Blick zu erweitern aufs Allgemeine, wenn die geschlossenen Schaaren anrücken, Schild an Schild, Helm an Helm, Mann an Mann, schweigsam dem Führer gehorchend, wenn das Handgemeng entsteht und Weheklagen und Siegesjubel durcheinander bringt und die Erde von Blut trieft; bald das Auge auf das Einzelne zu heften und wiederum die matte Eintönigkeit der Beschreibung durch sprechende Gleichnisse zu beleben. Dazwischen dann die schönsten Episoden, daß wir ausgeruht ins Kampfgewühl zurückkehren —; doch ich muß an mich halten, damit ich nicht über langer Einleitung meinem eigentlichen Gegenstand mich zu nähern vergesse.

In der Odyssee ein hochgeachtetes Fürstenhaus bedrängt durch Uebermuth einer frechen Jugend, eine treue Gattin von begehrlichen Freiern umlagert, ein edler Sohn an Leben und Besitzstand bedroht, der Hausherr auf weiten Meeren verschlagen, lockenden wie gefahrvollen Abenteuern ausgesetzt. Aber es ist ja der vielgewandte, erfindungsreiche Odysseus, der in des Schicksals Wogen unterzugehen nicht bestimmt sein kann. Nach Verlust seiner Gefährten, nach dem Schiffbruch seines schwachen Fahrzeuges schwimmt er einsam in die Flußmündung des Phäakenlandes. Sein gefaßtes, besonnenes Verhalten erwirbt ihm die Gunst leichthinlebender Seefährer; da öffnet er vor König und Königin den reichen Schatz seiner Mähren, da fällt ihm ungesucht die Neigung der blühenden Königstochter zu. Aber heim treibt ihn die Sehnsucht zu seiner Gattin, nach welcher er selbst in den Armen der Göttin geseufzt, heim zu seinem Sohn, den er als unmündiges Kind verlassen, heim zu Haus und Hof und Gesinde. In Bettlergestalt naht der Rächer dem Gehöfte des ergebenen Schweinhirten und läßt sich als armen Fremdling patriarchalisch bewirthen, um Kundschaft einzuziehen von der Größe der Gefahr, gibt sich nach und nach dem Sohn zu erkennen, dem Schweinhirten, dem Rinderhirten, und die wenigen Getreuen vollziehen zusammen den Plan der Vergeltung. Unter dem Beistande der Göttin erliegen die Schuldigen, und die Dulderin Penelope hat den glücklichen Morgen erlebt, der ihr nach zwanzigjährigem Tragen und Leiden, nach vielem Seufzen und Nachtwachen den geliebten Gatten wiederbringt. Auch diese Schilderungen buntschillernder Abenteuer, in einen Kranz von 40 Tagen verschlungen und in anmuthiger Abwechslung zwischen phan-

tastischen Schiffermärchen und einfachen häuslichen Scenen getheilt, enthalten eine so überreiche Fülle von Poesie und Leben, daß es mir unmöglich dünkt, sie mit einigem Erfolge übersichtlich vor Ihnen aufzurollen.

Homer läßt sich, wenn man, ohne ein Buch zu schreiben, einige Genauigkeit beabsichtigt, nur stückweise behandeln; so vielfach sind die Fragen, die hier sich ungesucht darbieten, man mag nun auf die seit 1795 bis heute mit dogmatischer und kritischer Leidenschaftlichkeit fortgeführte Untersuchung über Einheit oder Vielheit der Dichter zurückkommen, welchen das griechische Nationalepos seinen Ursprung verdanke, eine Untersuchung, in welcher heutzutage die Gelehrten je nach ihren kirchlichen Standpunkten auseinanderzugehen scheinen; oder den Plan der Composition am Faden der Erzählung verfolgen; oder über Schönheit und Abwechslung des Hexameters reden, der größten Erfindung, welche jemals die metrische Technik gemacht hat; oder aus den poetischen Schilderungen des Heldenalters Schlüsse ziehen auf die entsprechende Aehnlichkeit der wirklichen Lebensverhältnisse; oder auf rein ästhetischem Gebiete weilend die Kunst bewundern, welche in genialem Vereine mit der Natur bei Entwerfung seiner Lebens- und Schlachtenbilder dem Dichter Führerin war.

So wollen denn auch wir uns zu einer Einzelfrage wenden. Betrachten wir die homerische Frauenwelt, zuerst in allgemeinen Umrissen, dann in besondern Persönlichkeiten.

Die wunderlichen Gegensätze, welche heutzutage mehr als je die Vernunft in unruhige Schwingungen versetzen, haben selbst über diejenigen Beziehungen, die unmittelbar der Natur entsprungen, durch die Natur die Bürgschaft ihrer

Ewigkeit tragen, das Urtheil unsicher und streitig gemacht. Wäre nicht zum Glück die Sitte mächtiger als die Theorie, die Frauen wären in reformatorischem Eifer lange ihren Kreisen entrückt, in welchen sie sicher und maßvoll waltend, schon unsern Urvätern heilig waren. Bald klagt man das ehrwürdige Institut der Ehe, in welcher das Gemüthsleben der Menschheit seine stärksten Wurzeln geschlagen, als Hauptursache der gesellschaftlichen Leiden an, und möchte zum kündbaren Vertrage erniedrigen, was bei allen gesitteten Völkern ein durch religiöse Weihen geheiligter Bund fürs Leben war; bald macht man Uebereinstimmung in Glaubenssachen zur Hauptbedingung der Liebe und Ehe; der lüsterne, aber dogmatisch kugelfeste Walther, der die ungläubige Braut vor dem Altare verläßt, nachdem er selbst auf der Brautfahrt das fremde Mägdlein geküßt, wird zum Modehelden eines christlichen Lesepublikums, und der süße, gedankenarme Sänger christlicher Minnelieder ruht weich und warm in der Hofgunst. Das fehlte uns noch, daß Systemenhaß und Glaubensdünkel der Männer auf das weibliche Geschlecht überginge, und das freundliche Vermittleramt, das es bisher in anmuthsvoller Herzlichkeit unsern Klopffechtereien gegenüber geübt hat, seiner sanften Hand entwunden würde.

So tragen denn die mancherlei fremden Bäume, die an der Stelle des alten Eichwaldes gepflanzt und gepflegt wurden, auch mancherlei Früchte, nicht gleich wohlschmeckend für Jedermann. Aber der ganze Obstgarten unserer Cultur, wie jämmerlich sticht er ab von einem Urwalde, der froh, frisch und wohlgenährt von der Mutter Erde gen Himmel sproßt! In der homerischen Dichtung höre ich noch recht vernehmlich sein heiliges Rauschen, sehe ich die starken

Stämme ursprünglichen Menschenthums in wunderbarer Fülle, Schönheit und Größe emporgetrieben aus dem Boden einfachen Familienlebens. Da ist noch eins, was Klima, Zeit, Glaube, Sitte, Bildung später getheilt haben; in diesen Männern, diesen Frauen gewahre ich zugleich das Urbild der germanischen, nur daß beide Geschlechter unter glücklicherem Himmel offener, mittheilender, biegsamer waren, die in unsrem kalten, sumpfigen, waldbedeckten Vaterlande starrer, verschlossener, innerlicher geworden sind.

So gewiß jedem Dichter die wirkliche Umgebung die Farben leiht, hat auch Homer die Frauen im Wesentlichen nach dem Leben gemalt. Und darin gerade liegt ein Hauptreiz seiner Dichtungen, daß sie uns das griechische Leben, wie es etwa tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung war, wieder auferwecken. In Griechenland ist die Cultur dem Familienleben weniger noch als anderswo günstig geworden. Nehmen wir auch die Ausfälle eines Aristophanes und Euripides auf Sitten und Wesen der Frauen nur zur Hälfte für wahr an, und halten wir sie mit den sonstigen Mittheilungen über das häusliche Leben der Griechen aus ihrer Blüthezeit zusammen, so gewahren wir mit Staunen, wie sehr das Weib gegen den Mann gerade in den gebildetsten Staaten zurückgeblieben ist. Der dorische Stamm, welcher an Sitte und Einrichtung der Vorfahren eben so wie an ihrer Unkultur fest hielt, gewährte fortdauernd den Frauen die alte Ehre und den Mädchen die alte Freiheit, und gestand jenen eine Herrschaft zu, welche als ungebührlich, und diesen eine Ungenirtheit, welche als zügellos und frech von mißgünstigen Beurtheilern verschrieen wurde. Dagegen lebte die athenische Bürgerin in fast orientalischer

Zurückgezogenheit eingeschlossen im Innern des Hauses, eingeschränkt durch Sitte und Gesetz, ohne Bildung, ohne Antheil an den öffentlichen Interessen der Männer, eine blöde Hüterin des Hauses, eine unwissende Erzieherin ihrer Töchter, die in gleicher Beschränktheit wie die Mütter heranwuchsen, und wenige Jahre über die Kindheit hinausgetreten, einem unbekannten Freier, der den Freudentaumel zweideutiger Liebschaften durchtobt hatte, zu willenlosem Eigenthume wurden. Die Ehe, der Zielpunkt aller unserer Lustspiele, erscheint in der griechischen Comödie zumeist als Schreckbild. Der junge Mann tummelt sich auf Uebungsplätzen, hört zu auf dem Markte, studirt bei Rednern und Philosophen, treibt Musik und Poesie, sieht Schauspiele und Wettkämpfe des Geistes und Körpers, schwelgt ohne sonderliche Gefährdung seines Rufes mit Hetären und schönen Knaben; die Jungfrau sitzt mit der Mutter einsam im Frauengemach unter den Mägden. Aber es rächte sich die Einseitigkeit des öffentlichen Lebens zuletzt doch wieder an den Männern, welche den lieben Zauber gebildeter Weiblichkeit im Hause vermißten und die geistige Leere am eigenen Herde auswärts durch allerlei halbe Mittel vergebens auszufüllen suchten.

Wie grundverschieden doch von diesen trüben Erfahrungen die Zustände im homerischen Heldenalter, in welchem die Cultur in der Familie noch keine zersetzende Wirkung übt! Tapfer im Kampfe, klug im Rathe, wohl auch beredt in der Versammlung der Mann; schön, verständig, geschickt in den Künsten der Wolle und des Flachses die Frau; Körpergröße gereicht auch ihr zu besonderem Lobe; frei und unbefangen der Verkehr der Geschlechter im Hause wie auf

der Straße, zwischen Verwandten wie zwischen Gastfreunden und Fremdlingen. Fleisch und Brod, Milch, Käse und Honig die einfache Nahrung, selbstgesponnener und gewebter Zeuch der Kleiderstoff. Und doch dabei schon mancherlei Reiz, womit die Kunst dem Bedürfniß dient. Die weißarmigen, schönwangigen, wohlgelockten Frauen, die munterblickenden Jungfrauen, ja auch die achtbaren Dienerinnen heißen die wohlgekleideten. Der weiße Schleier fließt vom Haupte herab über das gegürtete feine Schleppgewand der Matrone, und zierlicher Goldschmuck als Ohrgehäng, Halskette und Armspange erhöht die natürlichen Reize der Jugend. Von Specereien duften die weißen Gewänder, die mit allerlei Blumen- und historischem Bildwerk durchwoben sind; Troddeln umgeben den Saum des Gürtels, und goldene Haften halten das Kleid zusammen; Wohlgerüche durchziehen das Frauengemach. Allerdings bewegt sich der Dichter auch in seinen Frauenschilderungen nur innerhalb der Gränzen des Herrenstandes; das Volk bleibt in dunklem Hintergrunde, auf welchem einzelne Figuren nicht mehr unterscheidbar sind. Aber immerhin leitet die Erwägung, wie selbst Freie und Dienerinnen weder in Beschäftigung noch im Umgang durch eine schroffe Kluft sich scheiden, zu der festen Ansicht, daß innerhalb des freien Standes jene künstlichen Schranken der Etikette noch nicht aufgerichtet waren, welche die Fürstin von der Bürgersfrau trennen.

Das Drückende der Knechtschaft mildert der zwanglose Verkehr und der patriarchalische Geist zwischen Herrschenden und Gehorchenden. Freilich gilt auch dort für das süßeste Gut die Freiheit in dem Augenblick, wenn der vorher begüterte Freie durch Kriegsnoth zum Sclaven wird.

Die Gattin stürzt sich laut schluchzend über den gefallenen Vertheidiger des Vaterlandes, den sie im Todeskampf zucken sieht, und Krieger stoßen sie mit Speerstangen an Rücken und Schultern und führen sie in die Knechtschaft zu Arbeit und Jammer, daß ihr vor Gram die Wangen verbleichen. Indeß nicht alle Sclavinnen sind ja erbeutete Heldenweiber. Ich bin kein Verfechter der Leibeigenschaft; aber entschlagen Sie sich nur der Gedanken an Rußland oder an das Schicksal der Negersclaven, wenn von homerischen Verhältnissen die Rede ist. So lange die humane Sitte waltet über dem starren Rechte, schwankt die Wage gar sehr, welcher Zustand dem Armen willkommener ist, die bleibende Abhängigkeit von einer milden Herrschaft, mit der er alles theilt, Ruhe und Arbeit, Freud und Leid, Genuß und Entsagung; mit der er durch Bande des Wohlwollens verkettet, eine Familie bildet: — oder das gemüthlose Verhältniß abstracter Gleichberechtigung, wo der Dienende auf Zeit seine Freiheit um Geld verkauft, wo an die Stelle von Liebe und Anhänglichkeit hier kalte Hoffart, dort Trotz und Arglist zu treten pflegt, und die kranke oder alte Dienerin mitleidslos verstoßen wird. Auch bei Homer feiern die Mägde, wenn Helena außer dem Hause ist, und eilen, sobald sie zurückkehrt, an die Arbeit; aber dann schafft auch sie mit ihnen am Webstuhl und an der Spindel, theilt nicht bloß stolze Befehle aus. Nirgends gewahren wir eine strenge Abgränzung in den Geschäften des Hauses; die Königsfrau, die Fürstentochter legt mit Hand an unter den Dienerinnen. Penelope hat wie die Phäakenkönigin Arete fünfzig Mägde, ungleich an Werth und Stellung. Die alte Schaffnerin ermuntert die Mägde am Morgen zur Arbeit, das Estrich zu

kehren und zu sprengen, Felle und purpurne Decken auf die Stühle zu legen, die Tische mit Schwämmen abzuwaschen, Mischkrüge und Becher zu scheuern, Wasser von der Quelle zu holen, Feuer anzuzünden; aber auch die Tochter des Lästrygonenkönigs ist im Begriff aus weiter Entfernung von der Stadt allein Wasser zu holen, als sie dem Odysseus begegnet. Die Dienerinnen bereiten das Mahl; aber auch die Königin Helene ist dabei beschäftigt, und Andromache pflegt selbst Hectors Rosse zu füttern. Mägde wie Herrinnen machen die Betten, diese ihren Gatten, jene den andern Personen des Hauses und den Fremdlingen. Mägde schirren der Nausikaa am Morgen die Maulesel an — schon sitzt die Mutter des Hauses mit andern Dienerinnen spinnend am Herde —; die Königstochter besteigt den mit Wäsche beladenen Wagen und lenkt eigenhändig das Gespann; die Mutter hat ihr Mundvorrath mitgegeben und Oel, damit sie mit den Mägden sich salbe und erquicke nach vollbrachter Arbeit. Weit von der Stadt (in Troja ist's eben so) sind die steinernen Waschtröge am Fluß, von welchem das Wasser zu- und abfließt. Da treten sie denn die Leintücher und die Kleider für sich und Nausikaas Vater und für die Brüder. Dann breiten sie alles aus, was sie gewaschen, und trocknen es am Uferkiese, während sie mittlerweile sich baden und salben und ihr frugales Mahl verzehren. Nun spielen sie Ball, und Nausikaa stimmt einen Rundgesang an; mit der zusammengelegten Wäsche kehren sie am Abend, Nausikaa zu Wagen, die Mägde zu Fuß, in die Stadt zurück; da umstehen die lieben Brüder die heimgekehrte Schwester, schirren die Maulesel aus und tragen die gewaschenen Tücher und Wollengewänder ins Haus hinein.

Welche Einfalt, welche offene Gemüthlichkeit, welche Gleichheit zwischen Herrschenden und Dienenden! In fast alle Geschäfte theilen sich ohne Unterschied beide Stände, auch in die Liebesdienste, die man willkommenen Gästen erweist: bei Menelaos bedienen Sclavinnen den Telemachos und Peisistratos beim Baden und Salben; aber in Troja badete und salbte einst Helena selbst den Odysseus, und Polykaste, die jüngste Tochter Nestors, badet in Pylos den Telemach und reicht ihm die Gewänder. Nur Scheuern und Schwanken, Anzünden und Unterhalten des Feuers zum Kochen und Leuchten und das härtere Mahlen auf der Handmühle erscheint als ausschließliche Arbeit der Sclavinnen. In der Odyssee wird uns ein Bild einer mahlenden Dienerin vorgeführt, das einzige, das an die schwere Belastung der Menschenkraft erinnert, mit welcher die moderne christliche Zeit die armen Arbeiter heimsucht. Im Hause des Odysseus nehmlich sind zwölf Müllerinnen; elf liegen in ruhigem Schlafe, die zwölfte jedoch war noch nicht fertig mit ihrer Arbeit, als schon die Morgenröthe aufgegangen war, obschon sie die Nacht durch gemahlen hatte; denn sie hatte einen schwächlichen Körper. Aber nicht Penelope hatte ihr das Uebermaß von Arbeit auferlegt, sondern die grausamen Freier. Darum stellt sie auch die Mühle hin, als sie bei wolkenlosem Himmel donnern hört, und das Zeichen von Zeus für ihr eigenes Schicksal günstig deutend, hofft sie den nahen Untergang ihrer Peiniger. Außer dem Strafgerichte, welches der heimgekehrte Odysseus an den Freiern gleichmäßig wie an zwölf ungetreuen Mägden vollzieht, kommt im ganzen Homer gegen eine dienende Person weder Züchtigung noch Scheltwort vor, nur daß Penelope, plötzlich aus dem

Schlafe mit der unwahrscheinlichen Nachricht von der Rückkunft des Gatten geweckt, die alte Schaffnerin etwas unsanft anläßt, und Odysseus sie bedroht, wenn sie von seiner Rückkehr nicht schweigen würde. Aber jene zwölf Mägde waren eben auch aus der Bahn der guten Sitte weit abgewichen, hatten mit den Freiern gebuhlt und die Herrin verachtet, hatten die Heiligkeit des Gastrechts durch Mißhandlung des in Bettlergestalt unter ihnen weilenden Herrn freventlich verhöhnt und durch freche Zügellosigkeit die Vergeltung herbeigerufen. So müssen sie denn hereintreten in den Saal, nachdem die Rache an den Freiern erfüllt ist, müssen die Todten hinausschaffen und das Estrich reinigen, und werden zuletzt von Telemach der Reihe nach alle an einem Seile aufgehangen. Tugend und Laster stehen auch in den einfachsten Zeiten neben einander; denn Neigung und Wille schwanken von jeher nach beiden Richtungen hin; ja der Gegensatz zwischen gut und bös ist um so unversöhnter unter Naturvölkern, weil das Laster vom glänzenden Firniß der Bildung und äußern Zucht noch weniger überkleidet ist. Die verbuhlte phönizische Magd lockte den kleinen Eumäos, ihren Pflegling, aufs Schiff ihrer Landsleute und bringt das schuldlose Kind als Bezahlung ihrer Ueberfahrt in ewige Knechtschaft. Gleichwohl stehen solche Beispiele untreuer Dienerinnen in den homerischen Gedichten sehr vereinzelt da, vielmehr geht durch das ganze Leben ein Zug ungeschminkten Wohlwollens und gegenseitiger Ergebenheit, und der Sclavenstand steht dem der Herren weit näher als in spätern Zeiten. Mag auch der Zorn des Achilleus über das gewaltsame Fortführen der Briseis zum Theil auf beleidigtem Ehrgefühle beruhen, so mischt sich doch ganz we-

fentlich hinein die Schmerzensklage über die verlorene Genossin, die er von Herzen lieb gehabt, obschon sie im Kriege erworben war. Und als der Held um den todten Patroklos weinend im Staube lag, da stürzen die Dienerinnen, welche von beiden Männern erbeutet waren, mit lautem Klagegeschrei aus der Hütte um Achilleus her, zerschlagen sich mit den Händen die Brust, zerkratzen sich das Angesicht und sinken kraftlos nieder auf die Erde. Am lautesten aber jammert Briseis beim Anblick des zerfleischten, im Leben so freundlichen Mannes, der sie einst getröstet hatte in ihrem großen Unglück. Denn als Achilleus ihre Vaterstadt zerstörte, als ihr Gatte und ihre drei Brüder fielen und sie selbst dem Sieger zum Raube ward, da wollte Patroklos sie nicht weiter weinen lassen, sondern versprach ihr, sie solle seines Freundes eheliche Gattin werden daheim unter den Myrmidonen. Wie nach rührendem Abschied von dem Gatten Andromache in banger Ahnung seines nahen Todes Thränen vergießt, da beweinen mit ihr alle Dienerinnen den Lebenden als ob er schon gestorben wäre. Wie freuen sich dagegen die Mägde, als Telemachos der Todesgefahr entronnen nach Hause kommt, und küssen ihm Haupt und Schultern; wie umringen und begrüßen und küssen sie endlich den Odysseus und halten ihm die Hände! Da ist nirgends eine Spur von jener demüthigen Scheu, welche im Mittelalter wie in der Neuzeit Knecht oder Magd als Wesen untergeordneter Art in ehrerbietiger Entfernung von der Herrschaft hält; nirgends launenhafte Strenge der Befehlenden oder verschlagene Zurückhaltung der Gehorchenden; die Untergebenen nahen zutraulich den Gebietern, plaudern und fragen, und wenn etwa der Diener draußen auf dem

Gute seinen Beruf hat und kommt herein in die Stadt, so ist es ihm Bedürfniß, vor der Herrin zu reden und alles zu erfahren; dann erhält er auch zu essen und zu trinken und nimmt noch eine Gabe mit nach Hause, die ihm das Herz erfreut. Es ist ein braves, biederes, gemüthvolles Geschlecht, welches uns Homer als Knechte und Mägde vorführt. Und wenn auch Eumäos, der göttliche Schweinhirt, den Satz aufstellt, dem nehme Zeus die Hälfte des sittlichen Werthes, den er in Knechtschaft bringe, so beweist er gerade das Gegentheil durch sein eigenes gehaltvolles Wesen. Diener und Dienerinnen sind Familienglieder, nahezu gleichgehalten mit den Kindern des Hauses, keineswegs mit Lasten überbürdet. Des Laertes Gemahlin erzog den Knaben Eumäos, den sie gekauft, mit der eigenen Tochter und ließ ihm fast ganz dieselbe Behandlung zukommen. Die spinnende Magd führt ein froheres Leben als die arme freie Lohnarbeiterin, die redliche Wollenspinnerin, die mit ihrer Hände Arbeit ihren Kindern einen elenden Unterhalt erwirbt. Homer kennt auch sie, diese unglücklichen Wittwen mit dem schmalen Verdienste, deren Elend die Neuzeit aufs jammervollste gesteigert hat. Wie glücklich dagegen die Unfreien, die der Sorge fürs Leben enthoben, krämpeln und spinnen wie zum Zeitvertreib, und deren Tagewerk noch wesentlich erleichtert und geadelt wird durch rühriges Eingreifen der Frau und der Tochter des Hauses! Wie wenig der dienende Stand in der Meinung der Zeit erniedrigt war, ergibt sich ferner aus der Stellung, welche die Kinder von Freien und Sclavinnen einnahmen. Teukros, der gefeierte Bogenschütz, ist der Sohn des Telamon und einer Sclavin; Menelaos hält seinem derartigen Sohn Mega-

penthes, den er der Tochter eines Spartaners anvermählt, einen großen Hochzeitschmaus im Hause; niemals aber folgen Kinder aus solchen gemischten Ehen im bürgerlichen Rechte der ärgern Hand.

Es schien mir nothwendig mit dem Gegensatze des Sclaven- und freien Standes zu beginnen, weil auf ihm durchs ganze Alterthum das Hauswesen beruht, und der Lobredner antiker Zustände jeden Augenblick den Einwurf gewärtigen muß, ein Leben, welches auf die unnatürliche Grundlage der Sclaverei gebaut sei, verdiene nimmermehr die Lobpreisungen einseitiger Enthusiasten. Die Sclaverei, wie sie uns in Homers Gedichten entgegentritt, trägt wenigstens die freundlichste Gestalt, welche der Gegensatz von Herrschen und Dienen annehmen kann, und löst die unvermeidlichen Ungleichheiten des Menschenlebens weit gemüthlicher und melodischer als die Freiheit und Gleichheit unsrer Reichen und Armen, welche allein die Kirche als Brüder und Schwestern, und auch diese mehr in der Theorie als Praxis, anerkennt.

Und nun begleiten Sie mit mir ein weibliches Wesen, abgesehen vom Unterschiede der Geburt durch seine verschiedenen Lebensalter. Daß die kleinen Mädchen auch damals sich weinend an ihre Mutter geschmiegt, glaubten wir schon ohne jenes liebliche homerische Gleichniß, in welchem Achilleus dem weichen Patroklos sein Benehmen verweist mit den Worten: Warum weinst du, Patroklos, wie ein unmündiges Mädchen, das mit der Mutter laufend sich an ihr Kleid hängt und verlangt, sie solle sie nehmen? Das Kindesalter verstreicht unter der Pflege der Mutter und der Amme, einer gutgelohnten Freien oder einer anhäng-

lichen Dienerin, die nach erfüllter Pflicht bis ins Alter eine geachtete Stelle als Schaffnerin und Beschließerin in der Familie einnimmt; die die Liebe, mit der sie ihre kindlichen Pfleglinge wartete, auch den erwachsenen in treuem Herzen bewahrt, und ihre Gegenliebe genießt bis zum Tode. Früher als der Knabe wächst das Mädchen heran und lockt mit ihren Rosenwangen die Freier. Süße Blüthenzeit, so schön und ach so vergänglich! Aber doch keineswegs ungenossen! Hesiod, der dem Manne empfiehlt nicht viel unter noch viel über dreißig Jahre zu freien, setzt der Jungfrau etwa achtzehn Jahre als passendes Zeitmaß zur Hochzeit. Die glücklichen Tage zwischen Kindheit und Brautstand schwinden der Tochter in harmloser Lebenslust, dehnen sich nicht wie später in Athen im einsamen Frauengemach. Fröhliche Spiele versüßen die Geschäfte, wie wir vorhin an dem Exempel der ballschlagenden Nausikaa wahrnahmen, und die Sitte verpönt keineswegs den für beide Theile so reizenden Verkehr zwischen Jüngling und Jungfrau. Es kennt der Dichter das tändelnde Geplauder des Burschen mit dem Mädchen; gesellig froh vereint tragen beide Geschlechter in geflochtenen Körben die süße Frucht der Weinlese; in ihrer Mitte spielt ein Knabe die Zither und singt mit zarter Stimme ein schönes Lied, und jauchzend und hüpfend begleiten Jünglinge und Jungfrauen den lieblichen Sänger.

Noch ein anderes liebes Bild aus der homerischen Jugendwelt bietet uns die Beschreibung des Achillesschildes. Was ist dem Mädchen das liebste Vergnügen? Antworte ich in Ihrem Sinne, liebe Freundinnen, wenn ich sage der Tanz? Und siehe da, auf jenem Schilde ist neben mancherlei andern Vorkommnissen des Lebens ein solcher darge-

stellt. Da tanzten, heißt es, Jünglinge und Jungfrauen, einander bei der Hand haltend. Die Jungfrauen trugen feine Gewänder (also Ballkleider), die Jünglinge wohlgewebte, mattglänzende Leibröcke (also feine Fräcke), die Jungfrauen auf dem Haupt schöne Kränze (Ballkränze), die Jünglinge Schwerter an der Seite (nicht weil sie am liebsten mit Offizieren tanzten, sondern weil jeder Grieche damals immer sein kurzes Schwert trug). Bald liefen sie nun mit kunstfertigen Füßen (im Cotillonpas) gar leicht, wie wenn ein Töpfer seine Drehscheibe probirt (sie tanzten also Ronde), bald liefen sie wieder in Reihen gegen einander (chassirten in Colonne); ein großer Menschenkreis umstand gaffend den lieblichen Chor (wie auf Bällen), und ein göttlicher Sänger sang unter ihnen und spielte die Zither (jedenfalls eine einfache, wohlfeile Ballmusik), und wenn er anhob zu singen, drehten sich unter ihnen zwei Gaukler (tanzten ein pas de deux zwei Balletttänzer). Odysseus preist Nausikaas Brüder dreimal glücklich über eine solche Schwester; das Herz muß sich ihnen aufthun vor Freude, wenn sie die Blühende sehen, wie sie in den Tanzplatz eintritt (So lange die Brüder keine Geliebte haben, hängen sie liebend an den Schwestern). Wo Herren und Musik fehlen, tanzen noch heutzutage die Mädchen unter sich und singen selbst dazu wie damals, als die schöne Polymele mit ihren Gespielen sich im Ringeltanz drehte.

Ich wollte Ihnen, liebe Freundinnen, mit diesen Scherzen die graue Vorzeit nur etwas näher rücken, damit Sie vertraulicher werden mit jenen von uns so weit getrennten Menschen, deren Herzen wie die Ihrigen im Wonnemonate des Lebens für Lust und Liebe schlugen.

Gleicht sich doch die Menschennatur zu allen Zeiten, zumal in der Frauenwelt, die weniger nach Willkühr als nach innerem Triebe handelt. Und so leitete auch jene Mädchen neben dem süßen Verlangen nach Liebe das Gefühl fürs Schickliche; beides im Verein schuf damals wie heute den Zauber der Anmuth, in welchem die lebensfrohe sittige Jungfrau als die schönste Blume blüht. Als Nausikaa durch ein Traumgesicht die Weisung erhalten die Wäsche zu waschen, denn bald werde ihre Hochzeit sich nahen, wagt sie es aus Schüchternheit nicht, ihrem Vater den wahren Beweggrund zu gestehen, sondern nimmt kindliche und schwesterliche Sorgsamkeit zum Vorwande: es sei doch für den Vater ziemlich, im Rathe reine Kleidung zu tragen, und auch die Brüder begehrten frische Wäsche, wenn sie zum Tanz gingen. Auch der Vater, der ihr wohl ins Herz schaut, läßt sich aus Zartgefühl nicht merken, daß er ihren innern Sinn versteht. Wie dann Odysseus durch Athenens Gunst wunderbar verschönt am Strande sitzt, da plaudert sie unbefangen gegen die andern Mädchen heraus, welchen Eindruck der Stattliche auf sie gemacht hat. Ach wenn doch der schöne Mann hier bliebe und mein Gatte wäre! ruft sie in liebenswürdiger Naivetät; dann scheut sie wieder die üble Nachrede von Seiten der Phäaken, deren Bewerbungen sie bisher in stolzer Sprödigkeit abgewiesen, wenn der fremde Mann in ihrer Gesellschaft nach der Stadt käme. So hält sie die keimende Liebe zurück in den Schranken des Anstandes und weiß das Gefühl zu verbergen, das sie im Busen trägt. Ja als sie ihm vor seinem Scheiden unter der Thüre ein Lebewohl zuruft, da kann sie zwar nicht die Bitte unterdrücken, daß er ihrer in seiner Heimath ge-

denken möge, aber nirgends verräth sie ihm, daß er der Gegenstand ihrer Bewunderung war. Und mit fast moderner Galanterie erwiedert der kluge Mann, wenn er wirklich so glücklich wäre nach Hause zu kommen, wolle er täglich auch dort zu ihr wie zu einer Gottheit beten; denn sie sei die Retterin seines Lebens.

Auch die Mädchenzeit (Sie wissen es selbst, liebe Freundinnen) hat ihre Sorgen, hat mancherlei Angst und Furcht, bis der Bräutigam glücklich gefunden ist. Bei uns freilich noch um ein gutes Theil mehr als ehedem. Laura ist schön, wie Raphael die Unschuld malt, klug wie eine Schlange und ohne Falsch wie eine Taube, fleißig wie eine Ameise, voll holdseliger Lieblichkeit wie die heilige Jungfrau — und bekommt doch keinen Mann; denn ach! sie hat kein Geld. Glückliche Väter von sieben Töchtern in Homers Tagen! Damals waren die Mädchen ein Capital für den Vater; darum heißen sie auch die rindereintragenden; der Freier mußte zahlen, nicht der Brautvater; nicht wer das Glück hatte, führte die Braut heim, sondern wer die meisten Rinder, Ziegen und Schafe gab. Iphidamas gab für seine Frau hundert Rinder und tausend Schafe und Ziegen. Wie gemein! höre ich manche meiner Zuhörerinnen flüstern, vor allem die reichen; also gekauft wurden wir wie Sclavinnen. Ich dächte, das Verhältniß war immerhin ehrenvoller, als das seitherige, wo Sie Ihre Sclaverei noch mit Geld erkaufen müssen. In Griechenland wenigstens war offenbar das Weib im Werthe gesunken, als an die Stelle der alten Sitte die neue der Mitgift trat. Indeß gaben auch bei Homer die Aeltern der Tochter einen Theil des Brautkaufs, vielleicht oft die ganze Summe wieder mit in den neuen

Ehestand. Daß inzwischen auch persönlicher Werth des Schwiegersohnes, nicht gerade die Größe einer angebotenen Summe beim Vater den Ausschlag gab, daß auch persönliche Wünsche der Tochter Berücksichtigung fanden, würden wir bei der Humanität griechischer Sitten selbst ohne Beispiele vermuthen. Penelope soll sich zum Gatten nehmen, welchem der Vater sie geben will und welcher ihr selbst gefällt, sagen die Freier. König Alkinoos bietet dem Odysseus, der nur das nackte Leben gerettet, die Tochter an nebst Haus und Besitzthum; des Prötos Schwiegervater gibt dem Bellerophontes seine Tochter und theilt mit ihm die Königswürde, als er in ihm einen Göttersohn erkannt; Othryoneus freit ohne Kaufgeld um Kassandra, gibt aber statt dessen dem Priamos das Versprechen, er wolle die Achäer von Troja vertreiben; Agamemnon will dem Achilleus, um ihn zu versöhnen, die Wahl lassen zwischen seinen drei Töchtern; er könne die beliebige ohne Kaufgeld heimführen, und er selbst wolle noch einen solchen Brautschatz dazufügen, wie noch nie ein Vater seiner Tochter mitgegeben. Aber Achilleus verschmäht alle Töchter des stolzen Atriden, selbst wenn sie an Schönheit der goldnen Aphrodite glichen und an Kunstfertigkeit der Athene. Er mag sich, fährt er fort, einen andern der Achäer zum Schwiegersohn wählen, der ihm gleicht und der mehr königlichen Anstand hat. Wenn mich dann die Götter retten, und ich daheim bin, da wird schon Peleus selbst ein Weib für mich freien; viele Achäerinnen gibt es in Hellas und Phthia, Töchter der Edlen, welche die Städte beschützen; von diesen will ich eine, die mir gefällt, zur lieben Gattin machen. Harmonie der Neigung ist wie in unsrer altväterlichen Sitte zwar wünschenswerth, aber der Väter

Wille gibt bei Sohn und Tochter zur Verlobung den Ausschlag.

Der Brautstand ist kurz; bedurfte es doch keiner magistratischen Erlaubniß zur Ansässigmachung und keines kirchlichen Aufgebots. Aber auch keiner priesterlichen Trauung; die Hochzeitfeier ist reine Familiensache. Der Bräutigam schenkt das Brautkleid. Wenigstens gibt Helene dem Telemachos ein kostbares Gewand für seine einstige Gattin, damit sie es trage am Tag der Hochzeit. Auf dem Schilde des Achilleus ist ein Brautzug abgebildet. Da führen sie die Braut unter Fackelschein die Stadt hinauf. Dabei erschallt ein lautes Hochzeitlied; Jünglinge tanzen, Flöten und Zithern ertönen, Weiber stehen unter den Hausthüren und schauen den Zug an. Menelaos richtet in seinem Palaste eine Doppelhochzeit aus, einer Tochter mit Neoptolemos, dem Sohne des Achilleus, und eines Sohns von einer Sclavin mit einer Spartanerin; da schmausen sie denn und zechen mit Nachbarn und Verwandten in großer Gesellschaft. Als Odysseus mit seinen Getreuen die übermüthigen Freier getödtet hat, tanzen Männer und Frauen zur Zither im Saale, damit die Nachbarn und Vorübergehenden glauben sollen, Penelope mache Hochzeit. In Essen und Trinken, Tanzen und Singen äußerte sich also auch damals die freudige Theilnahme an Vermählungsfesten, und so wird es immer und überall bleiben; denn die Tafelfreuden sind das lustigste Gesellschaftsspiel und der Tanz das fröhlichste Symbol der Hochzeit.

Im Hause waltet die Neuvermählte, die herrschende Gattin, wie sie im Gegensatz zum Gesinde mit Vorliebe genannt wird. Zu ihrer Erleichterung haben ihr die Aeltern

oft eine alte treue Dienerin, etwa ihre Amme, mitgegeben, an der sie von Kindheit auf mit Liebe gehangen, von der sie mit jener mütterlichen Anhänglichkeit bedient wird, welche alten Wärterinnen gegen ihre Zöglinge von jeher eigen war. Sie, die brave, achtungswerthe Schaffnerin, ersetzt durch Erfahrung und Umsicht, was der jugendlichen Herrin noch an Kenntniß gebricht; sie theilt mit der Gebieterin, gegen welche sie sich die Anrede: liebes Kind, gar wohl erlauben darf, und von der sie lieb Mütterchen zum Gegengruß erhält, Sorge und Aufsicht über Küche und Keller, besonders auch über die Vorräthe an Wein, über Kleider und Wäsche, sie weist die Mägde an ihre Arbeit, versorgt den Tisch, legt den Gästen Fleisch und Brod vor und waltet im Hause als zweite Gebieterin, in Lieb und Treue der jungen Herrschaft unterthan. Nirgends mischt sich der Mann in die Geschäfte des Hauses; die Herrschaft seiner Gattin ist in diesen umfriedeten Räumen unbeschränkt, und die kleinlichen Ursachen zu Ehezwisten, welche in modernen Zeiten zuweilen schon die Flitterwochen vergällen, beseitigt von selbst die Einfachheit des Lebens. Wo man keine Suppe aß, da fiel auch die Anschuldigung weg, daß die junge Frau keine zu kochen verstehe; Fleisch am Spieße zu braten und mit Mehl zu bestreuen, aus grobem Mehl Brotkuchen zu backen, Wein mit Wasser oder auch mit Käse und Honig zu mischen, sind einfache Künste und selbst diese werden zumeist von Mägden gehandhabt. Die Tranchirkunst pflegt ein besonderer Vorschneider zu üben. Von Zukost wüßte ich aus dem ganzen Homer nichts anzuführen als Zwiebeln, Käse und Honig. Wo man ferner die Wäsche außen vor der Stadt im kalten Flußwasser wäscht und einfach auf dem Kiese trocknet, ist

kein Grund zu übler Laune gegeben, die man unsern waschenden Frauen, auch den sonst liebenswürdigen, ich weiß nicht ob mit guter Befugniß, nachsagt. Spinnen und Weben von Flachs und Wolle hatte die Mutter der Tochter während der Mädchenzeit beigebracht, da dieselbe ja noch keine Hausaufgabe für eine Töchterschule zu fertigen hatte. Zudem ist das Spinnen an der Spindel eine gar graziöse Beschäftigung, welche schlanken, zierlichen Gestalten die anmuthigste Bewegung gibt. Das schnurrende, unbeholfene Rad hat die Kunst des Spinnens unsern Frauen verleidet, so daß sie unter der jetzigen jungen Generation in gebildeten Ständen kaum eine mehr versteht; würden sie sich noch der Spindel bedienen, die nicht minder handlich ist als die Nadeln des garstigen Strickstrumpfes und die dem schönen Arme Anlaß gibt sich in freien wellenförmigen Schwingungen zu zeigen, der bei der gegenwärtigen Lieblingsbeschäftigung steif und eckig am Körper klebt —, traun sie würden die feine Gelegenheit sich zugleich lieblich und arbeitsam zu zeigen schwerlich aus den Händen gelassen haben. Dabei verband sich auch bei Homer schon der Luxus mit den Werkzeugen weiblicher Arbeit wie in unsrer modernen Damenwelt. Wie Helene ins Zimmer getreten, bringen ihr Dienerinnen Stuhl und Schemel und ein ovales silbernes Spinnkörbchen mit vergoldeten Rändern; darin lag die silberne Spindel sammt veilchenfarbiger Wolle. Körbchen und Spindel waren ein Geschenk der ägyptischen Königin. So wenig ferner als am brummenden Spinnrade dürfen Sie sich die homerische Hausfrau in unserer Weber Weise hinter dem Webstuhl verkrümmend denken. Der Zettel stand aufrecht; stehend und gehend verrichtete die fleißige ihre kunstreiche Arbeit und sang ein

Lied dabei wie Kalypso. Kunstweberei ist von den ältesten Zeiten her im Oriente heimisch und bis auf den heutigen Tag im Occidente noch lange nicht zu gleicher Vollkommenheit gebracht. Was Wunder, wenn bereits die Frauen Homers sich Aufgaben stellen, welche nur erst wieder in den gobelinischen Tapeten gelöst worden sind? Helene webt ein purpurnes Doppelgewand und in dasselbe viele Kämpfe der rossetummelnden Troer und der erzgekleideten Achäer, Andromache in ein gleiches kunstvolle Blumengewinde; das berühmte Gewebe, mit welchem Penelope drei volle Jahre die Freier täuschte, bis im vierten eine ungetreue Magd an ihrer Herrin Verrath übte, müssen wir uns nicht minder als eine höchst kunstvolle Arbeit denken. Es sollte ein Todtenkleid werden für den alten Schwiegervater Laertes, welches sie zuvor vollenden wolle, ehe sie einem der Freier die Hand reiche; denn die öffentliche Stimme würde ihrs verargen, wenn jener einst ohne Sterbegewand bestattet würde. Die kluge Frau löste bekanntlich bei Nacht wieder auf, was sie am Tage gewoben; aber wie hätten die zudringlichen Jünglinge den langen Zeitraum zugewartet, wenn nicht zu Sterbekleidern höchst künstliche Webereien im Gebrauch gewesen wären? Den Preis der Kunstfertigkeit scheinen die Phönizierinnen davongetragen zu haben, wenigstens wählt Hekabe, welche der erzürnten Göttin die köstlichste Gabe weihen will, ein Gewand, das sidonische Frauen gefertigt hatten.

Vorräthe an Leinen- und Wollenstoffen in reicher Fülle und Auswahl in Kästen zu haben, war auch bei griechischen Frauen allgemeine Sitte, und sie bedurften derselben um so eher nicht allein für ein zahlreiches Gesinde, sondern auch zum Zweck von Gastgeschenken an Fremdlinge wie im Mittelalter.

So hütete und mehrte die Gattin das Haus als ein guter Schutzgeist, spann und webte, ermunterte und erfreute das Gesinde mit wohlwollender Rede, sorgte mit der Schaffnerin für Küche und Keller, erfreute den Gatten durch theilnehmende Rede, begrüßte die Gäste mit freundlicher Anmuth, ja sie wußte wohl auch nicht selten die Leiden der Kranken durch geeignete Mittel zu stillen. Andromache läßt Wasser ans Feuer setzen, damit Hektor, wenn er aus dem Kampfe heimkäme, sich durch ein warmes Bad erquicken könne; Helene benimmt sich, als die beiden Jünglinge bei Menelaos einsprechen, als liebenswürdige Wirthin von der ersten Begrüßung an bis zum Abschied; die schönlockige Hekamede bereitet dem verwundeten Machaon und Nestor nebst warmem Bade einen Mischtrank aus Wein, Brot und Käse; die blonde Agamede endlich kennt so viele Arzeneien, als die weite Erde hervorwachsen läßt.

Soll ich mich auch über den Hausrath verbreiten, der mit unsern Frauen in stattlicher Fülle auf hochgeladenem Brautwagen ankommt, über Betten und Möbel, Tafelzeug und Nürnberger Prunkküchen? über die Ausstattung, an welche die vielgeschäftige Braut in den letzten Wochen vor der Hochzeit ihr Herz fast mehr noch zu hängen pflegt als an den Bräutigam, und über deren Anschauen die junge Frau sogar den Mann vergißt? Wer mag die Fälle berechnen, in denen die neue Gemahlin zum erstenmal ernstlich schmollte, wenn der geliebte Gatte sich mit brennender Cigarre auf ihr prächtiges Canapee niederließ und die Vorhänge ihrer schönen Stube beräucherte? Die homerische Sitte weiß nichts von solchen Schäferstunden; die Frau bringt



kein Meuble, keine Geräthschaft ins Haus. Odysseus zimmerte selbst sein Brautbett, das niemand kannte als er und Penelope und die Dienerin, welche dieser aus dem Vaterhause gefolgt war; er befestigte es an dem Stamm eines lebendigen Oelbaumes im Hofe, den er als Pfosten in der Erde stecken ließ, verzierte das Gestell mit Gold, Silber und Elfenbein, spannte daran die Gurte von Rindsleder, auf welche die Decken zu liegen kamen, die man täglich von neuem unmittelbar vor Schlafengehen einbreitete, und baute um das Bett herum das Schlafgemach. Sophas sind unbekannt; sie haben Stühle und Fußschemel, und auf die erstern legen sie Decken zur Bequemlichkeit wie auch zur Entfaltung elegantern Hausstandes. Beim Mahle hat jeder Genosse sein eigenes Tischchen. Als Odysseus bei Kirke einspricht, legte eine Dienerin purpurne Decken auf die Stühle und darunter andere von schlichtem Gewebe, eine zweite stellt vor die Stühle silberne Tische und auf diese goldene Brotkörbe. Tische von Silber? Körbe von Gold? Kirke ist ja eine Göttin; an die Götter aber verschwendet der Dichter edle Metalle in Ueberfluß. Goldene Gießkannen, aus welchen vor dem Mahle eine Dienerin über silbernen Becken Wasser auf die Hände der Gäste gießt, erscheinen bei aller sonstigen Prunklosigkeit auch in homerischen Fürstenhäusern. Die Tische dagegen sind von einfachem Holz und werden mit Schwämmen gewaschen; die einzigen Tafelgeräthe bilden neben den Brotkörben Becher und Mischkrüge. König und Königin halten ihr Fleisch hübsch in der Hand, beißen herunter und verzehren es so zum Brote, und da auch der Teller nirgends Erwähnung geschieht, so wird die einzelnen bereits getheilten Portionen die schmucke Dienerin

auch mit den weißen Händen gebracht und einfach auf den Tisch gelegt haben.

Wir haben guten Grund anzunehmen, daß das häusliche Glück der Gatten nur wenig getrübt ward. Der Ausspruch des Achilleus, jeder verständige Mann liebe und pflege seine Gattin, kann als allgemeiner Grundsatz gelten. Ich tadle nicht den Unmuth der Achäer, sagt Odysseus; denn wir harren hier schon das neunte Jahr; wird ja doch Mancher schon ungehalten, wenn ihn ein Monat lang ein Seesturm von seiner Gattin entfernt hält. Und wie oft wiederholt sich der Gedanke, diesem oder jenem sterbenden Krieger sei es nicht vergönnt gewesen seine Gattin wieder zu sehen und sein Kind, das er unmündig in ihren Armen zurückgelassen! Wie sehnt sich Odysseus nach Penelope, wie vertrauert diese um ihn die Tage und durchweint schlaflos die Nächte! Wie rührend stellt sich die Gattenliebe in der berühmten Abschiedsscene von Hector und Andromache dar! Wurde ja doch das Liebesverlangen, das von Natur in beide Geschlechter gelegt ist, und die süße Wonne des Liebesgenusses von der Phantasie zu einer persönlichen Gottheit erhoben, zur lächelnden Aphrodite, der Liebesspenderin, mit dem feuchten, schmachtenden Auge, mit dem Zaubergürtel, welcher der jeweiligen Trägerin unwiderstehlichen Liebreiz leiht.

Zwar Aphrodite, die Liebliche, ist nur Ehestifterin, nicht zugleich Ehegöttin, und wenn man die Beziehungen der letztern zu ihrem erhabenen Gemahle nur oberflächlich betrachten und das Verhältniß zwischen Zeus und Here als Sittenspiegel menschlicher Ehen aufstellen wollte, so würde unwiderstehlich die Behauptung sich aufdrängen, es sei auch bei Homer die Ehe das Grab der Liebe. Nicht

durch eigene Anmuth, so sehr sie sich salbt und schmückt, vermag die Königin der Götter und Menschen ihren Gatten in Liebe zu bethören; sie bedarf erst des erborgten Gürtels, um in ihm die Sehnsucht zu wecken, die damals ihn von selbst ergriff, als sie zuerst sich liebten heimlich vor ihren lieben Aeltern. Zeus ist der ungetreuste Ehemann, der sich nach augenblicklicher Laune und Lust zu Göttinnen und Töchtern der Sterblichen gesellte, Here ein Weib voll Eifersucht, schmollend, zänkisch, nachtragend, feindlich gegen die Sprossen ihrer begünstigten Nebenbuhlerinnen, dabei herrschsüchtig sich einmischend ins Weltregiment, grollend, wenn der Gatte ihr seine Pläne birgt, keifend, wenn seine Entwürfe nicht zu den ihrigen stimmen. Als Thetis den Zeus um Rache für ihren beleidigten Sohn anfleht, gesteht er ihr, daß Here ihn immer schmähe unter den unsterblichen Göttern, weil er den Troern helfe, und nachdem er der Freundin gleichwohl die Bitte gewährt hat, heißt er sie fortgehen, daß sie von jener nicht bemerkt werde. Here hat die Bittstellerin dennoch gesehen, und fängt nun an zu schelten, daß er so heimlich sei. Aber durch ihre Aufpasserei wird sie ihm nur noch verhaßter, ja er droht ihr mit Schlägen, wenn sie nicht aufhöre. Nun fürchtet sie sich und setzt sich nieder, gewaltsam ihren Groll bemeisternd. — Ich will mich hier nicht weiter ins Einzelne verlieren, da ich im nächsten Vortrage einzelne Skizzen von Frauencharakteren zu geben und dem Ehebund zwischen Zeus und Here einen eigenen Abschnitt zu widmen beabsichtige. Diesem seltsamen, mit sichtlichem Humor durchgeführten Beispiele gegenüber, in welchem die Ehegöttin als Muster erscheint, wie die Frauen nicht sein sollen, stehen die menschlichen Ehen im Ganzen sehr rein,

zufrieden und voll gemüthlichen Behagens da. Zwar die lockende Verführung bethörte am Eurotas so gut wie an der Pegnitz, und daß Untreue nicht allein den Männern zum Vorwurf gereicht, beweist Anteia, welche den schönen Bellerophontes vergebens zu verleiten und im Zorn dann zu verderben sucht, gerade wie Potiphars Frau den Joseph; beweisen ferner vor allem Helenes und Klytämnestras weltberühmte Exempel; doch mögen die untreuen Frauen soll ich sagen eben so selten oder seltener? gewesen sein als in unsern Tagen. Agamemnons Vorsorge, der die Gattin bei seiner Abreise einem alten Sänger in Hut gab, steht sehr vereinzelt da; das Kapitel von der Zwecklosigkeit des Frauenhütens war schon den Alten bekannt: die Guten bedürfen der Wache nicht, die Schlechten wissen sie listig zu umgehen oder gewaltsam zu durchbrechen, wie jene, die mit ihrem Buhlen den alten Ehrenwächter auf eine öde Insel schaffte und nachher den arglos heimgekehrten Gatten beim Mahle mordete, wie ein Rind an der Krippe. Aber Klytämnestras und Aegisths Unthat vernahm ganz Griechenland mit staunendem Entsetzen, ein sprechender Beweis von der Seltenheit ähnlicher Verirrungen. Hätte Menelaos den Mörder seines Bruders noch lebend getroffen, er hätte ihn auf dem Felde den Hunden zur Beute gegeben und keine der Achäerinnen würde den Mann beweint haben, dessen schmähliche That das ganze Frauengeschlecht entehrte. Verzeihlich wegen der grauenvollen Erfahrung, die er im Leben machte, aber einseitig ist daher das gehässige Urtheil, das Agamemnons zürnender Schatten gegen Odysseus über die Frauen ausspricht. Es gibt kein schrecklicheres noch schamloseres Wesen, sagt der beleidigte Geist, als ein Weib. Darum sei nicht

allzuwohlwollend gegen die deinige; sage ihr nicht alle deine Gedanken! Zwar wird die verständige Penelope dich nicht morden, aber bei alledem lege heimlich dein Schiff an, wenn du heim kommst: den Weibern ist nicht mehr zu trauen.

Minder bewährt ist die eheliche Treue der Männer, zumal da die öffentliche Meinung ihr Richteramt nachsichtig übte, wie immer, wo die Mehrzahl gleicher Verdammniß verfallen würde, und die Männer, welche der Vorwurf eines allzuweiten Herzens traf, um so weniger mit Schande verfolgte, als die große Anzahl der Sclavinnen, oft schöner, gebildeter, im Kriege erbeuteter Mädchen, viel sinnliche Lockung bot. Das leichthinlebende südlichwarme Volk der Hellenen hat die ausschließliche Hingabe des Gemüths an die heißgeliebte Eine niemals bis zu jener romantischen Entsagung gesteigert, die wir bei Liebenden, freilich mehr in Dichtung als in Wahrheit, gewohnt sind. Der zürnende Achill, der seine geliebte Briseis gar nicht vergessen kann, hat mitten in seinem Schmerz schon wieder eine neue Genossin an der schönwangigen Diomede. Odysseus lebt sieben Jahre mit Kalypso, obschon er aus Sehnsucht nach der sterblichen Gattin das Geschenk der Unsterblichkeit ausschlägt, das die einsame Göttin, wenn er bei ihr bleiben würde, ihrem Lieblinge anbietet. Ein moderner Held müßte seine Treue viel weiter treiben, sich eher erstechen, als mit der Göttin Liebe genießen —, aber nur im Romane. Daß Aphrodite, die unüberwindliche Bezwingerin der Götter und Menschen, oftmals Siegerin blieb über das Männerherz, beweist schon die stattliche Zahl unehelicher Heldensöhne, welche der Dichter ohne Makel der Geburt neben den ehelichen aufführt.

Aber die Ehefrauen, wie benehmen sie sich nun gegen-

über dem männlichen Wankelmuthe? Die verständige Theano, die vermählte Priesterin Athenes, gibt dem Pedäos eine sorgfältige Erziehung gleich den eigenen Kindern, ihrem Gatten Antenor zu Liebe. Des Phönix Mutter dagegen stiftet den eigenen Sohn an, die Buhlerin ihres Gatten für sich zu gewinnen, um den Alten zu ärgern; Laertes wagte nicht die geschätzte Eurykleia zur Geliebten zu erkiesen aus Furcht vor der Eifersucht seiner Gattin; die untreue Klytämnestra streckt neben den ermordeten Gatten auch Kassandra zu Boden, in der sie dessen Geliebte vermuthet hat. So lag denn auch damals wie zu jeder Zeit Natur und Pflicht in schwer lösbarem Kampfe, nur daß die Pflicht ihre Anforderungen nicht zu jener rigorösen Strenge steigerte, welche ihren allseitigen Vollzug höchst unwahrscheinlich macht. Tritt ja überhaupt der kategorische Imperativ mit seiner Schroffheit erst in jenen Zeiten des Alterthums auf, in welchen Sitte und Moral in unheilbaren Bruch gerathen und als offene Feindinnen sich nimmer vertragen mögen. Nach alter Ansicht erscheint die freie Liebe verzeihlich, ja als Wirkung der mächtigsten Göttin fast dem Gebiete menschlicher Willkühr entrückt, wenn auch ihre Aeußerungen unter den Begriff des Unerlaubten fallen, und der beleidigte Gatte wenigstens — das sehen wir an der entdeckten Liebesgeschichte zwischen Ares und Aphrodite — vom Vater der untreuen Frau den Kaufpreis, von deren Buhlen Sühngeld zu fordern berechtigt ist.

Doch lassen wir diese Verirrungen und betrachten die Ehe in ihrer Reinheit, wie z. B. die zwischen Hektor und Andromache als rührendes Muster herzlichen Einklangs geschildert ist. Wie human, wie naturgemäß das gegenseitige

Verhalten der Gatten; so gar nichts von orientalischem Despotismus, von serailartiger Beschränkung, von moderner Sentimentalität! Berühmt ist jene Abschiedsscene selbst in der durchweg schwachen Behandlung, welche ihr d r mit dem Geiste Homers damals noch unbekannte junge Schiller gegeben. Wollen wir sie als Lebensbild auszugsweise nach Homers Darstellung wiederholen. Als die Trojaner hart bedrängt werden, eilt Hektor auf Helenos Rath in die Stadt, seine Mutter anzugehen, daß sie mit den andern Matronen die zürnende Göttin Athene durch Bittgang und Weihgeschenke versöhne. So sehr es den Eilenden drängt, wieder ins Schlachtgewühl zu stürzen, er kann sich doch nicht enthalten der geliebten Gattin ein flüchtiges Lebewohl zu bringen. Aber er trifft sie nicht zu Hause. Nicht ist sie, wie er gemeint hat, bei ihren Verwandtinnen auf Besuch, auch nicht nach dem Tempel mit den andern Frauen; nein, einer Rasenden gleich stürzte sie nach dem Thurme, als sie die Noth der Troer vernommen, und die Amme trug neben ihr das Kind mit. Schon ist er am Thore; da kommt sie ihm entgegengelaufen, mit ihr die Dienerin den kleinen Hectoriden (er gleicht einem schönen Sterne) am Busen tragend. Schweigsam lächelnd blickte der Vater auf sein Kind; Andromache aber stand neben ihm thränenvergießend, faßte ihn bei der Hand und sprach: Wunderbarer Mann, dich tödtet dein Muth noch, und du erbarmst dich nicht deines stammelnden Knaben, noch mein, der Unglücklichen, die bald deine Wittwe sein wird. Dein beraubt wäre mir besser in die Erde gesunken zu sein. Habe ich doch weder Vater noch Mutter; den Vater tödtete Achilleus, als er Thebe zerstörte, und meine sieben Brüder sanken alle an einem Tag unter

seinen Händen in den Hades; die Mutter traf Artemis mit ihrem Pfeile im Vaterhaus. Hektor, du bist mir Vater, Mutter und Bruder, du mein blühender Gatte. Hab Mitleid; mache dein Kind nicht zur Waise, dein Weib nicht zur Wittwe! — und nun gibt sie ihm einen wohlgemeinten Rathschlag, wie er seine Person mehr sichern und bei alledem die Stadt beschirmen könne. Und was erwiedert Hector? Traun auch ich bedenke das alles gar wohl, mein Weib; aber ich scheue mich vor dem Urtheil der Troer und Troerinnen, wenn ich wie ein Feigling aus dem Kampfe weiche. Auch verschmäht mein eigenes Herz den Rückzug; denn ich habe gelernt wacker zu sein und unter den Ersten zu kämpfen. Wohl weiß ich, es wird ein Tag kommen, wo die heilige Ilios nicht mehr sein wird und Priamos sammt seinem Volke. Aber nicht der Troer, noch Hekabes und des Priamos künftiges Leid und das meiner Brüder, der Braven, welche zahlreich durch feindliche Männer in den Staub sinken werden, schmerzt mich so sehr wie das deinige, wenn dich unter Thränen einer der erzgepanzerten Achäer fortführt und dir die Freiheit nimmt, daß du in Argos webest am Webstuhl einer Fremden und Wasser holest von der Quelle, mit Widerstreben zwar, aber die harte Nothwendigkeit wird auf dir lasten. Da wird vielleicht einer sagen, der dich weinen sieht: Das ist Hektors Frau, der der Erste war im Kampfe unter den rossetummelnden Troern, als sie um Ilios kämpften. So wird einst einer sagen; dir aber wird sich der Schmerz erneuern, daß du den Mann entbehrst, der dich aus der Knechtschaft retten könnte. Aber möge das Grab mich decken, eh' ich dein Jammergeschrei vernehme, wenn der Sieger dich fortschleppt! — Nach diesen Worten

streckt er den Arm aus nach seinem Kinde; das Kind aber barg sich schreiend an den Busen der Amme; denn es fürchtete sich vor dem Erz und dem mächtig nickenden Helmbusch. Da lachte der liebe Vater und die würdige Mutter. Sogleich nahm Hector vom Haupte den Helm und legte ihn auf die Erde; dann küßte er seinen lieben Sohn, schaukelte ihn in den Armen und flehte also zu Zeus und den andern Göttern: Zeus und ihr andern Götter, gebt, daß auch dieser mein Sohn werde wie ich, hervorragend unter den Troern, daß man sagt, wenn er beutebeladen heimkehrt vom Kampfe: der ist viel tapferer als sein Vater, und sich freue im Herzen die Mutter! — So sprach er und legte sein Kind in die Arme der Gattin; die drückt es an den duftigen Busen, lächelnd mit Thränen im Auge. Das bemerkt mit Wehmuth der Gatte, streichelte sie mit der Hand und sprach: Liebes Weib, traure mir auch nicht allzusehr im Gemüthe! Gegen das Schicksal wird kein Mensch mich in den Tod schicken; dem Schicksal aber ist noch keiner entflohen, kein Feiger, kein Braver, von seiner Geburt an. Gehe du nach Hause und besorge deine eignen Geschäfte, Webstuhl und Spindel, und gebiete den Dienerinnen an die Arbeit zu gehen; der Krieg ist Sache der Männer und vor allem die meinige. Dann nahm er den Helm mit dem Roßschweif. Die Gattin aber wandte sich oftmals um auf dem Heimweg und vergoß reichliche Thränen. Und zu Hause erregte sie ein Wehklagen unter all' ihren zahlreichen Dienerinnen. So betrauerten die Frauen den lebenden Hektor; denn sie sagten, er würde nicht mehr zurückkehren vom Kampfe.

Fürwahr ein wunderherrliches Familienbild, einfach, wahr und seelenvoll, wie Raphaels Bilder. Die Frau von

schauriger Ahnung erfüllt, in Schmerz aufgelöst bei dem Gedanken an den möglichen Verlust des Mannes, der ihrem Knaben und ihr selber alles ist; der Mann voll Theilnahme das Begründete ihrer Trauer erkennend, ihr wahrscheinliches Loos sich vergegenwärtigend, aber mit blutendem Herzen der höhern Pflicht gehorsam, und nachdem er seinem Herzen am Anblick des Kindes genug gethan und den lieben Knaben der Götter Obhut empfohlen, sich und die kummervolle Gattin beruhigend mit dem Hinblick auf eine göttliche Nothwendigkeit. Dann rafft er sich auf und weist sie zurück ans Leben, welches allein aus grübelnder Melancholie und nutzloser Sorge zu retten vermag; Andromache aber — denn der Frauen Gemüth ist anhänglicher an seinen Schmerz — kann sich noch nicht frei machen von ihrer Trauer; oftmals sieht sie sich um, während sie heimgeht, nach dem geliebten Gatten, den sie verloren gibt, und weint und versetzt zu Hause in gleichen Jammer die dienenden Frauen. Halten Sie neben diese reiche, lebenswarme Beschreibung Schillers an Motiven höchst dürftige Rhetorik, welch ein Contrast! Speere werfen würde der Heldenknabe schon von selber lernen, und Ehrfurcht gegen die Götter zu haben, dazu bedarf er ebenfalls keines väterlichen Unterrichts. Kein Wort des Seelenschmerzes für seine Gattin, kein Gedanke an ihr künftiges Geschick; nur das feurige Sehnen nach der Feldschlacht, und in den zwei letzten Versen hier die mattherzige Befürchtung, daß seine Liebe in dem Lethe sterben möchte, und dort die armselige Versicherung des Gegentheils, ganz im sentimentalen Geiste des vorigen Jahrhunderts, wo die Fortdauer aller süßen Empfindungen nach dem Tode für eine ausgemachte Sache galt. Was hätte es der Sclavin

Andromache und ihrem schuldlosen Waisen geholfen, wenn Hektors Liebe im Lethe nicht gestorben wäre? Ach aber sie konnte die Versicherung nicht einmal glauben; denn die kraftlosen Schatten kennen keine Liebe. Ich näherte das bekannte deutsche Gedicht nur von der Ferne seinem Urbild, und gleich ist es selbst schattenhaft geworden.

So weht also in der homerischen Ehe der gesunde Geist herzlicher Lebensgemeinschaft, gehegt und gepflegt von Bedürfniß und Neigung, und jenes sichere Behagen, welches die Natur einer sittlichen Vereinigung der Geschlechter zur Frucht gegeben. In richtiger Schätzung ehelichen Glückes spricht Odysseus der jugendlichen Nausikaa gegenüber den Wunsch aus: „Mögen die Götter dir alles geben, was du dir wünschest, einen Mann und ein Haus und Einklang der Herzen; denn es gibt kein größeres und besseres Gut, als wenn Mann und Weib in Harmonie der Gesinnung beisammen wohnen.“ Aus liebevoller Eintracht erwächst dem Manne mit dem Werth der Familie auch die Kraft und der Muth zum Kampf, wo er diese bedroht sieht; er streitet für Weib und Kind; und dieses Gefühl erweitert sich zur Vaterlandsliebe, da er auch Andern dieselben hohen Güter mit zu schützen sich verpflichtet hält. Diese Empfindung ist es, welche den Troern Muth der Verzweiflung gibt, den Achäern aber ihre Erbitterung steigert gegen die Stadt der Troer. Birgt doch diese den Frevler, der die Heiligkeit der Ehe schändete. Zerstört muß sie werden, damit in Zukunft kein Anderer gleichen Raub zu begehen sich erkühne.

Die Frau ist des Mannes traute Genossin, der er in Zeiten ruhigen Glücks seine Erlebnisse mittheilt, deren Rath

er beachtet, deren Wünsche er gern gewähren mag. Behalte das alles, sagte zu Odysseus der Schatten seiner Mutter, damit du es später deinem Weibe erzählen kannst; Helene darf es furchtlos wagen dem Paris seine Feigheit vorzuhalten, Kleopatra vermag den zürnenden Meleagros allein zu überreden zur Vertheidigung seiner Vaterstadt; Arete aber, die Königin der Phäaken, genießt bei ihrem Gatten, ihren Kindern, ja dem ganzen Volke solche Hochachtung, daß Odysseus nach dem Rathe ihrer Tochter ihr getrost sich zuerst als Schutzflehender zu Füßen wirft. Alkinoos ehrt sie im Herzen, wie keine Frau auf Erden geehrt wird, und die Leute begrüßen sie, wenn sie durch die Stadt geht, gleich einer Gottheit. Und so wendet sich auch beim Scheiden der dankerfüllte Gast an die Herrliche noch mit den Worten: Lebe glücklich, o Königin, bis dich das Alter erreicht und der Tod, die den Menschen gewiß sind; erlebe Freude in diesem Hause an deinen Kindern, deinen Völkern und an dem Könige Alkinoos! Nicht flüchtiger Sinnenrausch, der die blühende Geliebte vergöttert und die abgewelkte verachtet, stiftet und trägt die homerische Ehe, sondern stete Hochachtung der verständigen Hausfrau, außer dem natürlichen Zauber der Jugend und Schönheit begründet auf Achtung ihrer Einsicht, ihrer Kunstfertigkeit und auf dem innigen Austausch des Seelenlebens unter befreundeten Gleichgestellten. Darum hat das Glück der Gattin auch Bestand bis ins Alter, und der greise Laertes reift schneller heran zum Tode, weil er der gestorbenen Lebensgenossin nachweint.

Ob die Jahre die eheliche Liebe beeinträchtigen, wenn sie auf allseitiger Lebensgemeinschaft ruht, steht billig zu bezweifeln. Die Natur, welche das gemüthliche Wohlbehagen

der ganzen Menschheit auf solche Genossenschaft gründete, ist gegen keine Periode unseres Daseins eine Stiefmutter. Aber gesetzt auch, die lodernde Flamme der Gattenliebe sinke allmählich zusammen, wenn der süße Liebreiz dahin ist; nun so hat eine gütige Gottheit neben ihr ein anderes wärmendes Feuer entzündet, daß auch das Herz der Matrone nimmer erkalte, ein reines, göttliches Feuer, dessen Lichtglanz ihr Angesicht mit einem Heiligenschein zu allen Zeiten unter allen Culturverhältnissen umzieht. Soll ich das mächtige Gefühl, das auch den verachtetsten Frauen einen Strahl von Seligkeit in ihr armes Leben wirft, soll ich die Mutterliebe aus Homer erst mit Citaten beweisen? Wollen wir lieber sehen, in welch seltenem Grade es dem Dichter gelungen, das weibliche Herz auch in diesen Regungen zu belauschen. Arglos sitzt Andromache am Webstuhl; sie webt ein Purpurgewand und streut kunstvolle Blumen hinein; dabei ruft sie den Dienerinnen, sie sollen Wasser ans Feuer setzen zum Bade, wenn Hektor vom Kampf heimkehre. Da hört sie vom Thurm ein Wehklagen und erkennt unter den Weinenden die Stimme ihrer Schwiegermutter. Die Glieder zittern ihr, das Webschiff entsinkt ihren Händen, das Herz klopft ihr bis zum Munde herauf, bange Ahnung weissagt ihr des Gatten Untergang. Einer Rasenden gleich eilt sie auf den Thurm: sie sieht des Geliebten Leichnam von Rossen nach dem Lager schleifen. Ohnmächtig fällt sie zu Boden; und wie sie wieder erwacht, welche Gedanken sind es nun, die vor allen sich in den Vordergrund ihrer Seele drängen? Nicht die hülflose Lage ihres Wittwenstandes; sie berührt ihn nur; aber schwarze Phantasien über das Loos ihres kleinen Astyanax breiten sich aus zum schauerlichen Gemälde. Ich

will ihre Rede mittheilen nach Wiedasch; so haben Sie zugleich eine Probe seiner Uebersetzungskunst.

Hektor, o weh mir Armen! zu gleichem Geschick ja geboren
Wurden wir einst: du selber in Priamos Hause zu Troja,
Ich an des Plakos Fuße, dem waldumrauschten, zu Thebe,
Auf Eetions Burg; der nährte mich Kleine zum Unglück,
Unglückselig er selbst! O wär' ich nimmer geboren!
Du gehst nun in des Aides Haus, in die Tiefen der dunklen
Erde hinab, und lässest daheim in dem schrecklichsten Jammer
Mich als Wittwe zurück mit dem ganz unmündigen Söhnlein,
Den wir gezeugt, wir Unglückselige! Nimmer ein Beistand
Wirst du, Hektor, ihm sein, der Erschlagene, nimmer dir jener!
Selbst auch, wenn er entränne dem traurigen Krieg der Achäer,
Harrt doch seiner beständig in Zukunft Jammer und Trübsal;
Andere werden ja bald ihm des Erbguts Grenze verkürzen.
Ach der Verweisung Tag raubt jeglichem Kind die Gespielschaft:
Scheu nur senkt es den Blick und bethränt sich immer die Wangen.
So geht darbend das Kind umher zu den Freunden des Vaters,
Diesen am Rock anfassend mit Flehn und am Mantel den Andern:
Einer erbarmt sich vielleicht, und reicht ihm ein wenig den Becher,
Daß es die Lippen benetzt, doch nicht sein Gaumen genetzt wird.
Oft verstößt es vom Mahle der Sohn noch blühender Aeltern,
Welcher mit Fäusten es schlägt und verhöhnt mit dem kränkenden Zuruf:
Hebe dich weg! Nicht ist ja dahier dein Vater am Mahle!
Thränenbenetzt kehrt wieder das Kind zur verwittweten Mutter.
Mein Astyanax, er, der sonst auf den Knieen des Vaters
Nur mit Mark sich genährt und dem zartesten Fette der Lämmer,
Der, wenn Schlaf ihn befiel von der Kindheit Spielen ermüdet,
Sanft im schwellenden Bett, von der Wärterin Armen geschaukelt,
Lieblichen Schlummer genoß, sein Herz von Freuden erfüllet,
Viel nun wird er erdulden, beraubt des geliebtesten Vaters,
Mein Astyanax, wie er von Trojas Männern genannt wird!
Du ja warst es allein, der Thor' und Mauern beschirmte;
Dich wird nun an den Schiffen der Danaer, fern von den Aeltern,
Wimmelnd Gewürm aufzehren, nachdem du die Hunde gesättigt,
Völlig entblößt, und daheim im Palast liegt manches Gewand dir,
Köstlicher Art, anmuthig, gewirkt von den Händen der Weiber.

Aber ich will sie gesammt in der lodernden Flamme verbrennen;
Nichts mehr frommen sie dir; ihr Schmuck wird nie dich bedecken;
Flammen sie denn dir zum Ruhm vor Trojas Männern und Weibern!

Gewiß, eine höchst eigenthümliche Rede, wie sie ein moderner Dichter der Andromache schwerlich hätte in den Mund gelegt. Und gleichwohl naturwahr. Denn so gewaltig ist das Gefühl der Mutterliebe, daß es alle andern Sorgen und Interessen völlig überwindet. Die klagende Wittwe denkt nicht an sich, nicht an ihre entschwundene Lebenslust, nicht an die Unsicherheit des eigenen Daseins, sie denkt nur an ihr Kind, als den Mittelpunkt ihres Daseins. Und wie weiblich wiederum sind diese Betrachtungen! Ein Mann würde über die kleinen Verlegenheiten der nächsten Zukunft hinwegschauend sich mit der Heldenlaufbahn trösten, die dem verwaisten Knaben so gut offensteht, als den übrigen, würde auf das gute Glück bauen, welches dereinst der Jüngling sich erobern wird, in dem des Vaters feuriges Blut rollt, würde die kleinen Beschämungen, die dem Kinde bevorstehen, gar nicht beachten; Andromache aber vermag nicht über die Kinderjahre, ja über die vom Kinde selbst nur schwach empfundene Noth hinüberzukommen, und während sie das eigene, von nun an jammerbeladene Dasein im Augenblicke vergessen hat, haftet sie träumerisch an der Lebensqual eines Knaben. So ist sie auch in der zweiten Klagerede, als sie des Gatten todtes Haupt in den Armen hält, fast ausschließlich mit dem Gedanken an des Kindes nahe Zukunft beschäftigt, wie es ihr in die Knechtschaft folgen, oder auch gar vom Thurme hinabgeschleudert werden würde von einem der Achäer, dem Hektor einen seiner Angehörigen getödtet. Erst

am Ende kommt sie auf sich selbst zurück und beklagt es, daß der Gatte nicht sterbend aus dem Bette ihr noch die Hand gereicht und mit einem verständigen Worte zugesprochen hätte, an welches sie Tag und Nacht unter Thränen gedenken könnte.

So oft sich ihm Gelegenheit bietet hat der Dichter davon Gebrauch gemacht, die Mutterliebe in den rührendsten Aeußerungen zu malen, die Kämpfe der Männer durch die Weichheit des weiblichen Herzens elegisch zu sänftigen, zu welchem auch der rauhe Krieger in der Noth klagend seine Zuflucht nimmt. Der beleidigte Achilleus wendet sich betend an seine Mutter. Thetis hört seine Stimme, kommt herauf aus den Tiefen des Meeres, streichelt ihn mit der Hand und fragt nach der Ursache seiner Betrübniß; dann eilt sie hin zu Zeus, daß er ihn räche. Wiederum als sie später nach des Patroklos Tod sein Seufzen und Jammern hört, da schluchzt sie laut auf, daß sich die Schwestern um sie versammeln als Zeuginnen und Genossinnen ihrer Klagen. Wehe mir unglücklichen Heldenmutter! ruft sie aus; ich gebar einen edlen, tapfern Sohn, hervorragend unter den Heroen, er wuchs empor wie ein Bäumchen, ich pflegte ihn wie die Pflanze im Ackerland, ich sandte ihn nach Ilios mit der Flotte zum Kampf gegen die Troer; nicht empfang' ich ihn wieder, nicht wird er heimkehren in des Peleus Behausung, und so lange er lebt und das Licht der Sonne schaut, muß er sich grämen und ich kann ihm nicht helfen. So will ich denn gehen, mein liebes Kind zu schauen und den Grund seiner Trauer zu vernehmen. Dann taucht sie empor, begleitet von den weinenden Schwestern, hält dem Schwerseufzenden das Haupt und spricht in Bekümmerniß: Kind, was

weinst du? Welche Trauer hat dein Herz befallen? Rede, verbirg mirs nicht. Zeus hat doch deinen Wunsch erfüllt, hat bestraft die Achäer. Achilleus selbst ist tief gerührt von ihrer Trauer und ihrem tragischen Geschick, daß sie, die Göttin, zur Genossenschaft menschlicher Ehe erniedrigt, nun auch den Schmerz zu tragen hat um einen Sohn, der frühem Tode verfallen ist und zugleich dem Ueberdruß am Leben, so lange er den Freund nicht an Hektor gerächt. Und wie sie dereinst bei seiner Abfahrt vom Hause sorglich ihm den Kasten mit Kleidern und Decken füllte, so eilt sie auch nun zu Hephästos, daß er das ihr so theure Opfer eines baldigen Verhängnisses noch zuvor mit herrlicher Rüstung schmücke. Dann bringt sie ihm die göttlichen Waffen und taucht selbst wieder hinab, in der Tiefe unter den andern Meergöttinnen abgeschieden von den Himmlischen den frühen Untergang des edlen Sohns zu beweinen. So geleitet den besten der Helden die Mutterliebe durchs Leben, tröstend und lindernd wo sie nicht wenden kann, obwohl selbst bekümmert bis zum Tode, wenn der letzte Tröster der mühebeladenen Sterblichen der Göttin nicht versagt wäre. Ja es geht ein tiefer Schmerzenszug durchs Leben dieser heitern Menschen, durchs Leben der seligen Götter sogar, wenn sie mit dem Menschengeschick durch nähern Antheil oder, wie Thetis, durch Bande des Blutes verknüpft sind.

Am rührendsten und ergreifendsten aber tritt uns das Muttergefühl entgegen, wenn es die Matrone ist, welcher, um den treffenden biblischen Ausdruck anzuwenden, ein Schwert durch die Seele geht. Des Lebens Freuden sind der alten Frau längst abgeblüht, das erstorbene Auge belebt sich mit dem frühern Jugendglanze nur dann, wenn sie auf das Glück

ihrer Kinder und Enkel sieht. Freundlich empfängt die alte Hekabe den Hektor in der Stadt und bietet ihm Wein an, daß er seine Glieder stärke; verzweifelnd aber bittet sie ihn mit dem greisen Vater von der Mauer herab unter der höchsten Beschwörung, die eine Mutter anwenden kann, er solle vor dem grimmigen Achilleus sich zurückziehen. Umsonst! Fast alle ihre Söhne sind dem blutigen Kriege zur Beute geworden. Auch Hektor, ihr Stolz, liegt erschlagen, wird schimpflich vom unersättlichen Rächer um den Grabhügel des Patroklos geschleift. Da steigert sich der Schmerz der alten Mutter bis zur Wuth: O könnt' ich an den Unmenschen mich hängen und ihm die Leber abfressen zur Rache für meinen Sohn! ruft sie in kannibalischer Verbitterung und rauft sich noch, als sie zuletzt des Leichnams Haupt in den Händen hält, die grauen Haare aus. — Des Odysseus Aeltern wohnen draußen auf dem Landgut, von der alten Magd bedient, indeß die übermüthigen Freier in der Stadt des Sohnes Habe verprassen. Was haben die alten Menschen noch am Leben als den einzigen Gedanken an den Vermißten, wohl ach im Meere Umgekommenen, den Gedanken, der unablässig an ihrer Seele nagt und das schwächer organisirte Weib aufreibt? Kein plötzlicher Tod hat mich dahingerafft, sagt der Schatten der Mutter zum Sohne, keine Krankheit verzehrt, sondern die Sehnsucht nach dir, nach deinem verständigen Sinn, nach deinem freundlichen Wesen, hat mir das süße Leben genommen. Der alte Laertes aber sitzt daheim, nach der Gattin zugleich und dem Sohne verlangend, freudlose Tage hinschleppend und die Nacht am Feuer hingelagert unter dem Gesinde, in freiwilliger Büßung den letzten einsamen Rest seiner Tage verzehrend.

So fließt der ewige Strom der Mutterliebe, das Leben der Frauen segnend wie verheerend, auch durch diese fernen Thäler der Menschheit und weckt befruchtend die Pflanzen der Liebe; der Dankbarkeit, des allgemeinen Wohlwollens, mit einem Worte der schönen Menschlichkeit in den Kindern. Nicht allein die eigenen Mütter sind geehrt, die Frauen im Allgemeinen nehmen eine Stellung ein, welche unsern Sitten sehr nahe kommt. Telemach zwar verweist der Mutter, als sie von des Phemios beziehungsvollem Gesang verwundet, ein anderes Lied wünscht, in einem ziemlich barschem Ton ihre Einrede. Der Dichter hat ihn mit Absicht als einen raschen jungen Mann gezeichnet, der unsicher in seinem Auftreten, die rechte Wendung noch nicht zu finden weiß; denn jetzt eben ist ihm sein Herrscherrecht klar geworden, nachdem er sich lange in jugendlicher Unzulänglichkeit gebeugt hat; ja er läßt ihm sogar durch die kluge Athene den Gedanken zuführen, er solle heimkehren von der Reise; denn so seien die Frauen: dessen Hausstand wollten sie mehren, der sie freie, und der frühern Kinder und des vorigen lieben Gatten, wenn er todt sei, vergäßen sie. Ein moderner Dichter würde vielleicht idealisirend den herben Zug des Eigennutzes, so schwach er auch angedeutet ist, aus dem Charakter des Telemach völlig getilgt haben. Homer malt nach dem Leben, und wer weiß nicht, daß Unedles mit Edlem auch in den Besten gepaart ist, und das Gemeine gerade wo es sich um den leidigen Besitz handelt, unwillkührlich zu Tage kommt? Bei alledem scheut sich der wackere Jüngling auf das Begehren der frevelhaften Freier einzugehen, daß er die Mutter selbst einem Manne gebe oder heim zu ihrem Vater schicke, damit dieser sie verheirathe an

den, welchen er wolle und der ihr selber gefiele. Er könne nicht, erwiedert er als braver Sohn, wider ihren Willen aus dem Hause stoßen die ihn geboren und erzogen; auch würde er von ihrem Vater viel Ungemach zu leiden haben und anderes würde die Gottheit dazu geben; denn die Mutter würde bei ihrem Abzuge die Erinnyen anflehen, und die öffentliche Meinung würde ihn gleichfalls tadeln. Man sieht, solche Anmuthung, deren Ausführung der erwachsene Sohn nach des Vaters Tode zu übernehmen befugt war, streitet mit der Sitte, mit der Pietät, mit der Religion. Die Erinnyen erhören die Gebete der Aeltern gegen ungerathene Kinder, ja sie erfüllen selbst solche Verwünschungen, welche jene in leidenschaftlicher Gereiztheit über die Kinder herabbeschwören. Sie erhörten den Fluch der Althäa gegen ihren Sohn Meleagros, der ihre Brüder im Kampfe getödtet, sie erfüllten den Fluch des alten Vaters gegen Phönix, als dieser der Mutter zu Gefallen die Buhlerin nahm, daß nie ein Kind auf seinem Schoose sitzen solle. Ehrfurcht gegen die Aeltern zu üben ist religiöses Gebot der Hellenen, ist auch humane Verpflichtung, welche das Herz sich selbst auflegt. Wie oft wird es in der Iliade mit elegischem Tone hervorgehoben, daß dieser oder jener frühgefallene Held seinen Aeltern die Mühen bei seiner Erziehung nicht habe durch Pflege ihres Alters vergelten können! Rein und schön spricht Odysseus das Gefühl der Kindesliebe aus, wenn er sagt: Einem Manne, der in der Fremde selbst in Reichthum lebt fern von den Aeltern, ist nichts süßer als das Vaterland und die Aeltern. Und so benimmt sich auch Telemach bei alledem, daß er mit schroffen Worten die Mutter angelassen, wenn es zum Handeln kommt, mit gemüthvollem Zartsinn.

Als er die Reise nach dem Festlande beschlossen, um dem Vater nachzufragen, ob er noch lebe oder todt sei, zieht er allein die alte Dienerin ins Geheimniß und läßt sie schwören, daß sie seiner Mutter erst am eilften oder zwölften Tage nach seiner Abreise etwas davon sagen würde, damit die liebe Mutter sich nicht um ihn ängstige; denn bis dahin hofft er wieder heimzukommen. Dann bricht er Nachts auf, nachdem Penelope schon zu Bette ist. Und gleich nach seiner Rückkehr, während er noch auf dem Gehöfte des Eumäos weilt, läßt er ihr die frohe Botschaft entbieten, daß er wieder da sei.

Wo die Mutter Achtung im Hause genießt, hat die Frau überhaupt eine würdige Stellung im Leben; denn die Familie ist die Trägerin des öffentlichen Geistes. Die homerischen Helden legen ein Gewicht auf das Urtheil der Frauen. Hektor scheut sich von den Troerinnen für feige gehalten zu werden; die Freier schämen sich vor der Nachrede der Männer und Frauen, wenn der Bettler den Bogen spannen würde. Die Frauen treten heraus in die Oeffentlichkeit und betheiligen sich im eigenen wie im Interesse der Stadt, so weit ihre Kräfte es zulassen, an den gemeinsamen Angelegenheiten. Als Hektor in das Skäische Thor tritt, laufen ihm die Gattinnen und Töchter der Troer entgegen und fragen nach den Ihrigen; er aber bittet sie alle zu den Göttern zu flehen, und auf sein Anrathen veranstaltet Hekabe eine Frauenprozession nach dem Tempel der Athene. Auf dem Schilde des Achilleus ist eine belagerte Stadt abgebildet, deren Mauern Frauen und Kinder vertheidigen, indeß das Heer im Felde liegt. Der siegreiche

Kämpfer legt die Rüstung des erschlagenen Feindes in die Hände der Gattin, und der fallende richtet als letzten Wunsch an den Sieger die Bitte, er möchte seinen Leichnam herausgeben, daß ihn die Frauen beweinen und bestatten helfen; dem sterbenden Agamemnon wäre es noch ein Trost gewesen, hätte ihm Klytämnestra wenigstens die Augen zugedrückt.

So lindert der Gedanke an die Theilnahme der Frauen noch den Todeskampf der Helden im Gewühle des Streits, so mildern die sanften Versöhnerinnen des Lebens die grellen Schlachtenbilder. Was wäre die Ilias zumeist als ein fühlloser Mordgesang ohne den steten Antheil, welcher in allen ihren Theilen hier angedeutet, dort ausführlich geschildert den Frauen zukommt? Denn sie vor Allem geben der Poesie ihren gemüthlichen Inhalt; ihre Schönheit schmelzt noch die erstarrten Herzen der Greise, wenn Helene deren Versammlung naht; ihre Anmuth weckt nach neunjähriger Abwesenheit in den Kriegern die ungestüme Sehnsucht nach der Heimath beim Gedanken an die zurückgelassenen Gattinnen; ihr treues Walten beruhigt nach zwanzigjähriger Entfernung den unglücklichen Odysseus, wenn die Erinnerung an sein Haus, sein Kind, seine Diener ihm die Fremde unerträglich macht.

Und bei alledem übersieht der Dichter auch nicht die kleinen Flecken und Schatten in diesen Lichtgestalten des Menschenlebens, und stimmt auch uns zu billiger Nachsicht, wenn wir etwa, ungehalten über einzelne ihrer Schwächen, der verdorbenen Gegenwart aufzubürden geneigt sind, was dem zarten Geschlechte von Natur beigegeben sein mag, da-

mit es nicht in Selbstgefühl sich überhebe. Ich rede hier nicht von Klytämnestras Verrath, noch von Helenes bitter bereuter Treulosigkeit; ich ziele nur zunächst auf ein paar hingeworfene Gleichnisse, die ich zur Vervollständigung meines Frauengemäldes nicht unerwähnt lassen darf. Ich habe meinen verehrten Zuhörerinnen so viel Gutes von den homerischen Frauen erzählt, daß sie mir diese meine Ehrlichkeit schon nachsehen werden. „Was brauchen wir da einander zu schelten und zu schimpfen, sagt Aeneas zu Achilleus, wie Weiber, die im Zorn und unversöhnlichen Hader mitten auf die Straße laufen und schimpfend gegen einander sagen vieles, was wahr ist und unwahr?“ Da haben wir sie ja, wie sie leiben und leben, die Huldinnen des Marktes, deren Stimme auch uns hin und wieder entgegenkreischt, wann wir durch die Stadt spazieren. Der Bettler Iros aber sagt: „Wie der Schmarotzer geläufig zu sprechen weiß, gleich einem alten Ofenweib!“ wir würden etwa an die Stelle einer Einheizerin ein altes Waschweib setzen. Ja die Zunge war und ist ein köstliches Instrument, auf welchem Evas Töchter in allen Tonarten von jeher zu spielen wußten, in den süßen Mollaccorden des Liebesgeflüsters, in den rührenden Flötentönen der Klage, in den ernsten Weisen verständiger Rede, in den Durtonarten des Streites und Haders. Aber am liebsten spielen sie sanfte Lieder freundlichen Wohlwollens; und daß auch ich diese lieblichen Weisen durch diesen Vortrag nur unterbrochen, nicht verscheucht und zerstört habe, wünschte ich daraus errathen zu können, wenn die verehrten Zuhörerinnen meine Ankündigung, im nächsten Vortrag einzelne Genrebilder homerischer Frauencharaktere darstellen zu wollen, für ein Versprechen, nicht für eine Dro-

hung nehmen, und furchtlos jene Stunde erwartend, ihr liebes Instrument jetzt gleich, nachdem ich abgetreten, ohne verlegene Pause in Gemüthlichkeit weiter spielen.



II.

Jede Schilderung allgemeiner Zustände wird langweilig, wenn sie nicht beispielsweise individuelle Züge eingestreut enthält. Denn das Einzelne ists, an welchem wir Antheil nehmen. So sah ich mich denn, als ich über Charakter und Stellung der homerischen Frauen generellen Bericht erstattete, zu größerer Belebung meines Vortrags genöthigt, manches Besondere in Voraus zu verbrauchen, was mir heute gar wohl zu Statten käme. Sämmtliche Stellen z. B., die auf Andromache, eine der schönsten Frauengestalten Homers, sich beziehen, habe ich schon verarbeitet; auch an Nausikaa würde ich vorübergehen, wäre sie nicht die einzige Jungfrau, auf deren Persönlichkeit der Dichter größern Fleiß verwandte; Hekabe endlich, die schmerzensreichste Mutter des Alterthums, ist ihren wesentlichen Eigenschaften nach gleichfalls bereits im ersten Vortrage dargestellt worden. Indeß Homer ist reich genug an charakteristischen Mittheilungen; und wenn ich auch zur Vervollständigung einzelner Bilder manche Züge wiederhole, so lohnt sich ja doch die Mühe, da uns antike Figuren selten genug begegnen. Homer ergeht sich niemals, wie etwa ein moderner Romanschreiber, in abstracten Charakterschilderungen. Seine Vorliebe für das Concrete stellt Sitte und Wesen der Personen wie absichts-

los in Handlungen dar. Nur gewisse stehende Beiwörter sind es, welche gerade an dieser oder jener Person haften und ein allgemeines Urtheil des Dichters aussprechen. Wenn Penelope die Verständige heißt, so ist dieß weit individueller gemeint als die weißarmige Andromache; letzteres Beiwort kehrt der sinnlichen Malerei zu Gefallen bei vielen Frauen wieder, ersteres ist charakteristisch für die eine. Im Ganzen aber zeigt Homer, wie gesagt, das Eigenthümliche durch Situationen, nicht durch Worte So legt er denn auch uns die willkommene Nöthigung auf, Einzelschilderungen zu folgen und an seiner Hand mehr historisch als beschreibend zu Werke zu gehen.

Im Allgemeinen herrscht unter seinen Personen kein so schroffer Gegensatz in Leben, Geist und Charakter als unter modernen; der göttliche Anhauch reiner Menschlichkeit durchdringt sie allesammt; der grelle Unterschied von Engeln und Teufeln auf Erden ist erst mit dem Dualismus des Christenthums in die Dichtkunst gekommen. Selbst in solchen Lagen, wo er Anlaß hat seine Menschen von ihrer schlimmen Seite zu zeigen, unterläßt er nicht, irgend ein begütigendes Beiwort ausgleichend daneben zu stellen, damit dem Verunglimpften doch wieder sein sonstiges Recht widerfahre. Und nun vollends die Frauen, die von Natur unserem eckigen Wesen enthoben und auf sanfte Harmonie der Formen körperlich wie geistig angelegt sind, die in gleicher Häuslichkeit erwachsen, von den Stürmen des Lebens meist unberührt und darum auch von jenen markirten Zügen und Falten verschont geblieben sind, welche Sorge und Arbeit ins Angesicht drückt! Wie die Frauengesichter einander ähnlicher sind als die der Männer, so auch gleichermaßen die

Charaktere, zumeist freilich in der Jugend, wo die feinern Unterschiede, welche im Hochsommer und Herbste des Lebens die Frucht zeigt, an der fröhlichen Blüthe noch unbemerkbar sind. Nausikaa kann als Stellvertreterin jeder wohlerzogenen edlen griechischen Jungfrau dienen, Penelope freilich nie zur Klytämnestra werden; in wie weit die Anlage zur Helene in jeder einzelnen liegt, wage ich nicht zu entscheiden. Der Tugendstrengen ist nur selten die Schönheit als reizende Versucherin zugesellt, der Schönen meist die Klugheit als Hüterin mitgegeben, und so wird das rechte Maß in der Lebensführung der Frauen von Homers Tagen bis in unsre Häuslichkeit nur in seltenen Fällen überschritten.

Wollen wir daher die Frauenwelt deutlicher in ihrem innern Kontraste schauen, so thun wir am besten, wir steigen von der Erde empor zum Olympus; die homerischen Götter sind nichts als vergrößerte Menschen, mit ihren Tugenden geschmückt, von ihren Neigungen und Leidenschaften umgetrieben, ein mächtiges Geschlecht, in welchem die guten und fehlerhaften Eigenschaften unserer Natur desto sichtbarer sind. Wollte die Phantasie, die Schöpferin der Götter, die Räume über uns mit einer Fülle bevorzugter Naturen bevölkern, so mußte sie diesen, sollten sie anders lebensfähig sein, auch mancherlei Charakter, mancherlei Interessen und Neigungen geben und mancherlei Gesinnung gegen ihre Schützlinge, die Menschen. Die mythenbildende Vorzeit denkt sich ihre Gottheiten nicht nach moralischen Kategorien, nach metaphysischen Abstractionen, denen es nicht einmal gelingt einen einzigen wirklich persönlichen Gott zu schaffen, geschweige denn einen ganzen Olympus. Gebannt in die Schranken des Raumes, genährt von den Anschau-

ungen der Sinne, werden wir allezeit vergebens Gebilde versuchen, welche jene Schranken, diese Anschauungen verneinen sollen. Darum enthalten alle Mythologien die Unterschiede des Geschlechts, der Familie, der Stellung, der Beschäftigung, der Neigung, und die Göttergesellschaften gleichen menschlichen Gemeinden, während sich ihre höhere Natur nur durch Beigabe dessen bekundet, was des Volkes Phantasie kühn genug ist sich selbst zu wünschen. Erleichterung von Sorgen, Befreiung von Alter und Tod, Möglichkeit beschleunigter Bewegung, Fähigkeit die Gestalt zu wechseln oder auch einmal unsichtbar gegenwärtig zu sein dem Lieblinge oder dem Feinde, erhöhtes Maß der Größe und Kraft — sind solche kindliche Wünsche, welche die Volkspoesie als erfüllt in den Göttern voraussetzt. Liebe und Haß, Gehorsam und Widerwillen, Streben und Gegenstreben, auch einen gewissen Grad von Schmerz und Leiden findet sie mit der göttlichen Natur gar wohl verträglich.

Ziehen wir also immerhin die Göttinnen mit herein in den Kreis menschlicher Frauen, welche dem Maler jener Kolossalbilder gesessen haben, so werden wir aus den vergrößerten Zügen um so leichter die Linien der Modelle erkennen.

Sie wissen, z. B., wie freundlich die Phantasie der Griechen Flur und Hain, Berg und Quell, ja selbst die Tiefe des Meeres mit Mädchengestalten belebt und verschönt hat, so daß selbst der Wildniß nie ihre gottmenschliche Staffage fehlt. Auch auf weitentfernter unbewohnter Insel tröstet und pflegt den armen Schiffbrüchigen die einsame Kalypso. Weithin duftet der Rauch des Cedernholzes, das auf ihrem Herde brennt, in der Grotte webt sie mit golde-

nem Webschiff und singt mit schöner Stimme ein Lied dazu. Ringsum sproßt die Erle und Pappel und die wohlriechende Cypresse, Seevögel nisten in ihrem Dickicht, der Weinstock schlingt seine Ranken um die Grotte, vier Quellen durchfeuchten die weiche grüne Matte, und die liebende Göttin hält sieben Jahre lang den Mann in ihren Rosenarmen, dem sie Unsterblichkeit und ewige Jugend schenken wollte, wenn er ihr einsames Paradies zu theilen und die sterbliche Gattin zu vergessen sich entschließen könnte, der sie doch gewiß an Schönheit und Gestalt gleich stehe. Und als sie auf höhern Befehl ihren Liebling entlassen muß, da klagt sie über den Neid der Götter, daß sie ihr den Besitz des theuren Mannes mißgönnen, den sie gerettet und erhalten hat. Schmachtendes Verlangen nach einem Sterblichen erfüllt das sanfte Herz der einsamen Göttin; um den Verlust eines Menschen klagt sie, liebesbedürftig in ihrer reizenden Wildniß, weil ihr der Himmlischen Genossenschaft versagt ist. Sanft, wohlwollend, hülfreich ist ihr Gemüth, wie das Herz aller Nymphen, der lieblichen, blühenden Göttermädchen, die da spielen und singen im Reigentanz als Gesellschafterinnen der jungfräulichen, in Schönheit strahlenden Jägerin Artemis. Aber des Phöbos lockige Schwester fühlt nicht die Bande der Liebe; hochragend über ihren Gespielinnen zieht sie vom Taygetos und Erymanthos herab, Eber und Hirsche zu erlegen, und tödtet mit sanften Pfeilen die Frauen, welche sie ohne Krankheit, schmerzlos zum Hades entsenden will. Kalte, selbstgenügsame Sprödigkeit, nicht selten eine unerquickliche Zugabe der Schönheit, ein launenhafter Mädchenzug, haftet am Charakter dieser mächtigen, rascheinherschreitenden Göttin, deren Wesen grundverschieden, wenn auch im

Abweisen der Liebe ähnlich ist dem der Athene. Auch Athene ist eine unbezwungene Jungfrau; der Kriegerin ziemten nicht die Fesseln der Ehe. Sie hat etwas Amazonenhaftes, wenn sie die Frauengewänder ablegt, die kunstvollen, die sie mit eigenen Händen gefertigt, und des Vaters Leibrock anzieht, sich rüstend zum thränenreichen Kriege, wenn sie des Zeus furchtbare Aegide um die Schultern wirft und, den goldnen Helm auf dem Haupte, den Flammenwagen besteigt, die starke, wuchtige Lanze in der Hand, mit der sie die Reihen der Helden bezwingt. Aber ihre Grundeigenschaft ist Klugheit und ruhige Besonnenheit. Darum überwindet sie auch im Kampfe den wilden Stürmer Ares; darum wählt sie zum Schützling den Helden, der diese Eigenschaft vor allen besitzt, den erfindungsreichen Odysseus, und ihm zu Gefallen auch seinen Sohn, dem sie als Mentor hilfreich zur Seite geht; darum ist sie nicht allein Kriegerin, sondern auch Vorsteherin der weiblichen Kunstfertigkeit, der Weberei und sonstigen Handarbeit; darum ist sie endlich die Lieblingstochter des Zeus, in dessen erhabenem Haupte die Weisheit thront. Ihr verständiges Auge, jenes mächtige Auge mit durchsichtigem Lichtglanz, bewacht auf jedem Schritte, die sie sich zu Lieblingen erkoren, ihr Rath, ihre Hülfe ist unablässig wirksam und eingreifend. In der Iliade tritt sie meist im Verein mit Here auf. Sie hat wie diese entschieden Partei genommen gegen die Troer; sie ist verdrießlich und eifersüchtig auf die Gunst, die Zeus der Thetis erweist, weil diese ihm die Kniee geküßt und bittend ihn am Kinn gefaßt habe. Habe sie ihm doch oftmals seinen Sohn Herakles beschirmt in seinen Mühsalen; es werde schon wieder die Zeit kommen, wo er sie seine liebe

Glaukopis heiße. Die Leibtochter darf sich gegen den Vater schon manche Freiheit herausnehmen. Als Zeus sämmtlichen Gottheiten unter den stärksten Drohungen die Theilnahme am Kriege verweist, da hat er alle eingeschüchtert, und Niemand ist kühn genug ihm zu entgegnen. Athene allein wagt die Anfrage, ob sie denn nicht den Argivern wenigstens einen Rath geben dürften, damit sie nicht alle umkämen durch seinen Zorn. Und der Wolkenversammler erwiedert ihr lächelnd: Sei getrost, mein liebes Kind; ich meine es nicht gar so ernstlich und will dir gnädig sein. Beim Rathe indeß wollen es die beiden Feindinnen der Troer nicht bewenden lassen. Schon fahren sie in des Zeus Abwesenheit gerüstet hinaus durch die Wolkenthore; er aber sieht die Widerspenstigen vom Gipfel des Ida aus und sendet ihnen die Drohung nach, wenn sie nicht umkehrten, so würde er ihnen mit dem Blitze den Wagen zerschmettern und Wunden beibringen, die in zehn Jahren nicht heilen sollten. Erschrocken fahren die Frauen wieder heim und setzen sich in die Versammlung der Götter, schweigsam, bekümmert; Athene erwiedert kein Wort, als er seine vorige Drohung wiederholt; sie grollt dem Vater, denn wilder Grimm hat sie erfaßt. Athenes Zorn in dieser Scene ist ein Spiegelbild des Lebens, wo gar manche verwöhnte Lieblingstochter machtlose Zornblicke schießen läßt, wenn der nachsichtige Vater einmal mit ernstem Gebot ihre Plane durchkreuzt —; die menschliche Leibtochter freilich wollte etwa zum Ball, nicht wie die göttliche zum Kriege. Schon hat sie siegesgewiß das Blondenkleid angezogen, schon mit der Mutter die Kutsche bestiegen; da sieht sie der Vater; er hatte ihrs verboten; mächtig erschallt sein Donnerwort, und sprachlos

sitzt die Schmollende im Winkel, indeß die Mutter — es ist die Stiefmutter, die selbst noch gerne tanzt — ihren Zorn eben so wenig bemeistern kann und mit dem Alten anhebt zu hadern.

Wundern Sie sich nicht, daß ich von den obersten griechischen Gottheiten in der Manier lucianischer Travestien rede. Mir gelten ja, wie bereits angedeutet, die Götter hier nur als Symbole der Menschen. Zudem behaupte ich allen Ernstes, daß der Dichter die Ehe zwischen Zeus und Here geflissentlich mit Humor behandelt hat. Denken wir uns nur die Alten nicht immer so grämlich ernst und würdevoll! Auch sie fanden sich aufgelegt gerade wie wir, über Eheleute als zwei feindliche Prinzipe zu scherzen; es liegt diese Neckerei so nahe, so unmittelbar zur Hand; man braucht nur die Liebe abzustreifen, die im Verlauf der Zeit ohnehin oft abhanden kommt, und Anlaß zu Zank und Hader liegt auf jedem Schritte zwischen Personen, die in beständigem Verkehr und nicht einmal das Feld gegenseitiger Befugniß genau abzugränzen im Stande sind, und von denen der leidenschaftlichere aber schwächere Theil seine Gleichberechtigung jeden Augenblick durch die Willkühr des stärkern bedroht sieht. Aber wie kommt der Dichter dazu, seine unzufriedene Ehe gerade auf den Olymp zu verlegen statt in ein Fürstenhaus? Erstlich weil das Erhabenste sicher genug ist, durch harmlosen Scherz in seiner Würde nicht beeinträchtigt zu werden. Zweitens weil dem Dichter der Plan seines Werkes Gelegenheit gibt. Der Streit auf Erden muß sein Widerspiel im Himmel haben, sonst würde er sich eher entscheiden. Die Wage des Kriegsglücks schwankt nur, weil sich bald hier bald da ein Theil der Himmlischen

anhängt. Würden die beiden mächtigsten Gottheiten einträchtig zusammenhalten, würde die List der Herrscherin die Gewalt des Götterkönigs unterstützen, so wäre das Gegenstreben der andern geradezu ohnmächtig. Drittens aber gab die allgemeine Vorstellung Grund genug an die Hand zu unauflöslichem Hader durch die Ansprüche, welche die menschlichen Fürstengeschlechter an Heres herrlichen Gemahl erhoben. Nicht erst unsere Könige rühmen sich von Gottes Gnaden zu sein. Die griechischen Städtebeherrscher gingen noch um einen Schritt weiter und führten ihr Geschlecht auf den König der Götter zurück; sie alle sind im Allgemeinen Zeus-entstammte Könige, und viele derselben bemühten sich ihren erhabenen Stammbaum wirklich bis zu jener Wurzel zu verfolgen. Die sinnliche Vorstellung der alten Welt spannt über die weite Kluft zwischen Göttlichem und Menschlichem eine kühne Brücke nahen Verkehrs, der unter Göttern und Menschen der Urzeit geherrscht habe, und wie nach biblischem Berichte die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen sahen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten, so ließen die griechischen Fürsten ihren Stamm zumeist aus einer Liebschaft des Zeus mit irgend einer schönen Prinzessin erblühen. Homer allerdings weist alle diese ungleichen Verbindungen bereits der Vergangenheit zu; sein Zeus führt in hoher Majestät auf dem Olympos den Vorsitz im Göttersaale, oder sitzt einsam auf dem höchsten Gipfel des Ida, oder besucht höchstens an der Spitze der Himmlischen die fern wohnenden frommen Aethiopen; aber er fühlt sich viel zu erhaben, um sich in den Menschenverkehr persönlich einzumischen, und so genießt keine lebende Schöne seine Liebesgunst. Aber bei alledem konnte

man sich jene sämmtlichen frühern Liebschaften, zu welchen der Mythus noch eine Menge vorübergehender Verbindungen mit Göttinnen dichtete, nicht denken ohne wohlbegründete Eifersucht seiner Gattin, ohne jene anhaltende Verbitterung ihres Herzens, welche auch die fernere Unzufriedenheit ihrer Ehe im Keim enthält. Vollends wenn man noch folgende Erwägungen dazu nimmt. Die Eifersüchtige wird auch in gleichgültigen Dingen gegen den Gatten Partei ergreifen, weil es der gekränkten Liebe wohlthut sich irgendwie rächen zu können und sei es auch durch Herbeiführen kleinlichen Haders. Here wird eine herrschsüchtige Widersacherin des Zeus, ohne daß man nöthig hat zu naturphilosophischen Erklärungen zu flüchten; sie zeigt sich aber um so ungeberdiger, weil sie als ihres Gatten Schwester zugleich seine höhere Berechtigung nur durch seine größere physische Gewalt anzuerkennen sich gezwungen sieht. So geht zwischen Zeus und Here ein beständiges Zanken und gereiztes Necken durch die ganze Ilias. Der Gatte läßt der Unleidlichen seine Ueberlegenheit und Mißachtung oft genug empfinden, obschon er sich auch wieder um des lieben Hausfriedens willen auf Heimlichkeit verlegt. Die Bittstellerin Thetis sendet er schnell nach Hause, damit Here nichts merke; als diese aber dennoch ihre Anwesenheit wahrgenommen und ihm Vorwürfe über seine Heimlichkeit macht, da erklärt er ihr geradezu, sie werde ihm durch ihre Aufpasserei nur immer verhaßter, und droht ihr, wenn sie nicht ruhen wolle, mit Schlägen, gegen welche sie die vereinte Kraft aller Götter nicht würde schützen können. Dieselbe Drohung wiederholt er auch sonst, ja er erinnert sie an eine Execution, die er einst mit ihr vorgenommen, weil sie den Boreas veranlaßt hatte, seinen

Sohn Herakles nach Kos zu verschlagen. Damals band er ihr die Hände mit goldenen Fesseln und hing sie auf in den Aether und die Wolken, und zwei Amboffe an ihre Füsse. So mußte sie hängen, und die unwilligen Götter konnten sie nicht erlösen; vielmehr warf Zeus, wen er von diesen erwischte, hinab, daß er ohnmächtig auf die Erde kam. Aber bei alledem kann sie nie schweigen, auch da nicht, wo ihre klügere Verbündete, wo Athene sich zusammennimmt; sie vermag den Groll nicht in der Brust zurückzuhalten, sie muß sich in liebenswürdigen Scheltworten Luft machen oder den Gatten mit Stachelreden quälen. Unbeugsamen Starrsinns hebt sie immer von neuem an und hat es bereits dahin gebracht, daß ihm ihr Keifen mitunter sogar gleichgültig ist. „Um deinen Zorn kümmere ich mich nichts, sagt er einmal, selbst wenn du mir davon liefest bis an die äußersten Enden der Erde und des Meeres; denn es gibt kein unverschämteres Wesen als du bist.“ Du hast die unerträgliche Starrheit deiner Mutter, läßt er sich an einer andern Stelle gegen Ares, ihren gemeinsamen Sprößling, vernehmen, die ich mit Worten kaum zu bändigen vermag. Aber dennoch ist Zeus wieder schwach und gutmüthig wie alle Männer gegen seine theure Ehehälfte. Wie sie zornig seinem Vorschlag Troja zu erhalten und die Helene zurückzugeben entgegentritt, da fährt er erst auf: Wenn du nur den Priamos und die Söhne des Priamos und die andern Troer lebendig fressen könntest, sagt er, da würde sich wohl dein Groll zufrieden geben; geht aber demungeachtet auf ihren Willen ein unter der Bedingung, daß auch sie ihm irgend einmal eine ihrem Herzen theure Stadt Preis gebe. So opfert sie denn ihrer augenblicklichen Leidenschaft die Städte

ihrer Verehrung Argos, Sparta und Mykenä. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen, scheut sie kein Mittel, auch nicht das der Lüge und Coquetterie. Im höchsten Grade charakteristisch ist jene Stelle, wo sie, um ihres Schwagers Poseidon hülfreiche Thätigkeit im Heere der Achäer vor den Augen des Gemahls zu verbergen, mit ächt weiblicher List umfassende Anstalten trifft diesen einzuschläfern. Sie geht in ihr Zimmer, wäscht sich mit Ambrosia, salbt sich mit duftendem Oele, kämmt ihre Haare und macht sich schöne Locken, zieht ein feines Prachtgewand an, hängt strahlende Ohrgehänge in die Ohren; in solcher Toilette ruft sie Aphrodite und erbittet sich von dieser deren Liebesgürtel unter dem Vorwande, als wolle sie an die Enden der Erde gehen und die Wohlthäter ihrer Jugend Okeanos und Tethys mit einander aussöhnen. Mit diesem Gürtel, dem Spender unwiderstehlichen Liebreizes, bewaffnet begibt sie sich zum Schlafgott mit der Bitte, er möge ihr behülflich sein den Zeus einzuschläfern, und verheißt dem furchtsam Zögernden eine der Charitinnen zur Gattin als Preis für das Wagniß. Nun kommt sie wie im Vorübergehen zu Zeus auf die Spitze des Ida. Unwiderstehliche Sehnsucht, ein ihm selbst befremdliches Gefühl wie aus den Tagen des Brautstandes, befällt ihn bei ihrem Anblick. Mit erheuchelter Schamhaftigkeit lehnt sie seine Liebkosungen ab, welche hier auf offenem Platze ja allen Göttern sichtbar seien; um so feuriger schließt er sie in die Arme; Gras entsprießt dem Boden, und Lotos, Krokos und Hyacinthe, daß sie hoch über dem Boden ruhen auf weichem Lager; ringsum breiten sich Goldwolken, und glänzende Thautropfen fallen auf die Erde. Aber unvermerkt naht sich sogleich von seinem Verstecke der Schlafgott und

erweist seine Macht an dem Gotte der Götter. — Weiß sie über Zeus nur durch List und die Macht ihrer Zunge hie und da einen Vortheil zu gewinnen, so zeigt sie dagegen andern Gottheiten gegenüber in Augenblicken der Gereiztheit auch sehr nachdrücklich und handgreiflich ihre Ueberlegenheit. Wie, du wagst es, schamlose Hündin, dich mir gegenüberzustellen? läßt sie die Jägerin Artemis an, als sich unter den Göttern entgegengesetzter Partei vor und um Troja selbst ein Kampf entsponnen hat; Thiere auf Bergen zu jagen ist besser als mit Stärkern sich im Kampfe zu messen. Komm ich will dirs zeigen. Hiemit hält sie der Artemis mit der Linken beide Hände, nimmt mit der Rechten ihr Bogen und Köcher von der Schulter und schlägt sie ihr hohnlachend um die Ohren. Weinend entfloh die Göttin mit Zurücklassung ihres Schießgeräths wie eine Taube vor dem Habicht. Welche verächtliche, boshafte Behandlung! aber Artemis ist ja ihre Stieftochter. — So gibt uns Here, wir mögen sie betrachten, wie wir wollen, das Bild einer bösen Frau, wie wir weiter keine unter den menschlichen finden. Wäre Homer ein moderner Dichter, so würden wir die Vermuthung äußern, er habe solch ein Bild in das Gewand einer Göttin gekleidet, um der Rache so mancher seiner Zeitgenossinnen auszuweichen, welche etwa ihr eigenes Abbild wie in einem Spiegel geschaut hätte.

Den Contrast im Frauencharakter sieht man recht deutlich, wenn man der unliebenswürdigen Ehegöttin Aphrodite, die Liebesgöttin, zur Seite stellt. Sie ist nicht minder mächtig, die reizende, lächelnde Hochzeitstifterin, als die andern; denn Menschen und Götter bis auf Artemis, Athene und Hestia folgen widerstandlos ihrem sanften Schmeichelge-

bote. Aber ihr sind nicht verliehen die kriegerischen Werke; Diomedes darf die kraftlose, weichliche ungescheut angreifen, und als er sie am Handgelenke verwundet, schreit sie laut auf und läßt den eigenen Sohn fallen, den sie eben aus dem Kriegsgetümmel zu tragen im Begriffe war. Schnell läßt sie sich durch Iris zurück nach dem Olymp fahren und sinkt ihrer Mutter Dione in den Schoos. Die schließt die Tochter in ihre Arme, streichelt sie mit der Hand und tröstet sie mit Aufzählung anderer Unbilden, welche Gottheiten schon von frevelhaften Menschen erlitten hätten. Athene und Here können bei diesem Anblick nicht ihre hämischen Bemerkungen unterlassen. Ei, sagt die erstere, Kypris hat wohl eben eine der Achäerinnen bereden wollen einem der Troer zu folgen, nnd während sie sie da streichelte, hat sie sich an einer goldenen Hafte die zarte Hand geritzt. Da lächelte der Vater der Menschen und Götter und sprach zur goldenen Aphrodite: Nicht sind dir, mein Kind, die Werke des Kriegs gegeben; besorge du die süßen Werke der Hochzeit und überlaß jene dem stürmischen Ares und der Athene. — Die anmuthstrahlende Göttin mit dem schönen Nacken, dem reizenden Busen, den glänzenden Augen wählt sich zu Schützlingen und Lieblingen die schönsten unter den Menschen, Helene und Paris, den Langgelockten, den Zitherspieler, den Mädchenbeschauer, und führt unbekümmert um die Heiligkeit des Gastrechts und die Satzungen der Ehe in freier Liebe zusammen die sie begünstigt. Und der Zärtling, der mit Aphroditens Gaben sich leichtlich über den erlittenen Schimpf zu beruhigen weiß, macht sogar seinem scheltenden mannhaften Bruder gegenüber den Vorzug seiner Liebenswürdigkeit geltend, die Gnadengabe der Göttin, die sich niemand selbst

zu erringen vermöge. Denn auch ihre Gunst zu verachten ist ein Frevel. Reize mich nicht, Unselige, ruft Aphrodite mit strengem Worte der Helene zu, als diese sich weigert unmittelbar nach Ueberwindung des Paris nach Hause zu gehen, daß sie den schönen Mann mit ihrer Liebe tröste, reize mich nicht, daß ich nicht zürne und dich verlasse und dem Unglück Preis gebe, wie ich dich bis jetzt unaussprechlich geliebt habe. Aber die Liebesgöttin ist selbst nicht frei von Liebesnoth, ist dem eigenen Zwange verfallen, den sie über Götter und Menschen übt. Die sehnsüchtige Herzensqual lockte einst die Mächtige hinab in die Arme des schönen Schäfers Anchises, wie es mit naiver Munterkeit in jenem Hymnus geschildert wird, und der männliche Stürmer Ares ist der begünstigte Nebenbuhler ihres eifersüchtigen lahmen Gatten, des rußigen Künstlers Hephästos, der die Liebenden in kunstvollem Netze umgarnt und, sein Rachegefühl zu kühlen, dem Gelächter der Götter Preis gibt, wie in frivolem Liede unter den Phäaken Demodokos singt.

Indeß, v. Z., was ist der göttliche Busengürtel Aphroditens, der alle Zauberreize enthält, Zuneigung und Sehnsucht, Getändel und schmeichelnde Zusprache, die auch den Sinn der Verständigen bethört, — was ist er anders, als die M a c h t b l ü h e n d e r W e i b l i c h k e i t? Ja was ist Aphrodite selbst, als ein Symbol des göttlichen Reizes mit welchem Schönheit und Anmuth, im irdischen Weibe vereint, die Herzen unwiderstehlich an sich zieht? Jedes holde Weib trägt als Mitgabe der Natur den siegreichen Liebesgürtel, ja sie ist selbst die lächelnde Aphrodite, wenn sie nicht der unweiblich spröden Artemis oder der klugen Athene oder der herrschsüchtigen Here den Vorzug gibt. Und so

wenden wir uns, ohne einen merklichen Unterschied zu empfinden, von der Liebesspenderin gleich zu einem ihrer concreten Urbilder, zu der liebenswürdigen Jungfrau Nausikaa. Die herrliche Mädchengestalt, die blühende, verständige, naive, fröhliche Jungfrau, welche in Vollreife entwickelter Weiblichkeit vielumworben und unbesiegt, doch nahe daran ist dem keimenden Liebesgefühle für den bedeutenden Fremdling Raum zu geben, hat sich gewiß einst unter den Griechen eben so viele Freunde erworben, als sie die Modernen mit romantischem Zauber anzog. Dachte doch selbst Göthe einst in Sicilien, als ihm Meer, Inseln und Buchten die Bilder der Odyssee recht lebhaft vor die Seele führten, ernstlich an eine Dramatisirung der idyllischen Scenen, welche die schöne Tochter des Phäakenkönigs und ihren Gemüthsantheil an ihrem neuen Schützling darstellen. Freilich hätte er diesen Antheil um vieles vergrößern, hervorheben, und die Jungfrau in leidenschaftlichere Stimmung bringen müssen, als der ruhige Epiker, bei welchem Odysseus ohne gefährliche Verwirrung ihres Herzens scheidet. Das gute Mädchen sollte sich nach Göthes Plan durch eine voreilige Aeußerung ihrer Neigung zu dem seltsamen Fremdling bei ihren Landsleuten dergestalt compromittiren, daß ihr, als Ulysses sich zuletzt als einen scheidenden erklären muß, nichts übrig bleibt, als im fünften Acte den Tod zu suchen. Homers Nausikaa ist für solch gewaltig emporschlagende Leidenschaft zu unbetheiligt, zu knospenhaft für solch verzehrende Liebesflamme. Selbstmord aus unauflöslicher Liebesqual wäre auch für homerische Verhältnisse etwas gar zu romantisch, jedenfalls aber eine Schilderung von Seelenzuständen, welche diesen äußersten Schritt der Verzweiflung herbei-

führten, mit dem Geiste des Epos unverträglich. Daß des Odysseus unerwartete mächtige Gegenwart in der jungen Königstochter das Gefühl stiller Neigung auch bei Homer anregt, unterliegt keinem Zweifel; aber ihre Bewegung gleicht dem Meeresspiegel, über welchen ein leichter schmeichlerischer Luftzug mit sanftem Wellengekräusel dahinzieht, keineswegs dem brausenden Sturme, der die Tiefen aufjagt zu wildem Wogenschlag. Gerade der Anhauch einer ersten Liebesempfindung, der die Liebenswürdige, ohne daß sie sich dessen selbst recht bewußt wird, leise berührt, macht uns Nausikaas naives Charakterbild so reizend. Ich kenne keine lieblichere Erscheinung, als die frische Jugendlichkeit in jenen glückseligen Momenten, in welchen die Liebe die ersten schüchternen Versuche wagt. Des Odysseus aufregender Eintritt ins Land der abgeschiedenen Phäaken, des Mädchens Antheil an seiner Lebensrettung, die schöne Männlichkeit seiner Erscheinung, der romantische Zauber seines bisherigen Geschickes, die sichtbare Heldenkraft des bewunderten Mannes im Kampfspiel, die zeitige Entdeckung seiner heimischen Verhältnisse, die baldige Abreise — sind genügende Motive, um Nausikaas Herz in so weit zu rühren, daß die Nichterfüllung leiser Wünsche nicht gerade elend macht; wer ihr nachher als Ersatz des Odysseus Sohn zum Gatten gab, hat die Dichtung sinnig im Geiste Homers vollendet.

Nausikaas erstes Auftreten sogleich ist echt mädchenhaft. In jungfräulicher Blödigkeit sucht die bisher gegen die Bewerbungen ihrer Landsleute spröde Königstochter dem lieben Vater den Beweggrund zu verbergen, der sie zum Waschen hinaus an den Fluß treibt. Ihre Hochzeit sei nahe, hatte ihr das Traumbild gesagt; eine merkliche Ver-

wirrung in ihren Zügen wird zur Verrätherin ihrer geheimen Gedanken; wie könnte der Vater diese sonst merken? Die süße Unschuld ist unfähig sich vor dem Erfahrenen zu verstecken. Der Treffliche ehrt jenes mädchenhafte Zagen, erspart ihr zartsinnig die Verlegenheit. Aber so schüchtern Nausikaa zu Hause war, so besonnen bleibt sie nachher stehen, als beim Anblicke des nackten Unglücklichen die andern Mädchen auseinanderstieben; denn Athene legte ihr Muth ins Herz. Die Rede, mit welcher der Schutzflehende sich an sie wendet, ist keineswegs allein als schmeichlerische Berechnung aufzunehmen. Die hohe, schlanke Gestalt vergleicht er bald der Artemis, bald einer jungen Palme, die er einst in Delos neben Apollos Altare gesehen; dreimal glücklich preist er Vater und Mutter, dreimal glücklich die Brüder ob ihres Hochgefühls, wenn sie die Blühende eintreten sehen in den Tanzplatz, und selig den reichen Freier, der sie einst nach Hause führen werde. Verständig, theilnehmend gibt sie Auskunft, Beruhigung, Hoffnung, obwohl sie den Entstellten nur für einen Bettler nimmt; fromm ehrt sie das Gastrecht, das alle Fremdlinge unter des Zeus schirmende Obhut stellt; sicher und zuversichtlich ruft sie die geflohenen Mädchen zurück, und gibt dem Entblößten, was er zu augenblicklicher Nothdurft und Pflege bedarf. Als er nun aber gebadet, gesalbt, neugekleidet und verschönt durch Athenens Gunst am Gestade saß, da gesteht sie den Dienerinnen offen die Bewunderung, die Zuneigung, welche der herrliche Gast ihr eingeflößt, da verräth sie ihnen unumwunden des Herzens leisen Wunsch ihn zum Gatten zu haben. Mit feiner Beobachtungsgabe leitet Göthe ihre nachherige sichtliche Beklommenheit, ihre Scheu vor übler Nachrede der Phäaken,

wenn der Fremdling gleich mit ihnen zur Stadt ginge, von ihrer befangenen Liebe ab. Als sie noch unbetheiligt dem unscheinbaren Fremdlinge gegenüberstand, würde sie ihn arglos eingeladen haben sie in die Stadt zu begleiten; jetzt, wo der unberechtigte Landfahrer ernstlich ihre Freiheit bedroht, meidet sie ängstlich den Schein einer Thatsache, die sie wünschen muß. Indeß auch nachdem der gefährliche Mann ihres Hauses gastliche Schwelle betreten, benützt der Dichter nicht weiter die Gelegenheit zu einer Episode, welche ein Moderner schwerlich aus den Händen gelassen hätte. Seines Helden Verhängniß soll sich lösen, nicht aufs neue verwirren; des Odysseus Gemüth bleibt von Nausikaa unberührt, außer in so weit ihn herzliche Dankbarkeit ihr zum Schuldner macht; und ihr eigenes Herz hat sich, da sie sich in schüchterner Entfernung gehalten, leicht wiedergefunden, nachdem seine häuslichen Verhältnisse bekannt geworden, nur daß sie beim Abschied ihm noch ein freundliches Andenken anempfiehlt. Sie war erregt von dem übermächtigen Mann, neben dessen Herrlichkeit die Phäakenjünglinge verschwinden, aber sie war nicht verwundet; denn sie ist eine kräftige Natur, wie alle homerischen Menschen, und wir können ihr, seitdem einmal die Sprödigkeit und Gleichgültigkeit gegen alle Männer überwunden ist, wie das göttliche Traumbild eine baldige Hochzeit prophezeien.

Mit wahrer Genialität hat der Dichter das schwierige Problem gelöst, das ihm Helenens Charakter bot. Das leichtsinnige Weib, welches den braven, tüchtigen Mann, welches das unmündige Kind im Stiche ließ, um dem schönen Verführer übers Meer zu folgen, die unheilvolle Leidensstifterin, die über Troer und Achäer maßloses Unglück

brachte, — wie sollte sie ein würdiger Gegenstand ästhetischer Darstellung werden, wie sollte sie den neuen Freunden nicht allzu verhaßt, den alten nicht allzuverächtlich, dem Hörer interessant sein? wie sollte man einen zehnjährigen Krieg um ihren Besitz erklärlich finden? Zwar die Flüchtigen hatten dem Menelaos auch viele Schätze genommen, und der Rachezug galt zugleich mit der Gattin den Besitzthum; Paris läßt als Friedensvorschlag im Lager verkünden, Hab' und Gut, das er damals fortgeführt, sei er bereit herauszugeben, die Helene wolle er behalten; ferner haben die Griechen fast mehr um des erlittenen Schimpfes und der verletzten Religion willen den Krieg begonnen; sie wollen das Gastrecht achten lehren, damit kein zweiter Abenteurer ein ähnliches Bubenstück wage, und nachdem Zeit und Verlust und der Feinde Treulosigkeit sie auf Tod und Leben erbittert, würde sich Diomedes nicht beruhigen, wenn die Troer zu den Schätzen auch Helene selbst gesellten. Trojas Zerstörung allein soll dem Streit ein Ziel setzen. Und so wollen es auch die Götter und das Verhängniß haben, dem die Griechen als Werkzeug dienen. Aber bei alledem bleibt jenes Weib doch immer des Kampfes Mittelpunkt, auf welchen der Achäer und Troer Augen eben so gut als die des Lesers gerichtet sind. Was hat nun Homer für Hebel in Bewegung gesetzt, die Ehebrecherin über ihre That zu erheben und ihr unsern Antheil auf andrem Wege zurückzugeben, den sie durch Zuchtlosigkeit eingebüßt zu haben schien? Fürs erste folgte sie dem Paris auf Anstiften Aphroditens, der mächtigen Liebesgöttin, die auch die Herzen der Verständigen bethört und Götter und Menschen in magischen Banden hält. Ihrem Liebling Paris zum Lohne gab die

Gewaltige das schönste Weib, das sie selbst um ihrer Schönheit willen vor allen andern Frauen mit ihrer Huld beglückte; oder um die Darstellung ihres mythischen Anstrichs zu entkleiden: Helenens Fall ist Folge ihrer Schönheit und liebreizenden Anmuth. Einer schönen Sünderin sind wir eher geneigt zu vergeben, weil sie der Verführung mehr ausgesetzt ist, weil die Widerstandskraft in umgekehrtem Verhältnisse steht zur Stärke der Lockung, weil ihre Lieblichkeit das Urtheil der Richter besticht. Die bewunderswerthe Kunst des Dichters in Schilderung von Helenens Schönheit hat bereits Lessing hervorgehoben. Greise, denen das Alter die persönliche Theilnahme am Kampf unmöglich gemacht, sitzen um Priamos über dem Thore. Sie erblicken Helene, die auf sie zukommt, und sprechen leise zu einander: Es ist den Troern und Achäern nicht zu verdenken, daß sie um ein solches Weib langjährige Mühsal erdulden; gleicht sie doch im Angesicht den unsterblichen Göttinnen. Wo das kalte Alter bewundert, sollte da nicht die Jugend in hellen Flammen stehen? Zweitens: Einen schweren Fehltritt hat die schöne Frau begangen, einen Fehltritt, der furchtbare Rache nach sich zieht; aber deßhalb ist sie doch noch lange nicht unsittlich, nicht verächtlich. Viel bewundert ob ihrer Schönheit, viel gescholten ob ihres verhängnißvollen Streiches, genießt sie gerade von den Besten, welchen die Noth des Krieges am nächsten geht, schonende Nachsicht. Priamos war, wie sie selbst sagt, allezeit mild gegen sie, wie ein Vater. Komm her, liebes Kind, ruft er ihr in jener berühmten Scene über dem Thore zu, setze dich zu mir, damit du deinen frühern Gatten siehst, deine Verwandten und Freunde: Dir gebe ich keine Schuld; den Göttern gebe ich die Schuld, welche über

mich den thränenreichen Krieg gebracht haben. Und wenn wir etwa solche Milde auf Rechnung des Alters schreiben wollten: was rühmt sie dem todten Hektor nach? „Liebster unter allen meinen Schwägern, ruft sie aus, jetzt ists das zwanzigste Jahr, seitdem ich mein Vaterland verließ; aber nie hörte ich ein unschönes Wort von dir; vielmehr wenn mich ein anderer meiner Schwäger oder eine Schwägerin oder die Schwiegermutter schalt, so redetest du immer zum Guten mit deinem freundlichen Herzen und deinen freundlichen Worten. Darum beweine ich dich und mich Unglückliche; denn ich habe keinen Freund mehr in Troja, sondern Allen bin ich ein Gegenstand des Schauders.“ Des Volkes leidenschaftlicher Haß ist egoistisch; weil Jeder im Kriege Hab' und Gut, Sohn, Bruder oder Gatten verloren hat und noch weitern Ruin fürchtet, verabscheuen Alle die Urheberin ihres Ungemachs, so wenig diese den allgemeinen Schaden voraussah; aber der weise Greis, dem die Jahre ein ruhiges Urtheil ermöglicht, und der edle Mann, der lieber handeln als nutzlos schmähen will, sind ihre wohlwollenden Gönner, ja ihre Tröster, wenn sie sich von Gewissensbissen gefoltert selbst anklagt. Denn Helene — und das ist drittens der Hauptkunstgriff des Dichters — erscheint bei Homer nicht mehr als leichtsinnige Verbrecherin, sondern als reuige Büßerin. Nahezu zwanzig Jahre haben über die grelle That ihren mildernden Schleier gezogen, aber die Richterstimme in der Thäterin eigenem Busen nicht zum Schweigen gebracht; im Gegentheil heben sich die Leiden des Krieges, welche ihre Mitbürger erfahren, für sie selbst in solche peinigende Herzensqualen verwandelt, daß sie den Leser in Mitleidenschaft setzen mit der armen Sünderin. In Gottes und der Men-

schen Augen nimmt die Reue dem Verbrechen seinen Stachel, weil sie den Sünder in eben dem Grade sittlich verschönt, als das Unrecht ihn schändete. Recht augenfällig zeigt diese pathologische Wirkung Schillers Maria Stuart. Sie hat den Gatten gemordet, dem Mörder sich angetraut; aber sie hat dafür gebüßt und gelitten, und so verklärt sie sich zum Schluß nahezu zur Heiligen. Um wie leichter gewinnt Helene unser Herz, die nur menschlich gesündigt, im Leichtsinn der Jugend dem schönen Verführer nachgegeben und so das schwerste Verhängniß über ein ganzes Reich gebracht, die sich nun unablässig anklagt als Urheberin all dieser Leiden, die mit feinem Gefühl für das Schickliche zu dem Schaden noch die Schande empfindet, die es überdieß gewahr wird, daß sie statt des bessern Gatten den schlechtern erkoren, bei der sich also alle Motive vereinen, ihre Leichtfertigkeit zu verwünschen! Als sie auf der Iris Geheiß nach dem Thore eilt, den Zweikampf zwischen Menelaos und Paris zu schauen, weil sie dem Sieger künftig angehören solle, da vergießt sie Thränen aus Sehnsucht nach ihrem frühern Gatten, nach ihrer Stadt und den Aeltern; als sie unter den Helden der Griechen die eigenen Brüder vermißt, meint sie, diese scheuten sich in den Kriege zu ziehen wegen des Schimpfes und der Schande ihrer Schwester; als Aphrodite nach des Paris Besiegung sie zur Heimkehr auffordert, wo der Gemahl, schön als wolle er zum Reigen gehen, ihrer harre, lehnt sie sich in sittlichem Unmuth auf wider die Forderung der Göttin. Arge, was suchst du mich zu beschwatzen? ruft sie der Lockenden zu; willst du mich etwa noch weiter in eine Stadt Phrygiens oder Mäoniens führen, wenn du auch dort einen Freund unter den Menschen hast? Weil

jetzt der Sieger Menelaos mich Verhaßte heimführen will, deßhalb stehst du ränkespinnend an meiner Seite. Geh hin zu Paris, setze dich zu ihm, meide die Gesellschaft der Götter, diene ihm und hüte ihn, bis er dich zur Gattin macht oder zur Sclavin; ich betrete nimmer sein Gemach; die Troerinnen würden mit Fingern auf mich deuten; habe ich doch jetzt schon unermeßlichen Jammer." Schweigend folgt sie zwar der drohenden Göttin und setzt sich nieder auf den Stuhl, den ihr die lächelnde Aphrodite dem Gatten gegenüber hinstellt; aber mit abgewandten Augen schilt sie diesen nun, daß er es gewagt mit dem stärkern Manne, mit dem blonden Menelaos zu kämpfen, der ihm bei einem zweiten Versuche, nach Verdienst gewiß das Leben nehmen würde. Paris ist kein Feigling, wohl aber ein lässiger Gemüthsmensch; nachdem sein Zweikampf mißlungen, nachdem durch des Pandaros Pfeilschuß der feierliche Eid gebrochen ist, sitzt er zu Hause und überläßt sich melancholischen Betrachtungen. Und Helene? sucht sie ihn durch Liebesgetändel aufzuheitern, daß er vergnüglich bei ihr bleibt? Nein, sie redet ihm zu mit sanften Worten und bestimmt ihn zum Kampfe zu eilen. Mehr als Hektor, der zürnende Bruder, vermag das freundliche Weib über den Säumigen. Aber bei aller Freundlichkeit wie sieht es in ihrem Herzen aus? Dem edlen Schwager läßt sie einen Einblick thun in ihre Grundstimmung. O mein Schwager, sagt sie, hätte mich unheilstiftende Hündin, mich gräuliches Weib an dem Tage, als mich die Mutter gebar, eine Windsbraut entführt auf ein Gebirg oder in die wogende See! da hätte die Welle mich weggerafft, ehe diese Dinge geschehen wären. Oder nachdem die Götter das Unglück beschlossen, hätten sie mich wenigstens einem

tüchtigern Manne zur Gattin gegeben, der sich um den Schimpf der öffentlichen Meinung bekümmert hätte! Komm herein, Schwager, da dir am meisten die Arbeit ans Herz geht um mich, die Hündin, und um den Frevler des Alexandros, denen Zeus das böse Geschick auferlegte selbst im Munde der Nachwelt zum Spottlied zu werden. Helene verachtet den Gatten, weil sie sittlich höher steht; sie verachtet aber mehr noch sich selbst, weil sie zur schamlosen That sich willig finden ließ. Hündin, Hundsgesicht, schreckliches, verhaßtes, schauerliches Weib sind die gewöhnlichen Ausdrücke, mit welchen die schöne Tochter des Zeus sich denen gegenüber einführt, die sie ins Unglück brachte. Und so gehörte denn ihr Herz schon längst wieder den Griechen an, als der sinnliche Paris selbst mit Bestechung Leute erkaufte, die in der Versammlung ihre Herausgabe widerrathen mußten. Da pflegte sie im eigenen Hause den als Bettler verkleideten Odysseus, den sie wohl kannte, und jubelte im Stillen, als viele Troerinnen weinten, wie er so manchen der Ihrigen tödtete; denn sie hing wieder an der Heimath. Von freien Stücken ahmte sie gewiß nicht die Stimmen der griechischen Frauen nach, um die etwa im hölzernen Roß versteckten Helden zu bethören. Damals zwangen sie die Troer und der begleitende Deiphobos. Und so erkläre ich denn jene vielbestrittenen Stellen, in denen die Achäer, ja Menelaos kamen, *τίσασθαι Ἑλένης ὁρμήματά τε στοναχάς τε*, unbedenklich von den Gemüthsleiden und Seufzern Helenens, für welche sie Rache fordern. Man bedenke nur: es ist das zehnte Kriegsjahr, in welchem die Ilias spielt; zehn Jahre sind dem Kriege wiederum seit Helenens Entführung vorhergegangen, Jahre nutzloser Unterhandlung für die Griechen, Jahre nutz-

losen Kummers für die Entführte, nachdem der erste Sinnenrausch vorüber ist.

Durch Reue also hat Helene ihr Vergehen abgebüßt, durch unsägliches Gemüthsleiden sich der Verzeihung ihres frühern Gatten würdig gemacht, und so führt er sie denn nach Trojas Zerstörung unbedenklich in sein Haus zurück. Da waltet sie friedlich als fleißige Hausfrau, immer noch schönwangig, immer noch gleichend der Artemis, als Telemach in Sparta nach dem Schicksal seines Vaters fragt. Wollten wir freilich die Jahre nachrechnen, so zählte sie damals etwa 48; aber dergleichen Berechnungen sind kleinlich bei einem Epos, wo die Personen unverwüstlich den Charakter tragen, welchen die Ueberlieferung ihnen einmal zutheilte. Die Epopöen des Mittelalters haben in dieser Beziehung noch weit ärgere Anachronismen. Und warum sollte ein Musterbild der Schönheit nicht selbst mit 48 Jahren noch Zauber üben? Aber wie gesagt, ich verwerfe dergleichen Entschuldigungsgründe und nehme für den epischen Dichter ein für allemal die Freiheit in Anspruch, von der Zeitberechnung sich möglichst zu dispensiren. Es wird dem Leser recht friedlich zu Muthe, wenn er die leidenschaftlich erregte Frau der Iliade in der Odyssee nach überstandenen Leiden im stattlichen Königshause bei Menelaos wiedertrifft, wenn er sie ruhig sieht in sicherem Wohlstand, in fürstlichem Glanze das Haus bestellen, mit der Spindel beschäftigt willkommene Gäste unterhalten und wie eines schweren Gewitters der Erfahrungen des überstandenen Kriegs gedenken. Gesühnt ist ihr Jugendvergehen, zurückgekehrt die Gemüthsruhe, nur daß hinundwieder aus den abgezogenen Wolken noch ein schwacher Blitzstrahl herüberleuchtet. Wie klug, wie besonnen,

wie theilnehmend ist diese Helene! Gleich vermuthet sie aus der Gesichtsähnlichkeit mit seinem Vater in dem einen der beiden Ankömmlinge den Telemach; als die Wendung des Gesprächs alle traurig macht, da wirft sie in den Wein ein Zaubermittel, das ihr die Aegypterkönigin gelehrt, die Erinnerung an alles Leid zu verscheuchen; dem Scheidenden gibt sie als Andenken ein Gewand mit für die künftige Braut, daß sie es trage am Hochzeittag, und als zum Schluß noch Telemach den Wunsch ausspricht, dem Vater sagen zu können, wie freundlich er bei Menelaos bewirthet worden, und bei diesen Worten plötzlich ein Adler eine Gans aus dem Hof in die Lüfte schleppt, und Pisistratos den Menelaos fragt, wem wohl das Zeichen gelte, da ergreift sie mit sinniger Deutung das Wort, der langsamen Ueberlegung des Gatten zuvorkommend: Höret mich, spricht sie, ich will es auslegen, wie mirs die Unsterblichen ins Herz geben. Wie der Adler hier vom Gebirge kam und die Gans ergriff, so wird Odysseus nach vielen Leiden und Irrsalen heimkommen und sich rächen, oder er ist wohl schon im Hause und sinnt Unheil gegen die Freier. So ist denn Helene, die Geläuterte, würdig ihrer höhern Abstammung nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch feine Zucht und Sitte, und vergütet dem Mann ihrer Jugend das viele Ungemach, die Folge ihrer leidenschaftlichen Thorheit, durch Sicherheit der Haltung, durch Besonnenheit der Lebensführung, durch jenen verklärenden Zauber, welcher alle die Menschen umfließt, die gereinigt aus der Schule des Lebens hervorgegangen. Sie hat schon im Zeitlichen die Schlacken aus ihrer Seele geschieden, welche Herakles erst mit dem Verbrennen des irdischen Leibes von sich thut; und wie sie nun dem Menelaos

die Jahre höhern Mannesalters mit den Blumen treuer Freundschaft schmückt, so wird ihm die Heroine auch am Ziel seiner Laufbahn zu einem erhöhten Dasein verhelfen. Nicht ist es dir bestimmt, o Menelaos, in Argos zu sterben, weissagte ihm der untrügliche Proteus; sondern dich werden die Unsterblichen in das elysische Gefilde schicken und an die Enden der Erde, wo der blonde Rhadamanthys wohnt und die Menschen das leichteste Leben haben, wo kein Schnee, kein Sturm, kein Regen ist, sondern der Ocean lispelnde Zephyrwinde schickt, die Menschen zu erquicken; dahin wirst du kommen, weil du Helene hast und ein Eidam des Zeus bist.

Wie Helene in der Ilias, so nimmt in der Odyssee die bevorzügte Stelle Penelope ein, in größerem Umfang, weil in einem Familiengemälde die Frau von hoher Wichtigkeit ist, während in Schlachtenbildern der weibliche Theil der Gesellschaft nur episodisch eingeflochten werden kann. Helene ist durch alle Zeiten zum Muster der Schönheit, Penelope zum Symbole ehelicher Treue geworden. Bei seiner Abfahrt nach Troja hatte vor 20 Jahren Odysseus die jugendliche Gattin zurückgelassen mit dem unmündigen Säugling an der Brust, und ihr die Weisung gegeben sein Haus zu bewahren, seine Aeltern zu pflegen, seinen Sohn zu erziehen, und wenn dieser erwachsen wäre, bevor er selbst heimgekehrt, zu heirathen wen sie wolle. Telemach, sonst ein schüchterner Bursche, ist mit Athenens Hülfe zum kecken Jüngling geworden, der sich seines Haus- und Herrscherrechtes bewußt vom Gängelbande der Erziehung wie von der blöden Furcht vor der Freierschaar los gemacht. Um so ungestümer drängen die zuchtlosen Jünglinge, denen es theilweise mehr um des Odysseus Königswürde, als um den Be-

sitz der immer noch schönen Frau zu thun ist, nach endlicher Entscheidung. Alle jungen Leute, welche auf Dulichion, Same, Zakynthos und Ithaka ihre Herrensitze hatten, 108 an der Zahl, zechten in frechem Jugendmuthe seit Jahren in des Odysseus Hause, freiten schmausend um die vermeintliche Wittwe und verzehrten des Gatten und Sohnes unbeschirmtes Eigenthum. Mit ihnen schwelgt und buhlt die zügellose Rotte des Gesindes; der kleine Rest der Getreuen leistet nothgedrungen mit verhohlenem Seufzen seine Dienste, oder liefert vom Land herein Schlachtvieh zum verruchten Gelage. Penelope aber sitzt im obern Geschoß, die Tage mit ihren Dienerinnen vertrauernd und die schlaflosen Nächte in Thränen gebadet. Bereits ins vierte Jahr ist es, daß sie die Freier mit eitlen Hoffnungen und mit dem Versprechen hingehalten, sie würde einen wählen, wenn sie erst noch ein großes Sterbegewand für Laertes gefertigt hätte. Sie löste bei Nacht auf, was sie am Tage gewoben, bis die List durch eine untreue Dienerin verrathen und die arme Frau gezwungen ward ihr Gewebe zu vollenden. Aber warum hat sie nicht gleich Anfangs die Zudringlichen abgewiesen, die ihr verhaßter als der Tod sind? Ohne Zweifel weil sie im Falle entschiedener Weigerung offene Gewalt befürchtete. Sie wollte lieber harren und tragen, ob vielleicht doch inzwischen der ersehnte Mann wiederkehre, als Leben und Habe des Sohnes einem frevelhaften Angriff von Verschworenen aussetzen. Denn Penelope zeichnet sich neben ihrer Schönheit, Größe und Kunstfertigkeit, und das wird bei jeder Gelegenheit stark betont, durch klugen Sinn und listige Gedanken aus vor allen Frauen. Sie ist die ebenbürtige Gattin des erfindungsreichen Odysseus, des Lieblingshelden

griechischer Denkweise. Solcher Klugheit aber setzen die Freier — sie erklären es unumwunden — ihre trotzige Beharrlichkeit entgegen; denn die Tugend der Penelope ist es vor allem, was sie reizt und andere Frauen verschmähen läßt. Sie ist die Verständige, Besonnene, wie ihr selbst Agamemnons weiberfeindlicher Schatten zum Lobe nachsagt; darum wagt sie keinen offenen Bruch mit den Freiern; aber eben darum hält sie sich vor ihnen auch in möglichster Zurückgezogenheit, tritt nur verschleiert in Begleitung zweier Dienerinnen in den Saal, und auch dieß allein bei besondern Gelegenheiten. Als der Sänger Phemios die traurige Rückkehr der Achäer besingt, eilt sie von Schmerz übermannt hinunter und bittet um ein anderes Lied, weil dieses ihr das Herz zerreißt; als sie den Anschlag der Freier wider des Sohnes Leben vernommen, treibt sie die Mutterliebe, dem Antinoos die Schändlichkeit seines Beginnens vor Augen zu halten. Nur vor der Katastrophe überkommt sie ein ihr selbst unerklärliches Verlangen vor den Freiern zu erscheinen und dem Sohne seinen häufigen Verkehr mit der zuchtlosen Schaar zu verweisen; aber diesen Gedanken hat ihr Athene ins Herz gelegt, um sie dem Gatten und Sohne werthvoller zu machen, wenn sie sie von all den Jünglingen so geehrt und begehrt sähen. Indeß verschmäht die nicht im mindesten eitle Frau den Rath der treuen Eurykleia; sie mag sich nicht vorher waschen und die Wangen salben; denn die Götter hätten doch ihre Schönheit zerstört, seit der Abfahrt des Odysseus. Aber Athene senkt ihr, während sie die Dienerinnen zur Begleitung erwartet, süßen Schlaf über die Augen, gibt ihrem Angesicht himmlische Schönheit, macht ihr Aussehen größer und voller und ihre Farbe weißer als Elfen-

dein. Ach welch ein sanfter Schlaf hat mich Arme umfangen! ruft sie, aufgeweckt durch das Geräusch der eingetretenen Dienerinnen. Möchte mir gleich jetzt die heilige Artemis einen so sanften Tod geben, damit ich nicht mehr in Jammer mein Leben hinschleppe aus Sehnsucht nach dem trefflichen Gatten! Aber die Freier wurden starr vor Erstaunen, als die schöne Frau in ihre Mitte trat, und sentimental vor Liebesverlangen.

Der quälende eine Gedanke an Odysseus, welcher der treuen Dulderin Tag und Nacht keine Ruhe gönnt, wird ein einziges Mal übertäubt durch die Gefahr des abwesenden Sohnes. Mutterliebe ist noch stärker als Gattenliebe. Telemachos ist ohne ihr Vorwissen in die Fremde, die Freier haben beschlossen auf seiner Rückkehr ihm aufzulauern. Bei dieser Nachricht steht die zärtliche Mutter sprachlos, die Augen füllen sich mit Thränen, herzzerreißender Jammer erfaßt sie, wehklagend sitzt sie auf der Schwelle, und mit ihr weinen die Mägde. Erst will sie um Rath nach dem alten Laertes schicken, dann fleht sie inbrünstig zu Athene um das Leben des Sohnes. Speise und Trank verschmähend, liegt sie Abends auf dem Lager, versunken in dumpfes Elend, bis endlich der Schlaf ihre Glieder löst. Noch in die Ruhe der Nacht hinein spielen die angstvollen Bilder, nur allmählich dem Troste weichend, den ihr Athene im Traume schickt unter der Gestalt ihrer Schwester, welche der Zagenden Telemachs glückliche Rückkehr verheißt. Wie nun aber der einzige Sohn wirklich über die Schwelle des Hauses tritt, da geht sie ihm entgegen gleich der Artemis oder der goldenen Aphrodite, schlingt unter Thränen um den Theuern die weißen Arme und küßt ihm das Haupt und die beiden schönen

Augen. Kommst du, Telemachos, mein süßes Licht? ich glaubte dich nicht mehr wieder zu sehen, ruft sie in elegischem Tone, da du heimlich wider meinen Willen nach Pylos gingst, nach dem lieben Vater zu fragen. Hat sie doch, wie sie gar richtig selbst im Schlafe dem Traumbild versicherte, mehr geklagt, gezittert und gefürchtet um den lieben Knaben, den Unerfahrenen in Wort und That, als um den braven löwenmüthigen Gemahl, in welchem sie ein Muster aller Tugenden verloren glaubt.

Ihr Telemach ist ihr zwar wiedergeschenkt, aber auch er gibt über den Vater keine nähere tröstliche Auskunft; willenlos folgsam vollzieht sie sein Geheiß dem Zeus ein herrliches Opfer zu bringen, damit er den Tag der Rache herbeiführen möge. Was hat sie sich die Jahre her Mühe gegeben, irgend eine Nachricht zu erhaschen! Jeden Landläufer nahm sie an, bewirthete ihn und fragte ihn aus, und die Thränen fielen ihr aus den Augen, während die schlauen Betrüger ihr Lügenberichte vorschwatzten; so schwach und leichtgläubig machte der lebhafte Wunsch die sonst so behutsame Frau. Und war ihr da irgend eine Botschaft gekommen, so sandte sie hinaus aufs Land nach dem wackern Schweinhirten Eumäos, der Getreusten einem unter den Wenigen, die ihr und Odysseus noch anhingen. Von freien Stücken mag auch dieser nicht mehr zur Stadt kommen; denn er hört kein freundliches Wort von den Herrin, deren Gemüth so ganz und gar umdüstert ist. Auch mag er den Uebermuth der Freier nicht mit ansehen und die Noth des Hauses, mit dem er von Kind auf verwachsen war. Längst hat er den Glauben an die habsüchtigen Fremdlinge verloren; es widert ihn an, wenn er auf ihre Erzählungen hören soll;

todt ist ihm Odysseus, der Meerfluth zum Raube. Nicht so Penelope. Auch ihr ist der Gedanke an des Gatten Verlust allmählich zur grauenvollen Gewißheit geworden. Aber sie kann sich gleichwohl das schmerzlich süße Verlangen nicht versagen, immer wieder nachzufragen und ihren Klagen aufs neue Luft zu machen. So ruft sie denn auch den Bettler zu sich, in dessen unscheinbarer Gestalt — denn also hatte ihn die Göttin verwandelt — der heimgekehrte Gatte ihr gegenübersitzt. Wie schmilzt die Farbe ihrer Wangen dahin, wie strömen die Thränen, als er ihr in trüglicher Rede erzählt, daß er den Odysseus vor zwanzig Jahren in Kreta bewirthet habe! Wie wächst ihr schmerzliches Sehnen, als er die Kleidung beschreibt, die sie ihm damals mitgegeben; wie steigert sich gerade deßhalb, weil er ihrer Phantasie unmittelbar wie er leibte und lebte gegenübertritt, statt der Hoffnung die Furcht ihn nie wiederzusehen! Nichts hilft es ihm jetzt, daß er mit einem andern Bericht seine baldige Ankunft wahrscheinlich macht, ja bei den höchsten Göttern betheuert! Träfe das ein, o Fremdling, entgegnet sie, wie wollte ich dich beschenken und bewirthen, daß jeder dich glücklich priese! Aber Odysseus kommt nicht mehr. So will ich denn auch ohne dieses dich pflegen, kleiden und speisen. Kurz ist der Menschen Dasein. Den Kargen und Mitleidslosen verflucht man im Leben und höhnt ihm im Tode noch; aber des Wackern Ruhm tragen die Fremdlinge durch die Welt und mancher nennt ihn den Guten. Sie meint, der Bettler habe seine Mähr von des Odysseus naher Heimkehr nur erdacht um der gehofften Gabe willen. Ihr Verstand schenkt der Lügnerin Hoffnung kein Vertrauen mehr. Jüngst hatte sie einen Traum, der Traum war sein eigener Ausleger gewe-

sen, hatte ihr aufs unzweideutigste das nahende Strafgericht vorhersagt. Der Bettler bestätigt die unmittelbar gegebene Deutung. Ach, sagt sie, zweierlei Träume erscheinen den Menschen, nichtige und wahre, und der meine gehört sicherlich zu den ersteren. Die Klugheit verschließt ihr die Augen gerade da, wo eine gewöhnliche Frau sich gläubig hingäbe. Denn eben jetzt sieht sie sich durch die Verhältnisse getrieben zu dem schlimmen Punkt der Entscheidung.

Das Gewebe ihrer Hände ist vollendet; die Freier drängen zur Einlösung des gegebenen Wortes; die Aeltern rathen zur Heirath; der Sohn, erwachsen und männlich, will die Mutter zwar nicht wider Willen aus dem Hause stoßen, aber doch zeigt er sich mitunter unwirsch über die lange Zögerung, welche den Ruin seines schönen Besitzthums zur Folge hat, und sie selbst kann sichs nicht verhehlen, daß durch ihre Schuld sein Haus, dem er nun selbst vorzustehen fähig ist, zu Grunde geht. Sie kann keinen Aufschub in dieser Bedrängniß mehr finden; sie muß sich einem der Freier ergeben. Aber sie vermag es nicht aus Neigung zu wählen; so will sie sich denn als Kampfpreis bestimmen für einen Meisterschuß. Schlaflos durchweint die göttliche Frau auch die Nacht, die dem Kampfspiel vorhergeht, und betet zu Artemis, daß sie ihr den Pfeil in die Brust sende, damit sie hinab komme unter die Erde und den Odysseus schaue und nicht einem schlechteren Manne das Herz erfreue. Dann geht sie des andern Tages hinauf auf den Boden, den verhängnißreichen Bogen herabzuholen. Da sitzt sie und hält laut schluchzend das Bogenbehältniß auf den Knieen, bis sie das Geschoß des Odysseus herausnimmt. Ziemlich unsanft wird sie vor der Mordscene von Telemach in ihr Zimmer

verwiesen, und Athene gießt ihr süßen Schlaf über die Augenlieder, damit der Gräuel ihr erspart bleibt.

Das Strafgericht ist vollzogen, das Haus gereinigt. Jubelnd steigt die alte Eurykleia hinauf ins Obergeschoß. Wach auf, liebes Kind, ruft sie der Schlafenden zu, daß du mit eigenen Augen siehst, wonach du tagtäglich Verlangen trägst! Gekommen ist endlich Odysseus in sein Haus und hat die frevlen Freier getödtet. Lieb Mütterchen, erwiedert die Erwachte, die Götter haben dir wohl den Verstand genommen; was spottest du mein in meinem großen Jammer und weckst mich aus dem süßen Schlafe? Noch nie habe ich so sanft geschlafen, seit Odysseus nach dem unseligen Ilios wegging. Als jene aber die Versicherung aufs ernstlichste wiederholt und den Fremdling als den Gemahl bezeichnet, da springt sie aus dem Bette und umarmt die Alte unter hervorstürzenden Freudenthränen. Aber gleich ist die erste Aufwallung vorbei; ihre zögernde Besonnenheit sendet ihr neue Zweifel zu. Wie kann der eine Odysseus alle Freier getödtet haben? Es kam wohl einer der Unsterblichen und bestrafte die Gottlosen. Odysseus hat weit von Achaja den Rückweg verloren sammt dem Leben. Aber die Alte hat ihn ja schon vorher an einer Narbe erkannt; sie hätte ihrs gleich gesagt, doch er hielt ihr den Mund zu. Lieb Mütterchen, entgegnet Penelope, schwer ists, die Rathschlüsse der ewigen Götter zu erforschen, auch wenn man noch so verständig ist. Doch laß uns zu meinem Sohne gehen, daß ich die todten Freier sehe und wer sie getödtet hat.

So steigt sie hinab in den Saal, unschlüssig, ob sie den Fremdling umarmen, oder sich entfernt halten und erst vollkommen überzeugen soll, daß er ihr seit 20 Jahren ab-

wesender Gatte ist. Die letztere Ansicht gewinnt die Oberhand bei der Bedächtigen. Schweigsam setzt sie sich ihm gegenüber an die andere Wand, in der schlechten Kleidung ihn bald erkennend, bald wieder nicht, so daß Telemachos sie eines gefühllosen, steinernen Herzens bezüchtigt. Aber nicht das unscheinbare Gewand allein ists, was ihr den Gatten unkenntlich macht; denn auch nachdem er gebadet und schön gekleidet ihr wieder gegenübertritt; stellt sie ihn mit kluger Ueberlegung auf eine Probe, die kein Mensch als Odysseus bestehen kann. Jetzt erst, nachdem sie aus seinem Munde das untrügliche Zeichen vernommen hat, sind ihr alle, auch die leisesten Zweifel geschwunden; weinend stürzt sie ihm entgegen, schließt die Arme um seinen Nacken und küßt sein Haupt: Zürne mir nicht, Odysseus, spricht sie; du warst ja sonst immer der verständigste unter den Menschen; die Götter brachten uns Unglück; sie mißgönnten es uns, mit einander der Jugend zu genießen und an die Schwelle des Alters zu kommen. Immer schauderte mir das Herz, es möchte ein Fremder hier sein, mich zu bethören; denn zahlreich sind ja die Betrüger. Weinend hielt er die herzeinnehmende verständige Gattin; und wie das Land erfreulich den Schwimmenden erscheint, deren Schiff Poseidon im Meere zerschmetterte — wenige sind nur den Fluthen entkommen, und froh betreten sie die Erde, dem Unheil entronnen; — so war ihr des Gatten Anblick erfreulich, und fest hielt sie um seinen Hals die weißen Arme geschlungen. Eine göttliche Erkennungsscene, wahr und natürlich, wohl motivirt und dem Charakter der treuesten Frau entsprechend, welcher die bewundernde Welt zugleich das Prädicat der klügsten gab. —

Ich habe Ihnen Beispiele der Jugend und der gereiften Lebensjahre gegeben, Beispiele von Liebeslust und Liebesleid, von Kampf und Sieg geprüfter und bewegter Herzen. So vernehmen sie denn noch zum Schluß ein rührendes Exempel aus den Tagen des Alters, wo die eigenen Wünsche längst verstummt, die stürmischen Wogen des Gemüths zur Ruhe gegangen sind, und die verworrenen Bestrebungen der Menschenbrust sich längst abgeklärt haben in reines, stilles, uneigennütziges Wohlwollen. Ein altes Mütterchen ist es, das ich schon öfters genannt, aber zu näherer Beurtheilung aufgespart habe, die treue Dienerin Eurykleia. Gönnen Sie neben Göttinnen, Fürstentöchtern und Königinnen auch der anhänglichen alten Magd ein bescheidenes Plätzchen. Als ein Mädchen in erster Jugendblüthe hatte sie einst Laertes um zwanzig Rinder gekauft und gleich seiner Gattin geehrt, obschon er sich niemals zur Liebe hinreißen ließ aus Furcht vor seinem Weibe. Sie hatte die Kindheit des Odysseus als Amme gepflegt und gewartet, hatte die Sorge für ihres Zöglings eigenen Hausstand getheilt, hatte die alte Anhänglichkeit mit übertragen auf die neue Herrin Penelope. Nun zog sie den lieben Sprößling der zwei theuern Menschen Telemachos auf und trug alle die Sorgen und Qualen mit der Gebieterin während der zwanzigjährigen Abwesenheit des Herrn. So nahten der Guten, ohne daß sie den Reiz eigenen Glückes genossen, die Tage des Alters. Eine Greisin von etwa 65 Jahren, waltet sie vielgeschäftig im Haus um die Zeit jener Katastrophe, welche in der Odyssee erst als langsam drohend, dann als fürchterlich hereinbrechend, zuletzt als glücklich überstanden geschildert wird. Als emsige Schaffnerin ermuntert sie die

Mägde zur Arbeit, daß sie früh Morgens und spät Abends das Haus bestellen, doch leider nur zur Bewirthung übermüthiger Zecher. Sie führt die Schlüssel zu Brot, Wein und Oel, zu Kleidern, Erz und Gold; sie hütet sorgsam die Fässer alten süßen Weines in verborgener Kammer für die Ankunft des Odysseus, und gibt dem Telemach, als er nach Sparta und Pylos reist, neben andern Lebensmitteln auch Vorrath mit von jenem Göttertrank. Die gute Alte ist die einzige Theilnehmerin der Geheimnisse auch des jungen Herrn; denn sie liebte auch ihn am meisten unter den Dienerinnen, weil sie ihn aufgezogen. Wenn er Nachts in sein Schlafgemach ging, pflegte sie ihm mit brennender Fackel zu leuchten; dann hing sie seine Kleider, die er ihr eingehändigt, wohlgeordnet an den Nagel und schloß ihm die Thüre ab. Und so macht er denn auch bei seinem ersten heimlichen Ausfluge die ergebene Dienerin zur Vertrauten. Aber schwören muß sie es ihm, daß sie erst nach 11 oder 12 Tagen — denn bis dahin hofft er bald wiederzukehren — von seiner Reise etwas der ängstlichen Mutter sagen wollte. Penelope erfährt die Sache von andrer Seite. Liebes Kind, sagt Eurykleia zur Klagenden, du magst mich tödten oder leben lassen, ich will dir die Wahrheit sagen; und erzählt ihr nun den Hergang, zugleich mit verständigem Rathe die Zagende beruhigend, Und kein Wort des Verweises geht aus Penelopes Munde. So theilt sie dann natürlich hinwiederum deren Freude mit Innigkeit, als der Jüngling zurückkehrt, und begrüßt ihn mit der Liebe eines mütterlichen Herzens. Unter die rührendsten und ergreifendsten Scenen aber gehört jene, wo sie die erste Person ist, die den Odysseus erkennt. Der Bettler hat die freundlichen Anerbietungen der

Penelope ausgeschlagen. Kostbare Gewänder und Decken gibt er vor, seien ihm verhaßt seit seinem Unglück; so solle denn auch kein Weib ihm die Füße waschen, es sei denn etwa eine alte sorgsame Dienerin, die so viel im Leben erfahren habe als er. Verständigster unter den Fremdlingen, die jemals mein Haus betraten, entgegnet Penelope, ich habe eine solche Alte, eine Frau, die jenen Unglücklichen pflegte und aufzog, nachdem sie ihn als neugeborenes Kind aus den Händen der Mutter empfangen. Steh auf, Eurykleia, wasche den Altersgenossen deines Herrn. Wohl mögen auch des Odysseus Füße und Hände den seinigen gleichen; denn im Unglück altern die Sterblichen gar frühe. Da bedeckte die Alte das Angesicht mit den Händen und sprach das klagende Wort: O mein Sohn, ich kann mir nicht helfen. Warst du doch gottesfürchtiger als alle Menschen, opfertest auserlesene Hekatomben dem Zeus und flehtest, daß es dir vergönnt sein möchte, ein behagliches Alter zu erreichen und deinen herrlichen Sohn aufzuziehen. Und jetzt verhöhnen wohl auch dich die Weiber in der Fremde wie diesen, und du magst dich gleichfalls von ihnen nicht waschen lassen. Aber Fremdling, erlaube, niemals hab' ich einen Mann gesehen, der so sehr wie du an Leib, Stimme und Füßen dem Odysseus glich. Der Bettler bestätigt ihre Bemerkung mit der Versicherung, daß er dasselbe Urtheil auch von andern Leuten vernommen habe. Da nahm die Alte das Becken und goß kaltes Wasser hinein und warmes dazu; Odysseus saß am Herd und wandte sein Gesicht dem Dunkel entgegen. Und siehe — wie sie den Fuß ergriff, ihn zu waschen, da fühlt sie die Schramme, die ihm in der Kindheit einst ein Eber beigebracht hatte. Der Fuß entfällt

ihrer Hand in das Becken, daß es laut erklang und sich überneigte, das Wasser ergießt sich auf den Boden. Freude und Schmerz umnebelten ihr die Sinne, die Augen füllten sich mit Thränen und die Stimme stockte. Dann ergriff sie ihn am Kinn und sprach: Wahrlich du bist Odysseus, liebes Kind, und ich kannte meinen Herrn gar nicht, bis ich ihn ganz betastet hatte. Und eben ist sie daran, die Entdeckung Penelope mitzutheilen, als ihr Odysseus halb beschwörend halb drohend den Mund verschließt. Denn in diesem Augenblick wäre er, hätten ihn die Freier erkannt, unrettbar verloren. Die verständige Alte gelobt und hält unverbrüchliches Stillschweigen.

Den Mord der Freier hört auch sie nur aus der Ferne; denn sie ist während des Getümmels mit den andern Mägden eingesperrt in wohlverschlossener Kammer. Aber kaum ist das Gemetzel vorüber, so läßt Odysseus sie rufen. Da steht er denn mitten unter den Leichnamen, blutbefleckt und bespritzt bis an Brust und Wange, wie ein Löwe, der ein Rind zerfleischt hat, ein grausiger Anblick. Der Satz mag hart klingen, aber wahr bleibt es und durch tausendfache Erfahrung bestätigt: Frauen sind in der Rache grausamer als Männer; dasselbe Herz, das sich warm und weich der Liebe anschmiegt, ist fähig sich im Haß zu Stein zu verhärten, zumal im Alter. Der große Seelenmaler Homer, wie läßt er Eurykleia dieser unerwarteten Schauerscene gegenübertreten? Laut aufjauchzen läßt er sie beim Anschauen des großen Ereignisses, so daß der besonnene Odysseus ihr den Jubel verweist mit den treffenden Worten: Freue dich im Herzen und halt' an mit dem Jubel! Sünde ists über todte Männer frohlocken. Diese bezwang der Götter Ver-

hängniß und die eigne Bosheit! Und nun fordert er sie auf, die schamlosen Frevlerinnen unter den ihr untergebenen Mägden zu nennen, wozu sie schon unaufgefordert sich gleich anfangs bereit erklärt hatte, um ihr Rachegefühl zu befriedigen an den Frechen und Widerspenstigen. Das Haus ist gereinigt von Sünde und Unthat, von Mord und Blut; die menschliche Stimme reiner Freude kann wiederkehren; nun eilt sie hinauf, die Herrin zu rufen und ihr mit berechtigtem Entzücken als glückliche erste Botin zu sagen, was da alles geschehen ist.

Ich habe es versucht, v. Z., in diesen Frauenbildern eine alte längst versunkene Welt in möglichst getreuer Darstellung wieder theilweise zu beleben. Viele der Scenen und Charaktere waren Ihnen ohne Zweifel schon liebe Bekannte aus der Jugendzeit. Denn die Personen Homers haben sich ein unsterbliches Leben auf Erden gesichert, nicht als irre Schatten, sondern als sichere, wohlberechtigte Bürger und Bürgerinnen. Aber mag ich auch des Neuen in meinen beiden Vorträgen gar nichts beigebracht haben — denn das klassische Alterthum und insonderheit Homer ist tüchtig durchgearbeitet von den Gelehrten —, so tröstet mich der eine Gewinn: ich habe Ihnen wieder nahe geführt die Erinnerung an die schöne Hellenenwelt, an eine Culturepoche, welche dem Gedächtniß und der Phantasie der Zeitgenossen immer von neuem zurückzurufen eine heilige Pflicht aller derer ist, denen es wie mir zur Lebensaufgabe geworden, neben den materiellen oder geistlichen Bestrebungen der Gegenwart, der einfachen Menschlichkeit, welche als Endziel aller Bildung unsere größten Geister bezeichnet haben, ihr schwer erworbenes, vielfach bedrohtes, heutzutage weniger als jemals anerkanntes Besitzthum zu vertheidigen.



Ueber den gälischen Dichter Ossian.

Von

Dr. Lösch.

Verehrteste!

Einen Dichter habe ich mir vorgenommen, heute vor Ihnen vorzuführen, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit einer Bewunderung und Begeisterung aufgenommen worden ist, die an das Fabelhafte grenzt und der in unsern Tagen fast vergessen ist, auf den man mit Geringschätzung herabsiehet und den man selbst ins Reich der Fabeln, ja ins Gebiet des literarischen Betrugs zu verweisen geneigt ist. Es ist der alte gälische Dichter Ossian. Als derselbe durch die Makpherson'sche Bearbeitung bekannt wurde, wurde er nicht nur in fast alle europäischen Sprachen übersetzt, sondern selbst Männer wie Herder nnd Göthe gaben sich dem Studium desselben mit Begeisterung hin und übersetzten, jener in seinen Leiden des jungen Werther und dieser in seinen Volksliedern und in seiner Schrift vom Geiste der hebräischen Poesie, mehrere Stellen aus demselben. So groß war die Bewunderung, daß man glaubte, einen zweiten Homer aufgefunden zu haben und sich in weitläuftige, aber unnütze

Vergleichungen beider Dichter einließ, ja daß manche z. B. Klopstock nicht abgeneigt waren, dem letztern die Palme vor jenem zuzuerkennen; wie er in der Ode „Unsere Sprache“ sagt:

Die Vergessenheit umhüllt, o Ossian, auch dich!
dich hoben sie hervor, und du stehest nun da,
gleichest dich dem Griechen, trotzest ihm
und fragst, ob wie du er entflamme den Gesang?

Der allzugroßen Bewunderung folgte nach und nach die ruhigere Betrachtung, die kritische Untersuchung, die wegwerfende Verurtheilung, ja die dreiste Behauptung, daß der ganze Ossian nichts weiter sei, als ein betrügerisches Machwerk von Makpherson.

In dem grellsten Gegensatz zu der eben angeführten Stelle bei Klopstock stehet, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, das Urtheil Zimmermanns in seinem neuesten Werke über den Begriff des Epos, wo er pag. 96 sagt: „Wir würden hier auch Ossians gedenken, wenn es sich überhaupt verlohnte, der Charakterlosigkeit jener Gesänge, welche man jetzt ziemlich allgemein für unächt erkannt hat, Rücksicht zu schenken.“ Also selbst der Erwähnung scheint er diesem Gelehrten nicht einmal werth.

Wir wollen, was aus den widersprechenden Behauptungen als das Wahre sich herauszustellen scheint, in möglicher Kürze zusammenfassen.

Die Gälen in Hochschottland gehörten dem celtischen Volksstamme an, der hier, wie anderwärts das Schicksal hatte, (nachdem er durch innerliche Partheikämpfe sich geschwächt hatte), auswärtigen Feinden zu erliegen. Unter diesem Volke war, wie nicht leicht unter einem andern, die Poesie heimisch und das Bardenthum scheint unter ihm vor-

zugsweise ausgebildet gewesen zu sein. Die Ueberreste des Volkes flüchteten sich vor ihren Drängern in Berge und Thäler und hielten mit bewundernswürdiger Zähigkeit an ihren Sitten, ihrer Sprache und ihren Erinnerungen fest, und nachdem längst ihre Selbstständigkeit aufgehört hatte, lebten noch die Barden unter ihnen fort, bewahrten in ihren Liedern die alten Erinnerungen, oder besangen den Verfall und den Untergang ihres Reiches. So wars im Fürstenthum Wales in England, aus dessen Ueberresten bardischer Poesie erst kürzlich Hersart de la Villemarqué in Paris eine Sammlung bredonischer Bardenlieder aus dem sechsten Jahrhundert herausgegeben hat; so wars in Irland, so in Schottland.

Daß in Hochschottland uralte Gesänge im Munde des Volkes fortleben, war eine längst bekannte und von keinem bestrittene Wahrheit. Aber sie blieben dem größeren Publikum ein gänzlich verschlossener Schatz, bis, nachdem Stone und Pope einige wenige Mittheilungen gemacht hatten, Makpherson im J. 1760 eine kleinere Sammlung der sogenannten Ossian'schen Gesänge herausgegeben hat, dann zu den Bergschotten reiste, 1762 eine größere und 1765 die ganze Sammlung der Ossian'schen Lieder in englischer Uebersetzung herausgab.

Der Zeitpunkt, in welchem sie erschienen, konnte nicht günstiger sein, als er wirklich war. Damals hatte die seltsame Idee des französischen Gelehrten Rousseau einer ziemlich allgemeinen Anerkennung sich zu erfreuen, daß der Mensch durch die Fortschritte der Cultur sich verschlechtert habe, daß er, je näher dem ursprünglichen Naturzustande, auch um so besser und sittlich reiner sei; und siehe, in den

ossian'schen Dichtungen erhielt man mit einem Male den Naturmenschen und zwar in so verklärter Gestalt, daß das philosophische Problem in der Wirklichkeit gelöst schien. Man konnte sichs zwar nicht verhehlen, daß hier die Weichheit und Sentimentalität bis an die letzte Grenze hinstreife, daß alles in ziemlich nebelhaften Bildern auftrete und vorüberschreite, daß der Dichter selten, ja fast nie ins volle kräftige und markige Leben eingehe, daß eine unendliche Monotonie durch das Ganze sich hindurchziehe. Aber war es anders mit den letzten Ausläufern der provenzalischen, anders mit der ganzen Schäferpoesie, anders mit den bewunderten Geßnerischen Idyllen, anders in der angestaunten Klopstock'schen Messiade? Hiezu kam noch, daß Makpherson absichtlich sein Original zu verfeinern, zu veredeln, mit schwülstigen Redensarten nach dem verdorbenen Geschmack seiner Zeit auszustaffiren wußte und es seinem Zeitalter noch mundgerechter machte. Ganz besonders aber trug zu der allgemeinen Bewunderung, mit welcher diese Gedichte aufgenommen wurden, noch das hohe Alterthum bei, das man ihnen beilegte. Der Hauptheld des Gedichtes ist der irländische Fürst nnd Held Finn, welchen die Schotten Fingal, d. h. Finn, den Fremden, den Ausländer nannten und die Dichtungen trugen alle den Namen seines Sohnes, des Ossian, als Verfassers an der Stirne. Da nun dieser Finn, der Irländer, nach den irischen Annalen im Jahre 282 nach Christo starb; so stand die Rechnung fest, daß man wundervolle epische Gedichte aus dem dritten Jahrhundert vor sich habe, ja es ließ sich sogar die abentheuerliche Vermuthung aufstellen, das Fingals Feinde die Römer gewesen seien und unter andern Carakul, der König der Schilde, oder wie ihn

die Makpherson'sche Uebersetzung nennt, der König der Welt, kein anderer als der Römer Carakalla gewesen sei. Makpherson hatte weder kritisch genug gesichtet, noch treu genug, was er aufgefunden, wiedergegeben, vielmehr das Vereinzelte willkührlich verbunden, Lücken aus eigener Erfindung ausgefüllt, Härten in der Sprache und Darstellung gemildert und das ursprüngliche Sylbenmaas verwischt und um seinen Landsleuten den Ruhm, einen Fingal und Ossian zu besitzen, ausschließend zuzuwenden, von der Finns Sage in Irland gänzlich Umgang genommen. Im Bewußtsein solcher Willkührlichkeiten und Täuschungen verweigerte er beharrlich die oft geforderte Herausgabe der Originale, ja es scheint sogar, daß er sie absichtlich vernichtet hat. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß bald Zweifel laut wurden und Gegner auftraten, welche das Alter, die Originalität, ja zuletzt gar die Aechtheit dieser Gedichte bekämpften. Unter diesen Gegnern stehen Johnson, Shaw, Laing, später auch Walter Scott mit oben an. Ihnen hatte sich früher schon in Deutschland Adelung angeschlossen. So weit aber freilich hätte man nicht gehen sollen, wie es unter andern Stuhr (siehe die allgemeine Zeitschrift für Geschichte von Schmidt, III. Jahrgang, 5. Band) und die geistreiche Uebersetzerin der Servenlieder, Frl. von Jakob, nun verheirathete Robinson, unter dem angenommenen Namen Talvi, in einem eigenen Broschürchen, das 1849 erschienen ist, gethan haben, den Makpherson selbst für den Verfasser des Ossian zu erklären. Die von der Edinburger Alterthumsgesellschaft im Jahr 1797 niedergesetzte Commission, die sich einer sorgfältigen mehrjährigen Untersuchung der Sache hingab, konnte wenigstens ihm nichts weiter, als eine willkühr-

liche, nicht zu rechtfertigende Freiheit in der Bearbeitung zur Last legen und die vielen später entstandenen Sammlungen von ossian'schen Originalien von Clarke, von John Smith, Baron Harold, Makferlan und besonders von Makgregor, widerlegen jene allzudreiste Beschuldigung zur vollen Genüge. Dieser Makgregor hat ein Jahr später, als die Schrift der Talvi erschienen ist, unter dem Patronat der Londoner Hochlandsgesellschaft eine wörtliche Uebersetzung des gälischen Originals im ursprünglichen Sylbenmaas herausgegeben, in welcher freilich auch die Hyperromantik und der Bombast der Macpherson'schen Bearbeitung verschwindet, durch welche aber Angriffe, wie die der Talvi, zu nichte gemacht worden sind. (Siehe allgemeine Zeitung 1841, Beilage zum 30. Nov. Nr. 334. pag. 2666.)

Der Beweis, daß die ossian'schen Gedichte nicht aus dem 3. Jahrhundert stammen, war leicht zu führen. Damals war weder das öffentliche noch häusliche Leben, weder die Schifffahrt noch das Kriegswesen so ausgebildet, wie es hier erscheint. Burgen, die hier auftreten, sucht man vergebens und die Zartheit der Empfindungen und die Feinheit der Sitte, die so wohlthuend in diesen Dichtungen anspricht, kann gleichfalls in jenem barbarischen Zeitalter nicht angenommen werden. Den unwidersprechlichsten Beweis für eine spätere Verabfassung liefert indeß die Sprache, die von den wenigen Ueberresten aus der ältesten Zeit gänzlich verschieden ist, Worte und Wortfügungen enthält, für welche die Nation damals noch keine Begriffe hatte und die sie erst aus späterer Bekanntschaft mit anderen Völkern gewinnen konnte. Welches ist denn nun aber die Zeit ihrer Verabfassung? Chalmers, im 4. Band seiner Caledonia, will sie

ins 13. und 14. Jahrhundert versetzen und Heinrich Döring in Ersch und Grubers Encyklopädie nimmt das 10. Jahrhundert an. — Wir glauben, daß nicht übersehen werden darf, daß solche Gedichte von Mund zu Mund, von Generation zu Generation sich fortpflanzten und erweiterten, und daß daher die erste und ursprüngliche Verabfassung vieler dieser Gedichte wohl noch in eine frühere Periode, als in das zehnte Jahrhundert fallen kann, ihre weitere Ausbildung und ihre Vollendung in der gegenwärtigen Gestalt dagegen gewiß noch in eine bedeutend spätere Zeit, als das 13. und 14. Jahrhundert fällt. — Wir können dafür einen sehr gewichtigen Gewährsmann anführen, nämlich Friedrich Schlegel, welcher im 10. Bande seiner Werke sagt: „So wenig auch hier eine innere historische Unwahrscheinlichkeit gegen das Ganze streitet, so kann es doch auch leicht geschehen sein, daß von diesen Begebenheiten und Liedern manches an die Haupthandlung, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, hinzugedichtet worden, nicht blos das Spätere, sondern auch Aelteres. In der Poesie sind die Väter oft jünger als die Söhne. Ist eine berühmte That, ein großer Held der Sage einmal gegeben und im Gesange beliebt geworden; so werden ihm von spätern Sängern und Barden leicht Gefährten und Nachfolger in ähnlicher Laufbahn, Söhne, Väter und oft eine ganze Reihe von Ahnen und Nachkommen zugesellt und es wird an dem ersten Gedichte immer mehr fortgedichtet. Derselbe sich an das Gegebene anschliessende und nachahmende Bildungstrieb, der sich in Zeiten der künstlichen Poesie durch die Nachbildung alter Formen und Manieren äußert, wirft sich in den ältern Zeiten der Sage auf den Stoff, ihn immer weiter entwickelnd und fort-

spinnend, oft noch lange, nachdem der ursprüngliche Geist verflogen, die erste Kraft schon erloschen ist."

Doch, es ist hier der Ort nicht, dergleichen kritische Untersuchungen weiter zu verfolgen; ich muß mich vielmehr entschuldigen, so weit gegangen zu sein. Meine Absicht ist, über den Ossian, wie wir ihn überkommen haben, ein kurzes Referat zu liefern und Inhalt, Geist und Charakter des Ganzen vor den verehrten Anwesenden auseinanderzusetzen.

Zuerst ein kurzes Wort über das Metrum und über die Uebersetzungen, die wir benützen werden.

Die Ossian'schen Dichtungen sind in metrischer Form gedichtet, doch haben sie weder Reim, noch ein festes, nach Sylben abgezähltes, Versmaas. Das durchgängig festgehaltene Gesetz des Metrums ist, daß ieder Vers zwei Hebungen hat. Will man überhaupt auf unsere Sylbenmaaße hinweisen, so herrschen die Dactyle vor, an deren Stelle Trochäen oder Spondäen stehen können. Die Kürze des Ausdrucks im Gälischen, und die große Anzahl langer Sylben erschweren dem deutschen Uebersetzer, welcher das Original wörtlich geben will, sein Geschäft ungemein. Makpherson übersetzte das Meiste in Prosa. Makgregor giebt die Originale in ihrem ursprünglichen Metrum. Dieselbe Freiheit, wie Makpherson, haben sich viele deutsche Uebersetzer genommen, wie Göthe und Schubart; die meisten andern übersetzen metrisch. Mir standen vorerst die Uebersetzungen von Herder, Schröder und Böttger zu Gebot; sie halten sich nicht streng an die ursprüngliche Form und geben das Original in fließenderen Versen; was besonders bei Schröder der Fall ist. Ich werde deßhalb die mitzutheilenden Stellen größtentheils aus ihm wählen, weil die strengere

Form beim blosen Anhören gar leicht unverständlich wird. Es standen mir aber auch von dieser Form zu Gebote die Uebersetzungen von Rhode und Ahlwardt. Letzterer ist der getreuste Uebersetzer, aber eben deßwegen auch der schwerfälligere; so daß unter seiner wörtlichen Treue gerade das Weiche und das Gefühl Ansprechende des Originals verloren geht. Wir werden auch von diesen Uebersetzungen einige Proben geben, um so viel möglich, Allen zu genügen. Wo die Uebersetzung eine andere ist, als die Schröder'sche werden wir es ausdrücklich sagen.

Nun zum Inhalt!

Es liegt ein wundervoller Zauber in diesen Dichtungen, in ihrer Einfachheit, ihrer Gemüthlichkeit, ihrem Gefühlsreichthum. Sie gehören einem ganz eigenthümlichen Kreise von Vorstellungen, von Bestrebungen, von Naturanschauungen, von religiösen, häuslichen und staatlichen Verhältnissen an. Die Völker, in welche uns Ossian versetzt, haben die allereinfachsten Verfassungen. Sie waren in Stämme getheilt, deren jeder ein eigenes Oberhaupt oder einen Fürsten hatte; diese standen wieder unter einem Könige, dessen Herrschaft jedoch sich nur auf die Zusammenberufung zum Kriege und auf die Anführung in demselben beschränkte. Von einer Gesetzgebung, einer Verwaltung, einer Rechtspflege vernehmen wir in allen ossian. Dichtungen nichts. Gewaltthaten, Entführungen, ungerechte Ermordungen werden durch Krieg und Kampf, am öftesten im Zweikampf bestraft und entschieden. Ich erinnere mich nur ein einziges Beispiel gefunden zu haben, wo die Austheilung der Beute der schiedsrichterlichen Entscheidung des Fürsten überlassen wird; und selbst da vermag die schiedsrichterliche Ent-

scheidung nichts. Denn nachdem die ganze Theilung friedlich vollbracht worden ist, entsteht noch ganz am Ende über einen Stier ein Streit, der durch Zweikampf entschieden werden muß.

Alle ossian. Lieder haben nur einen doppelten Gegenstand, den sie besingen — den Krieg und die Liebe; wobei freilich nicht selten auch Schilderungen von Jagden und von Trinkgelagen mit unterlaufen. Die hauptsächlichste, man möchte sagen, fast einzige Tugend ist die Tapferkeit, wobei denn wieder der Heere und der Massen selbst nur vorübergehend gedacht, alles der persönlichen Tapferkeit der hervorragendsten Führer beigemessen wird. Unter ihnen stehet Fingal oben an. Der Dichter schildert ihn als den einzigen, unerreichbaren Helden, der in jeder, sowohl heroischen als sanften, Tugend alle seine Zeitgenossen übertraf.

Muth ist des Helden unerlaßliche Pflicht. Er darf vor keinem Feinde, vor keiner Macht an Zahl weit überlegener Heere erschrecken. In der Schlacht zurückgewichen zu sein, ist Schande, über welche die Besiegten tief trauern. Frieden anzutragen, ehe die Schlacht geschlagen ist, wird für ehrlos gehalten; Unterwerfung zu bieten, ehe alles verloren ist, nicht minder. Sogar vor einem Meersturm geflohen zu sein, achtete Kormar für Schande und er stürmte wieder hinaus in die tobenden Fluthen, mit dem Geist des Sturmes selbst zu kämpfen. So heißt im dritten Gesang von Fingal:

Von Cormar entsprießt mein Geschlecht;
ihm war Wonne der Sturm auf der Fluth.
Sein schwarzes schnelles Schiff
flog auf Flügeln des Windes durch das Meer.

Einst tobt' ein Geist durch die Nacht.
Hoch schwillt das Meer, die Klippe hallt,
Sturm jagt die Wolken, es flammen
Blitze durch die schäumenden Wogen;
Da packt ihn Angst, er floh ans Land.
Aber beschämt, daß Furcht ihn gepackt,
stürmt er rastlos wieder in's Meer
und sucht den furchtbaren Geist.
Es leiteten das Schiff drei Jünglinge,
er aber schwang das Schwert in seiner Hand;
das Dunstbild sucht er auf mit seinem Schwert,
er sucht den Nachtgeist mit dem Schwerte
und nahet sich dem Schemen an das Haupt.
Des Windes finstrer Sohn verließ die Luft;
und Mond und Sterne glänzten wieder hell.

Darum schmerzt es die Helden, wenn sie einen schwachen Feind sich gegenüber erblicken; sie wollen einen starken Gegner, denn mit Schwachen zu kämpfen, bringt keinen Ruhm. So ruft Fingal im dritten Gesang von Temora:

Es glänzt ein Freudenstrahl in meine Seele,
denn stark erblick ich meinen Feind vor mir.
Wenn schwach er ist, dann hört man Fingals Seufzer;
Zuletzt ist ruhmlos wohl sein Ende noch
und Dunkelheit wohnt um sein Grab herum.

Es ist feststehender Grundsatz:

Immer fleucht vor dem Schwert die Gefahr;
dem Kühnen nur folget der Sieg. (nach Ahlwardt.)

Daher gefällt sich auch der Dichter am besten in der Schilderung der Helden.

So wird in dem Gedichte Temora Fingal beschrieben, als er zur Schlacht geht:

Laut vom bemoosten Mora strömte nun
das Heer herab mit ausgedehnten Flügeln.

Es leitete sein Volk der König Morvens;
Hoch weht auf seinem Helm der Adlerfittig,
von seinen Schultern flatterte sein Haar,
Dem Donner glichen seine mächt'gen Schritte.
Oft stand er still und blickte hinterwärts
und sah umher den Glanz der Waffen rollen.
Der König schien ein hoher Fels zu sein,
der überm Eise grau empor sich hebt.
Hoch in dem Winde brausen seine Wälder,
von seinem Gipfel rinnen breite Ströme,
und spritzen ihren Schaum dem Sturm entgegen.

In der Beschreibung und Schilderung von Heldenthaten übernimmt sich aber auch der Dichter gar gerne. Seine Fürsten, die durch das Schlagen an ihren Schild das Zeichen zum Angriff geben, dann aber am Anfang der Schlachten auf einen Hügel sich zurückziehen und blos die allgemeine Leitung übernehmen, und erst, wenn das Gefecht allgemeiner, und die Entscheidung zweifelhaft wird, sich selbst in dem dichtesten Kampf mischen und durch ihre persönliche Tapferkeit den Sieg entscheiden — ich sage, diese Fürsten erlegen in einer einzigen Schlacht mit selbst eigener hoher Hand Hunderte, ja Tausende, von ihrem Fußtritt erdröhnt die Erde, vor dem Stampfen desselben stürzen Felsen zusammen, die Streiche ihrer Schwerter fallen, wie die Hämmer in Feueressen, mit dem Blick ihres Auges scheuchen sie Heere, und dergl. mehr. Als Probe wollen wir aus dem fünften Gesang von Fingal den persönl. Kampf des Fingal mit dem König von Luchlin, worunter Norwegen oder Jütland zu verstehen ist nach der Uebersetzung von Ahlwardt geben.

Wer ist der Finstere dort auf der Höh'
im dumpfen Donner seines Laufs?

Wer ist's, als Starnos Sohn, (d. h. Swaran)
suchend den Helden von Morven? (Fingal nämlich)
Schaue der Beiden Tapferen Kampf,
ähnlich dem Tosen des wogenden Meers,
wann zwei Geister sich treffen im Wind,
wildkämpfend, wer obsiege der Fluth. —
Furchtbar donnert das Waffengetös;
wild fällt der Streiche Gewalt,
hundert Hämmern gleich, die hoch
über dem funkelnden Ambos sich schwingen.
Fürchterlich kämpfen die Herrscher,
ihr Blick ist entsetzlich im Streit.
Unter den Streichen zerspalten die Schilde,
ihre Schwerter zerspringen am Stahl.
Hinschleudernd die Waffen ins Feld
packten rasch die Helden sich.
Jeder Arm, starksehnig, groß,
schlang um den Rücken des Andern sich fest.
Sie drehn sich von Seite zu Seite,
spreitend die stämmigen Füß' in den Sand.
Als sich der Kräfte Stolz erhob,
zitterten ihren Fersen die Höhn,
Felsen taumelten von ihrem Orte
und Bäume stürzten dem Ringen der Helden.
Am End' erlag der Sohn des Meeres
und Swaran ergab sich der Starke.

So kräftig wie ihr Arm ist aber auch die Stimme der Helden in den Schlachten.

Der König Lochlins spricht zu Trenmor

und deine Stimme war den Stimmen gleich,
von Tausenden, die sich im Kampfe mischen.

und von Fingal heißts:

Und bei dem Stein des Lubar stand der König.
Dreimal erhob er seine Schreckensstimme —
An Kromla's Quellen sprang empor das Wild,
auf allen Hügeln zitterten die Felsen.

Wie das Geräusch von hundert Bergesströmen,
wenn es mit Wuth hervorbricht, schäumt und braußt,
wie Wolken, die zum Sturme sich vereinen
auf heitern Himmels blauer Oberfläche;
so traf des Königs schreckensvolle Stimme
rings um ihn her der Wüste muth'ge Söhne

Aber diese furchtbaren und grimmigen Helden in Schlachten sind sanft und milde im Frieden, beim Gastmahl, beim Schmause:

Erschrecklich bist, o König Morvens, du

spricht Frothal im Gedicht Karrikthura

erschrecklich bist, o König Morvens, du
im Kampf der Speere; doch im stillen Frieden
bist du der Sonne gleich, wenn sie durch Schauer
des milden Regens auf die Fluren blickt;
vor ihr erhebt die Blum' ihr schönes Haupt,
der leise Wind bewegt die sanften Schwingen.

Ein zermalmender Fels dem Feinde, fühlen sie sich berufen, den Unschuldigen zu schützen, den Schwachen zu schonen, dem Verlassenen beizustehen.

Denn wenn die Fürsten stark im Kriege sind,
dann werden im Gesange sie erhoben;
doch schwingen ob dem Schwachen sie das Schwert,
beflecket ihre Wehr unschuldig Blut,
dann soll der Barde sie im Lied vergessen,
und unbekannt soll dann ihr Grabmal bleiben.
Ein Fremdling kommt dann wohl und bauet dort
und wühlet in der aufgehäuften Erde;
da findet er ein halbverrostet Schwert,
neigt sich verwundert drüber hin und sagt:
»die Waff' ist dies von Fürsten alter Zeiten,
doch lebt ihr Name nicht in dem Gesang.«

Schlachtenruhm galt über Alles und doch ermahnt Fingal seinen Enkel Oskar zur Fiedensliebe:

So suche niemals auf dem wilden Kampf,
Doch meid ihn nicht, wird er dir angeboten.

oder an einer andern Stelle, nach Döring in Ersch und Grubers Enzyklopädie.

Den Ahnen sei gleich auch du;
sie schlugen voll Jugend die Schlacht,
sie leben im Bardengesang.
Mächtigen sei du ein Strom,
Den Schwachen in Waffen so sanft,
als auf der Aue Frühlingshauch.
So war Trenmor der Schild,
und Thratal der Führer Haupt;
so auch meine Thaten auf Höhn.
Ich stand den Bedrängten zur Seite,
kühn machte den Schwachen mein Schild.

Besonders rührend ist ihre Großmuth und Milde gegen den überwundenen Feind. So spricht Fingal im 8. Gesang der Temora zu Kathmor, der verwundet niedergesunken ist:

— — So komm zu meinem Hügel,
wo Feste winken. Auch die Mächt'gen fallen.
Ich bin kein Feuer dem gefallnen Feinde
Und mich erfreuet nicht der Tapfern Sturz.
Mir kommt es zu, die Wunden dir zu schließen:
des Hügels Kräuter sind mir wohl bekannt;
oft pflückt' ich auf der Höh die schönen Häupter,
wenn an geheimem Strom sie leise wogten.
Doch du bist traurig und versenkt in Stille,
gastfreier König von dem schönen Atha.

Ganz in ähnlicher Weise benimmt er sich gegen den überwundenen und gefangenen Swaran. Er übergibt ihn

seinem Sohne Ossian, um ihn zu trösten (nach Döring in Ersch und Grubers Enzkl.).

Bewachet den König der Meerfluth;
Der Held ist tapfer und stark,
wie Brandung, die den Strand bestürmt.
Sein Arm ist nicht schwach in der Feldschlacht,
sein Stamm ist aus altem Geschlecht;
Scheuchet hinweg ihm den Gram.

Er beruhigt ihn selber:

Wirf hinter dich den Schmerz;
berühmt auch sind die Besiegten,
Wenn tapfer sie den Feind bestehen.
Sie gleichen der Sonn im Gewölk,
die oft sich im Sommer verhüllt,
um wieder zu beglänzen die Höhn.

Er ziehet ihn mit zum Feste der Muscheln, damit die Bardenlieder ihn aufrichten:

Auf, Ullin, den Friedensgesang! — —
Hundert Harfen hieher auf die Höh,
zur Freude des Herrschers der Fluth!
Nicht traurig verlaß er das Land;
keiner schied noch voll Gram von mir.

Ja er schenkt ihm die Freiheit und entläßt ihn in Frieden mit dem Versprechen, nie wieder die Waffen gegen Morven zu führen.

Ein seltsamer, öfter wiederkehrender Zug ist der, daß man sogar, wenn die Feldschlacht durch die Nacht unterbrochen wird, ein Gastmahl veranstaltet und die feindlichen Heerführer dazu einlädt, so daß die friedlich mit einander schmausen, welche morgen auf Tod und Leben sich bekämpfen. Ein edelmüthig gesinnter Feind nimmt eine solche Ehre an; ein tückischer und übermüthiger schlägt sie aus.

Außer den Helden spielen in den ossian. Dichtungen die Barden eine Hauptrolle; sie waren großentheils selbst Fürsten und gleich berühmt auf der Harfe, wie durch ihr Schwert. Es gab aber auch Barden von Profession, mit pristerlicher Würde bekleidet. Jeder Fürst hatte an seinem Hofe mehrere derselben, ja der Dichter nimmt auch hier den Mund etwas voll und spricht bei jeder Gelegenheit von hundert Harfen, die in der Halle aufgehangen sind, von hundert Barden, die ihre Lieder anstimmten. Sie verschönerten die Feste und Trinkgelage; sie wurden zu Gesandtschaften aller Art gebraucht, zogen mit in die Schlachten, gaben durch ihren Gesang das Zeichen zum Angriff, ermuthigten die wankenden Heere, stimmten nach glücklich beendigtem Kampfe die Siegeslieder an und sangen den Ruhm der in der Schlacht Gefallenen. In ihren Liedern fortzuleben ist des Jünglings Sehnsucht und des Mannes höchste Würde. Uebrigens geben die fast überall eingestreuten Bardenlieder den Dichtungen eine gewisse Monotonie und Breite und das um so mehr, als ihre Lieder immer entweder ziemlich inhaltleere lyrische Ergüsse, oder Heldensagen und Liebesgeschichten sind, die als Episoden in so reichem Maaße die eigentliche Erzählung unterbrechen, daß der Leser Mühe hat, vor lauter Episoden den Faden der Haupthandlung festzuhalten. Nachdem die Helden längst ausgestorben waren und das Geschlecht in trauriger Abhängigkeit und Knechtschaft lebte, bestanden die Barden noch fort und besangen der Vorzeit Thaten; sie konnten es aber nicht anders, als mit tiefer Wehmuth, mit schmerzlicher Vergleichung mit der traurigen Gegenwart thun; was den sämmtlichen ossian. Dichtungen den ihnen eigenthümlichen wehmüthigen und melancholischen Cha-

rakter einhaucht. „Traurigkeit ist der ewige Grundton aller bardischen Poesie; sie ist dem besiegten Volke eigenthümlich. Ein unglückliches Volk wendet den letzten Athem dazu an, seine Erinnerungen zu bekränzen und sich selbst sein Unglück zu erzählen" (Bl. f. literar. Unterh. 1852 p. 547). Offenbar stammt die Verabfassung oder doch die letzte Bearbeitung der meisten Ossianslieder aus dieser spätern Zeit und Ossians Name ist ihnen gleichsam nur, als der des allgemeinen Repräsentanten des Bardenthums vorgesetzt. Da ihm alle Klagen des unterdrückten Volkes in den Mund gelegt werden, so bildete sich allmählich die Sage von dem entthronten, in der Niedrigkeit umherirrenden Fürsten, von dem blinden Barden, der den Untergang seines ganzen Geschlechtes und den Fall seines Volkes mit angesehen und wie eine Ruine alter Zeiten übrig geblieben ist, um von ihrer untergegangenen Herrlichkeit traurige Kunde zu geben. Offenbar gewannen die Dichtungen in solcher Einkleidung einen noch höheren Reiz und die große Begeisterung, mit welcher sie aufgenommen wurden, gründete sich zum Theil mit auf die Theilnahme, welche man dem Ossian als einer wahrhaft historischen Person nicht versagen konnte. Diese wehmuthsvollen Klagen des fabelhaften Ossian kehren am öftesten in dem Gedichte Fingal wieder und ergreifen, auch wenn man ihnen die geschichtliche Wahrheit abstreift, dennoch mit unwiderstehlichem Zauber. So z. B. am Schluß des dritten Gesangs, nach Ahlwardt.

Oftmals hab' ich gefochten, gesiegt
in Schlachten, verfolget den Feind.
Nun blind, in Thränen und matt,
wandle ich unter dem schwachen Geschlecht.

Nie, großer Fingal, seh ich dich,
nie dich, nie deine Helden mehr.
Das Reh beweidet dein Grab,
Fürst Morvens, auf grünender Höh.
Dein Lob erfreue den Geist dir,
du des Siegs und der Tapfern Fürst,
auf Kohna's felsigen Höhn.

So im 4. Gesang Nr. 71.

Hätte mir damals jemand gesagt,
o liebliches Mädchen, wenn ich zur Schlacht gieng,
ich würde einst verloren, einsam und blind
die Nacht durchtrauern — stark müßte
sein Panzer und unüberwindlich sein Arm
im Kampf gewesen sein!

nämlich um einen solchen Gedanken nur ertragen zu können. Oder Nr. 406.

Traurig bin ich, verloren und blind,
nicht mehr der Gefährte der Helden!
Gieb liebliches Mädchen,
gieb mir deine Thränen! denn ich habe
die Gräber all meiner Freunde gesehn!

Und am Schluß Nr. 465.

Konnal, rede nicht mehr von Waffen,
denn mein Ruhm ist dahin!
Meine Seufzer sollen die Winde
des Kromla beladen, bis mein Fußtritt
aufhört, sichtbar zu sein.
Und du, weißbusige Bragela, traure
über den Fall meines Ruhms;
denn überwunden — kehr ich nimmer
zu dir, du Lichtstrahl meiner Liebe.

Verlassen wir die grauen Barden und gehen über zum schönen Geschlechte. Es wird viel und oft gepriesen, denn

diese muthigen Schlachtenmänner und Schwerthelden waren nichts weniger, als unempfänglich für die zarten Regungen der Liebe. Theils berichten sie selbst bei den Gastmählern von ihrem Liebesglück, theils berichten die Barden in ihren Gesängen diese oder jene merkwürdige Liebesgeschichte. Glücklicher Weise sind alle ossian'schen Mädchen und Frauen edel, liebenswürdig und reizend; man findet nichts von buhlerischer Leichtfertigkeit oder strafbarer Untreue, nichts von herrischen Müttern, nichts von zänkischen Frauen, nichts von bösen Stief- oder Schwiegermüttern, nichts von Selbstsucht oder Hochmuth, nichts von einer tadelnswerthen Einmischung in die Angelegenheiten der Männer. Aber so liebenswürdig und reizend auch Ossian die Frauen und Jungfrauen findet, so klein ist doch der Kreis seiner Aufmerksamkeit und seiner Beobachtungsgabe. Die körperlichen Reize erblickt er ausschließend in der weißen Farbe der Hände und Arme, in der Form und Weiße der Brust, in der blauen Farbe und dem Glanz der Augen und in der schwarzen Farbe und der Fülle des Haares. Damit hat er das ganze Gebiet seiner Beobachtungen erschöpft. Dagegen von den übrigen der sprüchwörtlich bekannten 7 weiblichen Schönheiten, oder von den hundert anderen, womit der gütige Schöpfer das Wunderwerk seiner Schöpfung ausgestattet hat, weiß er nichts; er hat dafür kein Auge. Selten thut er einer Dame Erwähnung, ohne daß ihre weißen Hände, ihre Hände von Schnee, ohne daß ihre weißen, schneeigen Arme, ohne daß des Busens Fülle und zarte, dem Schaum des Meers gleiche, Farbe, ohne daß der blauen Augen schimmernder Lichtglanz, ohne daß des Haares Schwärze und wallende Fülle gerühmt wird. Es wird uns diese Monotonie, diese Gedanken-Ar-

muth nicht befremden, wenn wir uns nur erinnern wollen, daß wir sie eben so bei den Minnesängern finden, die doch als die höchsten, ja fast ausschließenden Bewunderer der weiblichen Schönheit bekannt sind. Dasselbe gilt von der Schilderung ihrer geistigen Vorzüge; auch hier unbegrenztes Lob in derselben Armuth und Monotonie der Gedanken. Sie sind hochherzig, zartfühlend, innig liebend, wahrhaft und treu. Ihr Geist ist mild und doch erhaben groß, ihre Seele ist ein Strom des Lichts; sie sind ein Mondstrahl in des Lebens Nächten. Ein näheres Detail, ein tieferes Eingehen, eine markirtere Zeichnung fehlt überall. Wollen wir auch nur ein paar Proben zum Belege geben:

Dort werden die Mädchen gerühmt
mit dem hohen Busen,
dort
das langbehaarte Mädchen,
das Mädchen mit den schönen langen Haaren
dort
die holde, dunkelhaarige Tochter Nuäths,
die einher gieng in ihrer hohen Schönheit.
dort
Malvina —
die Tochter mit der Hand von Schnee
dort Kolnadona
des Königs Tochter mit den Sternenaugen
und mit den Armen weiß wie Schaum der Ströme.
Zum holden Seufzer stieg die junge Brust,
wie des bewegten Ozeanes Wogen,
und ihre Seele war ein Strom des Lichts.

So rühmt Ossian

Moina mit dem weissen Busen,
die er zum erstenmale sah,
des Fremdlings Tochter mit den blauen Augen —
Ich sah, fährt er fort, den Lichtstrahl, seine holde Tochter

und schließt seine Erzählung:

der bejahrte Held gab mir die Schöne.
Es waren ihre Augen lichte Sterne.
Ihr Haar war dunkel, wie des Raben Fittig,
ihr Geist war mild und doch erhaben groß;
und groß war meine Liebe für Moina,
mein Herz ergoß im Strom der Freude sich.

So heißts von Fingals Braut, Roskrana:

Roskrana, das holde Mädchen mit
den blauen Augen und den weißen Händen — —
die weißen Hände schwebten auf der Harfe;
ich sah den sanften Blick des blauen Auges.
Sie war gleich einem Geist des hohen Himmels,
halb eingehüllt in einen Wolkensaum.

dann:

das Mädchen hob vor meinem Geiste sich
in ihrer Schönheit vollem Reiz empor;
und es bemerkte Kormak meine Trauer
und gab das Mädchen mir mit weißem Busen.
Gesenkten Blickes kam sie hin zu mir,
umwallt von ihrer schweren Locken Pracht.

Die Locken müssen von gewaltigem Umfang gewesen sein, so daß sie, wenn sie in der Trauer ungeordnet umherhingen, Wangen, Schultern und Arme bedeckten. So spricht Hidallan zu Komala, als sie um Fingal, den sie todt glaubt, trauert:

O daß ich seine Geliebte säh'
auf den Felsen gelehnt in Schönheit,
roth von Thränen um Fingal das Auge,
in Locken die Wange verhüllt!
Wehe, du sanftes Lüftchen, weh',
zertheile des Mädchens volles Gelock,
damit mir schimmert ihr weißer Arm,
die liebliche Wange der Trauer,

Ueberaus einfach verlaufen fast ohne Ausnahme die Liebesgeschichten. Das Mädchen siehet den Helden in seinem Glanze, da wallt vor Freude ihr das Herz; und da dem Helden in der Regel bei ihrem Anblick das Nämliche begegnet, so ist der Bund der Seelen und des Lebens ohne alle Schwierigkeit geschlossen. Gewaltsame Entführung, Mädchen- und Frauenraub kommt zwar mehrmals vor, aber das weibliche Herz hält fest an seiner Treue und ein starker Arm fehlt selten, der die Sclavenketten wieder löst. Hie und da erscheint auch eine spröde Dame, die mehrere Werbungen ausschlägt; dann aber kämpfen die Helden im Zweikampf um ihren Besitz und sie fällt dem Sieger zu. Ihre Treue ist unbegrenzt; ziehet der Geliebte in die Schlacht, so folgen sie ihm oft in Verkleidung nach und kämpfen an seiner Seite. Ist er gefallen, so suchen sie ihn auf dem Schlachtfeld auf und weichen nicht mehr von seinem Grabe, bis ihnen das Herz bricht; was bei der Innigkeit ihrer Gefühle oft augenblicklich erfolgt, selten aber länger als drei Tage dauert. Ein Grab umschließt dann ihre Asche.

Auffallend ist, daß Ossian durchaus keine Erwähnung thut von dem Bestreben, durch Gewänder oder Schmuck die leibliche Schönheit zu erhöhen. Wir dürfen freilich die feinen Künste einer ausstudirten Toilette bei diesen einfachen Kindern der Natur nicht erwarten, wir dürfen nicht fragen, ob sie ihren reichen Haarschmuck in griechischer Einfachheit, oder in der zierlichen Pracht des uns wieder vor Augen gestellten Rococcostyls ordneten; aber daß auch nicht von einem Kränzchen, nicht von einer einfachen Waldblume die Rede ist, womit sie die blendende Weiße ihres Körpers oder die wallende Fülle ihrer Haare zu heben suchten, das über-

rascht gleichwohl. Eitel, das stehet fest, waren demnach Ossians Mädchen und Frauen durchaus nicht, oder — vielleicht hatte der Dichter auch dafür nur kein Auge. Eben so bleiben wir gänzlich unbelehrt über ihre Geschäfte und Verrichtungen, über ihre Kunstfertigkeiten, über ihre häuslichen Tugenden, über den ganzen Umkreis ihrer jungfräulichen, ihrer ehelichen und mütterlichen Pflichten. Wir müssen uns damit begnügen, zu erfahren, daß Einzelne die Harfe spielten, andere mit der Erlegung des Wilds sich beschäftigten, andere in den Kampf der Schlachten sich mischten, alle aber leuchtende Sterne voll Liebreiz und zarter Empfindungen waren.

Gehen wir über zur unsichtbaren, zur Geisterwelt; da thut sich uns abermals ein überaus reiches Feld auf. Zwar von einer ausgebildeten Götterlehre, von einem Glauben an einen Unendlichen und Heiligen, eine Vorsehung und Weltregierung, von religiösen Ceremonien, Gebräuchen und Opfern, oder von Versuchen, sich die Weltschöpfung, die letzten Ursachen und Endzwecke der Dinge klar zu machen, finden wir nur höchst geringe Spuren. Die mächtigste Gottheit ist ihnen der Geist von Loda, auch Kruthloda genannt, der Gott der Schlachten. Dieser wird zwar nur als Nebelgebilde, wie alle ossian'schen Geister, in Wolken thronend, aber gleichwohl mit aller Majestät des Kriegsgottes dargestellt. Er fährt auf Sturmwinden, ist in Gewitter gekleidet, seine Augen schießen Blitze, sein Odem ist tödtender Sturm, er lenkt die Schlachten nach seinem Wohlgefallen. So wird in dem Gedichte „Kuthullins Tod“ eben dieser Kuthullin in der Schlacht mit dem Gott Loda verglichen:

Im Klange seiner Waffen brach er vor,
gleich wie des Loda grauenvoller Geist,
wenn er sich naht, umrauscht von tausend Stürmen
und Schlachten aus den finstern Brauen schüttelt:
auf Wolken schwebt er über Lochlins Meeren,
an seinem Schwerte liegt die mächt'ge Hand;
es hebt der Wind empor die Flammenlocken.
Sein fürchterlich, sein schrecklich Angesicht
wird halb vom düstern Monde nur beleuchtet,
mit Dunkelheit gemischt sind seine Züge.

Und gleichwohl nimmt Fingal den siegreichen Kampf gegen ihn auf. Er dringt gegen das Luftgebilde ein, durchhauet es mit seinem Schwerte, der Geist schreit auf und zerfließt in Luft. Die eigentliche Geister-, oder wenn wir so sagen wollen: Götterwelt suchen die Kaledonier in den Seelen ihrer verstorbenen Väter und Helden. Die Verstorbenen leben nach ihrem Tode fort und behalten ihre Erinnerungen, ihre Angewöhnungen, ihre Verrichtungen, und Geschäfte, ihre geistigen und körperlichen Eigenschaften fort. War ihnen jedoch die Beerdigung, die religiöse Feierlichkeit bei derselben, das Lied der Barden versagt, dann blieben ihre Seelen in den Niederungen der Erde zurück und schlichen traurig, in Dünste, in Nebel, in Meteore gehüllt, um Sümpfe her. Hatte sie aber das Lied der Barden verherrlicht, dann erhoben sie sich in die heitern Lüfte und nahmen einen aus Nebel gebildeten Körper an, ritten auf Wolken, führten Gewänder und Waffen, aus Nebel gebildet, nahmen Theil an den Geschicken der Familien und Stämme, zu denen sie gehörten, pflegten in Höhlen oder in Nebelwolken Berathungen über das lebende Geschlecht und warnten die Ihrigen vor Gefahren, die sie bedroheten. Sie können selbst zitirt und befragt werden.

Es ist unter allen ossianischen Gedichten keines, in welchem nicht dieses Hereinragen der Geister der Verstorbenen in die Gegenwart hervorträte. Wollen wir, um auch davon ein paar Proben zu geben, gleich auf eine der bedeutungsvollsten Stellen hinweisen. Sie ist aus dem Gedicht: der Krieg mit Karos genommen:

Auf seinen Hügel stieg nun Oskar langsam
und sah die Meteore auf der Haide.
Das Rauschen eines fernen Stromes hört' er,
der Sturmwind brauste ungleich durch die Eichen
und trüb und roth sank hinterm Hügel hin
des Mondes düstre, halb erhellte Scheibe
und auf der Haide tönten laute Stimmen.
Held Oskar zog sein breites Schwert und rief:
»Kommt, o ihr Geister meiner Väter, kommt,
die ihr gekämpft habt gegen Weltbeherrscher!
eröffnet mir die Thaten künft'ger Zeiten
und eure Unterhaltung in den Höhlen,
wenn ihr zusammenredet und die Söhne
erblicket im Gefilde wackrer Helden!«
Auf seines mächt'gen Sohnes laute Stimme
kam Tremnor von dem Hügel nun herab,
und eine Wolke, gleich dem Roß der Fremden,
trug seine ungeheuern luft'gen Glieder.
Es war von Lano's Nebel sein Gewand
sein Schwert ein grünes, halbverlöschtes Luftbild:
gestaltlos war und dunkel sein Gesicht.
Er seufzte dreimal ob dem jungen Helden,
und dreimal brauste Sturmwind rings umher.
Viel waren seiner Worte, die er sprach
zu Oskar, doch wir hörten sie nur halb;
sie waren dunkel, wie der Vorzeit Sagen,
bevor noch aufging des Gesanges Licht.
Der Geist schwand langsam, wie ein Nebel hin,
der da verfliegt am sonnenhellen Hügel.

So siehet in demselben Gedichte Ossian den Geist seines

Sohnes Oskar und freut sich seines Anblicks und wünscht nur, daß er ihm nicht zu schnell verschwinde.

Ha, meinen Sohn erblick ich, o Walvina —
dort seh ich ihn an Krona's moos'gen Felsen.
Doch nein, es ist der Nebel aus der Wüste,
vom sanften Strahl aus Westen schön gefärbt!
Ach, lieblich ist der lichte Abendnebel,
der herrlich sich in Oskars Bildung kleidet!
O wendet euch von ihm hinweg, ihr Winde,
wenn ihr daher aus Ardvens Küsten brauset.

Mit schielendem Tadel wird dagegen auf die Feinde hingesehen, die auch mit den Geistern ihrer Väter Umgang pflegen und sich von ihnen zum Hasse gegen Fingals Geschlecht entflammen lassen.

Versammelt waren auch des Südens Fürsten,
versammelt in dem Dunkel ihres Stolzes;
dort in der Schreckenshöhle Muma's pflegten
sei ihre Unterhandlung ganz geheim.
Es kamen, wie sie sagten, dorthin oft
die Geister ihrer Väter, ihre blassen
Gestalten durch geborstne Felsen zeigend
und ihre Söhn' an Bolgas Ruhm erinnernd.

Und dennoch bei all diesem mächtigen Einfluß der Geister wird nicht immer auf ihre Stimme geachtet; es wird ihnen, wenn ihr Rath und ihre Ermahnungen unbequem sind, nur ein beschränktes Wissen zugeschrieben. Dem Fürsten von Erin erscheint der Geist Kalmars, ihn zu warnen, daß er am nächsten Tage die Schlacht nicht wagen soll. Da empört sich der Stolz des Kriegers und er ruft aus:

Doch niemals Kalmar, niemals floh ich noch,
und niemals fürchtet' ich die nächt'gen Geister!
Klein ist ihr Wissen, schwach ist ihre Hand,
und ihre Wohnung ist der rauhe Wind.

Mir aber wächst der Muth in der Gefahr,
mein Geist erfreut sich am Geräusch der Waffen
(Kutullins Tod.)

Mit diesen Vorstellungen von der Geisterwelt hängen mehrere andere abergläubische Vorstellungen von Ahnungen, von Anzeigen, von Offenbarungen zusammen. Die Geister streifen an den Harfen vorüber und wecken auf ihnen ahnungsvolle Töne; „mit ihrem halbunsichtbaren Saitenspiele" nahen sie dem Barden, ihn zum Gesang zu begeistern. Der Tod der Helden in der Schlacht zeigt sich daheim in ihren Wohnungen durch den Klang ihrer Waffen, das Heulen der Hunde an und dergl. mehr. So als Kulein fällt, heißts von seiner Mutter:

Da hob sich auf dem Strom ein Wirbelwind,
schwarz sprudelnd um den Geist von ihrem Sohne.
Es heulten in der Heimath seine Hunde,
und blutig in der Halle war sein Schild.

So als Rathos fällt:

In Selma saßen wir, die Muschel kreiste
und in den Eichen saußte rauher Wind;
der Berggeist rauschte wild umher, der Lufthauch
berührte meine Harfe in der Halle.
Es war der Ton gar trauervoll und tief,
wie Grabgesang — Zuerst vernahm ihn Fingal
und seine Seufzer stiegen laut empor.
»Es ist gefallen einer meiner Helden«
so sprach der graugelockte König Morvens,
»den Todeslaut vernahm ich auf der Harfe.

Es wäre noch auf vieles andere hinzuweisen, doch wir werden, nach dem wir die Geduld der Hörer schon so sehr ermüdet haben, zur möglichen Kürze gemahnt. Von der Szenerie sei daher nur gesagt, daß auch diese sich überall

ziemlich ähnlich ist. Die für seine Schilderungen gewählten Szenen sind ein Thal, von einem Flusse durchströmt, eine von Felsen umgebene Seeküste, ein Hügel, mit Eichen bewachsen, oder mit Steingräbern der alten Helden bedeckt, eine natürliche Grotte, eine Halle oder ein Saal, wo die Fremden bewirthet werden und wo die Waffen der Krieger, die Harfen der Barden ringsumher an den Wänden prangen, beleuchtet mit brennenden Fichtenspänen, oder wie der Dichter in seiner gerne übertreibenden Weise sich ausdrückt, mit hundert Fichtenstämmen beleuchtet. An Wasserfällen, an Seestürmen, an tobenden Orkanen, an Nebeln, an Meteoren rc. ist kein Mangel. Mit wenigen Worten, aber mit meisterhaften und malerischen Zügen wird jeder Gegenstand hervorgehoben. In Naturschilderungen ist unser Dichter oft unübertrefflich und wir behalten uns vor, seine Anrede an die Sonne, den Mond und den Abendstern noch am Schlusse unseres Vortrags zu geben. In seinen Schilderungen, in seinen Darstellungen ist Ossian, so weit es die Sache betrifft, immer außerordentlich kurz, mehr nur andeutend, alsobald in einen Ueberfluß von Bildern und Gleichnissen ausweichend, statt daß er in die Sache eingehen sollte. Dies gilt von den Szenen und von den Handlungen, aber namentlich auch von den Charakteren". Ossian hat, wie Herder sehr schön und treffend sagt, Nebelgestalten, man ahnet die Handlung mehr nur an Tritten, Zeichen und Wirkungen. Die Gestalt seiner Geliebten deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellte und malte. Man hört ihre Tritte oder ihre Stimme, man sieht den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes, wie einen vorübergleitenden Strahl." Aber was ihm an objektiver Bestimmtheit und Klarheit abgeht, das ersetzt

er durch ein reiches Gefühl, durch tiefe Gemüthlichkeit, durch eine gewisse ausschweifende Größe der Phantasie.

Der Geist der Zeit hat sich geändert. Wir wollen auch in der Poesie die kräftige Wirklichkeit, objektive Wahrheit. Nicht in weicher Sentimentalität, sondern in der Nachahmung der Natur, in der Darstellung des wirklichen Lebens sucht die Kunst überhaupt und die Poesie insbesondere ihre Aufgabe. Das soll uns jedoch nicht hindern, von der kräftigern Speise, welche uns die gegenwärtigen Dichter bieten und die noch oben ein nicht immer eine Geist- und Herz-stärkende, sondern gar oft eine Geist- und Herz-vergiftende ist — uns weg zu wenden und den Harfentönen eines längst untergegangenen Dichtergeschlechtes uns mit behaglichem Ergötzen zu zukehren. Mit dem Dichter selber wollen wir rufen:

O Harfe, die du zwischen Schilden wohnst,
die hoch in Ossians weiter Halle hängen,
herab von deinem Platze komm zu mir
und laß mich hören deinen holden Klang.
O Sohn Alpins, berühre du die Saiten;
erwecken mußt du ja des Barden Seele.
Des Liedes Kunde hat des Lora Murmeln
hinweggeweht; ich steh in dunklen Wolken
der Jahre, die mir sparsam nur erlauben,
auf die Vergangenheit zurück zu blicken;
und kommen mir Erscheinungen auch vor,
so sind sie immer dunkel nur und schwach.
Ich höre dich, o süße Harfe Selma's!
Es kehrt mein Geist zurück gleich einem Lüftchen,
das von der Sonne wird ins Thal zurück
geführt, wo träger Nebel finster wogt!

In solchem Geiste mögen denn auch von meinen verehrten Zuhörern die drei Gedichte an die Sonne, den Mond und den Abendstern, die ich zum Schlusse zu geben verspro-

chen habe, hingenommen werden; ich gebe sie nach der trefflichen Uebersetzung Herders:

An die Morgensonne.

O du, die du droben rollst, rund, wie meiner Väter Schild,
woher sind deine Strahlen, o Sonne,
dein immerdauernd Licht?
Du trittst hervor in erhabener Schöne;
da bergen die Stern am Himmel sich,
der Mond kalt und blaß, sinkt in die westliche Woge.
Du aber schreitest allein daher;
wer kann Gefährte sein von deinem Lauf?

Die Eichen der Berge fallen;
die Berge selber schwinden mit den Jahren;
es schrumpft das Meer zusammen und wächset wieder;
auch selbst der Mond verliert am Himmel sich:
nur du bist immer dieselbe, dich erfreuend
im Glanze deines Laufs.

Wenn die Welt in Stürmen dunkel liegt;
wenn Donner rollt und es fliegt der Blitz:
dann blickst du aus Wolken, du in deiner Schönheit nieder
und lachst dem Sturm.

Doch ach, auf Ossian blickst du umsonst;
er sieht nicht deine Strahlen mehr,
ob jetzt dein gelbes Haar auf Ostes Wolken fließe,
oder ob du zitterst an des Westes Thor?

Vielleicht bist auch du, gleich wie ich
für eine Zeit,
und deine Jahre werden ein Ende haben.
Dann wirst auch du in deinen Wolken schlafen,
sorglos der Stimme des Morgens, die dich weckt.

Erfreu dich, Sonne, jetzt in deiner Jugend Kraft;
denn dunkel und unlieblich ist das Alter.
Es ist wie Mondes Silberlicht,
wenns durch gebrochne Wolken scheint

und Nebel auf den Hügeln liegt;
der Hauch des Nords ist auf der Ebne,
der Wandrer erschrickt in Mitten seines Wegs.

An den Mond.

Tochter des Himmels, schön bist du!
das Schweigen deines Angesichts ist freundlich,
du trittst hervor in Lieblichkeit.
Die Sterne warten deines blauen Tritts im Osten.
Die Wolken freun sich, wenn du kommst, o Mond,
und ihre dunklen Säume stehn vergoldet.

Wer ist dir gleich am Himmel,
Tochter der Nacht?
Die Sterne sind beschämt, wenn du erscheinest,
sie wenden schnell ihr funkelnd Auge weg.

Und wohin birgst du dich von deinem Lauf,
wenn Dunkelheit dein Antlitz deckt?
Hast du auch deine Hall' wie Ossian?
und wohnst daselbst in Grames-Schatten?
weil deine Schwestern wohl vom Himmel fielen,
die sich mit dir erfreuten einst zu Nacht
und sind nicht mehr.

Ja sie fielen, schönes Licht!
und darum gehest du so oft zu trauren.
Doch du, du selbst wirst auch einmal
zu Nacht ausbleiben
und lassen deinen blauen Pfad
am Himmel leer.

Dann werden sie ihr dunkles Haupt erheben,
die Sterne, die du nun beschämst;
sie werden dann frohlocken.

Noch bist du schön mit deinem Glanz geschmückt,
blick her aus deinem Himmelsthor.
Zerbrich die Wolke, Wind, daß sie vor sich schaue
das Kind der Nacht:

daß Büsch und Berge wieder glänzen,
und seine blauen Wogen roll' im Lichte
der Ozean.

An den Abendstern.

Stern der niedersteigenden Nacht,
schön ist dein Licht im West!
du hebst dein ungeschornes Haupt
aus deiner Wolk' empor
und stattlich ist dein Tritt auf deinem Hügel.

Wornach blickst du die Ebn' hinan?
die stürm'gen Winde haben sich gelegt,
des Stromes Murmeln kommt von weitem her;
brüllende Wogen klimmen den fernen Felsen hinan;
des Abends Mücken sind auf ihren schwachen Flügeln,
und auf dem Felde ist das Sumsen ihres Laufs.

Wornach blickst du, schönes Licht?
Doch du lächelst und gehest davon.
Die Wellen umringen mit Freude dich
und baden dein lieblich Haar.
Leb' wohl, du stiller Strahl!



Ueber Shakespeare's Sturm.

Von

Dr. H. Wölffel.

Diejenige von Shakespeare's dramatischen Dichtungen, über welche der gegenwärtige Vortrag sich verbreiten soll, hat unter den Landsleuten des Dichters selbst ebenso entschiedene Bewunderung als Verhöhnung gefunden. Während einige der berühmtesten Kenner und Kunstrichter den Sturm für das Höchste erklärten, was Shakespeare neben dem Sommernachtstraum geleistet habe, ja die Begeisterung für diese beiden Stücke sogar eine Nachahmung derselben erweckte, spricht dagegen der beißende Kritiker Ben Jonson seine Meinung unumwunden dahin aus, solche Stücke, wie der Sturm, seien nur Possen, welche die Natur schaudern machen. Und freilich erklärt sich die Möglichkeit einer so entgegengesetzten Beurtheilung aus der Verwunderlichkeit und Räthselhaftigkeit, in welche der Dichter die Idee des Ganzen verkleidet hat.

Gleichwohl möchte ich meinerseits glauben, daß man sich unbedingt und getrost auf die Seite der Bewunderer stellen könne und müsse, wie man auch über den Werth oder Unwerth des Inhalts urtheilen mag. Denn geniale Erfindung,

künstlerisch gediegene und glänzende Durchführung sinnvoller Scenen, so wie die wohlthuendste Harmonie des Ganzen machen sich jedem sogleich fühlbar genug, um vor einer Mißachtung zu warnen, die vielleicht nur im eigenen Mißverstand ihren Grund haben würde. Wird man doch auch Minderes als das Vollendetste schon deßhalb nicht erwarten dürfen, weil das Stück zu den letzten dramatischen Schöpfungen Shakespeare's gehört, also zu einer Zeit verfaßt ist, wo der Dichter längst die Meisterwürde seiner Kunst errungen hatte, und doch zugleich noch weit entfernt war, unter dem lähmenden Einfluß alternder Jahre seinen Genius ermatten zu sehen. Denn Shakespeare war erst 46 Jahre alt, als er 1612 von der Bühne Abschied nahm, und nach Gervinus ist der Sturm, wahrscheinlich neben und zugleich mit dem Wintermährchen, im Winter von 1610—11 entstanden, so daß wir dieses Drama füglich als ein letztes Vermächtniß der blühendsten Phantasie, des durchdringendsten Denkens und der gereiftetsten Erfahrung ansehen dürfen.

Es ergeht uns damit aber allerdings ganz ähnlich, wie mit dem Sommernachtstraum; wir finden beim ersten Begegnen nichts als ein Mährchen voll anziehender, zum Theil sehr verwunderlicher Scenen und Figuren, und trotz aller Freude am Einzelnen sind wir zuletzt doch nicht vollkommen befriedigt, weil sich hinter dem Einzelnen ein dunkler Hintergrund ausbreitet, der sich unserm Blicke nicht sogleich öffnen will, um uns die Einschau in die Bedeutung des Ganzen zu gewähren. Der gegenwärtige Vortrag will versuchen, dieses Dunkel etwas zu erhellen. Lassen Sie mich sofort zur Sache übergehen und Ihnen vor Allem den Inhalt und die Anlage des Stücks vorüberführen.

Alonso, der König von Neapel ist auf der Heimreise von Tunis begriffen, wohin er eben seine schöne Tochter Claribella verheirathet hat. Da überfällt die Flotte ein plötzliches Ungewitter; das Schiff wird durch den Sturm gegen eine Insel geworfen und schwebt in der äußersten Gefahr zu scheitern. Hiemit eröffnet sich die Scene, von welcher der Titel für das ganze Stück entlehnt ist, obgleich sie zunächst nur eine äußere, ganz zufällige Vorbedingung für die Entwicklung des eigentlichen Inhalts repräsentirt. Der Dichter benützt jedoch sogleich diese erste Gelegenheit, um uns mit einigen markanten Zügen über den Charakter mehrerer Hauptfiguren zu verständigen. Der König ist voll Angst; Gonzalo, ein gutmüthiger Alter voll heiterer Laune, vertraut auf das gute Geschick; Antonio und Sebastian benehmen sich ziemlich ruchlos und sind wüthend darüber, von Säufern so um ihr Leben geprellt zu werden, für das sie wer weiß noch welche Pläne und Hoffnungen in Rechnung genommen hatten. Es würde uns nicht Wunder nehmen, wenn diese beiden als Verbrecher uns wieder begegnen sollten, falls sie etwa gerettet würden.

Wirklich belehrt uns sofort die nächste Scene, daß die Gefahr nur eine scheinbare war. Prospero tritt auf, noch gehüllt in seinen Zaubermantel, in welchem er eben den Sturm heraufbeschworen. Seine wunderholde Tochter Miranda ist bei ihm. Sie hat den Jammer des Schiffbruchs mit angesehen, den Schrei der Unglücklichen gehört und tief ergriffen von Mitleid wie sie ist, sucht der Vater sie durch die Versicherung zu beruhigen, daß kein Leid geschehen sei, und fügt zur Rechtfertigung des Gebrauches, den er von seiner Kunst gemacht, hinzu, daß er nichts gethan habe, als

nur aus Sorge für sie, die sein Theuerstes ist. Wir errathen bereits, worauf diese Sorge zielt; der Vater will sein aufblühendes Kind aus dieser armen Einsiedelei in die Menschenwelt zurück und glücklichen Verhältnissen entgegen führen. Noch aber läßt Prospero von seinem Plane nichts verlauten; muß er doch erst die Tochter dafür vorbereiten, indem er ihr nun endlich ein Geheimniß offenbart, das er bisher immer verschwiegen. Den Zaubermantel ablegend heißt er seine Tochter sich setzen und ihm aufmerksam zuhören, und beginnt nun seine Erzählung, die für uns die Exposition der Fabel bildet. Prospero, der edle Herzog von Mailand, der hervorragendste unter den Fürsten, hatte, verzückt in geheimes Forschen, das Regiment des Staates seinem Bruder Antonio anvertraut. Dieser aber mißbrauchte das Vertrauen zum Verrath, verband sich mit Alonso, dem König von Neapel, einem alten Feinde Prospero's, und stürzte seinen Bruder nicht nur vom Thron, sondern setzte ihn auch nebst der dreijährigen Miranda zur See aus, die barmherziger war als die Verräther und die Vertriebenen an dieses Eiland brachte, das sie nun schon zwölf Jahre bewohnen. Gonzalo war es, der sie mit Speise, Trank und Kleidung versehen und dem Prospero die Zauberbücher mitgegeben hatte.

Dieser Erzählung, während welcher wir uns die Schiffbrüchigen mit ihrer Rettung beschäftigt denken müssen, und die deßhalb absichtlich von dem Dichter etwas lange ausgesponnen ist, hatte Miranda nur mit halber Theilnahme gehorcht; so daß der Vater sie mehrmals zur Aufmerksamkeit glaubte mahnen zu müssen. Ihr Gemüth war zu sehr von Mitleid ergriffen, zu sehr von träumerischer Ahnung bewegt,

was das wohl für herrliche Geschöpfe sein möchten, die sie vor ihren Augen hatte in's Meer versinken sehen. Daher ist denn, nachdem der Vater geendet und sich erhoben hatte, um den Zaubermantel wieder umzuthun und das eingeleitete Werk weiter zu verfolgen, auch gleich ihre erste Frage: und nun, ich bitt Euch! warum erregtet Ihr den Sturm? — Wie zart läßt der Dichter in dieser stillen Gewalt eines übermäßigen Mitleids das seiner selbst noch unbewußte Sehnen des jungfräulichen Herzens durchschimmern, und wie fein motivirt er dadurch das nachherige plötzliche Auflohen der Liebesflamme bei dem erstmaligen Begegnen mit dem Königssohne! Mirandas Frage indeß wird von Prospero nur ausweichend beantwortet und sie selbst hört kaum noch seine Erklärung. Müdigkeit und Schlaf überfällt sie, nicht minder durch die Wohlthat der Natur, welche die aufgeregten Wogen bekümmerten Mitleids zu beruhigen strebt, als nach dem zaubermächtigen Willen des Vaters, wie des Dichters, der sie bei der nun folgenden Auseinandersetzung nicht brauchen kann.

Denn wenn auch die Exposition der Fabel vollendet ist, die des ganzen Stückes ist es noch nicht; denn noch haben wir keine vorbereitende Aufklärung über das wunder- und zauberhafte Element, das doch so vorwiegenden Einfluß zu üben und dem Ganzen sein eigenthümliches Gepräge zu geben bestimmt ist. Wir sollen jetzt hierüber verständigt werden. Prospero, der Zauberer, beruft seinen Diener Ariel, über dessen Natur vorerst nur theilweiser Aufschluß gegeben, während seine Stellung zu Prospero vollständig erklärt wird. Wir erfahren, daß Ariel es ist, der den Sturm vollbracht hat und, indem er alle ans Land brachte, den Königssohn von den übrigen trennte, das Schiff aber mit den in Schlaf

versenkten Seeleuten wohlbehalten in eine etwas entferntere Bucht legte. Prospero bezeigt sich zufrieden mit seiner Dienstleistung; kündigt ihm aber zugleich an, daß es noch mehr Arbeit gebe, und da Ariel hierüber etwas mürrisch wird und an das Versprechen seiner Freiheit mahnt, so wird er von seinem Herrn strenge gescholten, der ihm dagegen die Wohlthat vorhält, die er ihm erwiesen. Ariel war nämlich von der verruchten Hexe Sycorax, die aus Algier vertrieben an dieser Insel landete, weil er sich ihrem Dienste nicht bequemen wollte, in einer Fichte Spalt verschlossen worden. Ein Dutzend Jahre hielt diese Kluft ihn peinlich eingeklemmt; die Hexe starb in dieser Zeit und ließ ihn da, wo er Gestöhn ausstieß, so unablässig, wie Mühlenräder klappern. Aus dieser Marter für Verdammte konnte ihn Sycorax selbst nicht wieder lösen, und da (bis auf ein scheckig Wechselbalg, den Sohn, den die Unholdin hier warf) menschliche Gestalt dies Eiland damals nicht zierte, so hätte Ariel ewig in dieser Qual bleiben müssen, wenn nicht Prosperos Kunst, als er ankam, ihn daraus befreit hätte. So benützt der Dichter den nämlichen Anlaß, um uns mit Einemmale über Ariels Rettung wie über die Eigenthümlichkeit des Ortes in's Klare zu setzen, und zugleich auf seinen zweiten Diener Caliban, eben jenen Sohn der Hexe, vorzubereiten, der nun sogleich in seiner Mißgestalt auftreten soll. Die Erinnerung hat übrigens auf Ariel so entschieden gewirkt, daß er kein Wort des Widerspruches weiter wagt, und voll Dank und Anerkennung um Verzeihung bittet mit dem Versprechen: Ich will mich ja Befehlen fügen, Herr, und ferner zierlich spuken. Wogegen ihm denn nun Prospero die Freiheit, wornach ihn so sehr verlangt, in zwei Tagen schon

zu geben verspricht. Für jetzt aber heißt er ihn, die Gestalt einer Nymphe annehmen und darin zurückkommen, mit dem auffallenden Zusatz, daß er für jedes andre Auge, als das seines Herrn und sein eignes, unsichtbar sein soll. Wozu denn ausdrücklich diese Form, wenn sie doch nicht gesehen werden soll? Mittlerweile erweckt er dann Miranda vom Schlaf und fordert sie auf, mit ihm zu dem unfreundlichen Sclaven Caliban zu gehen; letzteres wohl nur deßhalb, damit die liebliche Tochter Gelegenheit erhalte, ihren Abscheu, wie sie thut, gegen den Bösewicht auszusprechen, er selbst aber in Erwiederung darauf dessen Duldung in seiner Nähe mit den Worten rechtfertigen könne:

Doch wie's nun steht,
Ist er uns nöthig; denn er macht uns Feuer,
Holt unser Holz, verrichtet mancherlei,
Das Nutzen schafft.

Wenn nun schon hiedurch hinreichend angedeutet wird, wie ganz verschieden von der Stellung Ariels das Verhältniß dieses zweiten Dieners zu Prospero ist, da er nur als ein unvermeidliches Uebel erscheint, mit Zwang zu gewissen Diensten nutzbar gemacht, so giebt sich doch sogleich noch weiter zu erkennen, wie sehr dem Dichter an der ausdrücklichsten Hervorhebung des Gegensatzes zwischen Ariel und Caliban gelegen war. Es ist gewiß nicht ohne Absicht, daß gerade jetzt, während Prospero dem Sclaven Caliban zuruft, herauszukommen, auch Ariel in seiner Verwandlung noch einmal auf der Bühne erscheinen muß, um die Befehle seines Herrn insgeheim zu hören. Welchen Eindruck muß es auf den Zuschauer machen, wenn in dem Augenblick, wo Ariel so schmuck in zarter Nymphengestalt ein schönes Luft-

Bild den Blicken entschwebt, — wenn da plötzlich jene Mißgestalt von einem Erdklos, jenes ungeheuerliche Mondkalb, halb Fisch, halb Mensch, mit Flossfedern statt der Arme, in seiner plumpen häßlichen Schildkrötenweise, unter Flüchen und Verwünschungen gegen Prospero und Miranda aus seiner dunklen Felshöhle hervorkriecht. Auch der Dialog, der sich zwischen Prospero und Caliban entspinnt, ist nur dazu angethan, in Uebereinstimmung mit seinem Aeußern die innere Häßlichkeit und Bosheit dieses Geschöpfes an's Licht treten zu lassen. Nicht blos als widerspenstigen, boshaften Diener lernen wir Caliban kennen, sondern auch als eingefleischten Gegner und Feind Prospero's, von dem er behauptet des Landes beraubt zu sein, das eigentlich von seiner Mutter Sycorax das seine sei. Mit innerem Gift und Grimm und einer Fluth von Verwünschungen gedenkt er seiner Lage, daß er nun Unterthan sein müsse, während er zuerst sein eigner König gewesen sei. Dieser Unflath — ein König, mit dem Anspruch auf Prospero's Macht und Recht! Prospero hatte, da er ankam, sich des brutalen Dinges angenommen, hatte den Wilden menschliche Sprache gelehrt, ihn mit Worten versehen, seine Meinung kund zu thun, ihn — Koth, wie er ist, — menschlich verpflegt und in die eigne Zelle aufgenommen, bis er versucht zu schänden die Ehre seines Kindes. Da erst ward er in den Fels gesperrt, er, der wohl mehr verdient, als ein Gefängniß. Aber für alle Wohlthat hat Prospero nur Grimm und Fluch von dem schnöden Sclaven zum Lohn:

Ihr lehrtet Sprache mir (sagt er) und mein Gewinn
Ist, daß ich weiß zu fluchen. Hol die Pest euch
Für's Lehren eurer Sprache.

Nach langem Geifern schneidet ihm Prospero endlich das giftige Wort ab, indem er ihm zuherrscht:

Fort, Hexenbrut!
Schaff Holz her, und sei hurtig, rath ich dir,
Um Andres noch zu leisten. Zuckst du, Unhold?
Wenn Du's versäumest! oder ungern thust,
Was ich befehle, foltr' ich dich mit Gichtern,
Füll dein Gebein mit Schmerzen, mach dich brüllen,
Daß Bestien zittern vor dem Lärm.

Und Caliban — gehorcht aus Furcht vor den Drohungen und weil er muß; denn, sagt er, seine Kunst bezwänge

Wohl meiner Mutter Gott, den Setebos,
Und macht' ihn zum Vasallen.

Welch wunderliches Bild von einem Diener! Welcher Gegensatz der Abscheulichkeit und Lieblichkeit zwischen Caliban und Ariel! Und doch sind beide die Diener Eines Herrn! Und doch ist der Unhold — wie die Sachen stehn — dem Meister so unentbehrlich, wie sein Liebling! —

Nun erst sind wir ganz verständigt über alle Hauptfiguren des Stücks, über Oertlichkeit und Lage der Dinge; von jetzt an kann die Handlung beginnen. Es lag uns nahe, Prosperos Plan zu errathen; und in der That war Ariel inzwischen im Interesse seines Herrn geschäftig, und schon kommt der flinke Geist daher, unsichtbar, aber singend und spielend, und der Königssohn Ferdinand folgt der süßen Melodie, die ihn vielmehr nachzieht. Als dieser sich der Zelle nähert, macht Prospero selbst die Tochter auf seine Erscheinung aufmerksam und Miranda ist sofort über die herrliche edle Gestalt so entzückt, daß sie nur bedauert, es möchte ein Geist sein. Ferdinand seinerseits, so wie er sie erblickt, hat nur die Sorge, sie möchte eine Göttin sein.

Die Verständigung indeß wird so rasch gefunden, daß Prospero, obgleich es ganz nach seinem Herzenswunsche geht, den schnellen Handel erschweren zu müssen glaubt. Er behandelt also Ferdinand plötzlich als Spion und Verräther und führt ihn, die fürbittende Miranda unsanft zurückweisend, wie zum Kerker hinweg.

Die Scene bietet ein liebliches Bild; der plötzliche Entschluß Prospero's aber ist ein glücklicher Einfall zur rechten Zeit, eine wahrhaft rettende That für den Dichter. Denn was bliebe noch übrig, wenn der Vater sogleich seine Einwilligung gäbe? Das Ziel wäre erreicht, das Stück zu Ende. Doch wir vergessen — was Ferdinand freilich nicht wissen konnte, aber Prospero weiß — auch der König ist ja gerettet, und auch seine Einwilligung ist erst zu erlangen. Indeß wird das wohl keine ernstliche Schwierigkeit haben; denn wer jetzt dem gramerfüllten Alonso, der, während dieß hier vorgeht, in einer andern Gegend der Insel stumm und still vor sich hinbrütend den verloren geglaubten Sohn betrauert, wer ihm jetzt eben diesen Sohn wohlbehalten zuführte, der könnte wohl sicher auf jede Zusage rechnen. Freilich Eines ist noch zu bedenken, und hieran knüpft sich in der That die Nothwendigkeit einer weiteren Entwicklung der Fabel: Alonso ist Prospero's Feind und Beleidiger, und Wohlthaten für Unrecht vergolten sind wie feurige Kohlen auf dem Haupte und verstocken gar leicht das trotzige Herz, daß es, um der Beschämung zu entgehen, zum Heuchelschilde des Stolzes greift und die Hand der Versöhnung zurückweist. Darauf also wird es ankommen, Alonso's Herz erst so zu gewinnen, daß es das eigne Unrecht gegen Prospero erkennt und bereit ist, Buße dafür zu

geben; dieß allein kann, so viel sehen wir nun schon im Voraus, den Mittelpunkt der weiteren Handlung bilden.

Auch hat Prospero für diesen Zweck die Sache gut angelegt; durch die Trennung Ferdinands von seinem Vater hat er nicht nur die Möglichkeit sich gewahrt, vor allen weiteren Schritten die Herzen des liebenden Paares zu prüfen, sondern auch Alonso selbst auf die Meinung gebracht, daß sein Sohn bei dem Schiffbruch umgekommen sei. Durch diesen Verlust aber wird das stolze Herz des Königs tief gebeugt und so von Kummer erfüllt, daß kein Trost dagegen verfangen will. Dieß zeigt uns gleich die erste Scene des zweiten Acts. Umsonst versucht der ehrliche Gonzalo Vernunftgründe und Zerstreuung aller Art; erst als er den König immer wieder recht geflissentlich an die Vermählung seiner Tochter erinnert, erwacht dieser einen Augenblick aus seiner Lethargie, indem er ausruft:

Ihr stopft mir diese Wort' in's Ohr, ganz wider
Die Neigung meines Sinns. Hätt' ich doch nie
Die Tochter dort vermählt! Denn auf der Heimkehr
Verlor ich meinen Sohn; in meinen Augen
Auch sie, die so entfernt ist, daß ich nie
Sie werde wieder sehn.

Schon also mischt sich in den Gram reuemüthige Unzufriedenheit mit dem eigenen Thun, während er der von einem der Hofleute angeregten Hoffnung, daß sein Sohn wohl am Leben sein könne, mit dem entschiedenen Nein der Verzweiflung entgegnet. Um diese reuige Stimmung noch mehr zu erhöhen, läßt der Dichter sogar dem König von seinem eigenen Bruder bittere und giftige Vorwürfe darüber machen, daß er seine Tochter wider ihre Neigung zu dieser Heirath gezwungen und überdieß an dem Verluste

seines Sohnes, wie an Aller Unglück selbst Schuld geworden sei. Aber unmuthig erwiedert darauf Alonso: „sei sein die Schuld, so auch das Schwerste des Verlustes" und man sieht, sein Trotz ist noch nicht gebrochen; er versinkt nur wieder in trübsinniges Brüten und Grübeln. Umsonst versucht nun Gonzalo den Sinn des Königs dadurch zu erheitern, daß er ihm ein humoristisch-ironisches Bild von dem glückseligen Regimente entwirft, das er einrichten wollte, wenn er die Pflanzung dieser Insel hätte. Umsonst ist auch die darin liegende fein versteckte Mahnung für Alonso, daß der einzelne Mensch die Wege und Fügungen und Einrichtungen der Vorsehung nicht thörlich meistern soll; der treue Rath erhält zum Lohn seiner Bemühung nur die Antwort:

Ich bitt' dich, schweig! du sprichst von Nichts zu mir.

Nachdem lange genug hin und her geredet worden, kommt endlich Ariel und schläfert sie alle mit einer feierlichen Musik ein; — alle, bis auf die beiden verhärteten Sünder Antonio und Sebastian, die wir schon kennen. Sie hören nichts von dieser Musik und halten die plötzliche Schläfrigkeit der Uebrigen für eine Wirkung des Himmelsstriches, wiewohl sie sich nicht erklären können, warum dann nicht auch sie diese Wirkung erfahren. Wir sehen die beiden nun den verruchten Entschluß fassen — und das ist der zweite Theil dieser Scene — den König nebst Gonzalo während des Schlafes zu ermorden. Das hat den Schein, als sollte die Handlung des Stücks verwickelter werden. Aber ist es dem Dichter Ernst damit? Sicherlich nicht! Wie wollten denn die beiden Bösewichter heimkehren, um der Eine König von Neapel, der Andre freier, der Lehnspflicht enthobener Herzog von Mailand zu werden? Sie wissen

ja nicht, daß das Schiff gerettet ist! Und dann, wird wohl der zauber- und zukunftkundige Prospero zugeben, daß durch solche Unthat sein Plan vereitelt werde? Wir werden's nicht glauben. In der That erscheint Ariel in dem Augenblick von neuem, und zwar auf Geheiß seines Herrn, als die Bösewichter schon den Mordstahl erheben, und singt — unbemerkt von ihnen, obgleich er singt, — dem Gonzalo die Warnung ins Ohr, daß er mit einem Schreckensrufe alle vom Schlafe erweckt. Die überraschten Missethäter entschuldigen die entblößten Degen in der Hast und Verlegenheit des bösen Gewissens — der Eine, indem er sagt, sie hätten ein hohles Brüllen gehört, wie von Bullen oder Löwen; — der Andre, indem er bekräftigt:

O ein Getös, um Ungeheu'r zu schrecken,
Erdbeben zu erregen! Das Gebrüll
Von ganzen Heerden Löwen.

Man beruhigt sich dabei, und Alle gehen ab, um den Königssohn auf der Insel zu suchen.

Die nächste Scene, weit entfernt, die Handlung zu fördern, bringt uns eine komische Diversion, indem sie uns Caliban in einer, seiner Natur angemessenen Situation und Gesellschaft zeigt. Der Sclave kommt mit einer Tracht Holz und unter Flüchen und Verwünschungen gegen Prospero — seiner gewöhnlichen Herzensergießung, wie es scheint. Mitten in seinen Gedanken an die zwickenden, äffenden, beißenden, stechenden, zischenden Geister Prospero's gewahrt er in der Ferne den Trinculo, den Spaßmacher des Königs, der für sich besonders gelandet war. Er hält ihn für einen dieser Plagegeister und wirft sich platt zur Erde, um vielleicht nicht bemerkt zu werden. Trinculo kommt näher, ein Ob-

dach suchend; denn er ist ein Hasenfuß und fürchtet sich vor dem Donner des eben aufziehenden Ungewitters. Als er Caliban bemerkt, hält er ihn Anfangs für einen Fisch, und zwar von recht ranzigem und fischichtem Geruch, so 'ne Art Laberdan. Da er aber sieht, daß er Beine hat, wie ein Mensch, läßt er seine Meinung fahren und hält ihn nun für einen von der Insel, den der Donnerkeil eben erschlagen; und weil es eben jetzt wieder donnert, bequemt er sich unter den Mantel desselben zu kriechen, um einem gleichen Schicksale zu entgehen. Nun kommt Stephano, der betrunkne Kellner des Königs, der sich auf einem Fasse Sect gerettet, die volle Flasche in der Hand und eine lausige Melodie nach der andern singend, während er dazwischen immer wieder zu seinem Troste seine Zuflucht nimmt. Sein Fluchen und eisenfresserisches Wesen flößt Caliban solchen Respekt ein, daß er aufschreit: „Plage mich nicht! O!“ — Jetzt erst bemerkt Stephano das vierbeinige Ungeheuer. „Was heißt das? — ruft er aus — giebts hier Teufel? habt ihr uns zum Besten mit Wilden und Indianischen Männern? ha! dazu bin ich nicht nahe am Ersaufen gewesen, um mich jetzt vor deinen vier Beinen zu fürchten; denn es heißt von ihm: so'n wackrer Kerl, als jemals auf vier Beinen gegangen ist, kann ihn nicht zum Weichen bringen; und es soll auch ferner so heißen, so lange Stephano einen lebendigen Odem in seiner Nase hat.“ — Das Ende ist, daß, während Stephano und Trinculo sich verständigen, Caliban immer muthiger und zutraulicher wird, da ihm der Kellner aus seiner Flasche zu trinken giebt, um ihm das Fieber zu vertreiben, bis er wegen des Himmelstrankes den Stephano für einen Gott hält, sich ihm zu Füßen wirft, ihn bittet, sein Gott zu sein

und unter mancherlei Versprechungen wunderlicher Vortheile, die er seinem neuen Herrn verschaffen wolle, sich zu seinem Knechte schwört. So sagt sich denn das einfältige, betrübte, leichtgläubige, hinterlistige, betrunkene, mopsköpfige, lausige, arme, abscheuliche, lächerliche Ungeheuer — lauter Titel, die ihm der Wortheld Trinculo giebt — von Prospero los und geht unter dem heulenden Rufe: „Freiheit, heisa! heisa, Freiheit!" den beiden andern voran, um ihnen den Weg zu zeigen. —

Der dritte Act nun soll uns die reuevolle Sinnesänderung des Königs gegen Prospero und damit den Mittelpunkt im Fortschritte der Handlung bringen. Allein dieses Motiv giebt begreiflicherweise nur zu einer einzigen Scene Stoff und Anlaß, und darum läßt der Dichter erst zwei andere vorhergehen, die aber freilich ganz außerhalb der Entwicklung liegen und um keinen Schritt dem Ziele näher führen.

Die erste Scene stellt uns, wie Prospero sagt, „ein schön Begegnen zwei erwählter Herzen" vor Augen. Ferdinand tritt auf, ein Scheit Holz tragend; schleppen muß er und schichten ein paar tausend dieser Klötze, bei schwerer Strafe; — es ist die Arbeit, die ihm Prospero zur Prüfung seiner Liebe auferlegt. Verhaßt und beschwerlich, wie ihm dies niedere Tagwerk ist, thut er es doch mit Freuden; denn seine süße Herrin weint, wenn sie's sieht, und sagt, so knechtscher Dienst fand nimmer solchen Thäter. Und nun kommt Miranda hinzu, und bittet ihn sich auszuruhen, und will derweil für ihn die Klötze tragen. Und darüber entspinnt sich ein Zwiegespräch der Liebe voll Holdseligkeit und Einfalt, voll „wahrhaft paradiesischer Unschuld." Alle Zart-

heit und Innigkeit, alle stille Seligkeit und ungeschminkte Poesie einer ersten reinen Jugendliebe ist über die Scene gebreitet. Als Gatte und Gattin einander auf immer anzugehören ist beider Wunsch und schließliches Gelöbniß, mit einem einfachen Händedruck besiegelt.

Prospero, der die beiden Liebenden aus der Ferne beobachtet hat, geht nun, da sie scheiden, zu seinem Buch, „denn vor der Abendmahlzeit — sagt er — hab ich noch manches Nöth'ge zu verrichten.“ Er wird also nicht sogleich handeln, und ohne sein Eingreifen rückt nun einmal die Entwicklung nicht vorwärts. Daher führt uns denn die nächste Scene in eine andere Gegend der Insel, wo Stephano, Trinculo und Caliban mit Trinken beschäftigt sind. Alle drei sind jedoch bereits betrunken und die Gesellschaft scheint nicht mehr ganz einig zu sein. Caliban hat einen Haß auf Trinculo geworfen, welchen er beschuldigt, daß er nicht herzhaft sei. „Du lügst, unwissendes Ungeheuer,“ erwiedert ihm Trinculo. „Ich bin im Stand, einem Constabel die Spitze zu bieten. Ei, du liederlicher Fisch du, war jemals einer eine Memme, der so viel Sect getrunken hat, wie ich heute? Willst du eine ungeheure Lüge sagen, da du nur halb ein Fisch und halb ein Ungeheuer bist?“ Erst eine arge Bedrohung von Seiten Stephano's bringt Trinculo zu Schweigen. Darauf nun trägt Caliban sein früheres Gesuch in aller Unterthänigkeit nochmals seinem gnädigen Herrn vor. Es ist nichts mehr und nichts weniger, als den Prospero im Schlaf zu ermorden; und durch Hinweisung auf die schöne Tochter des Zauberers weiß er den Stephano so zu födern, daß dieser bei seiner Ehre bekräftigt, die That vollbringen zu wollen.

Es könnte scheinen, als hätten wir nun doch eine Durchkreuzung des Hauptplanes zu befahren, da es ja gerade auf Prospero und Miranda abgesehen ist; — allein es ist abermals nur Schein. Denn schon durch die Anwesenheit Ariels, der unsichtbar den ganzen Handel belauscht, wird das Unterfangen zur bloßen Spiegelfechterei, selbst wenn er nicht noch ausdrücklich versicherte, daß er es seinem Herrn melden wolle. Erst in der dritten Scene begegnen wir einer Fortbewegung der Handlung, und zwar ists eben das, was wir oben als den nothwendigen Mittelpunkt der Entwicklung erkannt haben. Es kommt jedoch die Sinnesänderung vielmehr auf übernatürlichem und unverkennbar symbolischem Wege, als durch gewöhnliche Mittel und Zwischenursachen zu Stande. — Müde vom erfolglosen Suchen nach seinem Sohne macht Alonso mit seinem Gefolge Halt, um auszuruhen. Sie sind wohl nicht blos müde, sondern auch hungrig vom Wandern. Plötzlich ertönt feierliche und seltsame Musik und Prospero erscheint in der Höhe, unsichtbar. Verschiedene seltsame Gestalten kommen und bringen eine besetzte Tafel. Sie tanzen mit freundlichen Geberden der Begrüßung um dieselbe herum, und indem sie den König und die übrigen einladen, zu essen, verschwinden sie. Unter den so geladenen Gästen natürlich Ueberraschung und Erstaunen, das sich je nach dem Character der Einzelnen kund giebt. Endlich, von Gonzalo ermuntert, wagt sich der König an die Tafel, seinen Bruder und den Herzog Antonio einladend, mit ihm zu essen. Aber in dem nämlichen Augenblick erscheint unter Donner und Blitz Ariel in Gestalt einer Harpye, schlägt mit seinen Flügeln auf die Tafel und plötzlich ist die Mahlzeit verschwunden. Statt der gehofften Erquickung wird nun den drei Sünden-

männern eine entsetzliche Straf- und Bußpredigt aus dem Munde Ariels. Es hilft ihnen nichts, daß sie ihre Degen ziehen, um sich zu wehren, denn Ariel ist unverwundbar, wie seine Mitgesandten, die Schuldigen aber sind zu schwach, um auch nur die Degen zu heben. So müßen sie sich denn ihren schändlichen Frevel gegen den guten Prospero und sein harmlos Kind vorhalten lassen und die strenge Drohung vernehmen: daß dem König ein schleichend Unheil, viel schlimmer als der Tod, der Einmal trifft, von jetzt an Schritt vor Schritt auf jedem Wege folgen soll, wenn sie sich nicht schirmen vor dem Grimme dieses Unheils durch das, was allein helfen kann, durch Herzensleid und reines Leben künftig. Mit dieser Drohung verschwindet Ariel unter Donnern; dann kommen die Gestalten bei einer sanften Musik wieder, tanzen aber nun mit allerlei Frazzen und Verhöhnungen und tragen die Tafel hinweg. Dieß Alles geschieht unter der Leitung Prospero's, der zufrieden mit der Leistung Ariels, wie auch seiner untern Diener, jenen belobt und unter den Worten verschwindet:

Mein hoher Zauber wirkt,
Und diese meine Feinde sind gebunden
In ihrem Wahnsinn; sie sind in meiner Macht.
Ich lass' in diesem Anfall sie, und gehe
Zum jungen Ferdinand, den todt sie glauben,
Und sein- und meinem Liebling.

Allerdings wirkt Prospero's Zauber auf die Schuldbewußten; jedoch in ganz verschiedener Weise. An Sebastian und Antonio gewahren wir nur die wahnsinnige Vermessenheit gottlosen Trotzes, die selbst mit allen Teufeln Mann gegen Mann kämpfen will. Alonso dagegen erkennt seine Schuld an und ist zerknirscht bis zur Verzweiflung:

O es ist gräßlich! gräßlich! (ruft er aus)
Mir schien, die Wellen riefen mir es zu,
Die Winde sangen mir es, und der Donner,
Die tiefe, grause Orgelpfeife, sprach
Den Namen Prospero, sie schrie mir meinen Frevel.
Drum liegt mein Sohn im Schlamm gebettet, und
Ich will ihn suchen, wo kein Senkblei forschte,
Und mit verschlämmt da liegen.

Gonzalo und die übrigen sind vom Zauber unberührt, und der alte Herr ermahnt die Gelenkeren, den Verzweifelnden zu folgen und sie an dem zu hindern, wozu etwa der Wahnsinn sie treiben könnte. —

Der Stoff der Fabel bietet nun eigentlich keine weitere Möglichkeit der Entwicklung dar, und der Dichter könnte füglich sofort mit Versöhnung, Wiederfinden und Segen schließen, wie es im fünften Acte geschieht. Aber die Stimmung reuevoller Verzweiflung, in die Alonso geworfen ist, bedarf wenigstens einiger Zeit, um sich auszuleben und in die entgegengesetzte eines versöhnungswilligen und getrösteten Bewußtseyns übergehen zu können.

Dieß ist der triftige Grund, warum erst noch ein vierter Act zwischenein tritt, der wenigstens keine nähere Beziehung zur Haupthandlung hat. Freilich besteht derselbe auch nur aus einer Scene, in der jedoch, wohl nicht ohne Absicht, zwei Gegenbilder einander in derselben Weise ablösen, wie oben die zarte Nymphengestalt Ariels durch das plötzliche Auftreten des Unholds Caliban ersetzt wurde. Zuerst nämlich erblicken wir das liebende Paar in eben so sittig unschuldiger als zärtlicher Gruppirung; Vater Prospero hat eben seine Einwilligung und seinen Segen zu ihrem Bunde gegeben, und veranstaltet ihnen zur Feier der Verlo-

bung ein Schauspiel, in das sich beide mit stillem träumerischem Anschaun versenken. Dieses Schauspiel ist eine reine Maske, aufgeführt von mythologischen Personen, und trägt unverkennbar allegorischen Charakter. Es erscheint nemlich unter einer sanften Musik Iris, die Götterbotin, und ruft die Spenderin irdischen Segens, Ceres, aus Auftrag der Himmelskönigin Juno herbei. Dann naht diese selbst auch, die Schirmerin des heiligen Ehebundes und beide Göttinnen sprechen ihren Segen über das Paar. Darauf senden sie Iris mit heimlicher Botschaft ab, und diese beruft nun einerseits die keuschen Nymphen Juno's, andrerseits die braunen Schnitter der Ceres, um im Festtagsschmucke den Erntetanz mit jenen aufzuführen. Als jedoch der anmuthige Tanz eine Weile gedauert, fährt Prospero plötzlich auf und spricht, worauf die Geister unter einem seltsamen, dumpfen und verworrenen Getöse langsam verschwinden. Er erinnert sich nemlich plötzlich an den schnöden Anschlag des Viehes Caliban und seiner Mitverschwornen, gegen den er sich rüsten müsse. Seine Aufregung gegen Ferdinand und Miranda entschuldigend heißt er sie in die Zelle gehen, beruft seinen Diener Ariel und läßt einen Trödelkram von glänzenden Kleidungsstücken aus dem Hause holen und an einer Schnur aufhängen, um das Diebsvolk anzukörnen. In diesem Augenblicke kommen auch schon — Prospero und Ariel bleiben unsichtbar zugegen — Caliban, Stephano und Trinculo, ganz durchnäßt von dem stinkenden Sumpfe, in den sie gerathen waren. Zuerst hadern die beiden Gesellen mit Caliban, daß er sie von seinem harmlosen Elfen, (dem unsichtbaren Vorzügler und Trommelschläger Ariel) so habe an- und irre führen lassen. Dann aber, von den Verheißungen Lockungen und Schmeicheleien Calibans be-

ruhigt und aufgestachelt zugleich, fängt Stephano schon an blutige Gedanken zu bekommen und will in die Zelle, um den Streich gegen Prospero zu führen — als Trinculo plötzlich die Garderobe bemerkt. Nun geht's an's Stehlen, da ist kein Halt, so sehr auch Caliban dagegen protestirt und sich ärgert, daß die Hauptsache versäumt werde, zugleich das Erwachen des nach seiner Meinung schlafenden Prospero fürchtend. Und nicht ohne Grund; denn plötzlich wird ein Getöse von Jägern gehört, es kommen mehr und mehr Geister in Gestalt von Hunden; Prospero und Ariel hetzen diese an: „Sasa, Waldmann, sasa! Tiger! da läufts, Tiger! Packan! Packan! Da, Sultan, da! Faß! Faß!" — und so werden die Diebsgesellen sammt dem Rädelsführer Caliban eine Weile umhergejagt und endlich hinausgetrieben. Prospero aber giebt überdieß dem Ariel noch den Befehl:

Geh, heiß die Kobold' ihr Gebein zermalmen
Mit starren Zuckungen, die Sehnen straff
Zusammenkrämpfen und sie fleck'ger zwicken
Als wilde Katz und Panther.

Somit erfahren denn die drei Mordgesellen in der ihrer niederen Art angemessenen Weise das nämliche Strafgericht, welches vorher über Alonso und seine Genossen ergangen ist, und es giebt sich nun deutlich genug zu erkennen, daß die Geschichte mit Caliban Schritt vor Schritt eine selbstständige Gegenspiegelung für den Hauptinhalt der Fabel bildet.

Von hier aus müssen wir uns nun die Frage nach dem Zweck und der Bedeutung jenes Mordanschlags zu beantworten suchen, der gleich am Anfang des zweiten Akts zwischen Antonio und Sebastian verabredet und noch einen

Augenblick vor dem Hereinbrechen des Gerichts von ihnen festgehalten wurde. Gervinus stellt die Verschwörung der Fürsten auf ganz parallele Linie mit der Verschwörung Calibans und seiner Genossen, indem er die letztere als die burleske Contrafactur der ersteren bezeichnet. Allein näher betrachtet scheint dieß weder richtig, noch erledigt es die Frage. Denn jene beiden verschwören sich gegen Alonso; Caliban und seine Spießgesellen aber gegen Prospero; und das Strafgericht tritt für beide Theile nur wegen der Verschuldung ein, die im Verhältniß zu Prospero auf ihnen lastet. Von dem Verbrechen gegen Alonso nimmt weder Ariel als Harpye einen Grund der Anklage und Strafe her, noch erwähnt es später Prospero selbst in anderer Absicht, als um die Verräther zu warnen. Nur das vor zwölf Jahren verübte Attentat auf Prospero's Herzogthum und Leben, in welchem das durchgehende Motiv der Haupthandlung gegeben ist, kann als wirklich entsprechende Parallele gegenüber dem Anschlag Calibans und seiner Spießgesellen betrachtet werden. Denn wie Caliban hier, ist dort Antonio der verhärtete Rädelsführer; Sebastian dort, wie Stephano hier der verführte Bösewicht; Alonso dagegen gleich Trinculo der mit ins Verbrechen gezogene Sünder. Freilich würde diese Parallele sich nicht so rein herstellen lassen ohne jene Verschwörung gegen Alonso; denn wir würden namentlich nicht beurtheilen können, wie schwer die sittliche Verschuldung wiegt, die Sebastian, der Bruder des Königs, bei seinem Antheil an der Vertreibung Prospero's auf sich gezogen, da in der Exposition der Dichter keine Gelegenheit gehabt hatte seiner zu erwähnen. Und eben dieß ist der erste Vortheil jener Episode, daß sie uns diese

Ergänzung bringt. Aber sicher ist's das nicht allein; ohne Zweifel hat der Dichter dabei auch den Zweck im Auge gehabt, jener alten und fast verjährten Schuld, die doch dem Ganzen zur Unterlage dient, einen lebhaften Widerschein in der unmittelbaren Gegenwart zu geben und sie dadurch in ihrem vollen Gewicht vor Augen zu stellen. Ja wir können sogar nur aus diesem neuen Frevel des verhärteten Antonio entnehmen, warum Prospero, da er doch einmal erlittenes Unrecht mit Wohlthat vergelten will, nicht den leisesten Gedanken an eine Aussöhnung mit seinem Bruder gewahren läßt. Dies alles zusammengenommen wird hinreichen, um jener episodischen Verschwörung ihren Platz zu sichern, obgleich sie, wie wir gesehen, in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit der Haupthandlung steht und bei der Bestrafung der Uebelthäter ganz außer Anschlag bleibt. — Uebrigens ist der Inhalt des vierten Acts, wenn er auch keinen wesentlichen Fortschritt bringt, für den Zusammenhang doch dadurch gerechtfertigt, daß einerseits Prospero jetzt erst seine Einwilligung zur Verlobung geben kann, nachdem er bemerkt hat, daß sein Zauber in Alonso's Herzen die tiefste Reue wirkt, andrerseits der Anschlag Calibans erst vereitelt sein muß, ehe das ganze Werk mit der schließlichen Versöhnung sich krönen kann.

Diesen Abschluß bringt nun der fünfte Act.

Jetzt naht sich der Vollendung mein Entwurf, (sagt Prospero)
Mein Zauber reißt nicht, meine Geister folgen;
Die Zeit geht aufrecht unter ihrer Last.
Was ist's am Tag?

Und Ariel antwortet:

Die sechste Stunde, Herr,

Um welche Zeit ihr sagtet, daß das Werk
Ein Ende nehmen solle.

Also in den Verlauf von vier Stunden von Nachmittags zwei Uhr bis sechs Uhr ist der ganze Inhalt und alle Handlung des Stücks zusammengedrängt! Dieß sieht fast wie eine Ironie auf die strenge Forderung der Einheit aus, und man wird kaum umhin können, dem beizupflichten, was Gervinus als eine Bemerkung Steevens wieder hervorhebt, daß es Shakespeare mit diesem Stück darauf abgesehen habe, seinen Tadlern einmal zu zeigen, daß auch dieses Kunststück der Einheiten von Zeit und Ort keine Hexerei für ihn wäre, wenn es ihm darauf ankäme. Ja vielleicht wollte er ihnen sogar die Lektion geben, daß eine strenge Beobachtung jener Regel eben überall nicht möglich und natürlich sei als — im Zauberdrama, da in der wirklichen Welt die Anfangs- und Endpunkte der Begebenheiten nie so nahe und einheitlich beisammen liegen. Ein Prospero freilich kann bestimmen, wann sein Werk sich schließen soll. So giebt er denn jetzt seinem Ariel den Auftrag, den König und sein Gefolge herbeizuholen. Denn, sagt er,

Da sie reuig sind
Erstreckt sich meines Anschlags ein'ger Zweck
Kein Stirnerunzeln weiter: geh, befrei sie.
Ich will den Zauber brechen, ihre Sinne
Herstellen, und sie sollen nun sie selbst sein.

Zum letztenmale seinen Zauberstab gebrauchend, fordert er himmlische Musik, zu wandeln ihre Sinne. Während dem kommt Ariel zurück. Alonso folgt ihm mit rasender Geberde, begleitet von Gonzalo; ebenso Sebastian und Antonio, begleitet von Adrian und Franzisco. Sie treten

alle in den Kreis, den Prospero gezogen hat und stehn bezaubert da. Prospero beobachtet es und spricht:

Ein feierliches Lied, der beste Tröster
Verirrter Phantasie, heile dein Hirn,
Das nutzlos dir im Schädel kocht. — Da steht!
Denn ihr seid festgebannt. —

Obgleich er sie nun einen nach dem andern anredet, auch den Uebelthätern ihre Verbrechen vorhält, erkennen sie ihn doch nicht eher, als bis er sich Hut und Degen aus der Zelle holen läßt, um sich zu entlarven und als Mailand darzustellen. Während Ariel auf seines Herrn Geheiß abgeht, um das schlafende Schiffsvolk zu wecken und den Schiffspatron und Bootsmann herzuholen, bewillkommt der Herzog Prospero den König und Gonzalo mit Freundlichkeit, Sebastian und Antonio, dem er gleichwohl verzeiht, mit strenger Rüge. Alonso, zwar überrascht, geht auf die Versöhnung ein; seiner Klage um den verlorenen Sohn setzt Prospero die um seine beim letzten Sturm verlorne Tochter entgegen, und als der König ausruft:

O Himmel! wären sie doch beid' in Napel
Am Leben, König dort und Königin! —

da öffnet sich der Eingang der Zelle, vor der die Scene sich befindet, und man sieht Ferdinand und Miranda, die Schach zusammen spielen. Der Sohn wirft sich dem Vater zu Füßen, Miranda weiß ihres Staunens kein Ende:

O Wunder! (sagt sie)
„Was giebts für herrliche Geschöpfe hier!
Wie schön der Mensch ist! Wackre neue Welt,
Die solche Bürger trägt!

„Es ist dir neu" — erwiedert bedenklich und sorglich der

Vater. Sobald Alonso das geschlossene Liebesbündniß erfährt, giebt er, nicht ohne zartfühlende Beschämung in der Erinnerung an sein früheres Unrecht, seine Einwilligung und seinen Segen.

Auch Caliban nebst Stephano und Trinculo werden zuletzt von Ariel herbeigetrieben (— denn freiwillig würden sie ihm nicht folgen); die beiden Diebsgesellen in ihren gestohlenen Kleidern, damit ihnen die verdiente Beschämung nicht fehle. Betrunken beide, wie sie noch sind, scheint ihnen doch auch die erlebte Angst und Schmach noch in allen Gliedern zu liegen. Denn Stephano, der Bramarbas, predigt nun Weisheit und ruft in ziemlich herabgestimmtem Tone aus: „Jeder mache sich nur für alle Uebrigen zu schaffen, und keiner sorge für sich selbst, denn alles ist nur Glück. — Kourage, Blitzungeheuer, Kourage!“ Und wie ihn der leichtfertige Sebastian fragt: Nun, Stephano, wie gehts? — zieht er sich scheu von ihm zurück und bittet: „O rührt mich nicht an! Ich bin nicht Stephano, sondern ein Krampf.“ Der Schurke Caliban wird von seinem Herrn nebst diesen Spießgesellen in seine Zelle geschickt, um sie nett aufzuputzen, wo er Vergebung wünsche, — und Caliban gehorcht willig, sich gelobend, künftig klüger zu sein und Gnade zu suchen:

Welch dreifacher Esel
War ich (sagt er) den Säufer für 'nen Gott zu halten
Und anzubeten diesen dummen Narr'n.

Prospero, auch den König nebst seinem Gefolge in seine arme Zelle für die Nacht einladend, verspricht ihnen alles kund zu thun, was sie erklärt wünschten, — für Morgen aber stille See, gewognen Wind und rasche Segel; — und

zu seinem Ariel sich wendend, nimmt er von ihm Abschied mit den Worten:

Mein Herzens-Ariel,
Dieß liegt dir ob; dann in die Elemente!
Sei frei und leb du wohl!

Ich mußte bei der Vorführung des Inhalts und der Auseinandersetzung der Anlage unsers Drama's etwas länger verweilen, weil mir die Einschau in die Beziehung, Verknüpfung und allgemeinen Bedeutsamkeit der einzelnen Scenen nothwendig schien, um darauf hin über die Grundidee des Ganzen und namentlich über die Bedeutung der Hauptfiguren die Ansicht, welche ich Ihrem Urtheile unterstellen möchte, mit einiger Sicherheit entwickeln zu können.

Es wird, wie ich hoffe, aus dem Vorangeschickten zur Genüge klar geworden sein, daß Schlegel ganz Recht hat, wenn er behauptet, es sei in unserm Stücke wenig Handlung und fortschreitende Bewegung, und die Auflösung gewissermaßen schon in der Exposition enthalten, da die Verbindung Ferdinands und Miranda's schon bei ihrem ersten Zusammentreffen entschieden ist. Wie nun? sollen wir dieß als einen Mangel des Stücks und als einen Fehler von Seiten des Dichters bezeichnen? Denn beides ist und bleibt es, wenn der Charakter unsres Drama's Handlung fordert; mögen auch die Schildereien im Einzelnen noch so geistvoll und anziehend, noch so mannigfaltig und unterhaltend sein, um diesen Mangel zu verdecken. Ich denke aber, wenn Shakespeare Handlung und frische Fortbewegung der Fabel geben wollte, so konnte er es auch, so gut er das Kunststück der Einheiten von Zeit und Ort in der eklatantesten

Weise ausgeführt hat. Daher nehme ich für die Beurtheilung des Sturmes, wie früher für den Sommernachtstraum den Standpunkt der Allegorie in Anspruch, welcher eine spannende Verwicklung und Fortbewegung der Handlung eher aus- als einschließt, und der uns berechtigt, das mindere Gewicht auf die Fabel, das vorschlagende auf die Bedeutung der einzelnen Figuren und Scenen zu legen. Ja ich bin überzeugt, daß sich nur auf diesem Wege zu einem befriedigenden, einheitlichen Verständniß des Ganzen, wie zur Erklärung so vieler, höchst auffallenden, räthselhaften Einzelnheiten gelangen läßt. Um nur Weniges anzuführen; wie vor Allem kommt doch der Dichter zu dieser Figur eines Caliban, dessen Schilderung anerkanntermaßen von unbegreiflicher Consequenz und Tiefe ist? Wozu die wiederholte Betonung seiner Abstammung vom Teufel und einer sehr mächtigen Hexe, die gerade aus Algier vertrieben sein muß, und die man dort nur am Leben ließ um Eines, das sie gethan? Was ist dieses Eine, das nicht genannt wird, und was ist ihr großes Werk, zu welchem Ariel nicht behülflich sein will? Was bedeutet der offenbare Gegensatz zwischen Ariel und Caliban, im Dienste des nämlichen Herrn? Was endlich hat Prospero, der Zauberer, für ein Werk in der Erde Adern zu schaffen, gerade dann, wenn sie vom Froste starrt? Und wie kommt er zuletzt dazu, den König und sein Gefolge so anzureden, daß er ihr Gehör, ja ihre persönlichen Gefühle in Anspruch nimmt, während sie doch durch Zauber ihres Bewußtseins beraubt sind und nachher Alles ist, als hätte Niemand etwas gehört? Wenn sie nicht hören, warum redet er dann zu ihnen; wenn sie aber hören, wie können und warum dürfen

sie nachher nichts von dem wissen, was er — ja nicht einmal, daß er zu ihnen geredet hat? Auf diese und viele andere ähnliche Fragen finden wir keine, wenigstens keine genügende Antwort, wenn wir den Charakter des Stücks dahin bestimmen, daß es eben ein Zaubermährchen sei, geschaffen von einer üppigen, erfindungsreichen Phantasie zur Unterhaltung des Publikums durch die bunteste Mannichfaltigkeit der Charaktere, Situationen, Figuren und wunderbaren Begegnisse. Muß doch Gervinus, um möglichst allen Seiten des Stückes gerecht zu werden, drei ganz verschiedene Motive zur Erklärung beiziehen: für die allgemeine Färbung — den Aberglauben und die Wundersucht des damaligen Publikums; für die Figur Calibans — die Tagesfrage der damaligen Zeit über die Rechtmäßigkeit der Unterjochung der Canibalen in Amerika; für die Fabel endlich das Motiv der Undankbarkeit, wodurch unser Stück in Verbindung mit einer Reihe anderer aus der gleichen Produktionsperiode auf eine besondere zeitweilige Gemüthslage des Dichters schließen lasse, deren Veranlassung noch unaufgeklärt sei. Und doch kann der berühmte Interpret nicht umhin, selbst wieder zuzugeben, daß die Zaubereien, die Prospero ausführt, nur wie Symbole der natürlichsten Verhältnisse erscheinen; daß Caliban eine Figur von selbstständiger Bedeutung, von bewundernswürdiger innerer Wahrheit ist, für welche die Natur kein Vorbild bot; daß es endlich sich eben so gut um Prosperos Verhältniß zu Caliban und Ariel als um die Auflehnung des unnatürlichen Antonio handelt. Man sieht, wie viel noch zu einer Erklärung fehlt, die von einem einheitlichen Mittelpunkte der Anschauung ausgehend das gleiche Licht nach allen Seiten hin verbreitet und die

planmäßige Hervorbringung des Einzelnen in seiner ursprünglichen Bedeutung und Unterordnung unter die einheitliche Idee des Ganzen nachwiese. Gleichwohl hat man längst die Planmäßigkeit in der Anlage des Ganzen durchgefühlt und anerkannt, und es lohnt sich wohl der Mühe, daß wir nicht so schnell, wie es der englische Erklärer Johnson thut, darauf verzichten, das Wort des Dichters einzulösen, der dem staunenden Alonso in der Schlußscene von Prospero die Verheißung geben läßt:

Wenn wir Muße
Gesammelt; was in Kurzem wird geschehn,
Will ich euch Stück für Stück Erklärung geben,
Die euch gegründet dünken soll, von jedem
Ereigniß, das geschehn.

Ich will nun in dem Folgenden versuchen, ein Scherflein zur Einlösung dieses Wortes beizutragen, das uns selbst, wie mir scheint, deutlich genug auf den allegorischen Standpunkt anweist. Hier sind aber Prospero, Ariel und Caliban ohne Zweifel die Hauptfiguren, und mit der Aufhellung ihrer Bedeutung und ihres gegenseitigen Verhältnisses wollen wir uns also zunächst beschäftigen.

Ariel der Liebling Prospero's, der Vermittler alles Wunderbaren, mache den Anfang. Schlegel nennt ihn sehr schön den anmuthigen, zephyrlichen Genius der wunderbaren Dichtung; allein es ist damit doch nur seine ästhetische, keineswegs sein ideelle, wesentliche Bedeutung ausgesprochen. Gervinus bezeichnet ihn als einen Geist höherer Ordnung, aus den vier Elementen gemischt, dessen vorherrschende Natur jedoch die des Sylphen, des Luftgeistes sey. Dieß scheint mir zum Mindesten ein Widerspruch in sich selbst,

denn einmal sind ja die Elemente keineswegs freundlich, sondern feindselig gegen einander, — welch ein anderes Product als ein chaotisches könnte also aus ihrer Vereinigung entstehen? Herrscht aber das Luftelement vor, so wird es sicherlich die andern verdrängen, wie sich denn in Ariels Wesen auch nicht eine Spur von erdiger Schwere aufzeigen läßt. Man kann sich freilich auf den Namen Ariels, wie auf die Personenliste berufen, wo er unter dem Titel eines Luftgeistes aufgeführt wird, — um ihm vorzugsweise diesen Character zu vindiciren. Aber wenn ihn später Prospero einmal den nennt, der doch nur Luft sei, so ist eben aus dieser Stelle unverkennbar, daß der Dichter ihn damit im Gegensatz zu menschlicher Persönlichkeit und Individualität als etwas seinem Wesen nach unfaßbar Allgemeines characterisiren wollte. Der Wahrheit am nächsten möchte wohl Vehse kommen, welcher sagt, „Ariel sei der durch die Sprache der Poesie zur Beseelung gebrachte stumme Naturlaut.“ Indeß ist hiebei weder sein Verhältniß zu Prospero, noch seine Bedeutung im Gegensatz zu Caliban, noch der Umstand in Anschlag gebracht, daß Ariel gar manche stille heimliche Dienste thut, wobei an ein Ausreden und Lautwerden nicht gedacht werden kann. Ich gehe daher einen Schritt weiter und sage gerade zu: Ariel ist der Naturgeist selbst; der Alles durchdringende, erwärmende, beseelende Odem; der Hauch des Schöpfers, überall gegenwärtig in seinen Wundern, und doch überall unsichtbar und unbegreiflich; bald das stille Wandeln, bald die vernehmliche Stimme des Herrn im Garten Eden; das Gesetz und die Macht des Unsichtbaren, sein Leben in der Natur, der treue Werkmeister seines Willens. Wer erklärt, was die Welle

fließend, die Flamme lohend, den Lufthauch fächelnd, die Erde jährlich zu neuen Wundern fruchtbar macht? Wer versteht den geheimen Trieb des Lebens, der den Zugvogel über Länder und Meere sicher zur früheren Heimat führt, der aus dem Herzen der Blumen duftende Opfer des Dankes und der Wonne emporsteigen läßt? Wer enträthselt all das Sprossen und Treiben, das Grünen und Blühen, und wie die Blüthe zur Frucht sich wandelt, und woher der süße Nectar stammt, den die Biene in ihre Zelle sammelt? Wer kann sich Rechenschaft geben über die Tiefe, aus der die Bilder der Phantasie, die Regungen des Gemüthes, die übermannenden Gefühle des Herzens auftauchen, plötzlich, unvermuthet, ungerufen? Das Alles ist das Thun des Einen Geistes, der mit unsichtbaren Händen überall das Werk seines Meisters schafft, und dessen Personification wir in dem Namen Ariel vor uns haben. Sehen wir nun zu, wie sich dieß aus unsrer Dichtung bewahrheitet.

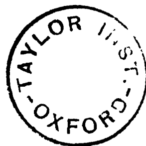
Vor Allem wird Ariel uns gleich am Eingange als Elementargeist in seiner universellen Bedeutung geschildert; ein Geist, nicht aus den vier Elementen gemischt, auch nicht ihnen vorstehend, sondern in ihnen waltend, durch sie hindurch wirkend, ihre Kräfte als die seinigen zum bestimmten Zwecke lenkend. „Ich komme“ sagt er zu seinem Herrn, „zu thun was du befiehlst, es sei zu fliegen, schwimmen, in Feuer tauchen, fahren auf krausen Wolken: schalte streng mit Ariel und allen seinen Kräften.“ So hat er den Sturm vollbracht, indem er die Windstöße das Schiff von allen Seiten entern ließ, und in dem zuckenden Strahle wie in dem Massenfeuer des Blitzes gegenwärtig, bald zertheilt bald ineinanderfließend, Entsetzen überall auf dem Schiffe flammte.

Und doch hat er zugleich die Wuth der Elemente so vorsichtig gelenkt, daß die Wogen des gewaltigen Neptun, die er aufstürmte, keinem ein Haar krümmten. Allein die blos elementare Thätigkeit scheint seine niedrigste Function und ihm nicht gerade die liebste zu sein. Darum macht ihm Prospero den Vorwurf:

Ja doch, — du achtest groß es, zu betreten
Der salz'gen Tiefe Schlamm,
Zu rennen auf des Nordens scharfem Wind,
Mein Werk zu schaffen in der Erde Adern,
Wenn sie vom Froste starrt.

Aus innerem Drange seiner Natur strebt der Geist, das elementare Leben in Gestalt und Schöne, in einzelne Gebilde überzuführen, es in das Kleid des Gedankens zu hüllen. Sehr lieblich giebt sich dieser Zug Ariels, als sein Herr ihm die nahe berorstehende Freiheit ankündigt, in dem Liedchen kund, das er singt:

Wo die Bien, saug ich mich ein,
Bette mich in Maiglöcklein,
Lausche da, wenn Eulen schrei'n,
Fliege mit der Schwalben Reih'n
Lustig hinterm Sommer drein.
Lustiglich, lustiglich leb' ich nun gleich
Unter den Blüthen, die hängen am Zweig.



Da also ist die Lust seines Lebens, da ein lieber Aufenthalt des sonst so fesselscheuen Gesellen, im Kelche der Blumen, unter duftenden Blüthen. Freilich wohl; er selbst ist ja ein feiner Geist, ein zartgesinnter art'ger Fleiß; wie sollte er nicht am liebsten die zarte reine Blumenseele sein, die im innersten Herzen der Blüthe wie in einer Wiege gebettet, nicht trägem Schlafe sich hingiebt, sondern lauschend

und gedankenvoll sich schaukelt, und süße goldene Fruchtträume webt in Stille und Heimlichkeit, wie in dunkler Nacht, wo außer den Eulen und Fledermäuslein kein neugieriges Auge ihre Zauberwonne stört. Darum, weil er seine Blumenlust nicht missen kann, zieht er selbst auch hinter dem Sommer drein, wenn dieser Abschied nimmt; unsichtbar in den Reihen der Schwalben, die nicht wissen davon, welchen Gesellen sie in ihrer Mitte nicht nur, sondern auch in ihrem kleinen eigensinnigen Kopfe haben.

Wie jedoch Ariel im sinnigen Traumleben der Pflanze, im wunderbaren, unbewußten und doch so sichern Instincte der Thierseele sein geschäftiges Wesen hat, so ragt sein geheimnißvolles Thun auch in das selbstbewußte Menschenleben herein; behält indeß auch hier wesentlich ganz dieselbe Bedeutung, nämlich die des unbewußten Naturgrundes still keimender Ahnungen, unwiderstehlicher Neigungen und Gefühle, überraschender tief aufregender Gemüthsbewegungen. So naht Ariel als Schlummergeist da, wo Ermüdung der Seele oder des Leibes nach seinem erquickenden Balsam verlangt. Er spielt eine feierliche, ernste Melodie, um den gramerfüllten Alonso nebst seinem Gefolge zum Schlafe einzuladen; rasch wirkt sein Zauber, dessen er nur zur Hälfte bedarf, bei dem durch die bestandenen Mühen erschöpften Seevolk. Es ist im ersteren Falle sehr fein vom Dichter geordnet, daß der schuldbewußte Alonso der letzte ist, den der Schlummer beschleicht; die verhärteten Bösewichter aber, Sebastian und Antonio, gar keine Schläfrigkeit spüren, ja wegen der Unnatur, die in ihnen wohnt, nicht einmal die zum Schlummer ladende Musik des lind webenden Naturgeistes vernehmen. Hinwieder aber ist es ebenfalls Ariel,

der das psychische Leben aus dem Schlafe zum Wachen, aus dumpf in sich verlorenem Brüten zur Energie des Bewußtseins zurückführt. Er singt dem treuen um seinen König besorgten Gonzalo, und gerade ihm, die warnende Ahnung der Gefahr in's Ohr; er ruft mit seinem Elfenliedchen, das der Geisterchor mit dem schlummerscheuchenden Wau! wau! des Hauswächters begleitet und Ariel selbst mit der Mahnung an den Hahnenruf beschließt, den in düster brütendem Leide versunkenen Ferdinand zum neuen morgenfrischen Denken und Leben wach.

Schrecken und Entsetzen, übermannende Furcht und Angst und Verzweiflung sind Erregungen des Gemüths, die unerklärlich und unmittelbar aus dem Naturgrunde des Seelenlebens aufsteigen; darum sind sie Ariels Werk. Er ist es, der die Schiffsgesellschaft durch Schrecken und Angst zu Streichen der Verzweiflung trieb und die Bösewichter toll machte bis zum Wahnsinn. Er ist es darum auch, von welchem die Schrecken des Gewissens ausgehen, ja er ist die Stimme des Gewissens selbst, welche die verletzte Heiligkeit des Natur- und Sittengesetzes an dem Frevler rächt. Unter Donner und Blitz, wie das Gesetz auf dem Sinai gegeben wurde, erscheint Ariel in Gestalt der Harpye, um den unbußfertigen drei Sündenmännern jede Erquickung abzuschneiden und sie mit der grimmen Qual inneren Unfriedens und steter Gewissensbisse zu bedrohen, wenn sie sich nicht zur Buße und Reinigung des Lebens entschlössen. Unter Donner und Blitz verschwindet er wieder, und was ists, das er hinterläßt? Die nämlichen Geister, die vorher freundlich zum Mahle einluden, jetzt aber unter Frazzen und Verhöhnungen die Tafel hinwegtragen;

eine unverkennbare Symbolisirung der wirren verzweifelnden Gedanken des vom inneren Strafgerichts getroffenen Herzens. Wunderbar komisch ist es, wie Ariel als warnende Stimme der Natur und des Gewissens, so lange der Mordanschlag zwischen Caliban und seinen Genossen verhandelt wird und erst noch zum Beschluß erhoben werden soll, immer seinen Widerspruch „du lügst, du lügst!“ dazwischen ruft. Auch der Trommelschläger Ariel, der nach gefaßtem Beschluß den beiden betrunkenen Schelmen derb und schrill genug mit Trommel und Pfeife unaufhörlich das nämliche Lied von ihrer Schlechtigkeit aufspielt, ist nichts Anderes als die empörte Stimme des eigenen Herzens, die sie denn doch mit plötzlichem Schauer vor der Größe des Verbrechens und mit der Angst vor der Todesstrafe übergießt, trotz alles Protestirens. „Wo du ein Mensch bist, sagt Stephano, zeige dich in deiner wahren Gestalt; bist du ein Teufel, so thu, was du willst.“ Und als der furchtsame Triculo ausruft: „o vergieb mir meine Sünden!“ meint jener wieder nicht ohne einiges Zähneklappen: „wer da stirbt, zahle alle Schulden. Ich trotze dir, — Gott sei uns gnädig!“ Wo die Natur nicht bereits gänzlich mit Füßen getreten ist, bleibt diese unheimliche Wirkung Ariels fortwährend der verbrecherischen Absicht beigesellt, und wenn sie auch auf dem weiter fortgesetzten Wege zur Ausführung immer schwächer wird, läßt sie doch den Frevler nicht ungeritzt; wie denn Stephano und Trinculo von Ariel durch Stechginst, Strauch und Dorn geführt werden, um endlich in einen Sumpf zu gerathen, wo sie ihre Flasche verlieren, — was wohl nichts anderes bedeuten will, als daß sie mit ihrem Vorhaben die menschliche Natur in ihnen schänden und besudeln und überdieß ihre

frühere heitere Laune einbüßen. Wenn später die ertappten Diebe mit Hunden gehetzt und von Koboldon gezwickt und mit Krämpfen geplagt werden, so ist dieß, da auch hiebei wieder Ariel als der anhetzende die Kobolde erregende Geist erscheint, die nemliche Symbolisirung der Gewissensbisse und Angstbewegungen der Seele, wie in Alonso's Falle die Frazzen und Verhöhnungen der Geister.

Ganz im Gegensatz zu diesen schrecklichen Gefühlen und Stimmungen der Seele ist Ariel's Hand endlich auch überall da geschäftig, wo Liebesahnung und Sehnsucht der Liebe unbewußt aufkeimt, wo unwiderstehliche zärtliche Neigung sich des Herzens bemeistert, wo die Phantasie sich mit Bildern reinen Glückes erfüllt, das im sichern Schooße einer hoffnungsreichen Zukunft liegt. Und dieß gerade ist, indem er alle Hindernisse und Störungen beseitigen hilft, recht eigentlich der ganz besondere letzte Zweck seines Wirkens in unserm Stücke. So ist er es denn, der zuerst das Herz Miranda's durch das Mitleid in träumerisches Sinnen, und ohne daß sie sich dessen bewußt wird oder dem Zuge widerstehen kann, in den Schlummer der Liebesahnung versenkt. Ebenso zieht er, ein schönes Luftbild in Nymphengestalt, dem Symbole der Anmuth und reinen natürlichen Liebreizes, wiewohl von Ferdinand ungesehen, ihn mit seiner himmlischen Musik sich nach, um ihn zu Miranda zu geleiten. Als die beiden mit den Augen einander begegnen, da ist es wieder sein Werk, wie ihm Prospero dieß wiederholt und mit Belobung ausdrücklich zuschreibt, daß auch die Herzen beider sogleich vom Banne unwiderstehlichen Liebeszaubers sich gefesselt fühlen. Die Maske beim Verlobungsfeste der beiden Liebenden wird von Geistern aufgeführt, die auf Prospero's Wink in dünne Luft zerschmelzen. Wieder ist es

Ariel, der auf Geheiß seines Meister diese Geister beruft, ja selbst eine der Hauptrollen, und bedeutsam genug gerade die der reinen keuschen Erdmutter, der segenspendenden Natur übernimmt, welche die römische Mythologie mit dem Namen der Ceres benannt hat. Die Composition dieser Maske ist, wie freilich das ganze Stück, wunderbar sinnig und bedeutungsvoll. Iris, die Götterbotin, der siebenfarb'ge Bundesbogen, der sich vom Himmel zur Erde senkend beide vereint, kündigt das Erscheinen der Himmelskönigin an und beruft die Erdmutter Ceres, und beide spenden die Fülle himmlischen und irdischen Segens dem Liebesbunde zweier Herzen, die durch den Zug der Natur verbunden, von der Vorsehung für einander bestimmt sind. Was aber die allegorische Bedeutung dieser Maske anlangt, so ist sie nichts Anderes, als die symbolische Gestaltung und Heraussetzung jener Bilder und Vorahnungen der Liebenden von dem reinen Liebesglücke ihrer Zukunft; Bilder, die Ariel, der zarte Geist, in leuchtenden Farben vor ihrer Phantasie entstehen läßt.

Hiemit glaube ich Ariels Wesen und Bedeutung an seiner Wirksamkeit durch das ganze Stück hinreichend nachgewiesen zu haben. Es wird uns nun leichter werden, auch die Natur jenes wunderlichen Geschöpfes zu enträthseln, das den Namen Caliban trägt. Wir erinnern uns, daß Caliban als directer Gegensatz zu Ariel mit Absicht von dem Dichter hingestellt erscheint. Dieß ist er schon seinem Aeußern nach. Während Ariel wie aus Luft gewoben, leicht und ätherisch, ein zartes und feines Gebilde in aller Schöne dahinschwebt und keine Schranke der Zeit und des Raumes kennt — denn er trinkt im Flug die Luft und will zurück sein, ehe zweimal Prospero's Puls schlägt — ist Caliban der plumpe,

schwere Erdkloß, der halb Fisch, halb Mensch, unfertig, ungeschlacht und häßlich durchaus, wie ein letztgebornes Ungeheuer des Chaos aussieht, durch die fieberische Nachschwingung des Schöpfungsaktes aus den Resten der rohen Materie zusammengebacken. Zwar ist Ariel auch nur ein Ding, ohne persönlichen Willen, ohne eigene Gefühle, ohne sittliches Bewußtsein, der Freude, der Liebe, des Mitleids und aller Regungen des Gemüths in sittlichem Sinne unfähig; ja sein Meister nennt ihn wegen seiner Vergeßlichkeit und seines allem Zwange widerstrebenden, stets nach ungemessener Freiheit begehrenden Wesens sogar ein stumpfes und boshaftes Ding. Aber diese Artung ist, da er ja reines bloßes Naturwesen, da er der überall gegenwärtige und doch nirgend faßbare Geist der Natur selbst sein soll, nur ein nothwendiges Characteristicum seiner allgemeinen Bedeutung, seines universellen Lebens. Im Uebrigen ist er doch ein Wesen voll Lust und Regung und Beweglichkeit, eifrig und geschäftig im Dienste seines Herrn, wahr und treu und aufrichtig durch und durch, nie mürrisch und träge. Caliban dagegen ist stets mürrisch und träge, ein schnöder, lügnerischer, boshaft störriger Sclave, ein höchst viehischer Unhold von Natur, der den Anflug seiner Bildung zu menschlichem Bewußtsein nur der Wohlthat Prospero's verdankt, und statt zu danken, ihm dafür flucht; — so sehr liegt es in seiner Neigung, lieber ein ganz rohes, aller Bildung baares, bloßes Naturleben, wenn auch der niedrigsten und kothigsten Art zu führen. Wenn daher Ariel die Natur in ihrer höchsten Blüthe und Schöne, in ihrer geistigen Verklärung vorstellt, so ist ihm gegenüber Caliban, das Mondkalb, nicht blos eine Fehlgeburt der Natur, eine mißrathene Einzelbildung ihres

Schöpfungstriebes, er ist vielmehr ein elementares Ungeheuer von allgemeiner Bedeutung, die Mißgestalt der Natur selbst, oder vielmehr, da Mißbildung dem Naturgeist widerwärtig und an sich unnatürlich ist, die personificirte Unnatur.

Aber das Aeußere Calibans ist nur der entsprechende Ausdruck seines innern Wesens; ein Geschöpf der Finsterniß, ist er eben so ungeschlacht in seinen Sitten, als von Gestalt; voll Tücke und Bosheit, wie er ist, ist er für sich selbst doch ohnmächtig zu schaden, da er statt der Arme nur Flossfedern am Leibe hat. Seine Sitten aber stammen aus seiner Art, die, obwohl sie Verstandesbildung zuläßt, doch so niedrig ist, daß ihr etwas Unvertilgbares anhängt, was edlere Naturen nicht um sich leiden können. Auch fühlt er selbst sich nur da wie der Fisch in seinem Elemente, wo er in der Nähe und im Umgang mit solchen Naturen ist, von denen er sich überzeugt zu haben glaubt, daß sie etwas mit seiner Art Uebereinstimmendes haben. Dagegen liegt es in seinem innersten Wesen, daß er Prospero's Todfeind, obwohl sein Diener, ist; er kann nicht anders, er muß ihm fluchen, trotzdem daß er weiß, daß seine Geister ihn hören und er sich vor Prospero's Macht und Strenge fürchtet. Was Wunder aber auch, daß er solche Art an sich hat, da, wie seine Mutter eine häßliche, alte, schändliche Hexe, so sein Vater der Teufel selbst und demnach auch Caliban, wie Prospero sagt, ein Teufel, ein geborner Teufel ist. Nehmen wir alle diese Züge zusammen, so werden wir kaum irren, wenn wir sagen: Caliban ist die personificirte Unnatur auch in sittlicher Beziehung; denn das Böse, das seine angeborne Art ist und sein eigenstes Wesen ausmacht, ist unnatürlich; die Natur an sich ist rein und schuldlos, wie

sie in Ariels Wesen erscheint, von welchem jede Spur der Bosheit wie der Häßlichkeit ausgeschlossen ist. Aber Caliban ist weder der böse Geist, der Teufel selbst, noch ist er das Sinnbild des factisch Bösen, der menschlichen Sünde; denn das vollbrachte Böse, weil es erst durch menschliche Natur und Freiheit hindurchgeht, ist entweder wie bei Alonso minder oder wie bei Antonio mehr als dasjenige Böse, welches so ist, weil es dazu geboren nicht anders sein kann. Caliban ist vielmehr, weil er doch im Verkehr mit der Welt betrachtet werden muß, das noch unfertige, ungeschehene Böse, das Böse in embryonischer Gestalt, die Unnatur innerhalb der Natur, das Unheil stiftende Element des Bösen im Zusammenhang und Widerspruch mit der natürlichen und sittlichen Weltordnung.

So kann man Caliban betrachten als das Böse, das nur noch Wille ist, und das ebendeßhalb, weil es immer bloßes Wollen und Streben ist, für sich nicht zur That kommen kann und ohnmächtig bleibt; wie denn Caliban nicht selbst Hand anlegt, seinen Herrn zu morden, und erst mächtig und wirksam und lustig wird, als ihm der vermeintlich herzhafte Thatenheld Stephano von seinem Troste was zur Stärkung eingießt und ihm die Hand zum Bunde reicht. Ist aber Caliban der lauernde böse Wille, so ist seine Mutter die Leidenschaft, die Lust der Zügellosigkeit, das weibliche Princip der Häßlichkeit und des Bösen, das die Natur entstellt und aus ihrem Geleise drängt. Sie ist die mächtige Hexe, die das schwache Mondlicht der Natur in Zwang hält und verfinstert, die Fluth und Ebbe macht im Gemüthe, und selbst da, wo ihre Macht aufhört, bei zarten reinen und edlen Naturen, wie bei Ariel Miranda und Fer-

dinand, wenigstens versucht Geschäfte zu machen. Denn sie treibt ja das große Werk, das Reich ihres Gottes Setebos, des bösen Geistes, auszubreiten, und muß also suchen, den zarten, widerstrebenden Geist der Natur zur Fügsamkeit gegen ihre irdisch niedrigen abscheulichen Gebote zu bewegen. Diese Hexe hat ihren Wohnort außerhalb der Christenheit in Algier gehabt, ist aber jetzt zur Zeit der Ebbe des Muhamedanismus auch von dort verbannt, weil sie doch nur unzählige Frevel verübte, und nur deßhalb am Leben verschont, weil sie das Eine gethan, daß sie des Lügenpropheten Werk zur Zeit der Fluth gefördert, indem sie die Gemüther zu blindem, wildem Fanatismus aufstachelte. Der böse Wille ist ein Schritt weiter zur bösen That, die bloße Lust und blinde Leidenschaft hört da auf, wo er beginnt; darum stirbt Caliban's Mutter, sobald er selbstständig ist. Diese Nebenbemerkungen sollten nur so viel nachweisen, daß wir Recht gethan haben, Caliban als die erst embryonische, noch ungeborne Gestalt des Bösen, und damit als das Element des thatsächlich Bösen in der Welt aufzufassen.

Nach alledem aber kann es wohl kaum mehr zweifelhaft sein, wer der Herr und Meister ist, der, wie den überall in Wundern geschäftigen Naturgeist, so auch diesen Caliban, den schnöden widerspenstigen Sclaven in seinem Dienste hat. Es ist die gute und gütige Vorsehung, welche das Böse und die Unnatur mit der Gewalt ihrer Allmacht im Zaume hält, und diesen Sclaven nie frei giebt, während sie den zarten Naturgeist, ihren Liebling Ariel nur zeitweilig zu besonderem wunderbaren Eingreifen in die Fügungen der Geschicke entbietet. Wären wir noch einen Augenblick ungewiß, so müssen wir doch wohl glauben, wenn Ariel selbst

es mit dürren Worten sagt, indem er Alonso und seinen Genossen zuruft: „ihr Thoren, ich und meine Brüder sind Diener des Geschicks.“

Auch hat der Dichter, wenn ich irgend recht sehe, den Zauberer auf das Bestimmteste in der angegebenen characteristischen Weise vom Herzog unterschieden und dieß sogar in äußerlich symbolischer Darstellung nahe legen wollen. Oder warum müßte sonst Prospero in dem Augenblicke, wo er seiner Tochter das Geheimniß ihrer Herkunft und seine Herzogswürde offenbaren will, erst seinen Zaubermantel ablegen, den er doch gleich nach der Erzählung wieder umthut? Etwa blos, um sich's bequemer zu machen? und auf so kurze Zeit? das ist doch schwerlich zu glauben. Nein, er thut es aus dem nemlichen Grunde, weßhalb er sich später, da er sich Alonso und seinem Gefolge zu erkennen geben will, von Ariel Hut und Degen holen läßt, um sich zu entkleiden, zu demaskiren. Sich selber, wie er mit ausdrücklicher Betonung an letzterer Stelle sagt, will er darstellen, hier als Mailand, dort als Vater, beides im Gegensatz zu der Rolle des Zauberers, die er spielt. Aber mehr noch. Ebenfalls zweimal im Stücke erscheint Prospero, und zwar wieder im Verhältniß zu Miranda und Alonso, in blos repräsentativer Haltung, ohne daß er an dem in Scene befindlichen Vorgang unmittelbar und in solcher Weise betheiligt ist, daß dadurch sein Auftreten hinreichend motivirt wäre. Das erstemal ist's bei der Begegnung zwischen Miranda und Ferdinand, als die beiden in der zartesten Unschuld reiner Natürlichkeit den ewigen Bund treuen Verlöbnisses schließen. Da tritt Prospero zugleich mit Miranda ein, bleibt aber in einiger Entfernung; die beiden sehen ihn

nicht und er stört sie nicht, auch nicht mit Einem Worte, obschon Miranda sich in einer Weise äußert, als ob sie die Einwilligung ihres Vaters entweder gar nicht bedürfte, oder schon erlangt hätte. Was soll diese blos beobachtende Haltung? will der Dichter den Vater zum Lauscher machen? Und zu welchem Zweck? hatte nicht Prospero gleich beim ersten Begegnen durchschaut, daß es ganz nach seinem Herzenswunsche geht? Und als er sich nach den beiden Liebenden ebenfalls wieder entfernt, ohne irgend in die Scene eingegriffen zu haben oder auch nur zu einem besondern Entschluß durch sie veranlaßt sich zu finden, was soll da die Aeußerung, die er fallen läßt:

So froh wie sie kann ich nicht drüber sein,
Die außer sich jetzt sind; doch größre Freude
Gewährt mir nichts. — ?

Sind diese Worte, wenn sie der Herzog spricht, dem in diesem Augenblicke sein liebster Wunsch in Erfüllung geht, nicht durchaus unnatürlich, ja unverständlich? Ich wenigstens kann mich nicht überreden, daß eine so ruhige Besonnenheit und vorschauende Weisheit, in diesem Augenblicke und so ganz ohne alle Aufforderung zur Schau gestellt, nicht etwas Herzloses und Frostiges haben sollte, wenn sie nicht übermenschlich ist. Die einzig mögliche Lösung des Räthsels finde ich nur darin, daß wir eben hier nicht den Herzog, sondern den Zauberer vor uns haben, ein Umstand, auf den uns der Dichter auch selbst aufmerksam machen zu wollen scheint. Denn wenn die Worte, welche Prospero den obigen hinzufügt:

Ich will zu meinem Buch,
Denn vor der Abendmahlzeit hab' ich noch
Viel Nöth'ges zu beschicken; —

nicht zur Orientirung des Hörers dienen sollen, so sind sie auffallend müßig und zwecklos. Unter diesem Gesichtspunkt aber gewinnt die Anwesenheit Prospero's eine ganz andere, viel höhere Bedeutung; er ist nicht mehr der lauschende menschliche Vater, er repräsentirt vielmehr das allgegenwärtig wachsame Auge einer weisen Vorsehung, unter deren theilnehmenden Obhut die Entschließungen und Geschicke der Unschuld stehen; Prospero ist anwesend, weil er nicht abwesend sein kann. — Die nämliche blos repräsentative Stellung, wie hier gegenüber der Unschuld, nimmt Prospero in einer späteren Scene auch der Schuld gegenüber ein. Er erscheint dort unsichtbar in der Höhe, während er durch seinen unabwehrbaren Diener Ariel, der Harpyenbildung angenommen hat, den Schuldigen ihre Vergehungen vorhalten läßt. Warum vollzieht er das Strafgericht nicht selbst, wie am Ende den Act der Versöhnung? warum muß er unsichtbar sein, wenn er doch anwesend sein will? und warum erscheint er gerade in der Höhe, statt zur Seite oder im Hintergrund? Soll dieß Alles blos zufällig und bedeutungslos vom Dichter so geordnet sein? Gewiß nicht. Prospero repräsentirt hier die erhabene Macht jener unsichtbaren Gerechtigkeit, die das innere Strafgericht nicht persönlich, sondern durch die unverletzbaren Harpyenschwingen des Gewissens vollzieht. So ist Prospero auch hier anwesend, weil der Zauberer ein Anderer ist als der Herzog; weil mit der Idee der Gerechtigkeit und Allwissenheit sich die der Allgegenwart nothwendig verbindet.

Wir könnten uns vielleicht schon an diesen Nachweisen über die bedeutsame Stellung des Zauberers Prospero genügen lassen; gleichwohl, um die Sache möglichst außer allen Zweifel zu setzen, wollen wir noch auf einige Aeußerungen Prospero's aufmerksam machen, welche erst bei unsrer Annahme eine sichere Deutung und festbestimmten Sinn gewinnen. So, wenn Prospero zu Ariel scheltend sagt:

Ja doch, und achtest groß es, zu betreten
Der salz'gen Tiefe Schlamm,
Zu rennen auf des Nordens scharfem Wind,
Mein Werk zu schaffen in der Erde Adern,
Wenn sie vom Froste starrt.

Hier muß sogleich die Allgemeinheit des Ausdrucks auffallen, die dahin lautet, daß Ariel nicht etwa blos zu Zeiten und zu bestimmten Zwecken diese Art der Wirksamkeit habe, sondern daß sie ein für allemal ihm anbefohlen sei und in seiner Natur liege. Geradezu widersprechend aber der Characterisirung eines gewöhnlichen Zauberers ist es, daß er ein Werk in der Erde Adern soll zu schaffen haben gerade dann, wenn sie vom Froste starrt. Die Erdgeister des Volksglaubens sind ja doch nicht blos oder auch nur hauptsächlich zur Winterszeit geschäftig. Dagegen ist es allerdings das Werk der Vorsehung, die Lebenswärme, wenn sie sich von der Oberfläche der Erde zurückzieht, in deren Adern zu erhalten, um sie in jedem neuen Frühling als unversiegten Schöpfungsquell mit allem Schmuck und Segen wieder hervorbrechen zu lassen. Ferner, da Prospero die Augen des jungen Paares mit Blendwerk seiner Kunst weiden will, spricht er zu Ariel:

Vollbracht hast du mit den geringern Brüdern
Den letzten Dienst geziemend; und ich brauch' euch
Auf's neu zu so 'nem Streich. Geh, bring hieher
Den Pöbel, über den ich Macht dir leihe.

Schon das liegt hiebei außer der gewöhnlichen Anschauung, daß ein Zauberer, statt seine Geister selbst an's Werk zu rufen, erst durch Uebertragung seiner Macht an eine Mittelsperson zu seinem Zwecke gelangt. Weit mehr noch aber kommt zu beachten, daß Ariel, welcher überall die Vermittlung der Absichten seines Herrn mit der Menschenwelt bewerkstelligt, (den einzigen Schlußact der Versöhnung ausgenommen) doch nirgends als ein Oberster von Geistern niederen Ranges erscheint, die er nach dem Recht seines Ranges zu berufen ein für allemal Macht empfangen hätte. Vielmehr sind die jedesmal aus specieller Vollmacht Berufenen zu wiederholten Malen als seine Brüder oder Gefährten bezeichnet; sie sind ihm also, obwohl geringer als er, jedenfalls gleichartig und eben nur darin von ihm verschieden, daß sie nie für sich und ohne ihn, sondern stets nur in seinem Gefolge und als seine Gehülfen auftreten. Dieß wird auch sogleich durch das folgende Maskenspiel, in welchem Ariel selber die Rolle der Erdmutter Ceres, einer von seinen Gefährten dagegen die der Himmelskönigin Juno hat, deutlich genug veranschaulicht. Um so unbegreiflicher aber muß es uns nun sein, wie doch Prospero dazu kommt, diese Brüder seines feinen zarten Lieblings, diese Gestalten eines majestätischen Schauspiels, Iris und Juno sammt den Nymphen und Schnittern mit dem Namen Pöbel zu bezeichnen. Erklärlicher wird die Sache, wenn wir uns erinnern, daß die Erscheinung dieser leuchtenden schönen Luftbilder nichts an-

deres ist, als die symbolische Darstellung der vom Naturgeist erweckten Ausgeburten menschlicher Phantasie, die voll seliger Hoffnung schattenhafte Träume von irdischem Lebensglücke träumt. Nur darf eben dann auch der Ausdruck nicht einem Zauberer in den Mund gelegt sein, der selbst als Mensch zu denken wäre; denn einem solchen würde es übel genug anstehen, im Dünkel eigener Erhabenheit selbst über die reinste menschliche Empfindungs- und Anschauungsweise sich zu rohen verächtlichen Ausdrücken berechtigt zu halten. Erst von dem Standpunkt einer absoluten Erhabenheit, wie wir ihn für Prospero, den Zauberer, in Anspruch genommen haben, sind derlei Ausdrücke gerechtfertigt und verständlich. So, wenn er, um noch andre Beispiele anzuführen, seine Tochter mit dem Ausruf: armer Wurm! deßhalb bemitleidet, weil sie sich in die irdischen Schlingen wenn auch der reinsten Liebesleidenschaft verstrickt hat, — oder wenn er ein andermal Ariel bald ein dummes bald ein boshaftes Ding nennt, obgleich dieser so sehr auch wieder sein Liebling ist, daß er genau betrachtet nicht ohne ihn leben kann. Er fühlt, daß jener ihm fehlen wird und will, indem er ihn frei gibt, auch seinen Zauberstab zerbrechen und tief in die Erde vergraben; ja wenn er nach Mailand heimgekehrt ist, soll das Grab sein dritter Gedanke sein. Und troß dieser Unentbehrlichkeit und troß aller Belobung des treuen Dieners doch diese rauhen Scheltworte eines gütigen und liebevollen Herrn bei dem leisesten Widerspruch gegen seinen Willen!

Endlich kann ich nicht unterlassen, noch auf eine dritte Stelle aufmerksam zu machen, welche, wie mich dünkt, die Sache vollends zur Entscheidung bringt, weil sie ohne unsre

Voraussetzung ganz unverständlich bliebe, von ihr aus aber das überraschendste Licht und die sinnvollste Bedeutung empfängt. Es ist die Situation, wo Prospero die durch das Gericht des Gewissens tief erschütterten und fast bis zur Verzweiflung gebrachten Verbrecher, die sich an ihm verschuldet haben, von Ariel herbeiholen läßt, um sich mit ihnen zu versöhnen. Da stehen sie vor seinem ernsten Angesicht, während feierliche Musik ertönt; sie können ihm nicht entrinnen, denn sie sind festgebannt. Mit ihnen ist auch ihr unschuldiges Gefolge anwesend; Niemand aber sieht ihn, obwohl er in seiner Zaubertracht sichtbar ihnen gegenüber steht. Da hebt er an zu sprechen, zuerst zu dem unschuldigen treuen seines Königs Jammer beweinenden Gonzalo sich neigend mit den Worten:

Heil'ger Gonzalo! ehrenwerther Mann!
Mein Auge läßt, befreundet mit dem Thun
Des deinen, brüderliche Tropfen fallen. —

Wie eine leise, ferne Ahnung göttlichen Mitleids und göttlicher Erbarmung schleicht sich der Ton dieser Stimme in ihre Herzen und

Allmählig löst sich die Bezaubrung auf,
Und wie die Nacht der Morgen überschleicht,
Das Dunkel schmelzend, fangen ihre Sinnen
Erwachend an den blöden Dunst zu scheuchen,
Der noch die hellere Vernunft umhüllt.

Abermals wendet sich der hohe Zauberer, das innere Seelengespräch fortsetzend, zunächst zu Gonzalo, indem er ihm milden Lohn für seine Treue verheißt.

O wackerer Gonzalo, mein Erretter!
Und redlicher Vasall dem, so du folgst,

Ich will dein Wohlthun reichlich lohnen, beides
Mit Wort und That: —

Ist der mächtige Herr so milde in seinen Verheißungen, so wird er wohl nicht zu streng auch mit seinen Feinden handeln, an die er jetzt sein Wort richtet:

Höchst grausam giengst du um
Mit mir, Alonso, und mit meiner Tochter;
Dein Bruder war ein Förderer der That —
Das nagt dich nun, Sebastian! — Fleisch und Blut,
Mein Bruder du; der Ehrgeiz hegte, austrieb
Gewissen und Natur; der mit Sebastian
(Deß innre Pein deshalb die stärkste) hier
Den König wollte morden! Ich verzeih' dir,
Bist du schon unnatürlich. —

Da — mit diesem Wort der Verzeihung kehrt Trost in Gonzalo's, Frieden in Alonso's Herz zurück, und für Sebastian und Antonio hat es wenigstens, wenn keine sittliche, doch die faktische Bedeutung, daß der Stachel ihrer Verzweiflung daran sich bricht, und die gewöhnliche Besonnenheit zurückkehrt.

Ihr Verstand (belehrt uns Prospero)
Beginnt zu schwellen, und die nah'nde Fluth
Wird der Vernunft Gestad in Kurzem füllen,
Das daliegt schwarz und schlammig.

Diese ganze feierliche Scene geht über das Thun und die Macht eines gewöhnlichen Zauberers weit hinaus; und es ist sehr bemerkenswerth, daß Prospero dabei nicht seinen Ariel gebraucht, sondern selbst in unmittelbaren Verkehr mit den Seelen der Einzelnen tritt; — der Naturgeist, der den Sünder im Gewissen richtet, kann ihm nicht auch die Verzeihung ankündigen, wiewohl er ihn durch vorbereitende Thätigkeit zur Versöhnung herbeiführt. Wunder-

bar aber ist, daß weder Alonso noch Gonzalo nachher etwas von dem Mordanschlag gegen den König wissen, während ihn doch Prospero ausdrücklich erwähnte, während sie doch seine Stimme gehört haben, die ja sonst keine Wirkung auf sie hätte haben können. Es hat eben jeder, so muß man glauben, nur das gehört, was ihn angeht; und dieß ist nur erklärlich, wenn das Ganze die Bedeutung eines Seelenvorganges hat, bei welchem das Wort der Versöhnung wie eine Stimme vom Himmel nur dem inneren Ohre vernehmlich wird. —

Nur Eine Stelle ist, die sich in die gegebene Erklärung über die Bedeutsamkeit der Rolle Prospero's in keiner Weise einfügen will, vielmehr derselben schnurstracks zuwider zu laufen scheint. Es ist da, wo Prospero von seiner Kunst Abschied nimmt. Die Stelle aber ist so auffallend anders geartet, als alles Uebrige, was der Dichter zur Characteristik der Zauberrolle aufgeboten hat, und ihr Inhalt zudem mit solcher Betonung herausgehoben, daß sie mir wichtig genug scheint, vollständig mitgetheilt und einer näheren Beachtung unterzogen zu werden. Sie lautet:

Ihr Elfen von den Hügeln, Bächen, Hainen,
Und ihr, die ihr am Strand, spurlosen Fußes,
Den ebbenden Neptunus jagt, und flieht,
Wann er zurückkehrt; halbe Zwerge, die ihr
Bei Mondschein grüne saure Ringlein macht,
Wovon das Schaf nicht frißt; die ihr zur Kurzweil
Die nächt'gen Pilze macht; die ihr am Klang
Der Abendglock' euch freut; mit deren Hülfe
(Seid ihr gleich schwache Fäntchen) ich am Mittag
Die Sonn' umhüllt, aufrühr'sche Wind' entboten,
Die grüne See mit der azurnen Wölbung
In lauten Kampf gesetzt, den furchtbar'n Donner

Mit Feu'r bewehrt, und Jovis Baum gespalten
Mit seinem eignen Keil, des Vorgebirgs
Grundfest' erschüttert, ausgerauft am Knorren
Die Ficht' und Ceder; Grüft' auf mein Geheiß,
Erweckten ihre Todten, sprangen auf
Und ließen sie heraus, durch meiner Kunst
Gewalt'gen Zwang. Doch dieses grause Zaubern
Schwör' ich hier ab; und hab' ich erst, wie jetzt
Ich thue, himmlische Musik gefordert,
Zu wandeln ihre Sinne, wie die luft'ge
Magie vermag: so brech ich meinen Stab,
Begrab' ihn manche Klafter in die Erde,
Und tiefer als ein Senkblei je geforscht
Will ich mein Buch ertränken.

Da haben wir's nun; unsre ganze Erklärung scheitert an dieser Stelle; Prospero spricht ja selbst von Elfen und Zwergen, mit deren Hülfe er Alles ausgeführt haben will; er ist also doch nur ein gewöhnlicher Zauberer, wie andere auch. So scheint es allerdings, aber es ist nicht so. Denn abgesehen davon, daß die Zwerge nur halbe Zwerge sind, und daß mit diesen nur die Elfen selbst wieder gemeint sind, so ist es doch höchst verwunderlich und in sich widersprechend, daß als des Zauberers dienstbare Geister hier die Elfen und nur die Elfen genannt werden, während uns sonst durch das ganze Stück nur Ariel als der Diener vorgeführt wird, der alle Befehle seines Herrn entgegen nimmt und all seinen Willen vollzieht. Ja gerade das, was im ersten Act als Werk Ariels ausdrücklich bezeichnet war, der Sturm am Mittag, wird hier, wie es scheint, ausschließlich den Elfen zugeschrieben. Es fragt sich also nicht zunächst um unsre Erklärung, sondern darum, wie sich dieser offenbare Widerspruch lösen lasse, in welchen der Dichter mit sich

selbst geräth. Da fällt uns nun vor Allem auf, daß der Zauberer auch Grüfte will gesprengt haben, daß sie auf sein Geheiß die erweckten Todten heraus lassen mußten. Von solcher Kunst Prospero's haben wir im ganzen Stücke nichts gehört; auch sagt er nicht, daß ihm *hiebei* die Elfen zu Hülfe gewesen seien, vielmehr hat er solche Todtenerweckungen allein durch seiner *Kunst* gewalt'gen Zwang bewirkt. Und ferner, wie stimmt es doch zusammen, daß *hier* Prospero so brüske seine Kunst abschwört und sie selbst ein *rauhes* Zaubern nennt, während er doch *später* nur mit Bedauern von seinem *Liebling* Ariel sich scheidet? Nein, dieser hier ist der Zauberer nicht, den wir sonst überall im Stücke vor uns haben; es sind nicht seine Diener noch seine Werke, so nahe auch die Beschreibung dieser letzteren theilweise an das anklingt, was Prospero vorher wirklich vollbrachte. Aber wer ist denn nun dieser Zauberer, an den wir *hier* denken sollen? Es ist wohl kein anderer, als der Dichter selbst, der in dieser Stelle von seiner rauhen, mühevollen Kunst Abschied nimmt, und zwar eben mit diesem Stücke, einer letzten himmlischen Musik, die er, *wie er jetzt thut*, noch von seinen Elfen fordert. Der Zauberstab seiner Phantasie, mit dem er seine Elfen sonst zu seinem Dienst beschworen, er ist's, den er nun vergraben will, das Buch seiner Gedanken und Erfahrungen ist's, das er in die Tiefe versenken will. Ihm freilich hatten sich die Grüfte der Vorzeit aufgethan, und Schatten waren heraufgestiegen, mit neuem Leben erfüllt durch seine Kunst. Schwache *Werkmeister* waren *seine* Elfen, da er sie entbot bald zu Kurzweil und Scherz, bald zu tragischem Ernste, — *halbe* Zwerge die großen noch ungeborenen Gedanken, mit deren Hülfe er gleich-

wohl das Schwerste leistete, die gewaltigsten Erfolge errang. Wenn man das stolze Lob, mit welchem der Dichter in der bekannten Stelle des Sommernachtstraums seine eigne Kunst erhebt, mit anerkennender Bewunderung aufnimmt, so sehe ich nicht ein, warum man ihm den Triumph mißgönnen sollte, mit dem er hier von seiner Kunst scheidet.

Unsre Auslegung erhält übrigens dadurch keine geringe Bestätigung, daß sich die Stelle sehr fühlbar als eine reine Apostrophe, ohne allen inneren Zusammenhang mit dem scenischen Vorgang, sogleich zu erkennen giebt. Nur äußerlich hat sie Shakespeare mit großer Kunst in der nämlichen Färbung wie das Uebrige gehalten und ohne merkliche und störende Spur in den Rahmen der Scene eingefügt, indem er die Poesie unter dem Bilde der Zauberkunst auffaßte, ihr Wirken und ihre Erfolge fast durchgängig mit doppeldeutigen Ausdrücken beschrieb und endlich die Stelle an einem Orte einfügte, wo sie, unmittelbar vor dem Ende des Stücks, und nur einen nothwendigen Zwischenraum des Wartens ausfüllend, das in allen Zügen bereits festgestellte Bild des Zauberers Prospero nicht mehr trüben konnte. Ist's nun aber im Grunde nicht Prospero, sondern Shakespeare selbst, der hier spricht, so bleibt auch unsre oben gegebene Erklärung über die Bedeutung der Zauberrolle Prospero's unberührt von dieser Stelle, die ja, wie gezeigt, den Dichter mit sich selbst in Widerspruch bringen müßte, wollte man sie mit seinen anderweitigen Angaben und Ausführungen auf gleiche Linie setzen.

Nachdem wir so eine Verständigung über die innere wesentliche Bedeutung des Zauberelementes in unserm Drama zu gewinnen gesucht haben, wäre nun übrig nachzuweisen,

ob und inwiefern dieses Element, wie es dem Ganzen unzweifelhaft sein eigenthümliches Gepräge giebt, so auch von dem Dichter absichtlich zum vorwiegenden gemacht sei, und wie es sich überhaupt zum Inhalte der eigentlichen Fabel verhalte. Wir erinnern uns, daß fast alle Entwicklung der Fabel schon in ihrer Exposition vorweg genommen war, und daß in der That ein wirkliches Fortschreiten der Handlung von dieser Seite aus in keiner Weise bemerkbar wird. Denn das fehlgehende Aufsuchen des verlornen Königssohnes, oder das zufällige Zusammentreffen Trinculo's und Stephano's kann von keinem Belange sein. Sieht man genauer zu, so findet sich, daß alle Bewegung in dem Stücke nur von Prospero und Ariel einerseits und Calibans Anschlägen andrerseits ausgeht. Damit tritt aber die Bedeutung dieser drei Figuren für unser Gefühl und Bewußtsein entschieden in den Vordergrund, und die Personen der Fabel scheinen nur dazu bestimmt zu sein, um zu erleiden und zu bewundern, was jene übernatürlichen Mächte vermögen. Es wird also schon durch diese Art der Anlage die Fabel zur bloßen Folie für die Entwicklung des Zauberelementes, welches sich den gegebenen Personen und Verhältnissen unwiderstehlich aufdringt, und sich ihrer bemächtigt, um sie in seinem Sinne zurecht zu stellen. Von hier aus erklären sich auch erst jene beiden Scenen vollständig, wo die Mordanschläge gegen Alonso und Prospero verhandelt werden, Situationen, welche durch die Fabel in keiner Weise motivirt, aber dem Dichter nothwendig sind, um auf Grund anschaulich gemachter Verschuldung das Gericht und in letzter Folge die Versöhnung herbeizuführen. Denn auf diese Stufenfolge innerer Seelenvorgänge in symbolisch-allegorischer Darstellung ist nach der

einen Seite hin alle Entwicklung jener übernatürlichen, zauberisch-mächtigen Einflüsse beschränkt. In dem Augenblick, wo die innere Versöhnung des schuldbewußten Gemüths durch den unerklärlichen stillen Einfluß seiner gnadenreichen Macht vollzogen ist, legt Prospero Zauberstab und Zaubermantel nieder. Aber auch Fabel und Drama ist hiemit eigentlich zu Ende; denn die Fabel hatte eben nur den einzigen Knotenpunkt der Versöhnung Alonsos und es ist nur eine natürliche, von selbst sich ergebende Consequenz, daß sich die im Gemüthe gewonnene Versöhnung nun auch in die Außenwelt gegebener Verhältnisse überträgt. Der Zauberer verwandelt sich in den Herzog, und Alonso, obwohl überrascht, zaudert doch keinen Augenblick, willig und gerne, weil mit versöhntem Herzen, seine Hand in die dargebotene Freundeshand zu fügen. Indem also der Dichter den Zielpunkt der Entwicklung jenes vorwiegenden allegorischen Zauberelementes mit dem einzig bedeutsamen Knotenpunkt der Fabel zusammenlegt, hat er mit der Erreichung des einen auch die Lösung des andern gewonnen. So sehr lag es in seiner Absicht, daß gerade das Uebernatürliche in unserm Drama das vorwiegende, eindrucksvolle Element sein und die Fabel nicht blos durchdringen, sondern auch beherrschen und sich völlig zu eigen machen sollte.

Dem ist auch keineswegs entgegen die Art und Weise, wie sich jenes Element mit der Fabel nach der andern Seite hin verknüpft, auf welcher Ferdinand und Miranda stehen. Die Lösung freilich konnte dorthin nicht verlegt werden, und es ist deshalb dort auch keine erklecklich fortschreitende zum Ziele hinstrebende Entwicklung weder der Fabel noch der allegorischen Darstellung bemerkbar. Nachdem jedoch dieser

Mangel unvermeidlich geworden war, weil der Dichter diese Seite des Stücks jener andern, auf welche die dramatische Lösung fällt, direct entgegensetzen wollte, so ist gleichwohl noch das Mögliche geschehen, um den Mangel, wo nicht zu ergänzen, doch unter dem lieblichen Scheine einer Art imaginärer Fortbewegung zu verhüllen. Während nemlich der Dichter das Liebesverhältniß zwischen Miranda und Ferdinand in die Stufenreihe der ersten Begegnung, des Verlöbnisses und des bräutlichen Umgangs zerlegt, täuscht er uns mit der Illusion, als ob damit wirklich ein Fortschritt näher zum Ziele geschähe. Er ersetzt so durch die logische Entwicklung des Verhältnisses die mangelnde Verflechtung desselben mit dem Motiv der dramatischen Entwicklung. Wie sehr es hiebei einzig um Illusion zu thun ist, ergiebt sich schon aus der Betrachtung, daß Begegnung Verlobung und älterliche Einwilligung in dem kurzen Raum weniger Stunden nicht blos verläuft, sondern in diesem Verlaufe auch dargestellt ist. Dieß hätte doch wohl kaum gewagt werden können, wenn es nicht auf das dramatische Interesse minder als auf Veranschaulichung der Idee ankam. Ja zum Ueberfluß muß es gerade ein Gewaltstreich sein, durch welchen der Dichter den Aufschub des Verlöbnisses und der Vereinigung des Paares bewirken läßt; als wollte er selbst recht bemerklich machen, mit welcher Willkühr er dem allegorischen Zweck zu Lieb mit der Fabel verfahren will. Denn unzweifelhaft ist es Prospero der Zauberer, der als Repräsentant einer liebreichen höheren Fürsorge auch den hier in Frage kommenden Scenen ihre eigentliche Bedeutsamkeit durch seine Betheiligung verleiht. Sein Ariel muß ja die Begegnung fügen, seine Hand trennt die Liebenden, um sie zu

prüfen, und wie das Auge seiner Allwissenheit bei der Schließung ihres Seelenbundes über ihnen wacht, so ist es auch das Füllhorn seines Segens, aus welchem Ariel die Beseligung träumerischer Liebeswonne im reichsten Maße ihnen spendet.

Diese Scenen, obwohl seitwärts von dem Wege der entscheidenden Vorgänge liegend, sind die lieblichsten und zaubervollsten des ganzen Stücks. Sie treten aber dann erst mit allem Reiz in ihr volles Licht, wenn man sie genau unter den Gesichtspunkt des unverkennbaren parallelen Gegensatzes stellt, welchen sie zu jener andern Seite der Wirksamkeit Prosperos bilden. Welcher Abstand der Begegnung hier zwischen Ferdinand und Miranda, dort zwischen Alonso und seinem Bruder Sebastian, oder zwischen Trinculo und Stephano! Hier Natur, Zug der Liebe, Zartheit und Offenheit; — dort Unnatur, Hader, Gemeinheit und versteckte Bosheit. Und welcher Abstand der Entschließungen! Hier ein reines Bündniß edler Seelen zu gegenseitiger Lieb und Treue, geschlossen in Gehorsam und Ergebung in den Willen einer höheren Macht, die eine harte Prüfung auferlegt. Dort heimtückische Anschläge der Selbstsucht und der Verwilderung zum abscheulichen Verbrechen des Mordes, gefaßt in bewußtem Trotz gegen die warnende göttliche Stimme des Gewissens und der Natur. Aber auch welcher Gegensatz der Folgen! Auf der einen Seite herrlicher Lohn, Friede und Beseligung der Herzen, heitere Träume einer glücklichen Zukunft; — auf der andern Angst und Unfrieden des Gewissens und alle Schrecken des Gerichts und der Verzweiflung!

Jedoch nicht bloß im Großen und Ganzen giebt sich die Tendenz der Unterordnung der Fabel unter das allegorische

Interesse zu erkennen: selbst bis in die kleinsten Details der Schilderung und Characteristik sind alle Figuren und Gruppen, alle Vorgänge und sinnbildlichen Darstellungen, ja alle Reden in Ernst oder Scherz diesem Einen Interesse dienstbar gemacht. Die frappantesten Aeußerungen, die mysteriösesten Conceptionen gewinnen von hier aus sicheres Verständniß und ungeahnte sinnige Bedeutsamkeit. Wie tiefsinnig z. B. ist der Gedanke, daß Caliban, das nackte Böse, keine eigene Sprache hat, sondern erst in menschlicher Pflege und zwar gerade von Miranda, der lieblichen Unschuld, mit Worten versehen wird seine Meinung kund zu thun. Wie wahr, daß das Böse die Sprache des Guten nur redet, mit Fluch und Grimm gegen das Gute im Herzen! Wie fein und treffend ist die Verschiedenartigkeit menschlicher Sünde characterisirt! Hier die Verbrecher Antonio und Sebastian, die das Böse unter dem Firniß der Bildung verbergen; sie tragen den Versucher im eigenen Busen und kommen mit Caliban, der häßlichen Erscheinung des Bösen, in keine Berührung, wiewohl Antonio ihn bei der Begegnung am Schluße doch für einen marktbaren Fisch erklärt. Ihnen gegenüber das menschlich Böse in Gestalt der Gemeinheit; Trinculo den feigen Sinn, Stephano den bramarbasirenden Trotz des bösen Gewissens repräsentirend. Bei diesen Gesellen findet Caliban trotz seiner Häßlichkeit Anklang, wobei nicht außer Auge zu lassen ist, daß er selbst sich vorzugsweise bei dem Bramarbas einzuschmeicheln sucht, weil bei diesem eher ein herzhafter Entschluß zur bösen That zu erwarten ist. Nicht minder scheint es mir ein meisterhaft feiner Zug, daß der Dichter die Verblendung, welche hier mit der Sünde Hand in Hand geht, unter dem Bilde der Trun-

kenheit eine so bedeutende Rolle spielen läßt. Denn dieser Umstand allein schon ist wichtig genug, um den Mordplan Calibans in dem Augenblicke scheitern zu lassen, wo eine höhere Hand dem nur verblendeten, nicht grundbösen Sinn ein neues Blendwerk durch die Garderobe gegenüberstellt. So benützt oft die Vorsehung die Verblendung der Leidenschaft, um von Schlimmerem abzuhalten. Caliban sieht erst am Schlusse ein, welch ein Esel er gewesen, den Säufer für einen mit freier Willensmacht und klarem Selbstbewußtsein handelnden Gott zu halten; eine Erkenntniß, aus welcher Caliban den Schluß zieht, daß er es wohl aufgeben muß, das Gute vernichten zu wollen, weßhalb er sich denn vornimmt künftig klüger zu sein und Gnade zu suchen. Nicht mit Unrecht, da er in seiner Häßlichkeit ja eben nur Verblendete für seine Zwecke gewinnen kann.

Es wäre jedoch unmöglich, alle die mannichfaltigen sinnvollen Beziehungen und eben so geistreichen als treffenden Gedanken hier zu enthüllen, die unter dem schimmernden Gewande der Allegorie und Symbolik verborgen sind. Denn auch Ariels ganzes Thun und Wesen ist bis ins Einzelnste hinein voll Sinn und Bedeutung; ja man darf sagen, daß kein Wort zu seiner Characteristik verwendet ist, das sich nicht aus der Idee ableitete, die wir seiner Erscheinung untergelegt haben. Manches der Art ist oben ausgeführt, Anderes wenigstens angedeutet; wir sahen wie selbst jene unbedeutenden, scheinbar sinnlosen Liedchen Ariels in der Idee des Naturgeistes und seines augenblicklichen Webens und Wirkens die unzweifelhafte Quelle ihrer eigenthümlichen Conception haben, wie alle die mannichfachen so verschiedenen Verwandlungen Wirkungsarten und Wirkungskreise, in die er eingeht, sich

aus jener einheitlichen Grundanschauung seines universellen Wesens mit sicherer Consequenz ergeben. Sehr vieles Einzelne, was über ihn wie über Prospero und namentlich über das allegorisch bedeutsame Verhältniß zwischen beiden weiteren Aufschluß geben könnte, muß unerhoben bleiben. Nur über Miranda und ihre Stellung zu Prospero haben wir uns noch insbesondere zu erklären.

Wir haben schon oben Miranda unter dem allgemeinen Gesichtspunkt aufgefaßt, daß sie die Lieblichkeit der reinsten Unschuld, wie Ferdinand die Männlichkeit der Tugend, gegenüber den frevel- und schuldbehafteten Elementen des Drama's repräsentirt. Es möchte kaum zu gewagt sein, diese allgemeine, dem allegorischen Zwecke des Ganzen dienende Bedeutung als die vorwiegende auch für sie in Anspruch zu nehmen. Erscheint sie doch in der That überall weit mehr als die gehorsame ehrfurchtsvolle Pflegetochter des Zauberers Prospero, viel weniger als das zärtlich sich anschmiegende Kind des Herzogs. Schon dieß, daß ihr jetzt erst, wo ihr Geschick eine Wendung erfahren soll, von Prospero mitgetheilt wird, wer sie sei, muß auffallen. Warum hat doch der Vater bis zum sechszehnten Jahre der Tochter noch nie von ihrem beiderseitigen Mißgeschick gesprochen? Und jetzt, da er es thut, warum äußert er sich gerade so, daß Miranda verwundert fragen muß: seid ihr denn nicht mein Vater? Und warum antwortet er ihr hierauf nicht mit einer einfachen bejahenden Versicherung, sondern so geschraubt und fast ausweichend:

Ein Tugendbild war deine Mutter, und
Sie sagte — du wärest meine Tochter; und dein Vater
War Mailands Herzog.

Ja da nun zum erstenmal die Rede auf ihre Mutter kam, ist es nicht unnatürlich, daß die Tochter gar nicht weiter von ihr zu hören begehrt? Und warum ist sie so theilnahmlos bei der ganzen Erzählung, warum interessirt sie sich nicht lebhafter für ihr früheres Geschick, da sie doch aus einem armen, anspruchlosen Mädchen auf einmal zur Prinzessin wird? Dieß alles scheint mir nur begreiflich, wenn der Dichter eben nicht die Prinzessin, nicht die Tochter des Herzogs, sondern mit entschiedener Betonung nur die Unschuld und liebliche Natürlichkeit der pflegebefohlenen Tochter des Zauberers in Miranda zur Darstellung bringen wollte. Aber mehr noch, Wie kommt es doch, daß gerade Miranda die Lehrmeisterin des schnöden Sclaven Caliban sein muß, warum nicht Prospero selbst? Und welche Sprache führt sie gegen ihn! Woher nur hat ein Mädchen, das in dieser Einöde aufgewachsen ist, das außer ihrem Vater noch kein Menschengebilde gesehen, ja nicht einmal durch Erzählung von dem Laufe der Welt bisher gehört hat, gleichwohl so entschiedene Begriffe von Bös und Gut, so scharfe Unterscheidung zwischen niederer Art und edleren Naturen? Und wie kann Miranda endlich, um nur dieß Eine noch anzuführen, am Schlusse des Stückes bei dem Anblick Alonso's und seiner Gefährten so verwundert sein, daß sie ausruft:

O Wunder!
Was giebts für herrliche Geschöpfe hier!
Wie schön der Mensch ist! Wackre neue Welt,
Die solche Bürger trägt!

Gerade, als ob sie in ihrem Vater und ihrem Geliebten noch keine Menschen gesehen hätte! Dieß sind unlösbare Fragen und Räthsel, wenn nicht die allegorische Ten-

denz des Stückes auch für die Bedeutung Miranda's mit vorwiegender Geltung zu Hülfe genommen wird. Es liegt, so muß man glauben, in ihrer Natur, welche der directe Gegensatz gegen das Böse und Unedle ist, daß sie diesen ihren Gegensatz inne wird, und wo er sie berührt zu bekehren und zu überwinden strebt. Ist sie aber die personificirte Erscheinung der Unschuld, dann ist auch hinreichend erklärt, warum sie selbst sich so wenig als Kind des Herzogs fühlt, daß sie weder sich noch ihren Vater Prospero zur Menschenwelt rechnet, die ihr vielmehr als neue Welt erscheint, in der sie jedoch, die liebliche Unschuld, gerne wohnen, mit der sie gerne verkehren möchte, ohne zu ahnen, daß auch dort ihr Gegensatz sich wieder finden werde. Dann aber dürfen wir auch in Ferdinand die symbolische Erscheinung der im Kampfe mit der Welt und dem eignen Herzen bewährten männlichen Tugend finden, welche Prospero, der Zauberer, wiewohl erst nach bestandener Prüfung und unter fortwährender ernster Warnung, des lieblichen Bundes mit seiner edlen Tochter würdig hält. Wie schön und sinnig erklärt sich von hier aus die Stelle, wo Ferdinand und Miranda beim Schachspiel sich gegenseitig den Vorrang in der Selbstverläugnung der Liebe streitig machen, indem jener der besorgten Unschuld versichert, daß er nicht um die Welt sie übervortheilen möchte, diese hinwieder betheuert, daß sie lieber sich alles eigenen Urtheils begeben, als mit ihm hadern würde, und gält' es zwanzig Königreiche. Unschuld und Tugend sind beide gleichfern von egoistischem Begehren; in ihrem Bunde ist nur Wetteifer der Liebe, keine Entzweiung möglich.

Mit dem Allen soll indeß keineswegs gesagt sein, daß

der Dichter die allegorische Bedeutung der dramatischen Personen mit einer Betonung zur Anschauung gebracht habe, durch welche die Fabel in ihrem Rechte verkürzt worden wäre und das Ganze in einen Cyclus von lebenden Bildern hätte zerfallen müssen. Vielmehr ist es überall die Fabel, welche der dramatischen Verknüpfung und Bewegung Halt und Form giebt, so daß selbst Prospero, und noch viel mehr Miranda und Ferdinand trotz ihrer wesentlich ideellen Lineamente doch überall nur denken, fühlen und handeln, wie es das Maß der Lage und Verhältnisse rechtfertigt und verlangt. Daraus aber leitet sich in nothwendiger Folge ab, daß das eigentlich bedeutsame Element in den einzelnen Personen wie im Ganzen sich hinter der Fabel verbirgt, welche gleichwohl nur als Unterlage der Entwicklung für das Verborgene dient und dienen soll. Daher denn die mysteriöse Eigenthümlichkeit, die wir an unserm Stücke gewahren, und die nun erst dadurch noch auf's Höchste gesteigert wird, daß im Widerspruch mit jenem Bestreben des Verbergens zwei auffallende Figuren von evident allegorischem Character in's grellste Licht gestellt sind. Aber dieses ganze Unternehmen, das allegorische Element mit dem dramatischen fast bis zur Identificirung zu vermischen, ist so meisterhaft gelungen, daß wir, statt mit dem Dichter darüber zu rechten, vielmehr zur staunenden Bewunderung seiner Kunst hingerissen werden, die es vermochte, einen so ernsten und tiefen Ideengehalt in das anmuthige Gewand lebensfrischer Gestalten, Vorgänge und Verhältnisse zu kleiden, und die, indem sie unsern schaulustigen Sinn mit überraschenden Bildern befriedigt, uns zugleich die Gewalt erhabener Vorstellungen und Gedanken fühlen und unsre

Ahnung sofort in die Tiefe eines bedeutungsvollen Hintergrundes des Ganzen sich eintauchen läßt.

Um jedoch schließlich eben auf diese Bedeutung des Ganzen im Verhältniß zur Anlage noch einen überschauenden Blick zu werfen, so leuchtet nun wohl von selbst ein, wie der Dichter der nachgewiesenen Tendenz gemäß die eigentliche Fabel nothwendig so gestalten mußte, daß sie, wenn auch als formgebende und nach allen Seiten hin bedingende Unterlage, doch nicht mehr als Hauptsache und Selbstzweck erscheinen könne. Darum also ist es geschehen, daß aller eigentlich dramatische Stoff der Fabel schon in der Exposition absorbirt ist, daß die Fabel selbst gerade nur an ihrem Schlußpuncte aufgenommen und auch der Weiterentwicklung dieses Punctes nur so viel Raum gewährt ist, um das Endergebniß in sein directes Gegentheil umschlagen zu lassen. Gerade in einem derartigen Umschlag documentirt sich im Leben die übermenschliche Lenkung irdischer Geschicke am deutlichsten, wird das Hereinragen unsichtbarer übernatürlicher Mächte in die Welt des Sichtbaren und Natürlichen am meisten fühlbar. War daher das entschiedene Absehen des Dichters darauf gerichtet, das unserm Stücke so eigenthümliche symbolisch-allegorische Element vorwiegend zur Geltung und zu möglichst allseitiger Darstellung zu bringen: was konnte ihm dann näher liegen und geeigneter erscheinen, als gerade an diesem Puncte anzuknüpfen, welcher für eine bedeutsame Ausbreitung der Ideen so günstig war, ohne doch deren Träger zu bloßen Schemen der Wirklichkeit zu verdünnen. Da sich in diesem Puncte wie in einem Brennpunkte der ganze Inhalt der Fabel sammelt und wiederspiegelt, so gewinnt das Stück, an ihn anknüpfend, eine

nach allen Seiten hin geebnete und gleichmäßige Unterlage, und indem das Ganze nur darauf gerichtet ist, die Entwicklung dieses Punctes zum Umschlag seiner Bedeutung in ihr Gegentheil fortzuführen, ergiebt sich auch eben damit nicht nur eine oberste ideelle Tendenz, von der alles Einzelne seine bestimmte Färbung erhält, sondern auch ein einheitliches Ziel, dem alle Fortbewegung zustrebt, zu dessen Erreichung sich alle Vorgänge und symbolischen Darstellungen dienlich und sinnvoll unterordnen.

Ueberaus schön und bedeutungsvoll ist nun aber innerhalb dieser einheitlichen Zusammenstimmung des Stoffes, der ideellen Tendenz und des Zieles der Mittelpunkt der Dichtung gewählt, der uns drei von einander ganz unabhängige Bilder in Einer Reihe vor Augen stellt. Das erste läßt uns das Glück und den Zauber der Liebesunschuld in dem Begegnen Ferdinand's und Miranda's schauen; das letzte enthält die Darstellung des Gerichts über die drei Sündenmänner Alonso, Sebastian nnd Antonio; — beidemal ist Prospero gegenwärtig, das erstemal zur Seite, das zweitemal in der Höhe sichtbar. In der Mitte zwischen beiden gewahren wir ein Gemälde, das in dem Rathschlage des betrunkenen seiner Sinne nicht mächtigen Stephano mit Caliban uns offenbar den Uebergang von der Unschuld des Herzens zur Erwerbung der Schuld versinnlicht, in komischer zwar, aber meisterhafter Weise ausgeführt. Den Gedanken, auf welchem diese Mitte des Stückes ruht, wird man demnach kaum anders ausdrücken können, als so, daß man mit Benützung des bekannten Dichterwortes sagt, es habe dargestellt werden wollen: Liebe und Unschuld sei des Lebens höchstes Glück, der Uebel größtes aber sei die Schuld.

Indeß erhebt sich zugleich, wie wir gesehen haben, das Gedicht zu noch weit höherem Gedankenfluge, indem es uns in dem Verhältniß Ariels und Calibans zu Prospero die gegensätzlichen Mächte der natürlichen wie der sittlichen Weltordnung aufzeigt, und uns in der Erscheinung des eben so weisen und gütigen als mächtigen und strengen Zauberers den Lenker der Geschicke, den Vater der Unschuld, den Richter über die Sünde und den die Herzen mit sich versöhnenden Gott vergegenwärtigt, der zwar, wie die Sachen stehen, das Böse in der Welt duldet, jedoch nur so, daß er es einschränkt, im Zaume hält und sogar zu seinem Dienste zwingt. Wahrlich, ein erhabener und würdiger Inhalt für ein Gedicht, mit welchem, wie nach Allem wahrscheinlich ist, Shakespeare's Genius seinen hohen Flug beschließen und die Nachwelt in sein letztes reichstes Erbe einsetzen wollte. Denn von hier aus angesehen hat das Ganze, man möchte sagen, die Bedeutung einer Theodicee, einer begeisterten Rechtfertigung und Verherrlichung der göttlichen Weltregierung, tiefsinnig in Gedanken, erhaben in Worten, wundervoll und prächtig im Schmucke poetischen Gewandes. Es ist wahrhaft „himmlische Musik", die uns der große Meister in diesem Hymnus hören läßt, seine Elfen haben ihm den geforderten Dienst nicht geweigert.

Mögen denn endlich vor diesem letzten „feierlichen Liede" jene kreischenden Laute verstummen, die noch immer hie und da den Dichter einer unchristlichen oder gar frivolen Gesinnung und Weltanschauung beschuldigen wollen. Man vergleiche mit dem tiefen feierlich stillen Hintergrunde des ganzen Gedichts jene erhabene Stelle, wo der Dichter nicht nur auf die Nichtigkeit und Vergänglichkeit, sondern auch auf einen Tag

der Verklärung alles Irdischen hinweist, und man wird zugestehen müssen, daß eine derartige Anschuldigung nicht glänzender widerlegt werden könnte, als es der Dichter selbst hiemit gethan hat. Längst ist diese Stelle und allgemein bewundert und schon Tieck hat angemerkt, daß sie um so augenfälliger wird, da sie mit ihrer Erhabenheit in Gedanken und Worten an dem Orte, wo sie steht, durch den Zusammenhang nicht gerechtfertigt ist. Sie documentirt sich also selbst als ein Erguß persönlicher Anschauung und Gesinnung des Dichters und wird dadurch um so bedeutungsvoller. Ich theile sie zum Schlusse dieses Vortrags mit; die Worte sind an Ferdinand gerichtet in dem Augenblicke, wo die schönen Luftbilder auf Geheiß des hohen Zauberers verschwinden, um der Wirklichkeit Raum zu geben. Da spricht Prospero, der Dichter, also:

Mein Sohn, ihr blickt ja auf verstörte Weise,
Als wäret ihr bestürzt: seid gutes Muths!
Das Fest ist nun zu Ende; unsre Spieler,
Wie ich euch sagte, waren Geister, und
Sind aufgelöst in Luft, in dünne Luft.
Wie dieses Scheines lockrer Bau, so werden
Die wolkenhohen Thürme, die Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der große Ball,
Ja was daran nur Theil hat, untergehn;
Und wie dieß leere Schaugepräng erblaßt,
Spurlos verschwinden. Wir sind solcher Zeug
Wie der zu Träumen, und dieß kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf. —



Ueber
Gutzkows Ritter vom Geiste,

von

F. L. Hoffmann.

Haben Sie die Ritter vom Geist schon gelesen? war vor kurzem noch das Stichwort zur Eröffnung einer Conversation in jeder Gesellschaft, die sich nur einigermaßen über das Geplauder der Alltäglichkeit erhob. Die Verneinung dieser Frage heftete fast einen Makel an, wenn man nicht so glücklich war die unverzeihliche Versäumniß mit der Ausrede wichtigerer Studien oder gehäufter Berufsgeschäfte entschuldigen zu können. Verstimmt von den Weltbegebenheiten, welche keinem zu Danke waren, griff man hastig nach einem neuen Unterhaltungsstoff und trieb gemeinsam das alte Lieblingsfach populärer Aesthetik. Als wären es wirkliche Personen, so nahm man Partei für oder gegen die Bildungen, und ergötzte sich an Schlurcks geistreichen Plaudereien, und war gespannt auf Egons weitere Thaten, und erging sich in Vermuthungen, wie es noch werden würde mit dem Schrank und dem Bild und den Millionen. Endlich

war es also wieder einem deutschen Dichter gelungen, das Publikum mehr als oberflächlich zu interessiren. Schien es doch ein Jahrzehent lang, als wären wir dazu verurtheilt nichts mehr als nachgebrühten Thee zu trinken; Mysterien von Paris, ewiger Jude, sieben Todsünden, Monte Christo, welche die abgestumpften Nerven der Pariser gereizt hatten, erregten selbst im Aufguß der Uebersetzungen unsre Phantasie fieberhaft mit ihren Schreckgestalten. Ein Glück noch, daß über den Canal herüber Bozens unerschöpflicher Humor, der neben den französischen Stimulantien eine gesunde Nahrung bot, um die nehmliche Zeit zu uns seinen Weg gefunden. Aber bei alledem blieb es für den Freund der vaterländischen Literatur eine traurige Thatsache, daß der lesende Theil seiner Nation vom Auslande völlig abhängig sei.

Da verbreitete sich durch alle Zeitungen die Nachricht: Gutzkow schreibt einen neunbändigen Roman, die Ritter vom Geiste betitelt: Gutzkow? unter den deutschen Dichtern der Gegenwart der begabteste! einen Roman von neun Bänden? welche Aussicht auf Unterhaltung! den muß man schon lesen um der Seltenheit willen; ein neunbändiger Roman findet einen größern Kreis als ein dreibändiger. Dazu erscheint er nach und nach; man wird nicht erdrückt durch die Masse des Stoffes; man kann sich Zeit nehmen. Und wie heißt er? Die Ritter vom Geist? Ein Ritterroman? Ein Geisterroman? Was sind das für Leute, die Ritter vom Geist? Was wollen sie? Wo und wann lebten sie?

Der erste Band führte sich ein mit einer Vorrede voll Selbstgefühl, das man gleichwohl von vorne herein

nicht berechtigt war für Selbsttäuschung oder Anmaßung zu erklären. Der Dichter läugnet, daß er „in seinem über das deutsche Maß hinausgehenden Werke die Franzosen hätte nachahmen wollen, jene Feuilleton-Romane oder Fortsetzung-folgt-Romane." Es schmeichelt den Deutschen der Schein des Originalen, Tiefen, Gründlichen, und so gern man sich in den Mystères de Paris berauscht hatte, so glücklich fühlte man sich bei der Aussicht durch einen vaterländischen Autor in eine gesundere Athmosphäre auf heimischen Boden versetzt zu werden. Es wohnt in uns bei aller Anerkennung fremden Werthes eine tiefversteckte Nationaleitelkeit, die uns die Ueberzeugung einredet, daß wir denn doch eigentlich das auserwählte Volk Gottes seien. Der Roman, fuhr die Vorrede fort, habe durch dieses Werk eine neue Phase erlebt: „der alte Roman stellte das Nacheinander kunstvoll verschlungener Begebenheiten dar, der neue Roman ist der Roman des Nebeneinanders." Wohl schüttelte bei dieser Stelle mancher Kritiker ungläubig den Kopf: Wie? ist es denn nicht erste Bedingung jeder Handlung, daß Kräfte nebeneinander bestehen, die sich fördern oder hemmen, und durch deren Aufeinanderwirken allein eine Veränderung möglich wird? Und andererseits, wie will der Dichter etwas geschehen lassen außer in dem Nacheinander? Die Ankündigung seiner neuen Romangattung könnte also nur den Sinn haben, daß er die nebeneinander thätigen Kräfte ins Ungewöhnliche vermehren und die Zeit der Handlung unter das bisherige Maß verringern wolle. Wird da die Entwicklung der Charaktere, wird da die Schürzung und Lösung eines Knotens ohne viele Unwahrscheinlichkeiten noch möglich sein? Und haben denselben Versuch nicht bereits vor

Gutzkow die Franzosen gemacht? Doch reflectirten im ersten Augenblick so nur die ausgemachten Skeptiker; das große Publikum, welches in heiliger Unschuld das Gedruckte für wahr nimmt, glaubte an die Erfindung einer nenen Romangattung und ging über etwaige Bedenken um so leichter hinweg, weil gleich auf jene Versicherung der für gute Herzen erbauliche Satz folgt: „Durch diese Behandlung kann die Menschheit aus der Poesie wieder den Glauben und das Vertrauen schöpfen: daß auch die moralisch umgestaltete Erde von einem und demselben Geiste doch noch könne göttlich regiert werden.“ Wie gnädig! mochte mancher schärfer Blickende bei sich sagen! Also die göttliche Weltregierung kann doch noch bestehen, auch wenn ihr eure Verbesserungspläne durchgesetzt habt? oder er erklärte wie Rosenkranz jenes doch noch für unverständlich und meinte, die moralisch umgestaltete Erde, müsse um so mehr können göttlich regiert werden; indeß der Dichter damit nur eine tröstliche Versicherung den ängstlichen Seelen geben wollte, die bei jeder einigermaßen bedenklichen Aeußerung alsbald die Religion gefährdet wähnen. Der gewöhnliche Leser nahm sich aus Gutzkows Versprechen nur die Zuversicht von der tiefen Sittlichkeit des dargebotenen Werkes, und wie sie gewohnt sind bei aller Erbärmlichkeit des öffentlichen Lebens, von der sie sich ja doch persönlich nur oberflächlich berührt fühlen, leichthin auf die Zukunft zu bauen, so mochte nach dem Schluß der Vorrede sich ein jeder selbst für einen der Ritter vom Geiste halten, „als der Getreusten und Besten, die getrost in dem einen Geiste der Freiheit und Hoffnung fortwandeln trotz den laufenden tagesüblichen Bedrängnissen.“ So steigerte jedenfalls diese eigenthümliche Vorrede eine

im ganzen günstige Erwartung, und der sehr fein berechnende Autor sah vorher, daß auch etwaige Zornesäußerungen gereizter Gegner, die sich auf solche Ankündigung hin in die Brust werfen würden, nur zu größerer Verbreitung des Werkes dienen könnten.

Gutzkow besitzt etwas von Lessings Gaben. Scharfer Verstand, überreiche Combinationskraft, merkwürdige Herrschaft über den umfangreichsten Stoff, seltene Fähigkeit das Trockenste durch die Darstellung zu erfrischen, Kenntniß aller Mittel Effect zu erregen verbunden mit kluger Mäßigung, die sich innerhalb gewisser Schranken des Schicklichen hält, sind Eigenschaften, welche er, wie sein großer Geistesverwandter in hohem Grade in sich vereinigt. Gutzkow dichtet ferner wie Lessing mehr mit dem Kopf als aus jener unmittelbaren Schöpferkraft, die eine gütige Gottheit ihren seltensten Lieblingen in die Brust gesenkt hat. Darum sind auch in unserem Romane die lyrischen Gedichte alle zusammen mittelmäßig; denn in der Lyrik läßt sich mit dem Verstand am wenigsten ausrichten. Auch hat er mit Lessing jene Vertrautheit mit dem Theaterwesen gemein, die dem Romanschreiber so gut zu Statten kommt als dem Bühnendichter. Wie z. B. im Drama eine klare und zugleich fesselnde Exposition eben so schwer als förderlich ist, so nicht minder in der Erzählung. Zuschauer und Leser wollen gewonnen, wollen aus der gleichgültigen oder gedrückten Stimmung, die sie zum Schauspiel oder zum Buche mitbrachten, erst herausgerissen sein. So hat denn der Dichter unsres Romans gleich im ersten Bande alles aufgeboten, um für den Stoff wie für viele der Hauptpersonen Theilnahme zu wecken. Wie fesselnd schon der Anfang! Der zeichnende Sieg-

kert, der seltsame, malcontente Hackert, drüben im düstern Park die gute Weinspenderin mit dem menschenscheuen alten Pflegevater der Thiere; die geschwätzige, zuthuliche Frau Trompetta mit dem aristokratischen Fräulein Flottwitz, dann Dankmar und die Unterhaltung mit dem Bruder im Pelikan, nachdem der wunderliche halbe Proletarier dem Argwöhnischen die hundert Thaler vor die Füße geworfen. Der hoffnungsreiche Schrein ist gestohlen an der Schmiede von Plessen: auf, fort! ihn zu suchen; abermals desselben Hackert aufdringliches Anerbieten; nun die interessante Unterhaltung mit dem geistreichen Epicureer Schlurck und dem bornirten Heidekrüger, Hackerts gespenstisches Nachtwandeln, Schlurcks Schrecken und auffallende Freigebigkeit; dann weiter im gelben Hirschen der treuherzige Förster Heunisch mit seiner naiven Schilderung des Pietistenwesens unter der alten Fürstin und seiner Anhänglichkeit an seine liebe Nichte; der gebildete, schon gestern im Heidekrug auffallend gewesene Tischlergesell, der sich als neuangekommener Fürst von Hohenberg ausweist; das Treiben der Massagläubiger im fürstlichen Schlosse, die auf den Wink der coquetten, schönen Melanie gewärtig, ein nichtiges Genußleben führen; unter ihnen der fromme Pfarrer Stromer, im Begriff sich zum leichten Schmetterling zu entpuppen, der langbeinige, etwas umständliche Justizrath Zeisel mit seiner adelsstolzen Frau Gemahlin, einer geborenen von Nutzholz-Dünkerke, Lasally, der blasirte Werber Melaniens, der zweideutige Schleicher Bartusch, der mit göttlichem Humor gezeichnete alte Geck Herr von Harder, welchem das lose Mädchen die Rose reicht; die Beängstigung Melaniens über den Anblick des Nachtwandlers, und dann ihre glücklich leichtsinnige Erwartung des vermeintlichen Prin-

gen; — das alles durchwoben und umkleidet mit Sommerhimmel und Landschaftsgrün, eingestreut in Berg und Thal, in Dorfschenke und Fürstenschloß, — welche Fülle von Stoff, welche Abwechslung von Ernst und Scherz, von anmuthigen Beschreibungen und fesselnden Gesprächen, welches Ineinanderspielen von Gegenwart und Vergangenheit; von allgemeinem und persönlichem Inhalt, welche spannenden Fragen und Räthsel, die mit Ungeduld zu weiterem Nachforschen treiben! Dabei alles so lichtvoll, die Personen so scharf abgegränzt, so sichtbarlich vor die Augen gestellt. Den alten Schlurck, meint man, müßte man mit Händen greifen können, dem Hofgartenintendanten müßte man schon einmal begegnet sein; die rundliche Trompetta, die blonde Flottwitz mit den langen Hobelspanlocken glaubt man auf den ersten Blick zu erkennen, und einige Stunden unter Melaniens holdem Scepter zu stehen möchte keiner sich weigern, der für der Schönheit Reiz nicht unempfänglich ist. Mit einem Worte, der erste Band, die Exposition des Romans, ist so gelungen, daß mit ihm bereits die Gunst des Publikums erobert war.

Als nun in mäßigen Zwischenräumen die weitern Bände folgten, da lief wohl viel des Langgesponnenen mitunter und viel des Bedenklichen; doch über die Langeweile tröstete immer gleich die Hoffnung auf den nächsten Band, über das Bedenkliche hob die Erwartung späterer Lösung hinweg, und die durch wohlvertheilte Einführung frischer Personen und Verwicklungen angeregte Neugier ließ es nicht leicht zur Uebersättigung kommen, — bis sich am Ende des Ganzen selten einer vollkommen befriedigt fand.

Darüber, denke ich, sind alle einverstanden, daß das Werk im Ganzen weitaus die wichtigste Erschei-

nung auf dem Gebiete der neuesten deutschen Belletristik ist; über seinen allgemeinen Werth hat die Nation bereits gerichtet. Ohne Sclave der öffentlichen Meinung zu sein, unterwerfe ich mich gern in so weit ihrem Ansehen, daß ich sie über Zufall und völlige Täuschung erhaben achte. Manches Gute bleibt übersehen, aber das einmal als gut Erklärte wird niemals völlig unberechtigt zu solcher Ehre kommen. Ein Buch, das so beispiellosen Erfolg in allen Kreisen der Gesellschaft gehabt, muß seine bedeutenden Vorzüge besitzen, die ihm kein Kritiker abdisputiren kann. Es bleibt unter diesen Umständen nächste Aufgabe der Beurtheilung, diese Vorzüge ans Licht zu ziehen; dann mag sie in zweiter Reihe immerhin ihre etwaigen Bedenken anschließen.

Die Lesewelt wird zumeist von dunklen Vorstellungen bestimmt, die sich mehr durchs Gefühl denn durch klare Einsicht als Wohlgefallen, Abneigung oder Gleichgültigkeit kund geben. Sympathie und Antipathie aber beruhen auf Stimmungen, diese häufig auf Zeitverhältnissen, und wenn ein Autor die letztern geschickt zu benützen, wenn er durch Eingehen auf die jeweiligen Lieblingsthemata zu bestechen wüßte, so würde er seiner Arbeit in der allgemeinen Gunst mächtigen Vorschub leisten. Wird die Arbeit selbst dadurch besser? Mit nichten; aber sie wird zeitgemäß. Es ist das einer von den erlaubten demagogischen Kunstgriffen, deren ein moderner Schriftsteller, um sich Gehör zu verschaffen, schwerlich entrathen kann.

Der Vortheil der Zeitgemäßheit kommt nun unserem Romane im höchsten Grade zu Statten; denn es spielt derselbe fürs erste von der unmittelbarsten Ver-

gangenheit an herein bis in die Gegenwart. Das Trauerspiel der Revolution und Reaction, das wir alle unter lebhaftem Antheil des Gemüths mit angesehen, in dem wir theilweise als Statisten oder Spieler untergeordneter Rollen selbst mitgewirkt haben, erhalten wir in wohlgelungenen Skizzen nachgezeichnet. Der preußische Staat, die Hauptstadt, der Hof, die Hofpartei, die verschiedenen Schichten der Gesellschaft, alle mitten im Zustande der Aufregung, bis die alte Legitimität gewaltsam Siegerin bleibt, alle mehr oder minder betheiligt an der Haupthandlung, besorgt für ihre Interessen, bedroht in ihrer Geltnng, kämpfend für ihre Existenz; jenes Preußen, auf welches alle Parteien aus allen Gauen Deutschlands mehrere Jahre instinktartig mit Hoffnung oder Zagen hingeblickt, weil dort die Haupttage der Entscheidung kommen mußten. Der Dichter nennt den Schauplatz seiner Geschichte nicht, aber er läßt ihn den blödesten Leser errathen. Ei die Hauptstadt ist ja Berlin und Hitzreuters Fortuna das Kroll'sche Etablissement und Sansregret Sanssouci, ruft selbst der Philister aus, der die Weltbegebenheiten nur beim Bierglase zu studiren pflegt, und der Reubund ist der Treubund und Volland von der Hahnenfeder ist Radowitz und Rochus von Westen ist Prokesch von Osten. Und wer mag denn dann, fragt man sich weiter, Propst Gelbsattel sein? Hengstenberg, sagen die einen, denen bloß dieser eine populär gewordene Name geläufig ist; nein, Eylert, entgegnen die unterrichteteren. Es ist, als wenn man Rebus auflöste. Man hat es dem Dichter mit Unrecht zum Vorwurf gemacht, daß er durch Portraitirung bekannter Persönlichkeiten das Publikum zu weiterem unnützem Nachforschen und somit zur Klatschsucht verleite, so

daß es auch hinter ganz erdichteten Dingen ein verstecktes Pasquill suche; daß er durch Mischung von Wahrheit und Dichtung die Ehre angesehener Männer verdächtige, nur um seinem Roman einen pikanten Beischmack zu geben. Wer berechtigt uns bei Benützung der Wirklichkeit an den Poeten andere Anforderungen zu stellen als an den Maler und Musiker? Wer verargt dem letztern das Einweben von Volksweisen, wer dem erstern die Uebertragung seiner Natur- und Menschenstudien auf eine ideale Landschaft oder ein Historienbild? Von jeher haben die Dichter eine gleiche Befugniß billigerweise in Anspruch genommen; ja man hat sie gelobt, wenn sie nach dem Leben arbeiteten; man hat gelehrte Untersuchungen angestellt, wer wohl zu dieser oder jener Persönlichkeit Gestalt und Farbe geliehen, und nun will man's auf einmal Gutzkow verargen, wenn er bei einer solchen Fülle von Personen einige bekannte Charaktere genau nachcopirt? Ich will bei dem klugen Schriftsteller nicht einmal die Absicht durch manche Portraitähnlichkeit auch die neugierigen Leser zu reizen in Abrede stellen. Warum sollte er irgend ein erlaubtes Mittel verschmähen seine umfassende Dichtung anziehend zu machen? Da soll er wieder seiner Satire auf den preußischen Staat die Spitze abbrechen, indem einzelne seiner Schilderungen zuträfen, andere nicht, indem z. B. das Ministerium Brandenburg wohl dieselben Maßregeln ergriffen habe wie Egon, aber nicht aus denselben Motiven; als ob es auf direkte Satire abgesehen wäre und nicht auf Schöpfung eines selbständigen Kunstwerkes, das mit den Bewegungen auf dem Welttheater nur seine Hauptberührungspunkte hat. Jedenfalls hat Gutzkow durch Hereinziehen bekannter Verhältnisse und Charaktere

seinem Werk ein lebhaftes, wenn auch mehr zufälliges Interesse zugewendet. Hat er dieses auch eher spekulirender Berechnung als dichterischem Genie zu danken, so kann ihn deßhalb kein Tadel treffen. Wie lange ist's denn her, daß man den Dichtern allseitig zurief: Ihr deutschen Poeten verirrt euch zu den Löwen in der Wüste und versteht es nicht, dem Leben euch anzuschließen? Nun es der talentvollste versucht hat, vom Leben ein poetisches Abbild zu geben, ist man nicht übel geneigt ihn als Pasquillanten zu verschreien.

Wie mit Begebenheiten und Personen, verhält es sich mit den verschiedenen geistigen Richtungen und Ansichten politischer, socialer, philosophischer, religiöser Natur, die in diesem Roman ihre symbolische Vertretung und geistreiche Erörterung finden. Völlige Unparteilichkeit kann man vom Dichter noch weniger verlangen als vom Geschichtschreiber. Wer in einer Zeit der Gegensätze sich in unentschiedener Mitte hält, verliert die Fähigkeit die Extreme zu fassen, von denen doch das Leben bewegt und getragen wird; die entschiedenen Farben der Kämpfer verschwimmen ihm alle im grauen Nebel seines höhern Standpunktes. Da lobe ich mir die Einseitigkeit, die sich keine Gewalt anthut, den Gegnern zu schmeicheln; die naive Einheit des Lebens ist längst dahin, so gebe auch keiner sich die undankbare Mühe allen Parteien gerecht zu sein, am wenigsten ein Poet, der Energie und Leidenschaft weit nöthiger braucht als historische Treue. Von seinem ersten Auftreten an stand Gutzkow in entschiedener Opposition zum Christenthum; die Zweiflerin Wally sprach sich in ziemlich ähnlicher Weise aus, wie Melanie über Stromers anbrechende Weltlichkeit ihre Befriedigung äußert. „Apollo steht auf dieser Wolkenschicht

und Christus auf der andern", bemerkt Leidenfrost, die Unverträglichkeit des Christenthums mit der Kunst hervorhebend. „Wir haben eine Religion, sagt Dankmar, d. h. Gutzkow selbst, die christliche, die in ihrer eigentlichen Bedeutung nur noch wenige bindet; eigentliche Christen gibt es gar nicht mehr;" und Ackermann, sein Träger geprüfter Lebensweisheit, ging in seiner Uebereinstimmung mit Dankmar so weit, daß er geradezu von unserer Zeit zugab, sie wäre reif zu einer neuen Messiasoffenbarung. „Aber ein Individuum, läßt sich sein Lieblingsheld weiter heraus, vermöchte nicht mehr die ehemalige Wirkung zu thun, sondern der rein herausgestellte Begriff der Menschheit würde an sich selbst zum Befreier werden," oder mit andern Worten: die Ritter vom Geiste, in weitester Ausdehnung über die Erde verbreitet, würden in der neuen Zeit die Stelle des Messias vertreten. Genug, es ist seit lange eine mit des Dichters Denkart innig verwobene Ueberzeugung, daß das Christenthum eine der Gegenwart nicht mehr genügende, die Bedürfnisse der Menschheit nicht mehr vollkommen befriedigende Religion sei. So wiederholt er denn auch in diesem Romane mit einem Ton innern Wohlbehagens häufig genug die Bemerkung, wie diese oder jene seiner Hauptpersonen seit vielen Jahren keine Kirche besuche, und macht die Kirchlichen meist zu Heuchlern oder Geistesschwachen. Dieser Geist der Verneinung hat ihm die Stimmen der Frommen entzogen, aber dafür gewonnen alle mit der jetzigen Hierarchie Unzufriedenen, welche die Mißbräuche kirchlicher Einrichtungen oder die veralteten Dogmen der Scholastik mit dem Christenthum für identisch achten und in der Gegenwart doppelt gereizt sind, weil das Schwert mit dem Krumm-

stabe verbunden fast überall die Religionsgesellschaften, die sich mit freiern Bekenntnissen nnd demokratischer Gemeindeordnung gebildet hatten, gewaltsam unterdrückt hat.

Einen größern Zauber noch als der religiöse übt in der Gegenwart der politische Liberalismus, der in den verschiedenen Trägern des Romans manchfach modificirt zu Tage liegt. Die weit über das erwartete Ziel vorgeschrittenen Maßregeln der alten herrschenden Partei haben sämmtliche Anhänger eines freiern Staatslebens, welche sich während der Tage der Aufregung in feindliche Lager trennten, vor der Hand wieder unter das Banner stiller Opposition vereinigt. Da gestehen sie sich gegenseitig, man müsse tragend und ausharrend auf eine bessere Zukunft bauen. Louis Armand, Leidenfrost, Siegbert, Dankmar, Werdeck, Oleander, warum nicht auch Justus? die verschiedensten Schattirungen des Liberalismus, haben sich schließlich alle in einen Bund zusammengeschaart mit dem Zweck des passiven Widerstandes, der sich zwar schon mehrmals schlecht genug bewährt hat, aber immer wieder neue Anhänger gewinnt, weil es süß ist nichts zu thun mit dem Bewußtsein, man habe großes gethan. Die Liberalen kommen ins Gefängniß, sind auf der Flucht, fallen durch die tödtliche Kugel des Kriegsgerichts, bis zuletzt der fanatische Hersteller der alten Ordnung abgenützt und gebrochen an Geist und Körper vom Schauplatze tritt mit dem Bekenntniß, daß er für eine Lüge seine Kräfte vergeudet habe. Die Discussion socialer und politischer Fragen nimmt in unserm Roman einen sehr bedeutenden Raum ein; dabei bewegt sie sich fast immer im Allgemeinen, wie auch charakteristisch genug der Socialist Egon, der früher so viel von dem Rechte, der

Würde und Heiligkeit der Arbeit gefabelt, im Besitz der Gewalt, von der Uebermacht der Thatsachen fortgeschoben, seinen Lieblingsgedanken Preis gibt, obschon er gleich bei Uebernahme seiner hohen Stelle, weil er nichts von der Praxis des Staatshaushaltes versteht, sich nur die Principien vorbehalten. So würde es, Werdeck ausgenommen, sämmtlichen Rittern vom Geist ergehen, wenn sie in irgend einem Fache positive Einrichtungen treffen sollten. Sie sind allesammt Schönredner, die sich beim blauen Dunst ihrer Phrasen so behaglich befinden, wie beim blauen Dunst ihrer Cigarren, und hinter der Weinflasche oder Kaffeetasse über die wichtigsten Interessen der bürgerlichen Gesellschaft im geistreichen, witzigen Conversationstone zwanglos ergehen. Gerade diese Art Politik zu treiben eignet sich aber gut für Romanleser; nicht allzu tief und gelehrt, nicht allzu seicht und oberflächlich, doch immer pikant und liberal; die Differenzen des Liberalismus berührt, besprochen, aber dabei bleiben wir alle gute Freunde, sämmtlich Männer edler Gesinnung, auf wenige jedem einleuchtende Grundsätze zu passivem Widerstande vereint gegen die Anmaßung des historischen Rechtes. Aber nicht bloß über Politik und Gesellschaft, auch über Malerei, Oekonomie, Militärwesen weiß sich der Roman eben so geläufig auszusprechen; ferner über das Verhältniß der Kirche zum Staat, über wohlthätige Vereine, über Jesuiten und Freimaurer, über Europa und Amerika; durch die Vielseitigkeit seiner gewandt und geistreich vorgetragenen Ansichten, welche mit den herrschenden der öffentlichen Meinung harmonisch zusammenklingen, hat er gewiß sich eben so viele Anhänger gewonnen, als durch seine poetischen Schönheiten. Alle diese Vortheile indeß würden

dem Buche schwinden, wenn die allgemeine Stimmung sich ändern sollte.

Was aber wird bleiben? Was gibt ihm einen eigenthümlichen Werth, den der wechselnde Luftzug der Volksgunst nicht mit fortzunehmen vermag? Darf es sich etwa an Wilhelm Meister heran wagen, der in ewiger Jugendfrische lebt, auch nachdem der vorwiegende Antheil am Schauspiel, an Shakespeare, an Geheimbündelei, trotz Gutzkows Wiederholung dieses Gedankens, verschollen ist? Es ist keine Unbilligkeit, wenn ich diese Frage aufwerfe und den Dichter durch Zusammenstellung mit Unsterblichem an seine Endlichkeit mahne. Hat er doch selbst in direkten Anspielungen auf Göthe zu solcher Parallele herausgefordert. Scheut er sich doch nicht die „Bekenntnisse einer schönen Seele," das Köstlichste, was in dieser Richtung je geschrieben worden ist, sogar von seiner edelsten weiblichen Gestalt, von Anna v. Harder, mit spöttischen Seitenblicken betrachten zu lassen, und Egon über die Denkwürdigkeiten seiner Mutter die Aeußerung in den Mund zu legen: sie sind die Bekenntnisse einer wirklich schönen Seele. Amanda von Hohenberg, die leichtfertig von dem Cicisbeo ihrer Freundin verführte Frau, die dann den Geliebten eben so leichtfertig aufgibt, um ihrem Bastard die neugewonnenen Vortheile des Reichthums und der Standeserhöhung zu sichern, die nachher in geschmackloser Weise ihre geräuschvolle Frömmigkeit zur Schau trägt, und bei aller Zerknirschung doch die alte folgenreiche Lüge fortbestehen läßt, — Amanda eine wirklich schöne Seele! eine wahre Blasphemie auf den von Göthe erfundenen Ausdruck! — Ein andermal wagt er sein Fränzchen Heunisch gar mit Dorothea zum Nachtheile der letztern zu vergleichen,

„Gerade so stand sie, heißt es, mit dem Bündel da; nur war sie kleiner, aber lieblicher und wohl frischer, als jene Emigrantin gewesen sein mag."

Meine Ansicht offen herauszusagen, ich prophezeihe dem Werke keine dauernde Zukunft; ich achte es nicht höher als Gutzkow Tragödien: viel schlagender Witz, viel bestechender Gedankenschimmer, viel kecke Ueberredungsgabe, ein frischer Ton über das Ganze gebreitet, aber die Wahrheit fehlt in den Charakteren, die Tiefe in den Gesprächen und im Stile jene Schönheit, die das göttliche Kennzeichen des Classischen ist. Gleich einem Erzähler, der sich gern reden hört und seine Anekdoten selbst belacht, der auch etwa der Fassungsgabe seiner Zuhörerschaft nicht allzuviel zutraut, kleidet er einen oft einfachen Gedanken in einen mächtigen Wortschwall, karrikirt wider Willen seine Personen, wiederholt was wir schon wissen, und hetzt manchen guten Einfall selbstgefällig zu Tode. Gleichwohl ist die Kunst der Darstellung an unsrem Dichter die starke Seite. Was er schreibt, ist eben so fließend als geistreich, eben so lebendig als scharf umgränzt und bestimmt. Ich traue ihm die Befähigung zur Classicität zu, wenn er zu streichen und zu bessern nicht unter seiner Würde hielte. Unter den jetzigen deutschen Schriftstellern auf dem Gebiete der schönen Literatur lese ich Gutzkow am liebsten, weil er jederzeit durch Esprit zu fesseln weiß. Aber bei alledem ist er ein Feuerwerker, kein Prometheus: das Pikante überwiegt das wahrhaft Gediegene.

Neben der gewandten Darstellungsgabe und den Reizmitteln, welche unsrem Romane durch seine vielfachen Beziehungen auf Thatsachen und Ansichten des gegenwärtigen

Lebens von außen zuströmen, verstand der Dichter demselben durch die innere Composition der Dichtung selbst reiche Gunst zu gewinnen. Vor allem durch die bunte Mannigfaltigkeit der Personen und Verhältnisse. Gutzkow hat wohl gewußt, was er mit seinem Prinzip des Nebeneinander erreichen wollte. Wie auf einem Jahrmarkte drängen sich Menschen an Menschen, wie in einem Guckkasten folgt Bild dem Bilde. Was bekommt man da alles für Leute zu sehen vom König bis zum Fabrikarbeiter, von der Königin bis zur Dirne! Wie wechseln, wie contrastiren die Situationen zwischen Plessen und der Hauptstadt, in der Schenke, auf der Straße, im Freien, im Thurm, im Schloß, im Garten! Bald ein gemüthliches Stillleben zweier Brüder in beschränkter Junggesellenwirthschaft, bald ein Salon einer ehrgeizigen Frau, hier ein Künstleratelier, dort ein Haus vollgestopft von verworfenem Gesindel und unter diesem vereinzelt die Unschuld in der Armuth. Nun schleppt man uns auf den Fortunaball, nun in die Maschinenfabrik, zu Schlurck, zu Egon, zum Schreiner Märtens, in den Schloßgarten, zur Weinlese bei der Fürstin, in den alten Rathskeller, wieder nach Hohenberg, in den Ullagrund zum Oekonomen, zum Bauern, zur armen Pfarrerin von Plessen, zu Zeisels, ins Forsthaus, wo der Bruder den Bruder mordet, weil dieser gegen die Schwester den tödtlichen Hammer hob. Nun zurück zum reichen Sonderling Otto von Dystra, an Karl Eisolds Leichnam auf den Gottesacker zur Execution des Sergeanten, zu Dankmars Gefängniß, nach Tempelheide zum greisen Freunde der Thierseele, nach Tempelstein zur Eröffnung des Bundes, bis die gewonnene Million in Rauch aufgeht und die ganze Geschichte nach ihrem Ende

eilt. Welch eine Verschiedenheit der Decorationen, der Personen auch neben den Hauptfiguren, oft nur mit ein paar Strichen und doch charakteristisch genug angedeutet! — Und alle diese Menschen, wenn auch nur mittelbar, freundlich oder feindlich zusammenwirkend, wie da die Interessen durch einander spielen, die Intriguen sich kreuzen, die Geheimnisse allmählich ans Licht treten, die Verwirrungen sich auflösen, die Erwartungen zur Erfüllung reifen, die Herzen sich suchen und fliehen, abstoßen und finden! und der große Prozeß, bei dem bis zur dritten Instanz die Entscheidung schwankt. Jeder denkt sich an Dankmars Stelle, möchte selbst mit gewinnen, macht Pläne, was wohl er mit dem vielen Geld anfangen würde. Dann was hat er alles für Probleme in die Mitte geworfen! wie wird's werden mit dem verlorenen Schrank? wie mit dem Bildniß? was mag der Memoiren Inhalt sein? Wer sind Hackerts Aeltern? wie erklärt sich dessen räthselhaft dämonisches Wesen? Was sollen die Andeutungen der unheimlichen Ursula Marzahn? Wer ist Ackermann und woher sein romantisches Interesse an Dankmar und Egon? Wer ist und was beabsichtigt Murray? Was will der kreuzspinnenartige Rafflard? Was wird Egon, der Gewaltherrscher, was werden die Zecks, was Schlurck und Werdeck für ein Ende nehmen? Diese und manche andere Fragen wirft sich der Leser in bunter Abwechslung durcheinander auf, und wenn wieder eine neue Person erscheint, so beschaut er sie genau wie ein Gränzwächter, die Beziehungen zu errathen, in welchen auch sie zu der bereits bekannten Gesellschaft stehen mag. Gar nicht zu gedenken des Antheils, den bei jedem Romane das Herz daran nimmt, ob sie sich „kriegen" oder „nicht kriegen", ein Antheil, wel-

chen der Dichter in mancherlei Weise durch Vervielfältigung betheiligter Personen und ihrer widerstrebenden Neigungen gesteigert hat. Wen wird Melanie, die vielumfreite Schönheit, erkiesen oder erhalten: Dankmar, Siegbert, Lasally, Egon, oder gar am Ende noch Hackert? wen Luise Eisold: Hackert oder Danebrand, oder keinen von beiden? wen Fränzchen Heunisch: Sandrard oder Armand? Wer wird noch das Glück haben den stolzen Dankmar zu erobern, der mit seiner werthen Person so spröde thut? also nicht Melanie? oder doch? oder die Flottwitz? Und um Siegbert werden wohl Mutter und Tochter sich noch schießen müssen? Was wird aus Helene d'Azimont werden, dem gewissenlosen Weibe, die von ihrem kranken Manne weg dem Herzerwählten, der sie mit Füßen tritt, nachgereist ist aus „Seelenpoesie?“ Wird Egon sie wieder zu Gnaden annehmen, die um ihn wie ein Hund winselt? wird sie in Rom sich zu trösten wissen? wird sie noch gar in ein Kloster gehen? So weiß Gutzkow durch eine außerordentliche Fülle von Verhältnissen den Leser zu spannen und von einem Bande zum andern zu treiben bis ans Ende. Und wenn man nun wieder vom Schlusse rückwärts schaut, so gewahrt man gar wohl, daß er alle seine Fäden gleich vom Anfang an zu Zettel und Einschlag schon aufgenommen, und die Stellen wohl berechnet hat, an welchen jeder hervortreten müsse, seinen Theil beizutragen zum farben- und figurenreichen überaus kunstvoll gewirkten Gemälde. Allenthalben gibt er Andeutungen voraus, oft nur mit zwei Worten, und läßt den Leser den eigenen Scharfsinn prüfen und sich freuen, wenn er seine lange gehegte Vermuthung nun wirklich bestätigt findet. Einen so ausgedehnten Plan zu machen ist fürwahr nur einem sehr bedeutenden

Kopfe möglich, und diesen Entwurf geschickt durchzuführen, daß man zwar langsam ahnt, aber nicht erräth, wo die Geschichte hinausläuft, bezeugt eine Herrschaft über den Stoff, eine Besonnenheit und Freiheit in der Behandlung, die schwerlich einem zweiten Schriftsteller Deutschlands gegeben ist.

Indeß weder die glänzende Stilisirung noch die Anspielungen auf die Wirklichkeit, noch das bunte Mancherlei, noch die spannenden Verhältnisse würden dem Werke die Aufmerksamkeit aller seiner Leser erworben haben, auch derer, die sonst mit der Zeit geizen, der Gelehrten, der Geschäftsleute, der Staatsmänner. Es kündigt sich aber auch an, wie wir gesehen haben, mit einer überaus ernsten und wichtigen Haupttendenz: es will die verdorbene Welt moralisch umgestalten, durch ein friedliches Mittel nachhaltig umgestalten. Da verlohnt er sich ja wohl der Mühe, den Werth der neuen Panacee zu untersuchen. Es fragt sich also fürs erste: Ist die menschliche Gesellschaft so krank, wie sie Gutzkow schildert? Es ist ihm bei Einführung seiner vielen Personen keineswegs um ein zufälliges Aggregat zu thun; er hat das löbliche Bestreben ganze Richtungen und Zustände in denselben zu symbolisiren. Sein Nebeneinander soll ein Stück europäischer Menschheit vorstellen, groß und zusammengesetzt genug, um das Ganze zu vertreten. Der Dichter gibt selbst über den repräsentativen Charakter seiner Gestalten hinundwieder die unzweideutigsten Erklärungen ab, z. B. wenn er Dankmar von Hackert behaupten läßt: er sei der Ausdruck des Volkes selbst, der schlechten, bewußtlosen, in Sinnentaumel hindämmernden Masse, das Mittelvolk in seiner Erbärmlichkeit. Und scheinen sie nicht in der That alle

repräsentirt die Lebensstellungen, die religiösen, sittlichen, politischen, socialen Richtungen, Hof, Hofzirkel, Hofpartei, Militär, Beamtenthum, Advokaten, Aerzte, Literaten, Künstler, Geistliche, Bourgoisie, Kleinbürger, Oekonomen, Bauern, Arbeiter, Diener, Sicherheitswächter und Bewachte? Findet nicht die Humanitätsperiode ihren würdigen Vertreter an dem Präsidenten Harder, der einseitige Rationalismus an Rudhard, die poetische Romantik an Oleander, die geistliche Einbildung an Selbsattel, der Jesuitismus an Rafflard? Stellt nicht Schlurck die zahlreiche Schaar von Genußmenschen dar, die auf dem schmalen Rande hinwandelnd zwischen Rechtlichkeit und Schurkerei, ein behagliches Leben führen? und Stromer, wie der Dichter selbst sagt, den ächt deutschen Lumpentitanen, den Schmetterling der schönen Phrase und des irren von allem geblendeten Idealismus? der reiche Baron Dystra den modernen Dilettantismus der Reichen, der begeisterungslos sich mit dem Scheine begnügt? Heunisch die beschränkte Gutmüthigkeit? Lasally die jugendliche Blasirtheit? Ferner die verschiedenen Phasen politischer Richtung: neben den mancherlei Vertretern des nun einmal herrschenden Königthums, Egon die doctrinäre Starrheit, Justus den Constitutionalismus der Besitzenden, Werdeck den der Denker, ingleichen die Demokratie ohne oder mit Beigabe socialistischer Elemente, mit vorwaltender Gefühls- oder Verstandesrichtung in Dankmar, Armand, Siegbert, Leidenfrost bis herab zum betrunkenen Lumpendemokraten, dem verschuldeten Schenkwirth Drossel? — Nicht geringer die Verschiedenheit in der Frauenwelt. Die pietistische Amanda, die ehrgeizige Pauline, die gute Anna, die höfische Altenwyl, die still leidenschaftliche Adele, die quecksilberne Trom-

petta, die schwärmerisch monarchistische Stifterin des Reubundes Wilhelmine v. Flottwitz, die stilldulbende Hausmutter Frau Stromer, die emanzipirte in Liebe zerfließende Helene, die schöncoquette Melanie, das naive Fränzchen, die enragirt demokratische freigemeindlerische Luise, die bizarre Olga, die einfach natürliche Selma, die intrigante alte Ludmer sammt ihrer verworfen sinnlichen Nichte, die Kammermädchennaturen Johanna sammt Dore Flore Lore, bis zu den untergeordneten Repräsentantinnen höherer Stände: Frau Schlurck, v. Zeisel, v. Sänger, Reichmeyer, Pfannenstiel, oder der niedern: Frau Märtens, Schiefelbein, Peters, Mulrich; und an der Gränze aller Weiblichkeit die hexenartige Ursula Marzahn, — nun ich dächte, das schöne Geschlecht könnte über Vernachläßigung seiner mannigfachen Varietäten eben so wenig Klage führen.

Aber trotz dieser mit großer Kunst durchgeführten Mannigfaltigkeit ist es dem Dichter doch nicht gelungen, eine wahre Menschenwelt darzustellen. Seine Ansicht über den Werth gemischter Charakter mag ihm beim Entwurfe seiner Gestalten mehr geschadet als genützt haben, indem er die meisten, in der Absicht sie tüchtig zu mischen, sittlich erniedrigt und neben der Gemeinheit dem Reinen ein gar spärlich Plätzchen gönnt. Ich wende mich zuerst an Ihr Gefühl, v. Z., den unmittelbarsten Leiter in sittlich-ästhetischen Dingen, und frage: Ist es Ihnen behaglich geworden in dieser Gesellschaft? „Aber ist es dir behaglich in der Wirklichkeit?“ könnte mir ein Gegner augenblicklich zurückwerfen. Vergleichungsweise ja! „Ueber Gemüthseindrücke und Stimmungen läßt sich nicht disputiren.“ Nun wohl! so will ich nachweisen, wie Gutzkow durch Auslassen,

durch Verzeichnen, durch Verkürzen sehr vieler an Gewicht oder Zahl höchst bedeutender Stände und Richtungen sein Menschengemälde unwahr gemacht und verdorben hat. Glaubt er den selbständigen Adel ausgestorben, der gesinnungstüchtig, aufopferungsfähig, gebildet und sittlich doch auch in unserer diesem Institut so abholdeu Zeit unter Männern wie Frauen noch manchen kräftigen, manchen anmuthig blühenden Zweig treibt? Sollte im Lande der Schwerin und Vinke, im Zeitalter des nur vom Parteihaß geschmähten Gagern allein der verschuldete, sittenlos rohe alte Fürst, oder sein bald sentimentaler bald blasirter, eigenwillig störrischer, im Besitze der Macht grundsatzloser, körperlich wie geistig vor der Zeit gebrochener Bastard Repräsentant des Adels sein? oder der hanswurstartig humoristische Otto von Dystra? oder der gimpelhaft coquette, geistig beschränkte Garten= und Theaterintendant? der adeligen Offiziere zu geschweigen und der armen Beamten. Unter der Menge Herren und Frauen von, in deren Zirkel er einführt, weder Mann uoch Weib, die uns durch Hoheit der Gesinnung, Unabhängigkeit des Denkens, verbunden mit jenem anmuthsvollen Reize höherer harmonischer Bildung, mit einem Worte durch wahrhaften Adel des innern Menschen zu fesseln wüßten. Doch ja etwa noch das arme Fräulein Flottwitz, eine der schönsten, sittlichsten Schöpfungen seines Buches, obwohl er dem Kitzel nicht widerstand sie durch anekdotenhafte Uebertreibungen lächerlich zu machen. Anna von Harder hat das Schicksal geknickt, und der alte Präsident würde als oberster Chef der Justiz eben so handeln, wenn er bürgerlich wäre. Dagegen legt er Ackermann die harte Aeußerung in den Mund: „Diese

Welt der Adeligen, wie bunt geht sie durcheinander! Wo ist da viel Sitte, viel Gesetz? Dann und wann eine Ausnahme; dann und wann ein treues Leben; aber im übrigen ein Chaos von gebrochenen Herzen, gebrochenen Schwüren, wilden Leidenschaften."

Wie ist ferner bei ihm der gebildete Mittelstand bedacht? Ueber diesen sind wir jedenfalls vollkommen urtheilsfähig, weil wir uns selbst darin bewegen. Nicht eine edle Beamtenfamilie mit dem pflichttreuen, gemüthlichen Hausvater, der anspruchlosen, achtbaren Mutter, den liebenswürdigen, einfachen, gebildeten Töchtern. Was soll uns der Assessor Müller, den wir nur gegenüber den Verbrechern sehen, oder Pax, der Polizeimann, der Junggesell von zweifelhafter Moral? — Nirgends ein Gelehrter in stiller Begeisterung für die Wissenschaft, in traulichem Umgang mit den Seinigen. Der vielgelobte Rodewald wird doch nicht etwa die Gelehrten mit vertreten sollen, er, der seine Jugend in unwürdiger Abhängigkeit von einer unsittlichen Frau vertrödelte und sich vom drückenden Joche nur frei machte durch Ehebruch mit einer zweiten, bis er zuletzt mit dem jungen Mädchen nach Amerika verschwand und der edlen Mutter desselben das Herz brach. Außer dem verschollenen Rodewald, der dann nach 20 Jahren als contemplativer Oekonom wieder auftaucht, keine Spur im ganzen Roman von einem Gelehrten, trotz der vor kurzem noch so vielgescholtenen Professorenweisheit, trotzdem, daß Berlin, der Hauptsitz deutscher Wissenschaft, der Dichtung hauptsächlicher Schauplatz ist. Aber die Geistlichen stehen doch vor uns in einem vierblättrigen Kleeblatt: Rudhart, Gelbsattel, Stromer und Oleander. Was für Leute! War es

möglich, den Rationalismus verknöcherter, die kirchliche Herrschsucht und Einbildung greller, die mantelhängerische Charakterlosigkeit giftiger darzustellen, als in den drei ersten? Aber selbst Oleander, ist er nicht mehr Poet als Geistlicher? dann hat ihn der mischende Dichter geflissentlich carrikirt durch äußere Unkultur, und nachdem er vorher tief in romantischen Anschaunngen stak, gegen das Ende die Ueberzeugung wechseln und sich zu den freigemeintlichen Ansichten bekehren lassen, als wäre einer wissenschaftlich und sittlich bedeutendern Natur innerhalb des Christenthums zu bleiben rein unmöglich. „Aus dem Geiste des Christenthums allein sind diese Thaten der Liebe nicht mehr zu fördern“, ruft Oleander aus, als er in der Residenz Gefängnißprediger geworden; „ich habe sonst über die Zeit geträumt, ich bin ihr Walten geflohen. Aber durch die Lehre von einer Religion des freien Geistes ist mir ein Stern aufgegangen.“ Zuletzt gibt er ihm noch die Aussicht mit Poet des Dachstübchens zu werden, vielbewundert und vielverspottet uud schon mit blühenden Haaren noch ein Kind genannt. Wo bleibt diesen Figuren gegenüber der Geistliche, der mild und männlich, gebildet und gelehrt, in schlichter Einfalt seinem Beruf ergeben, die wohlverdiente Hochachtung seiner Gemeinde genießt? Und der sonst vielbeliebte Stoff zur Idylle, wo bleibt die liebenswürdige Pfarrfamilie? Was zwang ihn seinem nachher so liederlichen, lächerlichen, zerfahrenen, käuflichen Phrasenhelden, an sich ein köstliches Charakterbild, gerade zum frühern Pietisten zu machen? ein Umschlag, der überaus selten ist. Ich will hier nicht untersuchen, wie weit die Zionswächter der Gegenwart durch ihre exclusiven Anmaßungen solche Erbitterung hervorgerufen haben, wie

sie bei Gutzkow auf der Hand liegt; aber das kann ich aus eigner Erfahrung mit aller Entschiedenheit versichern, daß im Herzen vieler Tausende das Christenthum bei Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt noch eine traute Stätte hat, daß sein erwärmender Strahl noch manche liebe Blume hervorlockt, noch manche edle Frucht zeitigt, daß, so tief auch wir Kritiker im Unglauben stecken, doch was an unsrem Leben etwa empfehlenswerth, zum guten Theil in der Uebung christlicher Grundsätze errungen ist. Die Welt ist noch lange nicht auf dem Punkt wie in unsrem Romane, daß die überlieferte Religion einzig und allein hier Gegenstand der Verachtung, dort des guten Tons und ästhetischen Spiels, hier Deckmantel der Habsucht, dort der Sünden und Verbrechen, und daß neben den genannten Richtungen die Gattung einfach frommer Christen völlig ausgestorben wäre. Und so mußte er auch bei nur einiger Billigkeit neben den mancherlei verschrobenen Vertretern des geistlichen Standes und den Massen von Scheinchristen wenigstens einen nach allen Seiten würdigen Seelsorger, eine wirklich christliche Familie einführen.

Wiewohl auch so würde die Weltanschauung noch schief genug ausfallen. Denn es reicht nicht hin, von jeder Sorte Menschen ein Exemplar wie in einer Naturaliensammlung hinzustellen, als wären die Wölfe so zahlreich wie die Lämmer; es muß auch ein gewisses numerisch richtiges Verhältniß obwalten, wenn das Lebensbild, das von Gutzkow betonte Nebeneinander, richtig sein soll. Was nützt mir unter vielerlei Gesindel verloren ein Biedermann? Von diesem Standpunkt aus unterliegt nun aber die Menschengesellschaft unsres Romans gar mancherlei wohlbegrün-

deten Bedenken. Wo ist der Bürgerstand vertreten? frage ich gleich weiter; der unabhängige, gebildete Kaufmannsstand, überhaupt die mittlere Wohlhabenheit, mit welcher sich am liebsten ein wackerer, ehrenfester Sinn vereint? In Willing, der nur ein einziges Mal mehr zufällig auftritt? Und der niedere Bürgerstand braver Handwerker? Märtens, der Tischler, ist allerdings ein gut gezeichnetes Bild, aber zu sehr vereinzelt und hinausgeschoben, und seine Frau unnützerweise durch unverdaute Leserei carrikirt. Indeß doch gerade auf dem Bürgerstande die Staatsgesellschaft hauptsächlich ruht. Und auf dem Bauernstande, der auch nur einen einzigen, mit herrlichem Humor geschilderten, für die Handlung gleichgültigen Repräsentanten findet. Ich wundere mich über des Dichters Selbsttäuschung, wie er in dem ruinirten Hackert, einer so widerlichen Gestalt, daß vielleicht nur Berlin ein Original dazu bieteu mag, ein Symbol gefunden zu haben glaubt für die mittlern Schichten der Gesellschaft. Und dieser Hackert, der Störenfried, der nichtsnutzige Beflecker alles dessen, was rein ist, der feige Prahler, der mit Nichtsthun und Geldverschwenden die Zeit todtschlägt, der bald mit Füßen Getretene bald Verhätschelte, der dennoch manchmal wieder besser ist als sein Aussehen, dieser unheimliche Mensch macht sich so breit und wichtig, wird fast zum Mittelpunkte der Geschichte, steht wenigstens mit seinem verzerrten, alles begrinsenden Angesicht so sehr im Vordergrund, als wäre die Welt voll von solcherlei Spukgestalten.

So hat Gutzkow in mancherlei Weise den Schwerpunkt der Gesellschaft verrückt und willkührlich eine Desperation der Zustände hineingetragen Eine solche Welt frei-

lich könnte gar sehr eines neuen Messias bedürfen; denn es wäre schwer, aus ihrer Versunkenheit ihr anders aufzuhelfen. Da ist alle sociale Tugend erloschen, da ist die Lampe des Gemüths verkohlt und ausgebrannt. Ich möchte wissen, was ein Engländer zu einem Romane sagen würde, der das Familienleben wie dieser völlig über Bord geworfen hätte. Aelternliebe, Kindesliebe, Gattenliebe in überaus spärlichen Zügen, kein Pietätsverhältniß zwischen einem ältern und einem nachwachsenden Geschlechte. Die Häuser verödet, die Herzen durch Leidenschaften verstört und gebrochen. Nur des alten Schlurck nachsichtsvolle, ans Schwache streifende Vaterliebe und seiner Tochter besorgte Zärtlichkeit gegen den Vater ist rührend und wahr; aber im übrigen lauter Unnatur; da muß die Fürstin Wasämskoi ihre älteste Tochter aus Eifersucht hassen und die Tochter die Mutter, und die Stimme der Leidenschaft muß so sehr die Mutterliebe übertönen, daß jene auch von den andern Kindern sich trennt in blinder Sinnenbethörung. Da muß Stromer seine fünf Kinder im Stiche lassen und seine seit Jahren tiefverschüchterte, mit vielen Kindern nicht beglückte, sondern „geprüfte und von ihnen völlig zerbröckelte und zermürbte Frau". Luise Eisold erzieht ihre jüngern Geschwister, ein edles Mädchen, läuft aber doch von ihnen und dem alten Urgroßvater nächtlicherweile im fremden Kleid auf den Fortunaball. Bei Ackermann und Selma fehlt wieder die vermittelnde Mutter; ich wüßte im ganzen Buch keine glückliche, im Segen Gottes ruhende Familie. Auch keine rechte Freundschaft verbundener Familien, wie doch so oft im Leben gemüthliche Zuneigung ihre sympathetischen Fäden herüber und hinüberschlingt. Keine Aeltern mit nachwachsenden

Söhnen oder Töchtern, keine Jugendfreundschaften, außer etwa Fränzchen und Luise, die sich selten sehen, und im letzten Bande Selma und Olga, die mehr der Zufall als das Herz zusammenführt. In der Ehe keine Harmonie und kein Glück. Alles Edle, das Dasein Verklärende soll abhanden gekommen sein. Gibt es denn noch Freundschaften in unserer Zeit? fragt Dankmar den Egon, der ihm die seinige anträgt, und der Erfolg bewies, wie wohlbegründet der Zweifel war. Die wahre Freude soll unter den Menschen der Civilisation ein seltener Gast geworden sein, und durch das Volk eine tiefe Sehnsucht nach dem Tode gehen. Kein Wunder, wenn man mit dem Glauben ans Göttliche auch die Stütze des Menschlichen, die Familie, aufhebt. Selbst die beiden Haupthelden, um welche die Bruderliebe ein Rosenband schlingt, blicken wehmüthig auf die Ehe ihrer Aeltern zurück. Welch ein mephistophelischer Tik aber trieb den Dichter, gerade die Ehe Werdecks, die einzige sittliche des Romans, kinderlos zu machen? Ich sage die einzige, neben welch einer verschwenderischen Fülle unreiner Verhältnisse! Da buhlt Schlurck mit der Zeisel, Bartusch mit der Schlurck, der Spieß und der Ludmer, Hackert, einst Melaniens jugendlicher Verführer, treibt sich umher in verworfener Sinnenlust, Egon lebte in wilder Ehe mit Louison, und nachdem seine Untreue dieser das Herz gebrochen, verstößt er auch Helene, die liebeberauschte emanzipirte Gattin eines kränklichen, gutmüthigen, aus Blasirtheit bequemen Gemahls; da zieht der gewissenlose Stromer herum mit den Wandstablers, den einstigen Lustdienerinnen des rohen Fürsten, die auch das gute Fränzchen verführen wollten; da wechselt der galante Heinrichson zwischen der Ludmer, Pau-

line, Helene, und heirathet zuletzt eine reiche Engländerin. Da theilten sich die zwei großen Büßer, Murray, der christliche, und Ackermann, der philosophische, der die Welt, wie er selbst sagt, durchgekostet hat bis auf die Hefe, in den Besitz Paulinens, der adelsstolzen jungen Wittwe; auf Rodewald, mit dem sie Jahre lang in der Welt herumreiste, und den sie doch der Standeserniedrigung wegen nicht heirathen mochte, folgte Baron Grimm, der Falschmünzer; der angebetete Rodewald aber hielt sich für die frühern Fesseln schadlos mit der ehebrecherischen Amanda, bis er die kaum herangereifte Selma entführte. Welche Sitten! Das soll der Charakter der Gesellschaft sein? Aber auch das übrige Leben, nicht bloß das Geschlechtsleben, ist zumeist verfault bis zur Wurzel. Ein doppeltes Schwesternpaar in tödtlichem Haß entzweit, zwei Jugendfreundinnen die bittersten Feindinnen, der Jesuit Rafflard, ein Jugendverderber, ein alter Lüstling, arbeitet im Dienste der Kirche an einer Ehescheidung und versucht dann die halbreife Olga ins Kloster zu schwatzen; die abscheuliche Hexe Ursula mit ihrem blinden Bruder hat zwei liebe Mädchen gemordet und möchte die dritte vergiften: das Verbrechen bleibt ungesühnt; der christliche Murray erschießt aus Nothwehr seinen Bruder, ohne sich ein Gewissen aus solcher Unthat zu machen; Hackert wird aufs unmenschlichste mißhandelt, ohne daß die beleidigte öffentliche Ordnung sich des Mißhandelten annimmt, der dafür, ein neues Unrecht statt der Sühne, die unschuldigen Pferde mordet; dazu dann Schlurcks Schrankdiebstahl, seine Fiction eines Einbruches, sein Selbstmord; und der Selbstmord der wahnsinnig gewordenen Nichte der Ludmer, das unlautere, bis zum Verbrechen vorschreitende Treiben der Po-

lizei, und Karl Eisold, Sandrart und Danebrant, drei edle Menschen, im Conflict des Gewissens mit der Staatsgewalt zu Grunde gegangen, — heißt das nicht das Leben mit einem Uebermaße von Schmutz beladen? Bringen wir ferner noch das viele Nichtige, Gehaltlose, Zweideutige mit in Anschlag, wie es im Treiben der Massagläubiger auf dem Schlosse Hohenberg, auf dem Fortunaball, in der Mittagsgesellschaft bei Zeisel, im Salon Paulinens zu breiter Geltung kommt, und die Unsittlichkeit ganzer Schichten von Menschen wie in der Brandgasse, und das frivole Spiel mit Wissenschaft und Grundsätzen, wie bei Schlurck und Drommeldey, und die Selbstsucht der Anmaßung, wie in den angedeuteten Offiziers- und Adelskreisen oder bei Gelbsattel, fürwahr so können wir es aufstrebenden, dem Bessern zugewandten jungen Männern nicht verargen, wenn sie die versprengten Elemente des Guten, damit sie in der Masse der Verworfenheit nicht wirkungslos verkommen, in einen Bund vereinigen wollen. Aber die Welt ist nicht so, wie sie Gutzkow gemalt hat, die Diagnose der Krankheit ist falsch; darum kann sie auch seiner Heilmittel zur Zeit noch entrathen.

Indeß gesetzt, er hätte richtig geschildert und unsre deutsche Tugend wäre also herabgekommen, *würden denn die Träger seiner Idee die höhere Berechtigung in sich haben, zu einer neuen Ordnung der Dinge den Anstoß zu geben?* Es ist eine bloße Redensart, obschon sie auch in unserem Romane erneuert wird, daß das neue Messiasthum nicht von einem einzigen großen Menschen ausgehen könne, daß die Menschheit sich selbst ihr Messias werden müsse. Alles Bedeutende in der Welt ist von be-

deutenden Individuen gewirkt worden. Daß dieß auch künftig so sein wird, suchen die Modernen nur deßhalb zu bestreiten, weil sie gerade nirgends den Mann gewahren, vor dessen Ansehen sie sich beugen möchten. Und da er doch selbst gewisse Personen als Träger der neuen Idee an die Spitze stellt, so kann uns ja der Dichter die Untersuchung nicht verargen: was doch diese Stifter seines neuen Ritterbundes für Leute sind.

Am ersten noch möchten wir uns dem edlen Werdeck anschließen, einem Charakter voll besonnener Mäßigung bei aller Entschiedenheit, dem wir zum Schluß ein besseres Schicksal gönnten, und an dem uns nur das eine unbegreiflich dünkt, wie der reife Mann sich in dieser jugendlich excentrischen Gesellschaft wohlgefällt. An Werdeck reihe ich das technische Genie Leidenfrost, der nach seltsamen Jugendschicksalen Lebenserfahrung genug gewonnen, und mit ungewöhnlichem Tiefblick der Welt auf den Grund schaut. Ein etwas cynisches Aussehen läßt dem Volksfreunde gar gut, der in den Arbeiterversammlungen sein gewichtiges Wort ertönen läßt, und der glücklich sprudelnde Witz des Dichters hat den Satiriker so reich ausgestattet, daß wir ihm überall gern begegnen; nur ist gerade der Witz nicht das Netz, mit dem man Menschen fischt; der ausschließliche Humorist hat zu viel Ecken und Stacheln; gerade um seiner Vielseitigkeit willen bezweifeln wir seine Hingabe an einen Hauptgedanken; wir befürchten, es möchte, in seine Hut gegeben, nicht einmal die Idee selbst vor den Nadelstichen des unruhigen Dämons gesichert sein. In dieser Hinsicht wäre schon Louis Armand eher der Mann, der uns Vertrauen einflößte; denn in ihm glüht und lodert die Schwärmerei

seines Socialismus als stille heilige Flamme; er vermöchte zu wirken, wenn gleich nicht im Sturme, der melancholisch krankhafte Volksphilosoph. Stünde er nur dem Volk auch näher, wäre nur der tugendstolze, coquet-bescheidene Versemacher ein wirklicher Tischler und nicht ein Kunsttischler, der sogar seine Spiegelrahmen von Märtens Gesellen fertigen läßt. Mittlerweile bewacht er mit Hundetreue den Prinzen, der ihm die Schwester verführt und ins Grab geliefert, oder geht in Frack und Glaceehandschuhen Visitte zu machen, oder reist als verkappter Oeconomieinspector, der wohl nicht viel verstehen wird, auf Egons Besitzungen. Solche Luxusrahmen verkaufende Luxusmenschen haben wenigstens nicht das Recht sich als Sprecher des gedrückten vierten Standes aufzuwerfen; Armand ist ein Literat unter den Arbeitern, und hat nur seinem Charakter als Franzosen die Achtung zu danken, mit welcher die andern Arbeiter ihm anhangen. Wäre er ein Deutscher, ich wette, sie ließen den selbstgefälligen Menschen laufen, der sich auf seine höhere Begabung und vornehme Freundschaft trotz seinen Proletariergedichten mehr als billig zu gute thut. — Näher rücken wir dem Haupthelden des Romans in Siegbert, dem geschickten Maler, dem gefühlvollen, mit einem edlen sittlichen Takte begabten, etwas weiblichen jungen Manne, dem Liebling der ältern Frauen. Ihm keimt die Begeisterung für socialistische Reformen, bei denen er jedoch alles Gewaltsame haßt, aus seinem weichen, guten Herzen; als ein sanfter Johannes schaut er, der ältere, zu seinem thatkräftigern Bruder empor und gibt sich gefangen in dessen Urtheile und Maßnahmen. Daß er mit dem unbekannten Hackert den Becher Weines theilt, ist für sein Gemüth eben

so bezeichnend, als daß er Melanie als Jungfrau Maria malt und aus Gutmüthigkeit in Anstandszärtlichkeiten viel Zeit verliert. Jene Zimpferlichkeit, vermöge deren er die Menschen schon sehr genau kennen mußte, ehe er ihre Butter aß, mögen wir seinem jungfräulichen Wesen zu gute halten. Daß er dagegen auf dem Fortunaballe den guten Peters persifelirt, hat der Dichter selbst auf dem Gewissen. Doch tritt dieser spöttische Zug an Siegbert nur einmal als zufällige Anomalie hervor, dagegen bei Dankmar mit seinem feinen Lächeln zeigt er sich recht stark, ja oft geradezu widerlich. Die jungen Damen mögen mirs verzeihen, wenn ich von dem Liebling ihres Herzens, von Dankmar, am geringschätzigsten denke. Aber was ist denn eigentlich das Bedeutende an diesem jungen Referendar, an diesem literatenartigen Gentleman? Größer als sein Geist ist sein Dünkel, voller als sein Herz von Gefühl ist sein Mund von Redensarten, entwickelter als seine demokratische Theorie ist seine aristokratische Praxis. Was hat ihm der verachtete Hackert gethan als eine Gefälligkeit, daß er ihn so grob und schnöd behandelt, wie ein übermüthiger Student einen Trödeljuden? Was hat ihm Melanie bei Entwendung des Bildes bewiesen als die aufopferndste Ergebenheit, daß er sie verwirft als eine Eidechse? Und wie sie ihm nachher großmüthig die wichtigen Papiere gibt, da schwärmt er wieder: Ein Bild, nur das Ihrige lebt in meinem Herzen! und küßt ihr die Hände. Während es ihn magnetisch zu Selma zieht, tändelt er dazwischen mit der viel interessantern Flottwitz. Weiß denn ein Weib zu würdigen, ruft er in eitlem Hochmuth aus, was ihm ein Jüngling, der sie liebt, zum Opfer bringt? Weiß denn ein Jüngling zu würdigen, könnte man mit

gleichem Pathos antworten, was ihm ein Weib, das ihn liebt, zum Opfer bringt? Dankmar bringt seiner Geliebten jedenfalls täglich zum Opfer ein Dutzend göttlicher Phrasen, die er, während er sie küßt, zu machen verhindert ist. Wiewohl, er wird ja nicht viel küssen; denn er gehörte, wie Gutzkow sagt, zu denjenigen jungen Männern, die früh unter Frauen und Mädchen sich tummelnd den Reiz des andern Geschlechts schon abgestumpft haben. Er ist aso ein wenig blasirt. Gehört das zur männlichen Vollkommenheit, oder zur Mischung? Nach des Dichters Meinung, wie es scheint, zur erstern. Denn er schreibt ihm ja einen starken und gesunden Mannesgeist zu, Selma gegenüber, als dem Abbild jener Weiblichkeit, die einem solchen allein genügen könne. Indem er nun einen Einblick gewährt in das Liebesleben der beiden, sagt er weiter: „Er hatte eine Ruhe, die sie oft Phlegma nannte und wegen der sie ihn durch tausend kleine Neckereien in Harnisch zu bringen suchte. Er setzte allen ihren Seitensprüngen nur ein ruhig ergebenes Lächeln entgegen. Da zerfloß sie denn in Liebe und schmiegsamer Anmuth.“ Heißt das nicht die Geliebte behandeln wie ein Kind? Aber freilich er hatte ja ein halbes Kind zur Geliebten erkoren, damit des Mannes überlegene Herrlichkeit desto wunderbarer werde. Als wollte der Dichter seine beiden Haupthelden über der ganzen Generation reifer Jungfrauen erhaben erklären, versorgt er ihre Herzen mit sechzehnjährigen dürftig genug ausgestatteten Mädchen. — Aber auf Dankmar allein zurückzukommen, den wir eben eine so sieggewohnte Ueberlegenheit über die Frauen behaupten sahen, wie zeigt sich der junge Mann in seinem sonstigen Handeln? wie wird er sich eignen zum Stifter eines neuen

Bundes? Als Student hatte er häufige Zweikämpfe, machte auch häufig den Vermittler in fremden Ehrenhändeln. Jetzt ist er fünf Jahre von der Universität weg. Ehe er seinen Prozeß angefangen hatte, lebte er mehr in den Kaffeehäusern als in seinen vier Wänden; nun arbeitet er fleißig in den Materien, die auf den Prozeß Bezug haben. Da thut er wohl daran. Denn auf der Mensur wird er nicht sonderlich studirt und in den Kaffeehäusern wenig nachgeholt haben. Das hindert ihn indeß nicht, viel in den Tag hinein zu leben, und gerade da zu schlendern und zu träumen, wo eine weit minder energische Natur handeln würde. Ohne es zu wollen, hat ihm der Dichter eine Unbesonnenheit beigegeben, die wahrhaft staunen macht. Nachdem er in einem öffentlichen Gebäude den Schrank mit öffentlichen Acten — jedenfalls ein etwas weites juristisches Gewissen — an sich genommen, da behält er denselben nicht bei sich, sondern übergibt ihn dem Fuhrmann, weil er noch im Harze zu thun hatte. Jeder vernünftige Mensch hätte wenigstens die wichtigsten Documente daraus zu sich gesteckt. Als er erfährt, daß der Schrank im Besitze seines gewandten Gegners Schlurck sich befindet, da eilt er nicht sogleich nach Hause, nein er verweilt noch einen vollen Tag in Plessen und spielt in Hohenberg halb und halb den Prinzen, und damit ja die Verzögerung recht lang wird, ist dem Dichter das Versehen begegnet, den Weg vom Heidekrug bis zur Hauptstadt, den er früher in ein paar Stunden zurückgelegt, zu einer Tagreise auszudehnen. Aber nun wird er doch gleich am nächsten Morgen nach seinem Schranke fragen? und in einem Gang das eroberte Bild abliefern? Gott bewahre; er verplaudert und verdämmert die Zeit mit und bei dem vorher so schnöde

behandelten Hackert, schreibt an den Bruder einen langen Brief, reitet spazieren mit andern Müssiggängern, citirt Siegbert auf das Zimmer eben jenes so verachteten Hackert, läßt sich dort, noch ehe der Hauswirth kommt, gar wohl den Braten schmecken, erneuert seine Brutalität gegen diesen in dessen eigenen vier Wänden, weil Hackert in excentrischer Wildheit die Brüder auffordert mit auf den Fortunaball zu gehen, und widersteht doch selbst nicht der lockenden Musik und den blendenden Laternen. Die beiden erhabenen Brüder, die den Fortunaball als verrufen bezeichnet hatten, bleiben selbst dort die ganze Nacht und lassen sich von Offizieren und Malern zum Banketiren verleiden; inzwischen holt mittelst Haussuchung die Polizei das Bildniß, und Schlurck hat längst den Inhalt des Schreins durchsucht. Neben diesem burschikos leichtfertigen Wesen, neben dieser renommistischen Manneswürde, neben diesem patenten Benehmen nun wieder als eine wahre Anomalie der romantisch sentimentale Zug zu Ackermann als zu einem Höhern, gleich beim ersten Anblick, und zum Knaben Selmar, in dem er keineswegs ein Mädchen vermuthet. Es gibt noch reine Fluthen, ruft er aus, als beide vorübergehen, in denen des Mannes Seele sich läutern, stärken, erquicken kann. Und doch hat er beide nur höchst oberflächlich gesprochen.

Diese fünf Menschen also treten zusammen zu einem Geheimbunde, welchen charakteristisch Dankmar zwischen Weinflaschen and Cotelettes im Rathskeller mit einer langgedehn-Weiherede eröffnet. Dankmar muß seinen Geist leuchten lassen, das versteht sich von selbst, bei der Kaffeetasse, beim Glase, oder in endlosen Briefen, in welchen die Witzfunken hin und her flunkern. Ich dächte, zur Besieglung eines ern-

sten Geheimbundes wäre der Rathskeller nicht der rechte Ort, und wenn man nur vier schon gleichgestimmte Zuhörer hat, hält man auch keine bombastische Rede. Es ist, als hätte Gutzkow das alles nur so geordnet, damit es oben die Polizei hören kann.

Der Bund, zu welchem die Grundlinien schon lange in Dankmars Seele gezogen sind, bezweckt nichts Geringeres, als die Menschheit, die außerdem verloren ist, wieder sich selber zu retten. Ein neuer Tempelorden, nur umgekehrt von jenem, das Weltliche erfassend mit geistlichem Sinne, ein Jesuitenorden mit freigemeindlichem Inhalt, ein Freimaurerorden mit erweiterten Humanitäts-Tendenzen, ein Bund des allgemeinen Menschengeistes, nach welchem alle Welt sich sehne, eine Vereinigung aller Bessern, die bei Seite treten und dem großen Haufen zurufen: Sondere sich ab, wer wie wir fühlt und denkt! — solch ein Bund soll gestiftet werden als Geheimbund mit der Aufgabe den Tempel zu schützen und zu bewahren, den die Menschheit zur Ehre Gottes auf Erden zu erbauen hat. Bis jetzt seien die Guten versprengt und ohne Erkennungszeichen; wenn aber der Geist einen Cultus, eine Symbolik hätte, so würde die Welt in hundert Jahren weiter sein als bei der jetzigen Verworrenheit in einem halben Jahrtausend. Durch die vier Pünktchen und die Handbewegung? durch Bundesfeste und Reden? durch geheime Winke und Befreiung politischer Gefangenen? Das ist ja ohngefähr der Umfang der Thätigkeit, die wir unsre Ritter entwickeln sehen. Durch die imposante Masse des Geistes, der mit der Regierung in Opposition steht? Aber diese Opposition, ist sie in sich selbst einig? Ach nein, sie hat ein Com-

promiß gemacht auf wenige einfache Begriffe hin. Wenn nun aus ihrer Mitte Leute ans Ruder kämen, da würde der Gegensatz in ihrem eigenen Schooße von neuem zu Tage treten. Die Symbolik aber ist nichts als ein eitler Flitterstaat, eine Lockung der Thoren, eine lächerliche Maske den Verständigen, die da wissen, daß einer den andern nimmermehr zu erkennen vermag an dem vierblättrigen Kleeblatt, und daß das Gemeinsame an den Individuen gerade das Unwesentliche ist. Der Bund, bemerkt Rosenkranz mit Recht, brauche, um zu existiren, gar nicht erst förmlich geschlossen zu werden; es verstehe sich von selbst, daß alle edlen Menschen sich in allem Guten und Schönen helfen und fördern müßten, und was Gutzkow die Ritter vom Geiste nenne, das nenne das Christenthum längst die unsichtbare Kirche. So zerfällt also die mit so großem Aufwand von historischen Notizen und Reflexionen über Templer und Johanniter, über Jesuiten und Freimaurer unterstützte, mit so großem Nachdruck angekündigte Tendenz des Romans in sich selbst; erwarten wir doch nichts von Geheimbündeleien, zumal wenn sie nur Grundsätze zu vertreten, nicht eine wirkliche That auszuführen die Absicht haben. Auch die Burschenschaft war eine ähnliche Ritterschaft, die Gutzkows Absichten so nahe kam, daß ich mich wundere, warum er sie sammt dem ganzen Studententhum von seinem Romane ausgeschlossen; und wie grundverschieden haben sich dann ihre Glieder im Handeln gezeigt! Einheit im Denken kommt nimmer durch Bündelei in die Welt, Charakter im Handeln nicht durch Symbolik; aber gottlob, Europa ist auch nicht so völlig dem Einsturz nahe, daß die Guten, um nicht erschlagen zu werden, sich zurückziehen müßten; die Sündfluth ist noch nicht da,

daß die Stammhalter einer bessern Menschheit Gutzkows rettender Arche bedürften.

Verweigern wir also immerhin zum neuen Tempelorden den Beitritt, so bleibt uns doch noch eine Hauptseite der Betrachtung an unserem Romane übrig, abgesehen von aller Tendenz: sein **Werth als Kunstprodukt.**

An sich ist mir ein Roman lieber, der sich auf eine geringere Anzahl Personen beschränkt. Man hat weniger Unruhe und mehr Genuß; der Dichter kann mit einfachen Mitteln eine größere Wirkung erreichen, der Leser braucht sich nicht ohne Noth zu echauffiren. Indeß da man in seiner Erfindung den Dichter in keiner Weise beirren darf, so muß man auch mit einer bunten Fülle sich einverstanden erklären, wenn er sie zu regieren weiß. Und das versteht er. Er weiß seine Personen lichtvoll zu gruppiren und kunstvoll zu verschlingen, ohne daß sie sich verwirren. Das ist ein großer Vorzug und fürwahr nicht jedwedem erreichbar. Zudem werden wir bei der Länge des Werks mit den einzelnen Personen gehörig bekannt; sie kehren so oftmals wieder und bleiben ihrem einmal dargelegten Wesen so treu, daß wir mit ihnen verkehren wie mit unseres Gleichen. Eine gewisse Symbolik, welche der Dichter in Namen, Gestalt, Manieren und Kleidung gelegt hat, trägt merklich bei zu dieser Durchsichtigkeit, wiewohl er diesen Kunstgriff gar zu fleißig wiederholt hat; er gibt wie ein Paßbeamter bei jeder Person ganz genau das Signalement und die besondern Kennzeichen. Z. B. daß Rafflard hustet, Murray eine schwarze Binde trägt, schärft er so nachdrücklich ein, als wäre der Leser selbst ein Kümmerlein oder Mulrich. Die alte Ludmer muß

schnupfen, Schlurck seine goldne Brille auf und niederrücken bis zu unsrer Ermüdung.

Die Interessen und Geistesrichtungen auf seiner Lebensbühne zusammenzuhalten, hat er mancherlei Mittelpunkte gegeben, mancherlei Knoten geschürzt, mancherlei Gruppen gebildet. Die Hauptsache bleibt natürlich die Stiftung des Bundes, die Hauptpersonen die Stifter; diese haben nun aber wieder Privatbeziehungen, z. B. Liebesinteressen, Freunde, Standesgenossen, geselligen Verkehr u. s. w. Der Geliebten Erwerbung muß doch auch wieder auf Hindernisse stoßen, und die Stiftung des Bundes muß am Staat einen mächtigen Gegner finden, der alle seine Minen springen läßt, die neue gefährliche Verschwörung zu unterdrücken. Was mag übrigens den Dichter verleitet haben einen so seltsamen Repräsentanten der Staatsgewalt wie Egon zu schaffen, einen theoretischen Puritaner, der in der Praxis nichts weniger als puritanisch ist? einen Vorkämpfer für die Legitimität, der selbst die Lüge dieses Grundsatzes mit zur Welt gebracht? einen socialistischen Fürsten, der in Frankreich den Hobel geführt und der Arbeit zu Ehren verhelfen wollte, aber auf dem Ministerstuhle sein Programm vergißt und mit den gewöhnlichen Mitteln fortarbeitet, bis ihm die Reaction selbst über den Kopf wächst, bis er krank nnd gebrochen das mühevoll gehandhabte Steuerruder in andere Hände gibt? Mit Egons Socialismus weiß er rein nichts anzufangen, bis auf ein Geplauder mit Dankmar und Armand. Wozu also überhaupt der sozialistische Anstrich? Wozu die Freundschaft mit Leuten und Grundsätzen, wie sie eben ein Ministerpräsident nicht hegen kann? Egon wird durch Aufgeben seiner frühern Verbindungen mit nichten tadelnswerth.

Wozu die unwahrscheinliche Fiction, daß der Prinz als Tischler gearbeitet? Die sonstige Metamorphose des interessanten Mannes finde ich keineswegs unwahrscheinlich; hier das Nervenfieber, dort die Memoiren der Mutter, endlich die gehäuften Arbeiten und bittern Erfahrungen, das alles zusammen reicht vollkommen hin, eine tüchtige Natur herunterzubringen. Aber seine schließliche Versöhnung mit den alten Freunden hat für mich wieder keinen Sinn bei einem Mann seiner Denkweise.

Der große Gegensatz der bestehenden Gesellschaft mit dem neuen Bunde wiederholt sich auf materiellem Gebiet in Dankmars Prozesse, dessen endlichem Ausgang der Leser mit Spannung entgegen sieht. Die in Aussicht stehenden Millionen aus der Verlassenschaft der alten Templer sollen mit edler Liberalität den neuen zugewandt werden, damit ihnen die nöthigen Hülfsquellen zufließen. Der Prozeß fesselt vom Anfang bis zum Ende, weil er so vielfache Interessen durchkreuzt und so umständlich nach allen seinen geschichtlichen Beziehungen erörtert wird. Auch hat der Dichter die sichtlichste Mühe aufgewendet, die Aufmerksamkeit auf den Ausgang hinzurichten. Durch drei Instanzen läßt er ihn hinziehen, auf die seltsamste Art gewinnen, und siehe da, nun geht das ganze Geld in Rauch auf. Heißt das nicht den Leser durch neun Bände quälen um gar nichts? Was kann uns daranliegen, ob die Wildungen gewinnen, die Stadt, oder der Staat, wenn am Ende das Object fehlt? Ich muß gestehen, wie ich die Verbrennungsgeschichte der Stadtkämmereischeine las, bin ich dem Dichter ernstlich böse geworden, weil er uns zum Besten gehabt. „Aber es bleibt ja reinweg unentschieden, ob nicht die Scheine am Ende doch noch amor-

tisirt werden." Was geht mich die problematische papierene Million an, wenn ich am Schluß im Ungewissen bin wie am Anfang? Aber Dankmar ahnt es, nachdem das Geld verbrannt ist, der Bund des Geistes solle ganz vom Geiste sein, und tröstet sich und die Brüder damit, daß der Prozeß, der all ihr Streben und Wollen emporgehalten, ein Stab gewesen, der jetzt überflüssig sei, nachdem der Bund bereits diese Ausdehnung gewonnen. „War der Schrein und sein Inhalt die irdische Hoffnung edleren Strebens für das Wohl der Menschheit, so lagen die Gedanken nahe, daß der Geist ein Phönix wäre, der nur aus den Flammen eines irdischen Restes zur reinen Sonnenhöhe aufsteigen könne, und daß da sterben müsse der Schlacke, was zum Lichte wolle." Worte und sonst nichts weiter! Wovon willst du denn leben, nobler, kostspieliger Dankmar, in deiner Verbannung? und wie wollt ihr Ritter eure Vereinszwecke fördern, wenn der reiche Narr Dystra nicht mehr sein wird, oder die haushälterische Frau sein Geld unter Verwahrung nimmt? Wo bleiben die Schulen, die Stipendien, die Preise für unabhängige Forschung? Und wenn ihr eure Gefangenen erlösen wollt, da werden sich auch die Schlösser nicht umsonst aufthun. Hackert, der uneigennützige Allerweltspfiffikus, ist ja todt. Ganz sichtlich hat Gutzkow sich zu diesem Mißgriff verleiten lassen seiner luftigen Symbolik zu Liebe, die den Geist wie einen armen deutschen Literaten nur auf sich selbst stellen wollte; aber er wird es materieller gesinnten Lesern zu Gute halten, wenn sie nur in dem Falle dem Bund einige Lebensdauer zutrauen würden, daß die langgehoffte Million nun auch zur Verwendung stünde. Diese schließliche Wendung bekundet ganz deutlich, daß Gutzkow

mit seiner wichtigsten Erfindung selbst in Verlegenheit gekommen ist. Weil der Roman in der Gegenwart spielt, so war ihm das Geld eine gar zu greifliche Realität, um es dem doch nirgends vorhandenen Ritterbunde zu Handen zu stellen, eine gefährlichere Waffe als die Mazzini-Loose; so ließ ers denn lieber verschwinden und ironisirte damit den eigenen durch neue Bände fortgeführten Einfall.

Ganz die nehmliche Taktik, daß er seine Erfindung, mit welcher er die Handlung eine Zeit lang fortbewegt hat, wie einen bloßen Witz wieder fallen läßt, entwickelt er auch bei andern Gelegenheiten; nur ist es dort dem arglosen Leser minder auffällig. Wozu brauchte der Schrank gestohlen zu werden, wenn ihn der Eigenthümer ohne alle Folgen zurück erhält? Wozu bedurfte es des Abenteuers mit dem Bilde, wenn dieses doch in Paulinens Hände gelangt? Dieß letztere Abenteuer leidet auch noch an einer andern Unwahrscheinlichkeit. Warum legitimirte sich der Prinz, wenn ihm das Bild so wichtig war, nicht im Augenblicke der Gefangennehmung als rechtmäßigen Eigenthümer? Der Schrank und das Bild aber sind so sehr Hebel der Handlung, daß von der Zeit an, wo der erstere wiedergewonnen und das Geheimniß des letztern verrathen ist, der Roman merklich an Interesse verliert. Da bleibt nur noch der Prozeß, der sich zum Schlusse durch eine vom Schicksal gedrehte Nase auch als erfolglos erweist, und die Geheimnisse, die sich an Geburt, Schicksal und Tod verschiedener Personen knüpfen. Der Dichter war mit Einflechtung verschleierter Lebensverhältnisse gar nicht sparsam, aber sie sind nicht alle gleich anziehend. Dankmars Verwechslung mit Egon kann, weil sie der Leser nicht theilt, nur komisch wirken, wie z. B.

in der trefflichen Scene auf Hohenberg; Ackermanns und Selmas eben daher rührende Verwirrung dagegen ist peinigend. Hackerts Abkunft zu erfahren hat mich nie gelüstet; der ganze Charakter war mir zu carrikirt, als daß ich mich weiter um ihn hätte bekümmern mögen; ich war jedesmal froh den Menschen wieder los zu sein. Prächtig aber unter den mancherlei Erkennungsscenen ist das Gegenüber von Ackermann und Egon. Ackermann ist eben auch eine der Glanzgestalten des Buchs, ein Charakter, dem wir die Aufopferungsfähigkeit für Egon gar wohl zutrauen, voll Welterfahrung ohne Menschenhaß, voll Verstand ohne Gemüthseinbuße, stiller Schwärmerei längstverklungener Jugendtage nachhängend, ohne dem praktischen Leben abzusterben. Diese Persönlichkeit ist bei aller Idealität recht wohl möglich; aber das ist unmöglich, daß Ackermann einst Rodewald war. Was soll mir die Versicherung, Rodewald habe nicht aus Armuth, sondern aus Ueberfülle des Herzens gefehlt und in Amerika seine Läuterung begonnen? Wie ist es denkbar, daß ein Ackermann einst sieben volle Jahre einer Pauline völlig zu Willen gelebt und diesem unsittlichen Verhältnisse Zeit, Geist und Jugend geopfert hat? Das ist wieder Folge von Gutzkows unglückseligem Mischungssystem, nach welchem jeder ein Stückchen Schuft oder Lump oder Narr entweder gewesen sein muß oder gegenwärtig ist oder noch werden kann.

So befleckt er absichtlich die lautersten Naturen mit irgend einem Klecks, damit sie doch auch der gemeinen Menschenschwäche ihren Tribut abtragen. Das ist eben das Unerfreuliche an unsrer Dichtung, daß wir fast nirgends auf reinem Boden weilen. Die Dichtkunst darf nie und

nimmer von der Forderung der Idealität abstehen, die ihr unsere Schiller und Göthe mit so vielem Aufwande theoretischer und praktischer Studien errungen haben. Etwas muß wahrhaft groß sein, um das sich dann das niedrige Menschengestrüpp herum ausbreiten kann; sonst versinkt die Dichtkunst wieder zurück zu Kotzebue. Die wahrhaft bedeutenden Menschen aber vermissen wir durchweg unter den Männern, die wahrhaft schönen, liebenswerthen Seelen unter den Frauen, und so treiben wir uns ungern umher in einer Gesellschaft, wie wir sie weit besser im Leben haben, da uns doch die Poesie über die Erinnerung an die uns umgebende Jämmerlichkeit verklärend hinwegheben sollte. Diese Entäußerung des menschlichen Daseins von aller Idealität hängt nun aufs innigste zusammen mit seiner Neigung zur Ironie, der er nur zu häufig und mehr als billig den Zügel schießen läßt.

Daher scheinen mir unter den vorgeführten Menschen diejenigen am gelungensten, bei welchen die Ironie aktiv oder passiv am Platze ist, die Spötter und die Verspotteten, die Schlurck, Drommeldey und Leidenfrost, die Stromer, Harder und Trompetta. In Darstellung ironischer Charaktere ist Gutzkow wahrhaft groß, und diesen Schöpfungen vor allem verdankt er sicherlich einen bedeutenden Theil des Beifalls, mit welchem seine Dichtung gekrönt worden ist. Schlurck, die beste Figur des ganzen Romans, erkläre ich geradezu für ein Meisterstück von Charakterzeichnung. Der alte Epicureer mit dem weiten Grundsatz: Leben und leben lassen, der berühmte Advokat, den die Sophistik seines Berufs zur sophistischen Auffassung des ganzen Menschendaseins getrieben, der gutherzig schwache Mann, dem

die lockere Behandlung aller Dinge sein ganzes Wesen aufgelockert hat bis auf die rührende Liebe zu seinem einzigen schönen Kinde, der schlechte Haushälter, der viel ausgibt, weil er viel einnimmt, ohne ängstlich zu rechnen, wie viel des Eingenommenen auch wirklich sein ist, der witzige Kopf, dessen excellentes Conversationstalent doch vor den Schranken der Oeffentlichkeit Schiffbruch leidet, — nein es ist eine solch unmittelbare, greifliche Wahrheit in diesem Schlurck, daß man unwillkührlich in der eigenen Umgebung nach irgend einem Doppelgänger sucht. Als säße man ihm selbst gegenüber an der Wirthstafel, so hört man ihm gern plaudern zu, wenn er seine prächtige Lebensweisheit auskramt, und kann seiner Frivolität nicht einmal bös werden, weil sie so geistreich und mit so viel Bonhommie gepaart ist. Die Staatsformen wechseln, aber die Forelleu bleiben, sagt der weise Mann bei seinem Geldermann-Deutz. Wir sind ein wimmelndes Geschlecht fleischfressender Vernunftthiere, und so ist ihm der Herd, an welchem die jeweiligen Ansichten bereitet werden, der Magen. Verdauen sie gut, so schreiben sie lustig an den gestirnten Himmel: das Prinzip des Alls ist die Liebe; verdauen sie schlecht: das Prinzip des Alls ist der Haß. Wenn der Unsinn siegt, geht man eben mit dem Unsinn. Er ist zum Reubund gegangen, er war Mitglied aller Bibelgesellschaften, aller Missions- und Gustav-Adolph-Vereine, weil man sich nur in Weitläufigkeiten verwickelt, wenn man den Leuten sagen soll, warum man die Mode nicht mitmacht. Und was ist lieblicher als ein schönes Weib? Vor allem sind ihm „Scenen" zuwider, wenn sich das Tollhaus der Tugend entleert. Der Witz macht schwach, sagt er selbst, seine eigene Schwäche durch-

schauend und zugleich entschuldigend; nur Pedanten haben Kraft. Den Ernst der Jahre scherzt er weg mit seinem Sprichwort: das Altwerden ist eine dumme Angewöhnung. Dabei ist sein Gemüth so weich, so gut, so leicht der Rührung zugänglich. Hackerten, den er aus Liebe zu den Kindern, weil er keines hatte, aus dem Waisenhause genommen, den er indirekt durch Einimpfung eigener Grundsatzlosigkeit verdorben, den er, weil er ihm sein Mädchen verführt, aus dem Hause gejagt, kann er doch nicht verlassen, schickt ihm Geld zu, behandelt den Störrischen mit väterlicher Zärtlichkeit. Allerdings auch aus Besorgniß, der boshafte Bursche möchte ausplaudern, aber doch vor allem vermöge jener weichherzigen Schwäche, die zerrissenen Menschen eigen ist. Sein Vermögensstand geht rückwärts; umsonst will er sich selbst die Augen verschließen vor dem Abgrund, über den er nicht hinüber kann. Die Hohenbergische Verwaltung, die Verwaltung der Tempelhäuser ist ihm genommen; die Praxis versiecht durch Einführung des öffentlichen Verfahrens; verschiedene Familien ziehen besorgt, nachdem einmal sein Credit erschüttert ist, ihre Gelder zurück; er muß Lasally 10000 fl. als Abstandsgeld für Melanie geben, damit die Schande seines Hauses verborgen bleibt; er muß die Equipage weggeben, sein Hauswesen einschränken; am Rande der Verzweiflung taumelt er bis zum Versuch des Verbrechens, der Fiction eines Einbruchs, den man in sein Bureau gemacht. Der alte Humor ist dahin, vergebens die Anstrengung, die Verzweiflung seiner Lage hinwegzuscherzen. Die gefürstete Tochter kann ihn nur heimlich einladen, seine Leibspeisen kochen zu lassen, ein Päckchen Thalerscheine ihm zustecken, die sie für den lieben Vater zusammengespart, da-

mit er sich noch gütlich thun könne. Er war nicht eigentlich schlecht gewesen; ihm graute vor der Schande, als man ihm zumuthete, die wichtigen Documente, die seiner Sache schaden, zu vernichten; er umarmte sein Kind als seinen Rettungsengel und konnte sich vor Wehmuth nicht fassen, als sie Dankmar die Papiere zurückgegeben. Seine Schwäche war sein Elend, und die thatsächlich durchgeführte Meinung daß unsere Existenz eine bloße Flause sei. Ohne religiösen und philosophischen Halt, wie er ist, bleibt ihm am Ende nichts übrig, nachdem die Möglichkeit fortgesetzten Genusses aufgehört hat, als im Flusse der eingetretenen Misere ein Ende zu machen.

Denn auch das einzige sittliche Verhältniß, welches den sonst grundsatzlosen Lebemann über den Wellen hätte halten sollen, die Liebe zu seinem Kinde Melanie, kann ihm nicht nachhaltige Kraft verleihen, weil deren Gatte, durch Schlurcks zehnjährige gewissenlose Vermögensverwaltung stark benachtheiligt, den Vater von jeder Verbindung mit seinem Hause geschieden hat. Die Berechtigung dieses harten Verfahrens erkennen Vater und Tochter an, jener aus Schuldbewußtsein, diese aus willenloser Unterordnung unter den fürstlichen Gemahl, dem sie sich nun einmal auf persönlichen Willen und eigenes Glück verzichtend ergeben hat.

Wie an Schlurck, so entwickelt Gutzkow auch an den andern Figuren, die ihm Gelegenheit bieten die Feuerräder seines köstlichen Witzes spielen zu lassen, eine unübertreffliche Kunst der Darstellung. Welche herrliche Persifflage liegt z. B. in dem Wesen der Trompetta, der immer beweglichen, immer gesprächigen, immer geselligen Frau, die sich im Schweiß ihres Angesichtes mit öffentlicher Wohlthä-

tigkeit zu schaffen macht! Was hat sie sich alles zu mühen mit ihrem Gethsemane, wie bettelt sie bei den Künstlern um Bilder, wie quält sie sich ab mit Lotterien, wie trägt sie ihr Christenthum zur Schau in Gespräch und heiligem Gesange, und ihre Liebe zum Hof im Neubunde! Dann schmollt sie wieder aus übermäßiger Liebe, weil man dort das Gethsemane nicht kaufen wollte, mit dem angebeteten Hof und bestimmt den Ertrag der Lotterie für die deutsche Flotte, will selbst ein Kanonenboot anschaffen, wird von der Altenwyl für eine der gefährlichsten Hochverrätherinnen erklärt, die man nur um ihrer Verwandten willen schonen werde; nachher, weil der Hof in Tempelheide mit dem alten Präsidenten von der Thierseele sprach, vermittelt sie sich mit Gelbsattel, der ersucht worden ist die Initiative eines Vereins zum Schutze der Thiere zu übernehmen; dann betheiligt sie sich wieder an den Krippen, die der Hof statt der demokratischen Kindergärten begünstigt wünscht. So kommt die gute kugelrunde Frau niemals zur Ruhe, und Arzt Drommeldey freut sich ihrer Beweglichkeit, weil sie ihr den Besuch eines Bades ersetzt. Sie brachte Leben in jede Gesellschaft, wollte bald dahin bald dorthin, und schied von keinem Zirkel, in dem sie nicht jedem Einzelnen à part einen guten Abend gewünscht hätte. Die ganze Darstellung der Trompetta ist aus lauter anekdotenhaften Zügen zusammengesetzt, und gibt doch ein wahres Genrebild, eine Art Carricatur aus den Fliegenden Blättern. Gutzkows schlagender Witz ist ein trefflicher Skizzenzeichner, oft bei Personen völlig untergeordneter Bedeutung, wie z. B. Barbier Zipfel, Bauer Sandrart, Heidekrüger Justus, Wirthschaftsräthin Pfannenstiel, des wundervollen Hofgarten- und nachherigen

Theaterintendanten Harder, die steifen, unwissenden, alten Gecken, zu geschweigen, der in seine kleinen Füße und Ohren verliebt ist, die Leda mit der Lady, den Faust mit Makbeth verwechselt, von den Meerkatzen eine bedeutende Wirkung auf dem Theater erwartet, und bei alledem sich so nobel und standesmäßig zu halten, so gut zu repräsentiren weiß, daß vornehme Hohlheit und Wichtigthuerei in diesem Detlev Harder von Harderstein, Excellenz, einen götllichen Vertreter findet.

Weit unsicherer dagegen wird der Dichter, sobald er andere Elemente als witzige, satirische zur Darstellung zu bringen hat. Es fehlt ihm jene Plastik der Poesie, jenes Schaffen aus dem Ganzen, durch welches Göthe so groß war. Und so bleibt es ihm oft auch bei aller Mühe versagt, ein vollkommen gelungenes Bild zu geben. Man sieht es, er hat die Merkmale äußerlich zusammengetragen; so will denn die einzelnen Theile auch kein warmer Lebenshauch durchbringen. Beispielshalber führe ich Melanie an, ein wahres Schooßkind unsres Romanes. Am Anfang übertreibt er ihre Coquetterie, am Ende ihre resignirte Sittsamkeit. Wenn das Unglück ihres Herzens, die Vereitlung ihres Bestrebens um Dankmar, auf sie die Wirkung geübt sie zur duldenden Pflegerin eines blasirten, kränklichen Mannes zu machen; wenn die Liebe zu jenem Stolzen wirklich die heilige Reliquie war, die im Schreine ihres Herzens, wenn auch mit hundert Gehäusen umschlossen, unentweiht ruhen geblieben; wenn mit ihm wirklich ihre Poesie zusammengebrochen, — nun so hatte sie ja in Dankmar den Mann, nicht den Prinzen geliebt, so war ja dessen Vorwurf ungerecht, so war sie ja weit besser als ihr Ruf, so würde sie

ja im Besitz ihres Herzensverlorenen erst die musterhafteste Gattin aus Neigung sein, da sie schon aus Pflichtgefühl so außerordentliche Seelenkraft entwickelt. Das ist ein Widerspruch und eine Ungerechtigkeit des Dichters gegen ein Wesen, in deren äußere Reize er sich sonst wie verliebt stellt. Ferner, wenn Melanie die zudringlichen Anträge junger Grafen und Fürsten täglich abzulehnen hatte, wie kann sie bei der ersten Nachricht von der Anwesenheit des Prinzen nach seinem Anblick so begierig sein, daß sie zu Bartusch sagt: Wo ist der Prinz? wer hat den Prinzen? her mit ihm! Melanie ist keine Madonna, aber auch keine Melusine, wie Leidenfrost und Dankmar meinen; dazu hat sie viel zu viel innern Fond, den der Dichter durch Jugendverirrungen nicht zu verringern vermocht hat. Jene fatale Jugenderinnerung an Hackert, ihren Gespielen, ist vielmehr geradezu eine nutzlose, quälerische Erfindung; ihre Phantasie ist verunreinigt ohne ihre Verschuldung, der Blüthenstaub vom Leben genommen, als sie noch unzurechnungsfähig war. Wozu das? da es keinen weitern Erfolg hat, ja nicht einmal in der Gesellschaft sichtbar wird, bis auf ein einmaliges frivoles Gespräch, das zu ihrem sonstigen taktvollen, wenn auch gefallsüchtigen Auftreten nicht passen will. Seelenpoesie soll ihr versagt und der leichtfertigen d'Azimont gewährt sein! Die liebende Tochter, die mit wahrer Kindlichkeit an ihren Aeltern hängt, die das Unglück ihrer Familie mit Thränen im Aug empfindet, die dem undankbaren Dankmar die Papiere großmüthig zurückgegeben, die sich nur in Verzweiflung ob dem vereitelten Liebeswunsch erst Lasally, dann dem starren Prinzen überliefert, dem sie gemüthlich nicht nahe kommen kann, die den reizbaren Gatten trägt und er-

heitert, die wöchentlich zu Selma nach Tempelheide fährt, ihre glückliche Nebenbuhlerin wegen der Gefangenschaft Dankmars zu trösten. Da will uns Gutzkow bereden, sie sei frivol, sei ein weiblicher Hackert, und mittlerweile hat er sie selbst so lieb gewonnen, daß er einen schönen Zug um den andern von ihr zu berichten weiß.

Indeß gelingen ihm der Art gemischte Charaktere wie Melanie oder die Geheimeräthin Pauline von Harder, die ehrgeizige Frau, die nicht zu leben vermag ohne fortgesetzte Huldigung zu empfangen und in der großen Welt eine bedeutende Rolle zu spielen, eine zwar höchst unliebenswürdige aber sicherlich lebenswahre Dame, immer noch besser, als solche, in welchen er einen Anlauf nimmt nun wirklich einmal etwas in seiner Art Vortreffliches zu schildern. Was ist z. B. Selma, sein Musterbild echter Weiblichkeit, für welches Dankmar, der Frauenkenner, gleich beim ersten Anblick schwärmt, wie sie noch in Knabenkleidern vom Vater auf all seinen Geschäftsgängen mit herumgeschleppt wird? Ein unbedeutendes, unausgebildetes Mädchen, von dessen Liebenswürdigkeit uns der Dichter mehr überredet als überzeugt. Selma ist, verzeihen Sie mir den Studentenausdruck, für den ich keinen passendern kenne, ein rechter Backfisch, noch ohne jegliche Bestimmtheit. Selbst das schadet ihr in unsrer Phantasie, daß sie zuerst als Knabe herumläuft; wir können den kleinen nur allzusentimentalen Pagen nicht mehr aus dem Sinne bringen. Unbegreiflich aber scheint es, warum die zarte Sinnpflanze von Siegbert sich abwendet, da Dankmar doch sich eben so viel mit Frauen zu thun gemacht, und der gute Siegbert über das weibliche Geschlecht im allgemeinen würdiger denkt. Vermuthlich will

der Dichter zwischen den Brüdern nur jede Collision vermeiden, und das Schauspiel einer doppelten Verliebtheit wie bei Melanie nicht zum zweitenmal aufführen. Selma ist unbedeutend, und Olga ist unausstehlich. Oder soll ein Mädchen, das mit der Mutter hadert, das nach Italien mit der Tante davonläuft, das aus George Sand und Eugen Sue ein Wörterbuch von Phrasen als Lebensphilosophie einlernt, das sich von einem alten Jesuiten nahezu beschwatzen läßt ins Kloster zu gehen, das wie todt an Empfindung, fast stumm wie ein Fisch in die Heimath zurückkommt und erst allmählich wieder zur Genußfähigkeit erwacht, — sollte solch ein verzerrtes, verschrobenes Wesen vielleicht genial sein, den genialen Künstler zu beglücken? Man schüttelt den Kopf, wenn man von Siegbert liest: Ihm war Olga ein Ideal geworden, der Sammelpunkt aller seiner zerrissenen Gefühle. Gutzkow hat auch hier den verunglückten Versuch gemacht mit Göthe zu concurriren; aber Olga-Mignon hat nichts Dämonisches, jedoch sehr viel Bizarres und Verworrenes.

Besser als Selma und Olga sind ihm zwei andere Gestalten gelungen, die auf einer niedrigern Stufe der Gesellschaft in einem ähnlichen Gegensatze stehen: Fränzchen Heunisch und Luise Eisold, zwei arme Mädchen, von denen die eine an Gemüth, die andere an socialer Bildung über ihre Sphäre emporragt. Fränzchen, das naive Kind, welches Louis Armand alle seine Sünden beichten könnte, ist wirklich ein höchst liebenswürdiges Geschöpf, der Huldigung zweier braven, sinnigen Liebhaber so wie der Aufnahme bei Ackermann würdig, und bei der Anstelligkeit, die sie als Vorsteherin eines ausgedehnten Hauswesens entwickelt, jedenfalls fähig das schließlich ihr zufallende große Vermö-

gen zu verwalten, auch wenn der träumerische Louis noch zögern sollte sie heimzuführen. Luise Eisold, die Demokratin, die in den Tagen der Revolution bei den Barrikaden gestanden, die älteste Schwester von sechs unversorgten Kindern, welche Vater und Mutter an der Cholera verloren hat, betrachte ich trotz allem Phantastischen, was an ihr haftet, gleichwohl als eine mögliche und in ihrer Art edle Frucht der letzten stürmischen Zeiten. „In diesem Mädchen zitterten alle Regungen des modernen Volksbewußtseins"; ihre Aeltern gemischter Ehe hatten sich der deutschkatholischen Richtung angeschlossen: sie durfte da nicht nur lieben, sie wurde auch ermuthigt zu hassen. Ihre Exaltation findet täglich Nahrung durch Lectüre der Zeitungen, welche ihre kleinen Geschwister austragen; in ihrem Herzen tönt Louis Armands im französischen Geiste gehaltenes Lied auf ein Proletariermädchen wieder, für welches Fränzchen sogar das Verständniß fehlt. Solch ein schwungvolles, theatralisches Wesen ist auch leichter im Stande große Schläge des Geschicks zu ertragen, die ihrer halb elegischen halb tragischen Stimmung nur immer neue Nahrung bieten, und womit sie der Dichter auch reichlich bedacht hat. Nachdem sie Vater und Mutter verloren, wird ihr der brave Bruder im Volksauflauf unverschuldet erschossen, der edle Anbeter Danebrant verliert das Leben bei Dankmars Befreiung, und ihr eigener Liebling Hackert, dem sie zu tugendhaft und zu mager ist, muß beim Brande verunglücken. So bleibt ihr nichts übrig als die Convenienzheirath mit dem vortrefflichen, sanften Mangold, bei welchem die sturmbewegten Wellen ihres Gefühls sich schon nach und nach beruhigen werden. —

Es kann mir nicht in den Sinn kommen, alle Charak-

tere weiter ins Einzelne verfolgen zu wollen. Aus dem Angedeuteten schon werden Sie meine Ansicht entnehmen, daß ihm alles das, wo er sein skeptisches und skoptisches Talent leuchten lassen kann, besser von Statten geht, als wo er zur reinen Höhe des ächt Humanen und Schönen mühsam hinanstrebt. In jenen Zeichnungen ist er immer Original, in diesen zuweilen bewußt oder unbewußt Nachahmer jener französischen Romane, auf welche er mit Unrecht vornehm herniedersieht. Wer erkennt z. B. in seinem lieblichen Fränzchen nicht Eugen Sues Lachtaube? Wer gewahrt nicht in Egons hohler Tugend ein theilweises Anlehnen an den Fürsten Rudolph und in seiner halb unglücklichen Gattin Melanie an Marienblüthe? Endlich liegt in der ganzen Anlage eines Romans mit zahllosen Personen, mit überschwänglichem menschliche Elend, mit überall vordringender Schlechtigkeit, mit der Absicht die verdorbene Gesellschaft zu bessern Gutzkows Abhängigkeit vom französischen Roman dem Unbefangenen zu Tage. Im Ganzen mögen sich gegen Sue die niedrigen, gegen Gutzkow die höhern Stände vorzüglich beschweren, daß er ihre Fehler ins Große gezeichnet habe. Die Maschinenarbeiter aber mögen dem letztern danken für das gute Zutrauen, das er in ihre Tugend setzt. Ich will die Möglichkeit eines Danebrant nicht im geringsten in Abrede stellen; aber immerhin bleibt eine parteiische Bevorzugung jenes Standes vor den andern auffallend.

Fassen wir schließlich das Gesagte in wenige Sätze zusammen, so wird sich aus unserer Betrachtung etwa folgendes ergeben haben. Die Ritter vom Geiste sind trotzdem daß man der Behauptung des Dichters, als habe er damit eine ganz neue Art des Romans geschaffen, widersprechen

muß, doch der bedeutendste deutsche Roman der Neuzeit; gleichwohl scheinen sie verfehlt in ihrer Tendenz; denn die Gesellschaft ist nicht so herabgekommen, als sie der Dichter darstellt, und wäre sie es, so würde das Heilmittel, welches er bietet, nicht ausreichen. Rein als Kunstwerk angesehen tragen sie bei allem hohen Werthe der Composition doch große Fehler; der größte ist der, daß die hineingeworfenen Hemmnisse meist nur aufhalten, ohne durch ihre Lösung die Handlung zu fördern. An den zahlreichen Personen muß man die Schärfe der Zeichnung bewundern und kann sich an den humoristischen höchlich ergötzen, wogegen die idealern Träger der Idee minder gelungen sind. Diese Vorzüge und Mängel gegen einander abgewogen, komme ich zu der Ueberzeugung, daß das zwar geistvoll aber in breitem Conversationsstile geschriebene, mehr rhetorische als plastische Kunstwerk den Maßstab des Klassischen nicht erreicht, und der überschwängliche Beifall der Lesewelt sich gewaltig mindern muß, sobald der Reiz der Neuheit vorüber, sobald die politischen Anspielungen nicht mehr zeitgemäß, sobald die socialen Parteileidenschaften verstummt sind. Denn es ist zwar pikant, aber doch unerquicklich durch das Ueberwiegen unreiner Verhältnisse, zweifelhafter Charaktere, trüber Leidenschaften.



Das
Dreikönigsfest in Habana.

Von

Friedrich Knapp.

Indem wir eine Beschreibung des genannten Festes unternehmen, müssen wir voraussenden, daß wenn gleich keine Mühe gespart wurde, das seltsame Gepräge dieses Tages getreu wiederzugeben, wir das Schwierige unserer Arbeit vollkommen begreifen, indem man dieser Feier wohl öfter beiwohnen muß, um mit klarem Blick die Idee derselben und die tausenderlei schönen und verzerrten Arabesken, die das Ganze durchdringen und umschlingen, verfolgen und wiedergeben zu können. Denn an diesem Tage gestaltet sich das Leben einer vorzüglich dabei betheiligten, mehr oder weniger gedrückten, doch stets verachteten Menschenklasse der Neger hier ganz anders; es tritt aus dem engen Kreise, in welchem diese durch ihre Herren und die äußerst beschränkenden Gesetze gehalten sind, und wird Nationalleben; es

athmen die Armen freier; die Trachten, Musik, Spiele, Gesänge und Tänze der Heimath machen ihre Blicke glänzen, sie üben ihre Spielkämpfe, sehen ihre Fahnen flattern und vergessen, wenigstens auf einen Tag, daß sie aufhörten, eine Nation zu bilden. Und in der That lichten sich von Jahr zu Jahr die Reihen der Gangá, Lucumi, Ararà, Carabali, minà, mangá, congo u. s. w. Stämme, da bei Gottlob bedeutend verminderter, wenn auch nicht ganz aufgehobener Einfuhr, im Verhältniß zu sonst, wenige Schwarze mehr auf die Insel gebracht werden, und deren Nachkommen, die Criolles (Eingebornen) sich allmählig von der Sitte ihrer Väter entfernen, ausarten, indem sie der Civilisation in die Hände fallen, und Spiele, Tänze und Gesänge ihres Vaterlandes vergessen. So wird denn im Verlaufe weniger Jahre das Dreikönigsfest seine interessante Seite, der Neger Nationalleben, ganz verlieren und zu widerlichen geschmacklosen Maskeraden der Enkel und Urenkel Afrikas werden. Nicht Allen, wir wissen es, würde der Anblick dieser Feier und ihrer lärmenden Mysterien gefallen, nicht Allen käme der Wunsch, Augen und Ohren länger als zwei Stunden in diesem ganz seltsam sie umrauschenden Meere von Tönen, Bildern und Farben zu vergnügen; es gehört auch in der That ein fester Entschluß dazu, mit Ergebenheit und Muth sich in das Schicksal zu fügen, jedoch die unabänderliche Absicht, ein recht wahres und anschauliches Bild von diesem tollen Treiben nach der Heimath zu senden, ließ uns ins ärgste Gewühl treten, rief uns zu Spiel und Tanz, lockte uns nach Höfen, Straßen und Plätzen. Hoffen wir, daß die wilden kriegerischen Töne, die drohenden Geberden und oft sehr naiven Reigen wenn auch gemilderter in folgenden

Zeilen sich wiederspiegeln und einiges Interesse erregen möchten; unser Zweck ist erreicht, wenn wir auch nur einen Lichtstrahl auf die noch so wenig bekannten und gewürdigten Regionen des Negerlebens geworfen haben. — Die Idee des Festes, wie sie sich in Tradition und Gesang ausspricht, ist dem Kopfe eines weiland höheren Geistlichen auf der Insel vor Jahren entsprungen, den wohl das Mitleid bestimmt haben mag, sich von den Herren der armen, freudelosen Sclaven die Erlaubniß zu einer geistlichen Prozession derselben und in deren Verbindung einen freien Tag zu erwirken. Andere Sagen, daß z. B. mehrere Weiße, mit dem Regiment der Insel unzufrieden, einen Negeraufstand beabsichtigten und zu diesem Ende einige Schwarze in ihren Plan einweihten, diese aber, ihren harten Gebietern getreuer, als sie es verdienten, die Aufrührer fesselten, den Behörden übergaben und so großes Unheil verhüteten u. s. w., mögen weniger glaubwürdig sein, was nämlich die dankbaren Gefühle betrifft, von welchen beseelt die Pflanzer ihren Sclaven einen freien Tag geschenkt hätten. — Genug, das Fest der Dreikönige diente zur Anknüpfung, da diese 3 Weisen, unter ihnen selbst ein Mohr, an diesem Tage mit Nationalgepränge in Bethlehem einzogen und ein Erinnerungstag für die Nachkommen der Vasallen des Heidenköniges wohl am Platze war. So sanktionirte der Brauch das Fest, die Neger waren damit stets sehr zufrieden, freuten sich das ganze Jahr hindurch auf das Dreikönigsfest und als vor einigen Jahren ein Capitängeneral, ich weiß nicht aus welch einem besonders triftigen Grunde, diese Feier cassiren wollte, fehlte nicht viel, daß die durch solche Maßregeln empörten armen

Schelme aufstanden; man beschwichtigte sie daher schleunigst, sandte die Unruhigsten nach der Garrotte (Strangulirmaschine) und ließ es mit dem Fest uud den Ceremonien beim Alten. — Wir hätten nun vor allen Dingen den Schauplatz des Festes zu beschreiben, doch dürfte dies schwierig sein, da das feierliche Gewühl sich über Habanas sämmtliche Straffen und Plätze, die innere und äußere Stadt, Vorstädte, Poseos und Alameden erstreckt. So bleiben eben die Straffen und Häuser zu skizziren, in welchen sich binnen Kurzem Unglaubliches ereignen soll und es sind leider dieselben grundlosen und schlüpfrigen Pfade, welche, wenn auch noch so oft geschildert, doch nie schrecklich genug gedacht werden können, es sei denn in der trocknen Zeit, wo die Klagen, welche sich zuerst über Schlamm, Nässe und Fährlichkeit des Wandelns erheben, nun über Sonnenhitze, Staub und Wind sich vernehmen lassen. Doch wir thun vielleicht beiden, Straffen und Häusern, unrecht; sind nicht die dürftigen Wohnungen der freien Neger festlicher als sonst geschmückt, haben nicht die fleißigen Mulattinnen, Habanas Grisetten, die flinke Nadel weggelegt, und Alle die Ventanas gescheuert, so daß man sieht, daß die Freude in den Hütten der Armen einkehren will? Haben nicht die Fischbäcker, die Conditoreien 5ten und 6ten Ranges, die Limonadenverkäufer, die Blumenläden und Branntweinschenken ihre Vorräthe lockend zur Schau gestellt? Flogen nicht gestern über hügelichte Straffen die abenteuerlichsten Anzüge, die fürchterlichsten Mordgewehre von Silberpapier und Blech und die schneeigen Kleider für die Nymphen der Ganga, Carabali und Mandingo? Hörte man nicht schon allerwärts verstimmte Guitarren, ohrenzerreißende Calabassen

und markerschütterndes Erbsengeklapper? Traf man nicht überall auf freudig glänzende Gesichter? War nicht selbst unsere Bedienung, die stolze, schlanke, kindische, ewigplaudernde und lachende Maria und der gesetzte, ehrbare, dralle und flinke Telesforo doppelt eifrig in Erfüllung ihrer Pflichten und brachten sie diensteifrigst nicht aufs Allerschnellste gerade das Gegentheil von dem, was man verlangte, die Kohlenpfanne statt der Waschschüssel, den Papageyfutternapf statt der Kaffeetasse, und köstliche Bananen statt des Milchbrodes? — Es ist also Zeit, sich ins Gewand zu werfen, Hut und Stock zu ergreifen, ohne jedoch etwa das Einwechseln kleiner Münze zu vergessen, um nicht bei gelungenen Produktionen genöthigt zu sein, Unzen (onzas fr. 42) statt der Medios (9 kr.) den Athleten und Musizis auf die harten Schädel zu werfen. Wir eilen auf die Strasse und gehen dabei systematisch zu Werke, indem wie unser Tagewerk in Districte theilen und diese abtreiben, um alles Interessante aufs Korn zu nehmen. — Es ist noch früh am Tage, indem wir die lange und breite Calcade de la Reine hinabwandeln, es ist noch stille auf den Straffen, wo blos Früchteverkäufer, Soldaten, Polizei und verspätete Garderoben sichtbar sind. An manchen Gucklöchern bemerkt man ein struppiges Ebenholz- oder Nußbaumholz-Haupt, ungeduldig spähend, ob denn der Löwenhautmantel für den Sonnenpriester noch nicht käme. — Armer Sonnenpriester, der du tagtäglich dein angebetetes Gestirn im rauchigten Küchenraum verwünschest, weil es nicht die Gewalt hatte, dir zu deiner Würde auch die Macht zu verleihen! Armer Sonnenpriester, daß uns auch gerade die alte Fabel mit der Löwenhaut einfallen muß, daß wir dich uns nicht mehr im

alten erhabenen Glanze denken können, als du stolz einherschrittest durch die Gummiwälder, begleitet vom Geheule gebarteter Affen oder vom fernen, majestätischen Brüllen dessen, welcher dir heute seine Haut zum Prunke borgen muß! — Wir bemerken auf unserer Wanderung bald, daß in den wenigsten der so zahlreichen Tabakfabriken gearbeitet wird, nicht etwa wegen zu nasser noch zu trockener Witterung, denn die Luft ist heißfeucht, eine ächte Amme der Habanacigarren, — nein wegen des zu erwartenden Spektakels. Denn der Tabaquero, über welch seltsames Völkchen sich Bände schreiben ließen, ist ungemein wißbegierig und sucht nun, gleich uns, das Interessante des Mummenschanzes auszubeuten. Oft erregen die Vorbereitungen zu einem Fest und die 2 oder 3 Stunden vorher mehr Interesse, Heiterkeit und Vergnügen, als die Feier selbst. So hatten wir als Knaben stets bei einer Straßendecoration mehr Spaß an dem Aufputzen der Häuser mit Papierketten, Laubguirlanden und National-Kokarden, als am Prangen des Festzuges. — Dasselbe Gefühl durchrieselte uns heute, und es konnte uns die gleichgültige Theilnahmlosigkeit so Vieler recht ergrimmt machen, denen wir begegneten. Und hatten nicht diese Indifferenten den Spektakel schon 20, ja 40 und 50mal mitangesehen, sich satt geschaut und sehnen sich vielleicht auf das Ende der geräuschvollen Comödie? Wir erschöpften uns in Vermuthungen, auf welche Art wohl das Ganze geleitet würde und schlürften dazu in einer der malerisch schönsten Spelunken unsern köstlichen Cubacaffee; während diesem würdigen Kultus entwickelte sich auf den Straßen regeres Leben. Eine fahrbare Orgel, wie sie hier allerorten spielen, rasselte im Galopp heran, jagte vorbei

und verlor, gegen eine Carette prallend, eine ihrer Pauken. Der Organist gibt seinem Jungen etliche Ohrfeigen und wechselt einige gar nicht höfliche Worte mit dem Carettenführer; das verlorne Gut wird aufgepackt und im vollen Jagen gehts in die holperige Strasse St. Nikolas hinein. Man hat also Harmonie zu erwarten. — Mehrere ehrbare steife Neger mit Vatermördern, Glanzhüten und blauen Schärpen eilten im Schritt vorbei. Das sind die Cabildos, rief uns ein Catalone zu, seine ausgegangene Cigarrillo wegwerfend und eine neue zurichtend. Wir dankten dem Guten und erfuhren auf ferneres Befragen, daß dies die Friedensstifter, Festordner, Hauptleute und Obersten der schwarzen Bevölkerung seien, deren Befehlen diese in jeder Sache schnell und ohne Widerrede gehorche. Wir hörten schon oft von diesem Selfgovernment, das sie unter sich ausüben, natürlich unter der strengsten Aufsicht der städtischen Behörden. Ein Zug eines heutigen Wirkens aber gefiel uns besonders: es gaben alle Neger ohne Unterschied einen Theil ihrer heute erhaltenen Neujahrgeschenke an ihre Cabildos zur Vertheilung an diejenigen, welche weniger oder gar nichts erhalten. Doch eilen wir, um nichts zu versäumen; das Fest ist bereits in sein erstes Stadium getreten, schon streifen einzelne Neger in ihrer National- oder Phantasietracht an uns vorbei, einen bunten Federschmuck am Goldreif, der ein krauses Haupt umschließt, oder lange Bogen und Fahnen tragend, worauf Löwen, Büffel u. s. w. gemalt sind. Dort an der Eckbotika ertönt Calabassengeklöpfel, ein dichter Kreis Gaffer umringt eine schwarze Gruppe, inmitten deren wieder ein kleiner Neger, angethan mit Goldflittern und Federn, accurat wie ein Affe tanzt; erst bei

genauerem Augenschein überzeugten wir uns von der Menschheit des Darstellers. An den schon mannichfach, größtentheils in weiße wohlgeglättete und gesteifte Gewänder gekleideten weiblichen Wesen mit dunklem Teint konnte man ersehen, daß sich auch Frauen am Fest betheiligen würden. Sie hatten bunte seidene Tücher um den Kopf geschlungen und eilten so lustig plaudernd und Tabak schmauchend die staubige Chaussee hinab. Es waren dieß größtentheils junge Mädchen, welche das Amt der Gesellschafterinnen, Kindswärterinnen, Stubenmädchen, Ammen, Wäscherinnen u. s. w. versehen; von den Familien Habanas gemiethet, wird ihnen ein oft sorgenfreieres Leben als manches geplagte Kammer- oder Kindsmädchen in Deutschland sich träumen dürfte. Diesen Morgen von ihrer Herrschaft entlassen, suchen sie sich nach ihrer Art zu vergnügen und zu zerstreuen. — Später erscheinen, ebenfalls im besten Putz die meist freien Negerinnen, welche sich mit Erspartem losgekauft und nun als Wäscherinnen, Höckerinnen, Büglerinnen ein hübsches Geld verdienen. Wir bemerkten an Manchen 3 bis 4 massiv goldene Armreife, lange Pendeloquen, goldne Gürtelschnallen und viele blitzende Ringe mit guten Steinen an den Fingern; die meisten erfreuen sich einer stattlichen Korpulenz und die vor Freude strahlenden Mienen bestätigen den Antheil, den sie am Dreikönigsfest nahmen. In dem Grade als wir uns dem Stadtthore nähern, nimmt das Getreibe zu; die Männer dort, welche mit ihren weißen spitzfräckigen Collets und blau leinenen Pantalons, den ungeheuern Strohhüten und Säbeln am gelbwollenen Bandelier einträchtig wie Brüder in Quadrillen einherschlendern, sind die Ministros oder Gerichtsdiener, meistens

confiszirte Gesichter, die gerade nicht unser größtes Zutrauen erwecken. An den Thoren (bei welchen zu bemerken ist, daß sich immer zwei dicht aneinander befinden, eines für die Herein- und das andere für die Hinausfahrenden) haben sich schon Spaliere von Bettlern, Naschwerkverkäufern und Tabuletkrämern gebildet, auf daß sich der Mildthätigkeits- und Genußsinn der für heute Emancipirten ergötzen möge. Im Thor eingetreten, stellt sich uns schon ein eigenthümliches Bild dar; eine Reihe buntgekleideter Negerinnen klatscht in die Hände, Andere tanzen dazu; wir hatten oft Gelegenheit zu bemerken, wie diese gewiß einfache und kunstlose Musik Neger in eine Art Tanzwuth versetzt, als wäre es das rauschendste Ballorchester. Masken und Trachten mehren sich je tiefer wir in den Straßen eindringen; Federhelme, Reiherbüsche, kurze goldbortene Jacken, Felle, Ledergürtel, Schärpen, (Moccasias), Schilde, Blechsäbel kreuzen sich mit Bartmasken, langen Bogen, Lanzen mit Fischgrätenspitzen, ausgestopften Fischhäuten statt der Mützen und zottigen Mänteln von langen-Cauamo Fäden. Natürlich darf man sich dieses Getreibe nicht geräuschlos denken, Jeder sucht soviel als möglich seine lärmende Freude zu äußern, die nicht immer harmonisch klingt. Leider fehlte uns eine genauere Kenntniß der verschiedenen Stämme und ihrer Trachten, welche dies Studium der fröhlichen Menge gründlicher und seinen Erfolg interessanter gestaltet, und wir gestanden uns, daß ein solches lebendiges, eigenthümliches, ausgeprägtes Bild nur mit den erforderlichen Vorkenntnissen geschildert werden sollte. Die allenthalben erschallende Musik war originell genug aus kurzgesägten, ausgehöhlten und mit Fell über-

spannten Palmhölzern (eine Art Trommeln) Triangeln, Schellen, Glocken und Handorgeln zusammengesetzt, wozu dies drollige Völkchen seine monotonen, stets mit Chor begleiteten Lieder sang. Händeklatschen, Gepfeife, Zungenschnalzen wurde gleichfalls nicht verschmäht. Wir bewunderten hier die Resignation, mit welcher die klugen Volanten und Reitpferde oder die mit saftiger Maloja (antipernerisch) beladenen Maulthiere diesen Ohrenschmaus hinnahmen, ohne zu scheuen oder durchzugehen. Sie spitzten nur die Ohren, blickten schelmisch hinter den Scheuledern hervor, als wollten sie sagen: Nein! so toll haben wir uns doch noch nie geberdet wie diese Menschenkinder, und schienen blos verwunderter, wenn sie zur Rechten 6 Trommeln, zur Linken 4 Glocken und 2 Pfeifen, vor sich aber einen ausgelassenen Haufen Tanzender hatten. Die Reiter zogen gleichmüthig durch das riesenhafte Tonchaos, ohne den Zügel straffer zu fassen, und oft mußte sich das vernünftigere Roß durch die in ihrem Taumel Alles überhörenden Tänzer durchdrängen; von Verletzungen hörte man nichts. — Mit der Zunahme des Vormittags wuchs auch das Gedränge, und schon rotteten sich die Einzelnen in Züge zusammen, d. h. in Schwärme mit Fahne, Musik und Vortänzer. Sie ziehen durch die Straßen, je mit ihrem Cabilde oder Anführer in Civil, wie wir sagen würden, tanzen vor bedeutenden Häusern, den Wohnungen ihrer Gönner, und erhalten dann eine kleine Geldspende, welche sorgsam in eine Büchse verschlossen und später gleichmäßig vertheilt wird. Die Plätze sind mit Zuschauern aus allen Ständen überschwemmt, wozu ein eben eingelaufenes Dampfboot an 100 Californier als Contingent stellte, welche ihre Ver-

wunderung durch anscheinende Gleichgültigkeit nicht verbergen konnten. Consiterias, Hondas und Lacanden waren mit Erschöpften überfüllt, welche neue Kraft zur Ueberstehung fernerer Herrlichkeit sammeln wollten; Alles aber floß auf der Plaza de Armas zusammen, wo eine mäßige bewaffnete Macht entfaltet und der Hof des Gouvernementpallastes dem Publikum geöffnet war. Hier nun pflegten die verschiedenen Züge nach ihren Strassenprocessionen sich einzufinden, ihre Spiele auszuführen und ein nicht unbedeutendes Geschenk vom Gouverneur durch seinen Sekretär zu empfangen. Der nicht sehr große Raum des Hofes faßte blos 3 bis 4 Quadrillen auf einmal, die nach ihren Abzug schnell durch andere ersetzt wurden, weshalb das Ab- und Zuströmen kein Ende nehmen wollte. Das Portal des Pallastes glich dem Rande einer Urne im gigantischen Maßstabe, welche unversiegbare Menschenströme auf die Plaza ergoß. — Doch kehren wir vorerst nach den Hauptstrassen zurück, dort begegnen uns die ersten geregelten Züge: Fünf Musiker, eines oder das andere der obenerwähnten Instrumente quälend, eröffneten die Schaar, ihnen folgte gravitätisch ein Baalspfaffe in weiß und blauem Gewande und abschreckend häßlich mit Mehl tätowirt i. e. bemalt. Ein anderer Priester mit gelbem Bart und feurigen Ringen um die Augen, was sich absonderlich lieblich ausnahm, drehte mit nackten mennigbemalten, hageren Armen ein ungeheueres, wohl mannhohes, fantastisch mit Gold- und buntem Papier ausgelegtes Rad beständig um seine Achse, wobei die innen angebrachten Messingrollen ein betäubendes Getöse verursachten; diesem folgte ein Haufen Neger mit Schwertern und Lanzen als Chor, angeführt von einem Kerl, der eine ungemein große gelbe Fahne trug und

seine Schwindellosigkeit dadurch bekräftigte, daß er straßab, straßauf sich stets um sich selbst drehte, ähnlich den walzenden Derwischen des Orients. Ein Trompeter, dessen Musik die Wirkung eines saueren Apfels hatte, (welcher das Wasser im Munde zusammenlaufen macht und die Zähne auflockert), schloß diesen Zug; doch dicht darauf folgte ein Anderer, kommandirt von einem nicht ohne Geschmack in Grün und Gold gekleideten schmucken Burschen zu Pferde, der an einer Stange befestigt ein Gefäß trug, dies an den Häusern hinaufreichend und mit dankbarem „Gracias" Spenden empfangend; drei Tamboure und ein zweiter Gabensammler folgten; letzterer schwenkte zu diesem Behufe ein roßhaarenes Sieb. Nun kam eine bei jedem größeren Mummenschanze unentbehrliche Person, die auf uns ohnstreitig den größten Eindruck machte; meist ganz zottig in Hanffäden gekleidet, stack sie in einem großen Tamburin, das sie umgab und welches sie mit Fäusten, Knieen und Ellenbogen so geschickt und ununterbrochen zu schlagen wußte, daß man sich wirklich in unmittelbarer Nähe eines großen Pochwerks oder kleinen Donnerwetters glaubte. Dabei schwenkte, bog und verrenkte dies Individuum (meist weiblicher Constitution) Oberkörper, Hals, Nacken und Kopf so gräulich, daß man jeden Augenblick ein Glied aus seinen Fugen fallen zu sehen vermeinte. Der Schweiß strömte über das Antlitz dieser verkörperten Harmonie, aber trotzdem lachte jede Muskel, jede Nerve in diesen freudigen, sonnigen Mienen, mitunter brüllte sie auch irgend einen Canon mit. Das sie umgebende Tamburin hängt in goldnen und silbernen Armbändern, ist mit Schellen und Hanfbüscheln besetzt und stets im Schwanken begriffen. Gewöhnlich ist dieses Individuum von zwei Mäd-

chen, amigos (Freundinnen) genannt, begleitet, die ihm mit großen Fächern Kühlung zuwedeln. Sämmtliche Personen, von ebenholzschwarzem Teint waren alle unerträglich mit Mehl und Mennig geschminkt; man glaubte sich von Teufelsfratzen umgeben. Ein dritter Aufzug ward von einem Fahnenträger, dessen Banner einen chinesischen Drachen wieß, geleitet; zwei Läufer, junge gelenke Bursche, bis auf den Gürtel nackt, Goldreife an den Füßen und lange mit bunten Federn behängte Rohre schwenkend, stellten die Kriegsboten jener Nationen dar, die sich einer fabelhaften Schnelle im Laufen, und wie wir von alten Negern hörten, mit Recht rühmten. Eine einzige Feder schwankte vom Haupt. Eine Art Bayadere mit dem gleichen Schellenreifrocke bekleidet, folgte, eine jugendliche nicht unangenehme Schöne, deren Anzug wirklich geschmackvoll mit an Hanffäden gereihten Maiskörnern ausgelegt war, und manche unserer Damen in der Heimath würde sowohl die Einfachheit als Schönheit des Musters gerühmt haben. Zwei Lanzenträger mit gelbseidenen Büscheln auf dem Kopfe tanzten hinterdrein und ein Schwarm von etwa 20 Palmholzschlägern, begleitet von zwei Stierhornisten, deren schauerliche Töne allein Pygmalions Bildsäulen wieder versteinert hätten. Und so wechselten in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit die Trupps, welche sinnreich in Pantominen und durch mitgeführte Instrumente und Gefäße den Maisbau, Antilopenfang, die Vogeljagd, Kriegs- und Friedenstänze darstellten. Ein alter Wahrsager schritt erhaben, Staub vor sich streuend, einher; ein Schwarm Krieger und junge Mädchen, die mit Körnern gefüllte, in Korallennetzen hangende Kürbisschaalen schüttelten, reihte sich, miteinander in Liedern abwechselnd, an Priester mit

Holzcylindern, in welche sie geheimnißvolle Worte flüsterten. Die Blicke konnten kaum allen Gestalten nacheilen, welche wie eine Fata Morgana vorbeizogen. Eine liebliche Abwechslung gewährten die schönäugigen, niedlichen, zierlich geputzten jungen Mulattinen, welche scherzend und plaudernd nach allen Seiten hin kokettirten; meistens Näherinnen bilden sie den Grissettenstand Habanas, zählen Verehrer unter allen bis zu den höchsten Klassen der Stadt, und ließen heute die sonst vielbeschäftigten Finger rasten, indem sie selbst im stattlichen Prangen einherwandelten, und ihre schneeweißen Zähnchen unter muthwilligem Kichern hervorschimmern ließen. — Auch die Ventonas, heute mit hübscheren Vorhängen geziert, sind von Zuschauern, namentlich aus der Kinderwelt, besetzt, (deren Neugierde stets frischen Reiz und Genuß spendend.) Hie und dort versteckt sich ein kleiner Furchthase, schreiend, wenn, drohende Silberpapierkeulen oder Blechschwerter schwingend, eine dunkle Reihe Krieger unter Absingen — von Kriegsliedern, die Strasse herabeilen, während das gutmüthige Schwesterchen einem demüthig nahenden Teufelsbeschwörer, den selbst von der Mutter eben erschmeichelten Medio, in die mit feurigen Charakteren bemalte Calabasse wirft. — Horden von schlanken in Mousselin gekleideten Tänzerinnen, eine Art Oberbayadere an der Spitze, schließen einen Kreis, beginnen einen monotonen Gesang und drehen sich nun fortwährend um ihre mit dem Tamburin wie wahnsinnig sich geberdende Sonne unter den mannigfaltigsten Gliederverrenkungen umher. Versöhnen auch theilweise die gefälligen ebenmäßigen Formen, so schrecken die fast ganz mit Mehl eingeriebenen Gesichter zurück, aus welchen unheimlich lebhafte durchdringende Augen blitzen; es macht dies einen un-

beschreiblich grausenden Eindruck auf den Beobachter. Durch das Gewimmel drängen sich die Zuckerwerkverkäufer, mit Süßigkeiten aller Art bedeckte Bretter und Körbe auf dem Scheitel künstlich balancirend. Bedächtig schreiten sie dahin, mit gellender Stimme ihre Schätze feilbietend, und alle Welt, d. i. die schwarze und farbige kauft, schmaust und beschenkt sich mit Backwerk, ist fröhlich und guter Dinge. Diese wandelnden Conditoreien (wohl 18ter und 19ter Klasse) machen dabei die besten Geschäfte und ihre Herren bei jeder neuen Zufuhr freundliche Gesichter. Ein seltsamer Anblick zieht uns von der plazuela de Montserrate an; dort schaaren sich die in die buntesten Trachten gekleideten Neger in zwei Parthien, und beginnen einen leise murmelnden Chorgesang, dessen Bescheidenheit im Tone lange uns entzückte. Bald darauf verstummen beide Theile ganz, doch diese Ruhe ist die vor einem Gewitter und daher sehr trüglich. Mit klagenden Tönen beginnt eine Abtheilung, sich auf einer nicht unharmonischen Basis anfangs entwickelnd, dann aber nach und nach in jene Höhen der Tonwelt sich versteigend, von welchen sich Arion schaudernd wegwendet. Bald beginnt die andere Partei mit wunderlichen Stimmen und trachtet die Widerparte zu überbieten und nun geht der Tanz los. Ein ähnliches Contreversgeheul hatte unsere Ohren noch nie beleidigt. Ein Demosthenes brauchte nicht am Meeresstrande zu lustwandeln, sondern hätte gewonnenes Spiel, wenn es ihm gelang diese Dissonanzen zu bewältigen. Das Glinkeliren war im besten Gang, die Mienen und Gesten deuteten bald auf das Irrenhaus hin. Einige drehten sich im Kreise, Andere liefen vor- und rückwärts, die Weiber klapperten mit ihren Calabassen, und entsetzt flohen wir diese

Welfen und Ghibellinen, die hartnäckiger als jene alten Kämpen ihr letztes Wort zu behaupten strebten. Und nun riß uns die Flucht nach der Calle de Oreylli, wo sich uns die verschiedenartigsten Bilder bieten. Dort jene in Felle gekleidete Schaar zieht einen Kreis; wir nähern uns, es sind etwa zwölf Männer, das wollige Haar mit Federn besteckt, die beständig ein großes mit Fellen überspanntes Schild umkreisen, in dessen Mitte ein gravitätischer Mina mit Schild und Lanze paradirt. Die Zwölfe bücken sich und fassen den Schildesrand, beständig im Reihen tanzend und nun heben sie ihren Führer langsam in die Höhe, bis sie ihn mit straff aufgestreckten Armen hoch über den Häuptern halten. Auf gleiche Weise senken sie ihn wieder. (Wir dachten an Tankred und die bei den alten Legionen gefeierten Schilderhebungen). — In andern Straſsen gab es Schwert- und Speertänze, wo die mit Federn umgürteten Congos und Mandingos Angriff und Flucht, Balancirkünste und andere Spiele ausführten. Am besten und hübschaussehend war der Bogensprung: etwa acht schlanke, prächtige Bursche führten etwa zehn Fuß lange Bogen, die sie im vollen Laufe auf den Boden stießen und auseinanderrissen, worauf sie blitzschnell durch Bogen und Sehne sprangen. — Unterdessen dauert in den Nebenstrassen das Treiben fort; allüberall Trommelgerassel, Kuhhorngetöne, Gebrülle und wilde Lieder, dazu die an sich freilich unschuldigen Waffen, drohende Rufe, so daß wir uns unwillkührlich einen Negeraufstand vorstellen, entflammt zu einer bereits fürchterlichen Höhe, im Besitz von Stadt und Hafen; wir wollten jedoch den Teufel nicht an die Wand malen und unserm Innern trübe Bilder einverleiben; deshalb stürzten wir uns, alle Grillen vergessend, mit Todes-

verachtung aufs Neue ins Gewühl, das sich wirklich in schönster und bewunderungswürdigster Ordnung allüberall entfaltet hatte. Dazu mag neben den andern übrigens fast gar nicht bemerkbaren Vorsichtsmaaßregeln die Autorität beitragen, in welcher die Cabilden der Neger, selbst Neger, jedenfalls aber ihren Mitbrüdern an Pfiffigkeit, Muth und andern guten oder nicht guten Eigenschaften voranstehen. Noch haben wir die gehörige Bedeutung ihres Wesens und Wirkens nicht erkunden können, halten sie aber nach Mittheilung anderer für Ehren- und Diebsgerichte, indem es Thatsache ist, daß alle Händel unter den Negern von diesen geschlichtet, daß Diebstähle entdeckt und andere Mißverhältnisse gerügt werden, so auch Familienverhältnisse u. s. w. Von manchen dieser schwarzen Salomos kann man wahrlich sagen, daß keiner den Pudel hinter dem Ofen sucht, der nicht selbst dort steckte. Uebrigens sahen wir doch ein Beispiel ihrer ausübenden Richtergewalt; ein erregter Streit ward dadurch beigelegt, daß der Unzufriedenste oder Urheber mittelst eines Palmstockes niedergeschlagen und in Folge dieser väterlichen Zurechtweisung nach dem Spital getragen wurde. Die Wett- und Waffenspiele, Tänze und Gesänge in hunderterlei Variationen nahmen während des ganzen übrigen Tages ihren Fortgang und erklommen nach und nach den Gipfel der Lust. Die Spenden fielen reichlich, es wurde ungeheuer geschmaust und getrunken, doch sah man verhältnißmäßig wenig Berauschte. Bemerkenswerth waren unter den verschiedenen Stämmen die feingeschnittenen Profile, schmalen Nasen und dünnen Lippen der Aethiopen, ferner die gigantische Muskulatur, das finster glühende Auge der Caraiben, besonders die athletischen Gestalten der Wei-

ber (Carabali), von denen mehr als eine das Modell einer schönen Medusa geben könnte. So war der Abstand zwischen den Schwarzen unter sich sehr drollig; riesige Gestalten neben häßlichen Affenzwergen; offene nicht unedle, regelmäßige Gesichter neben verquollenen, heimtückischen und lauernden Mienen; wahrlich eine reiche Ausbeute hätte dies Gemengsel von Gut und Schlecht und den verschiedensten Modulationen einem aufmerksam prüfenden Phisiognomiker geboten! — Mittlerweile nehmen auch Panoramen und das Teatro del Circo mit seinen Aeronautenkunststücken von der Neugierde der Neger ihren Tribut, welche ihre ephemeren Freunden so recht im vollen Maaße genießen wollen. Hie und da ziehen tanzende Trupps in Nachbarshäuser und improvisiren dort mannigfaltige, oft gar sehr naive Reigen und Spiele. Uns selbst überkam ein wiewohl nicht lange andauerndes Gefühl des Glückes, diese armen Teufel so zufrieden zu sehen; so malen sie sich ihren Himmel, der einst ihrer mit seinen Freuden wartet, um solch ein Jenseits bitten sie inbrünstig in Vesper, Messe und Hochamt; dieser Gedanke versöhnt sie mit dem harten Loos und er ist der Genius, der ihre ermattete und gebrochene Seele aus dem leibeigenen, im Dienste seines Herrn dahingesiegten Körper zur Freiheit bringt. Aber wie mögen sie sich ihre Hölle vorstellen? Wir grübeln nicht lange, lächeln jedoch und seufzen zugleich, denn wir mußten ihre Dämonen und böse Prinzipe mit weißen Larven vorführen sehen. Es lag eine bittere Wahrheit darinnen. — Die Marmaros, Fischer und Schiffer sehen spaßhaft genug aus, indem sie stattlich in blauen Jacken und weißen Pantalons, auf dem Haupte aber

ein vollständig aufgetackeltes Schiffchen tragend einherschreiten. Schön dünkte es uns, daß freie und leibeigene Neger sich nicht von einander scheiden, sondern sich gesellig zusammenschaaren; waren jene doch auch Sklaven und erwarben sich durch verständiges Arbeiten und Rechnen die Freiheit, und hoffen doch diese auch einst auf Erlösung. Eigenthümlich dünkte es uns hingegen, daß ein alter Neger sich plötzlich vor einem angesehenen Habanero aufs Knie niederließ, die Arme kreuzte und ausbreitete, das Haupt aber tief neigte und der feine Herr, umgeben von lächelnden Freunden, ebenso mit der runden schwammichten Hand den grauen Scheitel des sich Demüthigenden berührte. — Schon begann sich der Tag mit raschem Fluge zu senken, lange Schatten wälzten sich über die Stadt hin, als die Lustbarkeit noch einmal hoch aufflackerte, um umso rascher dahin zu sinken. Der gütige Kapitängeneral gestattete den Armen Freizeit bis 10 Uhr Nachts, welch gnädiger Erlaß den größten Jubel und eine fröhliche Ausgelassenheit hervorrief; alles bisher Geübte und Gepflegte wiederholte sich in zehnfacher Potenz und sein Brennpunkt war der Zapfenstreich, der mit seinen kriegerischen Klängen die Tonmassen durchschnitt, wie ein dahinrauschender Dampfer die brausende See; malerisch wurde jetzt die Scene, als tauseude von Laternen erschienen, welche die Gruppen in ihren wilden und seltsamen Conglomeraten beleuchtete, als das Treiben auf den Paseos und dem Theaterplatze bis zur Punta hin sich ausbreitete, wo Hunderte mit Milchpunsch, Branntwein und Speisen besetzte Tische, untermischt mit improvisirten Feuerheerden die ermüdeten Helden des Tages gastlich erwarteten. Und auch hier wechselten Tänze, Lieder, Getön des Tango, Guitarrengeklimper

und der monotone Klang der Guia, der Schwarzen einfache Geige; die Serenos (Nachtwächter) erschienen mit Pistole und Lanze, Pfeife und Laterne, die letzten Tabakos wurden angezündet, die Zuschauermassen der civilisirten Welt lichteten sich und die darauffolgende Stunde fand einen heitern klaren Mondhimmel über die breite Fläche der Festplätze ausgespannt, aber das Fest der heiligen drei Könige hatte ein Ende, nachdem ihr Gefolge, etwas weniger zahllos wie der Sand am Meere (es mögen zwischen 12 und 15000 Quadrillen von je 20 oder mehr Negern gewesen sein) sich in ihre betreffenden Quartiere intra et extra muros verloren und dem aschgrauen Werkeltagleben entgegenträumte. Am andern Tage, einem andern Aschermittwoch, sah man viele Verdrossene und Verschlafene und wenig heitere Mienen, die Hälfte war heiser vom Schreien und konnte kein lautes Wort hervorbringen; der Sonnenpriester saß als Fuhrmann hoch zu Roß, die Bayaderen renkten sich in der Küche und dem Waschhaus die erschöpften Glieder, der tapfere Krieger hing Schwert und Lanze auf und drehte Cigarren, oder trieb ein friedliches Stiergespann vor der mit weißem Kalkstein beladenen Carrette zum staubigen Bauplatz, den stachelbewehrten Stab schwingend; auch ein paar Opfer ihrer Lust, sei es an Uebermaaß genossener Speisen und Getränke oder in Folge anderer Excesse, als Messerstiche u. s. w., welche gefährliche unnoble Passionen freilich bei einer so gemischten Gesellschaft nicht verhindert werden können, werden in blauen niedern, mit einer Klappe verschlossenen Kasten nach der Stätte dauernder Ruhe gebracht. Alles tritt wieder ins alte Geleise, die Zucker-

bäcker überschlagen gleich den Maskenverleihern ihren Gewinn, die Garderobe wird an den Nagel gehängt, die Trommel, das Stierhorn, die Pfeife, der Triangel verstummt. —

Sic transit gloria mundi!



Gedichte.



I.

Chinesisch.

Schwirre, schwirre, schwirre,
Webeschiffchen Mulans! —
Emsiglich vor ihrer Thüre
Webet eine junge Dirne;
In der Weberei Geschwirre
Webet ihr gepreßter Busen
Seine lauten Seufzer ein.

»Welche Liste sah' ich,
Welche große Liste!
Ausgehoben wird zum Kriege
Eine Schar, die nicht zu zählen;
Auch den Vater eingezeichnet
Sah' ich in gedehnter Reihe;
Aufgeboten ohne Schonen
Wird im Drange der Gefahren
Selbst der kränkelnd allzu Schwache;
Ach, und keinen Sohn, o Vater,
Hast du, der zum Heere tauglich,
Keinen Bruder hast du, Mulan,
Der zum Kriege stark genug!«

Einen kühnen Anschlag
Faßt die junge Dirne:
An des Vaters Stelle dienen,
An der Brüder Stelle fechten
Will sie, als ein junger Krieger,
Stählend ihre weiche Seele,
Bergend ihre Weiblichkeit.

Und so wie die Frühe dämmert,
Eilig hin zu Markte geht sie,
Kauft ein Rößlein auf dem Ostmarkt,
Einen Sattel auf dem Westmarkt,
Einen Zügel auf dem Südmarkt,
Kaufet endlich auf dem Nordmarkt
Eine Gerte sich zum Ritt.

So bereits geschieden,
Sagt sie den Erzeugern,
Sagt sie Schwestern und Gebrüdern
Lebewohl durch eine Botschaft,
Schwingt sich auf ihr Roß und reitet
Kecklich als ein junger Krieger,
Stählend ihre weiche Seele,
Bergend ihre Weiblichkeit.
Schon verdämmert ihr die Heimat,
Schon die nächste Nacht verbringend
An des gelben Flusses Ufer,
Hört sie Vater nicht und Mutter
Um die holde Tochter klagen,
Hört sie Schwestern nicht und Brüder
Um die süße Schwester weinen,
Rauschen nur die dumpfe Woge,
Die der Fluß, der gelbe, rollt.

Aber als am Morgen
Neu die Sonn' emporstieg,
Schied sie von dem gelben Flusse,
Und am Abend, angekommen
An des schwarzen Flusses Ufer,
Hört sie Vater nicht und Mutter
Um die holde Tochter klagen,
Hört sie Schwestern nicht und Brüder
Um die süße Schwester weinen,
Das Getöse von des Jen-Schan
Reiterei, der wilden, nur.

Und so geht es weiter
Manche tausend Meilen;
Ueber Felsen hin die rauhe
Reise macht sie, über Schluchten
Fliegt sie, wie Gevögel flüchtig;
Oft im Hauch der Nächte wacht sie,
Der zu ihr Nachtglockentöne
Dunkel aus der Ferne wehet;
Es bescheint das kalte Mondlicht
Ihr Gewand, das eiserne.

Solcher Art zehn lange,
Lange Jahre dient sie. —
Jetzo kehren alle Krieger,
Denn erfochten ist die Ruhe,
Denn erstritten ist der Sieg.
Und zu Throne sitzt der Kaiser,
Und vertheilet an ergebne,
Tapfere, bewährte Diener
Höhere, verdiente Würden,
Oder tausend Silber-Unzen.
Stolz erhöht vom Hochgeneigten
Sollte nun auch Mulan werden;
Doch sie spricht: »O Sohn des Himmels!
Göttlicher, erhabner Herr!

Eine Bitte bitt' ich:
Leihe mir genädigst
Deiner raschen Reisethiere,
Deiner allerbesten eines,
Daß es in erwünschter Eile
Zum verlaßnen Vaterhause
Trag' ein arm, verloren Kind!« —

»Mutter, theure Mutter!
Vater, Brüder, Schwestern!
Oeffnet eure Thüre schleunig

Und empfanget eure Tochter,
Eure Schwester, eure Mulan!
Ab von ihrem Leibe nehmet
Dies Gewand von hartem Eisen,
Gebet ihr die alten Kleider,
Jene weichen, jene leichten,
Daß sie endlich wieder werde,
Was sie vor zehn Jahren war!«

Rufe des Entzückens
Folgen ihrem Worte;
Durch die aufgerissne Thüre
Stürzen Eltern und Geschwister,
Hangen unter heißen Thränen
An dem Hals der holden Tochter,
An dem Hals der süßen Schwester,
Führen in's verlass'ne Haus sie;
Nehmen ab von ihrem Leibe
Das Gewand von hartem Eisen;
Geben ihr die alten Kleider,
Jene weichen, jene leichten;
Und so ist sie endlich wieder,
Was sie vor zehn Jahren war.

Drauf an eines schönen
Tages hellem Morgen,
Schmückt sie sich mit allem Fleiße,
Tritt sodann aus ihrer Kammer,
Gold'ne Blumen in dem Haar.
So erscheint sie den Genossen
Ihrer Reisen und Gefechte,
Und es sehen diese staunend
Die geschmückte Dirne prangen,
Welche, wie sie nun erfahren,
Unerkannt von allen Männern,
Allen Jünglingen des Heeres,

Eine Frist von zehen Jahren
Ihr vertrauter, kampfgewandter,
Muthiger Geselle war.

G. Fr. Daumer.



II.

Berliner Pfefferkuchenmann
Beut seine Rosinenmänner an.

Mein schön Mamsellchen, kommen Sie
Und wenden ein Paar Groschen dran,
Und was Sie wünschen, haben Sie:
Den süßesten und frömmsten Mann.
Gewiß, gewiß, er kränkt Sie nie
In seinem stillen Lebenslauf;
Und drängt die heiße Liebe Sie,
So speisen Sie ihn kecklich auf!



Entsprossen war er aus gallischem Blut,
Erwachsen in jesuitischer Hut;
Der ward mir nimmer und nimmer gut.
Und warum haßt' er mich so sehr?
Ich war nicht so bigott, wie er,
Und nicht zugleich so dissolut.



Ich machte neulich ein Gedicht,
Das war an meine Frau gericht't.

Drob wunderten die Leute sich,
Fanden die Sache lächerlich.
»So schwärmt man für ein Mädchen wohl;
Die Frau, die kocht mir meinen Kohl;
Was braucht es da solch einen Schnack?«
So kritisirte dieses Pack.
Drauf hab' ich eine Maid geschaut,
Die mich durch ihren Glanz erbaut.
Auf diese minnigliche Pracht
Hab' ich ein zartes Lied gemacht.
Weh mir! Da haben sie geschrie'n:
»Ein Ehebrecher! Steinigt ihn!« —
So mißlich ist Poetenamt,
Woferne der Poet verdammt,
Zu leben im Philisterheer.
Ist's ihm gegönnt, so wander' er!
Verbietet das sein Mißgeschick,
So bleibt ihm nur der Hängestrick.

G. Fr. Daumer.



Nacht und Morgen.

Hesperus mit mildem Scheine
Löscht des Tages Gluthen aus,
Und des Abends stiller Friede
Schwebet um des Försters Haus;
Draußen am Hollunderstrauche
Sitzt sein einzig Töchterlein,
Eine Thräne auf der Wange
Blickt sie in den Wald hinein,
Blicket nach den Fichtenhecken,

Wo zum Kirchhof führt der Pfad,
Und wohin die theure Mutter
Gestern man getragen hat.

Bei des Frühroths erstem Gruße,
Stund der Vater auf, und nahm
Wehr und Tasche, hinzutragen
Zu den Wäldern seinen Gram,
Ob in ihrer Zweige Rauschen,
Bei der Vöglein frohem Lied,
Bei der Quelle sanftem Murmeln
Ihn vielleicht der Jammer flieht; —
Aber ach! die alten Weisen
Klingen schwermuthsvoll und bang,
Und der Blätter traulich Säuseln
Tönet ihm wie Grabgesang.

Unstät irrt er durch die Räume,
Bis es stille ward im Thal,
Und der Tannen höchste Spitzen
Küßt der Sonne letzter Strahl.
Doch als feierliches Schweigen
Rings beherrscht der Dämmrung Grün,
Lenket er gewohnter Weise
Zu dem See die Schritte hin,
Legt die kummervollen Glieder
An dem Ufer in das Gras,
Wo er manchen süßen Abend
Mit der theuren Gattin saß; —
Unterm Dach der alten Weiden
Spiegelte sich sanft und mild
Auf der klaren Wasser-Fläche
Oft das treuverschlung'ne Bild.
Einsam sitzt er und durch Thränen
Starrt das Auge nun hinab
In die Fluth, die nur sein Antlitz
Das verhärmte wiedergab.

Eine Blume ihm zur Seite
Steht gebeugt im Abendhauch,
Ihre Kelche sind geschlossen
Wie zu nächt'gem Schlaf das Aug',
Und wie an der seidnen Wimper
Dort die Thräne zitternd glänzt,
So sind ihre duft'gen Blätter
Von dem feuchten Thau begränzt. —
»Arme Blume, sprach der Förster,
Welkest trauernd an dem Strand,
Weil sie ist hinabgesunken
Hinter des Gebirges Rand,
Die dich aus dem Schoos der Erde
Rief zu freudigem Erblüh'n,
Die mit lebensvollem Strahle
Duft und Farbe dir verlieh'n.« —
Und im Schmerz erstickt die Klage,
Denn er dachte an sein Kind,
Dem in der geliebten Mutter
Schutz und Licht gestorben sind.

Auf die sonnverbrannten Hände
Stützt das Haupt er sorgenmüd,
Und zum Schlaf, zum langentbehrten,
Schließet sich das Augenlid. —
An dem Nachtgewölbe wandeln
Ernst der Sterne goldne Reih'n,
Durch des dunklen Laubes Gitter
Dringt des Mondes matter Schein,
Wie der Leuchtwurm zieht die Kreise
Um den alten Weidenbaum,
So umspinnt des Försters Schläfe
Mitleidsvoll ein schöner Traum,
Bis die Nacht vorbeigezogen
Und zum Dickicht kehrt das Reh,
Bis des Tages erster Purpur

Mahlt den spiegelglatten See,
Und der Ruf des Wasserhuhnes,
In dem grünen Schilf versteckt,
Mit dem lauten Morgengruße
Ihn aus seinem Schlummer weckt.

Eine Blume ihm zur Seite
Pranget stolz im Morgenhauch,
Und mit freudigem Erstaunen
Ruht auf ihr des Försters Aug;
Kaum kann er sie wieder kennen,
Die getrauret in der Nacht,
Denn aus offnen Kelchen strömet
Wohlgeruch und Farbenpracht;
Und die Morgensonne strahlet
Durch das hohe Farrenkraut,
Wie durch der Gardine Falten
Nach dem Kind die Mutter schaut.

Da erfüllet süßer Friede
Ihm die ahnungsvolle Brust,
Und gar wunderbarer Klarheit
Wird die Seele sich bewußt.
Freier schlägt das Herz, an welchem
Erst noch tiefer Gram gezehrt,
Aus des Waldes kühlen Schatten
Eilt er heim zum stillen Heerd;
Freundlich breiten die Geweihe
An dem alten Jägerhaus
Ihre vielgezackten Arme
Wie zum Willkomm nach ihm aus,
Und ein Mädchen pflückt zum Kranze
Grünen Epheu von der Wand, —
Doch jetzt springt sie ihm entgegen,
Weil den Vater sie erkannt;

Auf dem dunkeln Trauerkleide
Wiegt sich blonder Locken Pracht,
Und des Wiedersehens Freude
Aus dem feuchten Auge lacht.

Und sie schmiegt sich um den Vater,
Um den letzten sichern Hort,
Der ihr aus dem Aug die Thräne
Küßet mit dem Trosteswort:
»Komm ins Haus und weine nimmer,
Auf der Leiden dunkle Nacht
Folgt ein Tag der ew'gen Freude,
Wo uns Wiedersehen lacht;
Wie der Thau der Blume schwindet,
Dringt die Sonne in das Thal,
Trocknet dieser Erde Thräne
Einst des großen Morgens Strahl.« —

Dr. Ebersberger.



Der Sträflingskirchhof.

Siehst du die alten Fohren dort
Des Steinbruchs Schacht entsteigen,
Das ist der letzte Sammelort
Für der Verbrecher Leichen! —
Manch' Schifflein fault in ferner Bucht,
Zerschellt in Sturmes Beben,
So schläft hier in der Felsenschlucht
Manch wild bewegtes Leben;
Und bis zu diesen Mauern drang

Kein Klagen, keine Thränen,
Kein Grabgesang, kein Orgelklang,
Kein letztes Glockentönen,
Hier hört man nur des Meisels Schlag,
Der Klöze dumpfes Fallen,
Das klopft und kracht den ganzen Tag,
Ein Auf- und Niederwallen.
Doch Abends wenn die Arbeit ruht
Und tausend fleiß'ge Hände,
Dann ruhen von des Tages Gluth
Auch dort die Felsenwände,
Das Eichhorn nur hüpft munter noch
Am Stamme auf und nieder,
Die Drossel auf der Tanne hoch
Singt ihre Abendlieder;
Und der Versöhnung milder Hauch
Herrscht in den stillen Räumen,
Versöhnung weht der Blüthenstrauch,
Das Rauschen in den Bäumen:
Denn an dem Thor zu jenem Land
Da hält der Friede Wache,
Und scheidend legt in seine Hand
Ihr blutig Schwert die Rache.

Dr. Ebersberger.

Die Sträflingsleiche.

Die Brücke fällt, es knarrt das Thor,
Es kommen zwölf Soldaten,
Dazwischen Sträflinge hervor
Mit einem Sarg beladen.

Den Kasten kenne ich genau
Seit meinen frühsten Tagen,
Einst war er schwarz, nun ist er grau,
Hat Manchen schon getragen;
Denn wie der volle Eimer steigt,
Und senket leer sich wieder,
So geht ein halb Jahrhundert leicht
Der Kasten hin und wieder.
Auch kannte ich den todten Mann
In jenen Bretterwänden,
Verzeih's Gott dem, der Schuld daran,
Daß er so mußte enden!
Ihm hat verführt sein liebster Freund
Die Braut mit frevlem Wagen,
Drauf hat im Grimme er den Feind
In ihrem Arm erschlagen. —
Mit uns hat hier der arme Wicht
Manch freundlich Spiel getrieben,
Den hielten wir für böse nicht,
Der noch ein Kind konnt' lieben;
Manch Kettlein, manchen Ring von Haar
Flocht er mir oft zur Freude,
Drum geh' ich auch mit seiner Bahr,
Und geb' ihm das Geleite.
Der alte Zuchtknecht geht voran,
Die Träger vom Gefängniß,
Und die Soldaten kommen dann —
Ein stattliches Begängniß!
Das rennt und lauft des Wegs dahin,
Als jagte sie der Schrecken,
Läg' eine Excellens nur drinn,
Sie schlichen wie die Schnecken:
Und doch kommt Jeder an den Ort,
Ob langsam, ob im Jagen,
Den trägt das Glück zum Ruhme fort,
Der stirbt nach Angst und Plagen. —

Nun sind sie da! am Eingang strahlt
Aus Birkenholz gezimmert
Ein Kreuz vom Abendroth bemalt,
Das durch die Bäume schimmert.
Halt! commandiret der Sergeant,
Das Grab! wir sind zur Stelle,
Ein Grab? mein Gott — ein Loch im Sand
Und dürrem Steingerölle;
Und drüber schwebt der Sarg, ein Wink,
Daß dran der Boden weiche,
Und in die Grube polternd sinkt
Hinab die Sträflingsleiche;
Sahst du das feine Sterbgewand?
In Stroh nur eingebunden
Ward er, und schon ist in dem Sand
Der letzte Halm verschwunden. — —
Wird man dir auch, der so veracht't,
Kein Requiem hier bringen,
Wird doch in stiller Mitternacht
Die Nachtigall dir singen,
Und mag auch hier kein Priesterwort
Die Stelle segnend weihen,
Wird doch die alte Buche dort
Manch Blatt auf's Grab dir streuen,
Es ist ja doch bald glatt gefegt
Vom Wind, es weiß nach Tagen,
Wo man den Sträfling hingelegt,
Wohl Keiner mehr zu sagen.

Dr. Ebersberger.

Kindeslächeln.

Das Kindlein schläft, die Mutter harrt,
Und schwelgt mit seligem Vergnügen

Den Kasten kenne ich genau
    Seit meinen frühsten Tagen,
Einst war er schwarz, nun ist er grau,
    Hat Manchen schon getragen;
Denn wie der volle Eimer steigt,
    Und senket leer sich wieder,
So geht ein halb Jahrhundert leicht
    Der Kasten hin und wieder.
Auch kannte ich den todten Mann
    In jenen Bretterwänden,
Verzeih's Gott dem, der Schuld daran,
    Daß er so mußte enden!
Ihm hat verführt sein liebster Freund
    Die Braut mit frevlem Wagen,
Drauf hat im Grimme er den Feind
    In ihrem Arm erschlagen. —
Mit uns hat hier der arme Wicht
    Manch freundlich Spiel getrieben,
Den hielten wir für böse nicht,
    Der noch ein Kind konnt' lieben;
Manch Kettlein, manchen Ring von Haar
    Flocht er mir oft zur Freude,
Drum geh' ich auch mit seiner Bahr,
    Und geb' ihm das Geleite.
Der alte Zuchtknecht geht voran,
    Die Träger vom Gefängniß,
Und die Soldaten kommen dann —
    Ein stattliches Begängniß!
Das rennt und lauft des Wegs dahin,
    Als jagte [illegible]
Läg' eine [illegible]
    Sie [illegible]
Un[illegible]

Nun sind sie da! am Eingang strahlt
    Aus Birkenholz gezimmert
Ein Kreuz vom Abendroth bemalt,
    Das durch die Bäume schimmert.
Halt! commandiret der Sergeant,
    Das Grab! wir sind zur Stelle,
Ein Grab? mein Gott — ein Loch im Sand
    Und dürrem Steingerölle;
Und drüber schwebt der Sarg, ein Wink,
    Daß dran der Boden weiche,
Und in die Grube polternd sinkt
    Hinab die Sträflingsleiche;
Sahst du das feine Sterbgewand?
    In Stroh nur eingebunden
Ward er, und schon ist in dem Sand
    Der letzte Halm verschwunden. — —
Wird man dir auch, der so veracht't,
    Kein Requiem hier bringen,
Wird doch in stiller Mitternacht
    Die Nachtigall dir singen,
Und mag auch hier kein Priesterwort
    Die Stelle segnend weihen,
Wird doch die alte Buche dort
    Manch Blatt auf's Grab dir streuen,
Es ist ja doch bald glatt gefegt
    Vom Wind, es weiß nach Tagen,
Wo man den Sträfling hingelegt,
    Wohl Keiner mehr zu sagen.

Dr. Ebersberger.

—∞∞◊∞∞—

indesläch

schläft, die

gt mit sel

Erwartungsvoll am kleinen Bett
In ihres Kindes holden Zügen,
Da zieht ein Lächeln drüber hin,
Wie über Blüthen Lenzeswehen,
Und mit ihm Jahre süßer Lust
Am Mutterherz vorübergehen. —
O! Mutterherz, o! armes Herz,
O! würdest du dieß Lächeln kennen,
Wohl keine Sprache in der Welt,
Könnt' deines Jammers Größe nennen,
Denn an der Wiege Seite stand
Von Gott gesandt ein Friedensengel,
Der sprach: »Mein Kind! willst mit mir flieh'n
Aus dieser Welt voll Trug und Mängel?
Da lächelt es ein freudig »Ja!«
Und reicht das Händchen unverdrossen; —
Die Mutter harrt, und harrt umsonst,
Des Kindes Auge blieb geschlossen.

Dr. Ebersberger.



Erinnerung an die Alpen.

Alpen, Bilder meiner Träume,
Wie habt ihr mein Herz beglückt!
Alpen, Paradieses Räume,
Wie bin ich von euch entzückt!
Wie bestaun' ich eure Wunder,
Wie die kühne Felsenwand,
Wo als Silberschaum herunter
Ihren Weg die Quelle fand.
Stolz empor ragt zu den Sternen
Euer Haupt, das waldbekränzt

Bald sich zeigt in weiten Fernen,
Bald im Schnee und Eise glänzt.
Wie sich Mutterarme schlingen
Um das heißgeliebte Kind,
So der Tanne Wurzeln ringen
Sich um Felsen weich und lind;
Und auf euren Höhn zu wohnen,
Wählt mit stolz verwegnem Sinn
Sich die Alpenros' zu thronen
Als der Blumen Königin!
Um die Gemse zu erlegen,
Himmelan der Jäger steigt
Auf gefahrvoll steilen Wegen,
Bis das Rohr sein Ziel erreicht.
Dort auf schneebedeckter Firne,
Pflücket er das Edelweiß,
Drückt den Hut sich in die Stirne,
Prangend mit dem seltnen Preis.
Mit dem Schatze, kühn errungen,
Eilt er stolz zur schönsten Maid,
Deren Reiz sein Herz bezwungen,
In der Alpen Einsamkeit.
Und thalabwärts steigt hernieder
Wandermüd der Alpensohn,
Und er hört den Schall der Lieder
Und der Abendglocken Ton.
Und er schwelgt in stillem Frieden,
Der durchwehet Wald und Flur,
Schwelgt in Freuden, die beschieden
Ihm die Reize der Natur.
Und er steht in süßen Träumen,
Sieht entzückt der Alpen Glühn,
Sieht an hohen Himmelsräumen
Einen Kranz von Rosen blühn.
Fröhlich preist er im Gesange
Seines Alpenlebens Glück,

Und bei leisem Echoklange
Tönt ihm Wort um Wort zurück. —
Alpen, Alpen nur gesunden
Kann bei euch das kranke Herz;
Denn ihr heilt die tiefsten Wunden,
Folgt der Blick euch himmelwärts! —

Fennimore.



Frauengräber.

1. Luise, Königin von Preußen.

In Charlottenburgs Mausoleum drin,
Da schlummert, in Marmor gehauen,
Der Preußen unsterbliche Königin,
Die Königin aller Frauen.

Und hast du dies rührende Steingebild,
Die göttlichen Züge gesehen,
Du wähnest, es sei ein Engel mild
Entstiegen den himmlischen Höhen.

Noch schwebt um den Mund ihr ein Lächeln süß,
Doch die herrlichen Augen geschlossen,
Die Augen so hehr, die ein Paradies
In die Seelen der Menschen gegossen.

Sanft schläft sie und still, doch ein Leidenszug
Auf der Stirne, der Schönheit Throne,
Spricht leise von Schmerzen, die einst sie trug,
Spricht leis' von den Qualen der Krone.

Sanft scheint sie zu ruhn, doch ein tiefes Weh
Umspielt noch die lieblichen Wangen;
Dran scheinen Tropfen so wie am Schnee
Der Rose ein Thau zu hangen.

Ja es war eine Zeit, eine schwere Zeit,
Die die herrliche Rose gebrochen;
Die mit Schmach, Erniederung, Herzeleid
Der Fürstin ins Herz gestochen.

Denn als des Corsen eiserne Hand
Ihr Preußen in Bande geschlagen,
Als gebognen Kniees die Königin stand,
Vor dem Dränger die Bitte zu wagen,

Und als sie verstoßen sein Hohn so hart,
Als jegliche Hoffnung erblichen,
Als der tapfre Stein war zu Stein erstarrt,
Ist sie von der Erde entwichen.

Da wurde ihr Name zum Feldgeschrei,
Da erwachten die Geister der Ahnen,
Da erklang das Kriegslied brausend und frei,
Da wehte ihr Bild von den Fahnen.

Und als geendet der heilige Krieg,
Da wallte das Volk allerwegen,
Nach geschlagener Schlacht, nach errungenem Sieg
Den Kranz auf das Grab ihr zu legen.

Der deutschesten unter Germaniens Fraun,
Der edelsten Mutter zum Lohne,
Der besten Gattin in Deutschlands Gaun
Und der schönsten: die Königskrone!

---

2. Elisabetha Krauß.

Wen birgt der schlichte altersgraue Stein,
Der schriftbedeckt in Rochus Kirchhof steht?
Soll er das Abbild eines Leben sein
Demüthig, arbeitsvoll und voll Gebet?

O Muse, die du bei den Gräbern wohnst,
Schließ mir vergangner Tage Kunde auf;
Berichte, die du stille Tugend lohnst,
Den einfach segensschweren Lebenslauf! —

So wisse denn, die edle Todte drin,
Von niedrem Stand und ohne Ahnenglanz,
Sie krönt als Nürnbergs beste Bürgerin
Der Bürgerkrone schöner voller Kranz.

Die Aeltern, Abschied nehmend, drücken
Ihr ein paar Groschen in die Hand;
Den Wanderbündel auf dem Rücken,
So pilgert sie durch Nürnbergs Sand.

Und früh und spät im Dienst bemühet,
Fromm, sittig, sparsam, treu, gewandt,
Ist ihr ein einfach Loos erblühet
Beim braven Mann im Handelsstand.

Mit Schulden haben sie begonnen,
Doch sparen sie nicht Müh und Fleiß;
Vom Morgenroth zur Abendsonnen
Rann von der Stirn der Arbeit Schweiß.

Da galt es, rüstig sich zu regen
Bei theurer Zeit, bei Noth und Krieg;
Doch sichtbar war des Herren Segen,
Und ihr Gewinn und Handel stieg.

Und Gulden reihte sich an Gulden,
Doch enger wurde nicht ihr Herz;
Mit zartem Sinn und milden Hulden
Empfand es tief des Mangels Schmerz.

Die kleinen Kinder vieler Armen,
Die durch des Krieges Wuth verwaist,
Hat sie zu Hause voll Erbarmen
Gepflegt, gekleidet und gespeist,

Ließ auf sie ziehn in Zucht und Ehre
Zu Seelenheil und Leib's Gewinn,
Die Knaben brachte sie zur Lehre,
Die Mädchen gab in Dienst sie hin;

Die Hungrigen, die auf den Straßen
Nach Brode schrieen, speiste sie,
Verwundete, die auf den Gassen
Nach Labsal lechzten, tränkte sie;

Den Kranken hat sie Wein gereichet,
Den Nackten Linnen, Kleider, Schuh',
Und zu den Sterbenden gebeuget,
Sprach Muth und Himmelstrost sie zu.

Drei Kinder, die ihr Gott gegeben,
Ihr höchster Trost, ihr Lebensglück,
Gab sie nach früh gebrochnem Leben
Demüthig seiner Hand zurück.

Sie sah voran den Gatten gehen,
»Dem Gott genad,« zur ew'gen Ruh;
Man sieht auf seinem Steine stehen:
»Wohl heute ich und morgen du.«

Und als ihr Stündlein auch geschlagen,
Da folgte ihr nach Recht und Fug,
Wie man zu Grabe sie getragen,
Der Findelkinder langer Zug. —

Recht wie der alten Meister Bilde
Auf Goldgrund hell und wunderklar,
Schaust Selige, du einfach Milde,
In unsre Zeit, der Liebe baar.

Das Gras an deines Hügels Hange
Läßt Waisenthränenthau erblühn,
Wenn sie mit rührendem Gesange
Zum Grab dir an Johannis ziehn.

Auf dem dunkeln Trauerkleide
Wiegt sich blonder Locken Pracht,
Und des Wiedersehens Freude
Aus dem feuchten Auge lacht.

Und sie schmiegt sich um den Vater,
Um den letzten sichern Hort,
Der ihr aus dem Aug die Thräne
Küßet mit dem Trosteswort:
»Komm ins Haus und weine nimmer,
Auf der Leiden dunkle Nacht
Folgt ein Tag der ew'gen Freude,
Wo uns Wiedersehen lacht;
Wie der Thau der Blume schwindet,
Dringt die Sonne in das Thal,
Trocknet dieser Erde Thräne
Einst des großen Morgens Strahl.« —

Dr. Ebersberger.



Der Sträflingskirchhof.

Siehst du die alten Fohren dort
Des Steinbruchs Schacht entsteigen,
Das ist der letzte Sammelort
Für der Verbrecher Leichen! —
Manch' Schifflein fault in ferner Bucht,
Zerschellt in Sturmes Beben,
So schläft hier in der Felsenschlucht
Manch wild bewegtes Leben;
Und bis zu diesen Mauern drang

Kein Klagen, keine Thränen,
Kein Grabgesang, kein Orgelklang,
Kein letztes Glockentönen,
Hier hört man nur des Meisels Schlag,
Der Klöze dumpfes Fallen,
Das klopft und kracht den ganzen Tag,
Ein Auf- und Niederwallen.
Doch Abends wenn die Arbeit ruht
Und tausend fleiß'ge Hände,
Dann ruhen von des Tages Gluth
Auch dort die Felsenwände,
Das Eichhorn nur hüpft munter noch
Am Stamme auf und nieder,
Die Drossel auf der Tanne hoch
Singt ihre Abendlieder;
Und der Versöhnung milder Hauch
Herrscht in den stillen Räumen,
Versöhnung weht der Blüthenstrauch,
Das Rauschen in den Bäumen:
Denn an dem Thor zu jenem Land
Da hält der Friede Wache,
Und scheidend legt in seine Hand
Ihr blutig Schwert die Rache.

Dr. Ebersberger.

Die Sträflingsleiche.

Die Brücke fällt, es knarrt das Thor,
Es kommen zwölf Soldaten,
Dazwischen Sträflinge hervor
Mit einem Sarg beladen.

Den Kasten kenne ich genau
Seit meinen frühsten Tagen,
Einst war er schwarz, nun ist er grau,
Hat Manchen schon getragen;
Denn wie der volle Eimer steigt,
Und senket leer sich wieder,
So geht ein halb Jahrhundert leicht
Der Kasten hin und wieder.
Auch kannte ich den todten Mann
In jenen Bretterwänden,
Verzeih's Gott dem, der Schuld daran,
Daß er so mußte enden!
Ihm hat verführt sein liebster Freund
Die Braut mit frevlem Wagen,
Drauf hat im Grimme er den Feind
In ihrem Arm erschlagen. —
Mit uns hat hier der arme Wicht
Manch freundlich Spiel getrieben,
Den hielten wir für böse nicht,
Der noch ein Kind konnt' lieben;
Manch Kettlein, manchen Ring von Haar
Flocht er mir oft zur Freude,
Drum geh' ich auch mit seiner Bahr,
Und geb' ihm das Geleite.
Der alte Zuchtknecht geht voran,
Die Träger vom Gefängniß,
Und die Soldaten kommen dann —
Ein stattliches Begängniß!
Das rennt und lauft des Wegs dahin,
Als jagte sie der Schrecken,
Läg' eine Excellens nur drinn,
Sie schlichen wie die Schnecken:
Und doch kommt Jeder an den Ort,
Ob langsam, ob im Jagen,
Den trägt das Glück zum Ruhme fort,
Der stirbt nach Angst und Plagen. —

Nun sind sie da! am Eingang strahlt
  Aus Birkenholz gezimmert
Ein Kreuz vom Abendroth bemalt,
  Das durch die Bäume schimmert.
Halt! commandiret der Sergeant,
  Das Grab! wir sind zur Stelle,
Ein Grab? mein Gott — ein Loch im Sand
  Und dürrem Steingerölle;
Und drüber schwebt der Sarg, ein Wink,
  Daß dran der Boden weiche,
Und in die Grube polternd sinkt
  Hinab die Sträflingsleiche;
Sahst du das feine Sterbgewand?
  In Stroh nur eingebunden
Ward er, und schon ist in dem Sand
  Der letzte Halm verschwunden. — —
Wird man dir auch, der so veracht't,
  Kein Requiem hier bringen,
Wird doch in stiller Mitternacht
  Die Nachtigall dir singen,
Und mag auch hier kein Priesterwort
  Die Stelle segnend weihen,
Wird doch die alte Buche dort
  Manch Blatt auf's Grab dir streuen,
Es ist ja doch bald glatt gefegt
  Vom Wind, es weiß nach Tagen,
Wo man den Sträfling hingelegt,
  Wohl Keiner mehr zu sagen.

Dr. Ebersberger.

Kindeslächeln.

Das Kindlein schläft, die Mutter harrt,
  Und schwelgt mit seligem Vergnügen

Erwartungsvoll am kleinen Bett
In ihres Kindes holden Zügen,
Da zieht ein Lächeln drüber hin,
Wie über Blüthen Lenzeswehen,
Und mit ihm Jahre süßer Lust
Am Mutterherz vorübergehen. —
O! Mutterherz, o! armes Herz,
O! würdest du dieß Lächeln kennen,
Wohl keine Sprache in der Welt,
Könnt' deines Jammers Größe nennen,
Denn an der Wiege Seite stand
Von Gott gesandt ein Friedensengel,
Der sprach: »Mein Kind! willst mit mir flieh'n
Aus dieser Welt voll Trug und Mängel?
Da lächelt es ein freudig »Ja!«
Und reicht das Händchen unverdrossen; —
Die Mutter harrt, und harrt umsonst,
Des Kindes Auge blieb geschlossen.

Dr. Ebersberger.



Erinnerung an die Alpen.

Alpen, Bilder meiner Träume,
Wie habt ihr mein Herz beglückt!
Alpen, Paradieses Räume,
Wie bin ich von euch entzückt!
Wie bestaun' ich eure Wunder,
Wie die kühne Felsenwand,
Wo als Silberschaum herunter
Ihren Weg die Quelle fand.
Stolz empor ragt zu den Sternen
Euer Haupt, das waldbekränzt

Bald sich zeigt in weiten Fernen,
Bald im Schnee und Eise glänzt.
Wie sich Mutterarme schlingen
Um das heißgeliebte Kind,
So der Tanne Wurzeln ringen
Sich um Felsen weich und lind;
Und auf euren Höhn zu wohnen,
Wählt mit stolz verwegnem Sinn
Sich die Alpenros' zu thronen
Als der Blumen Königin!
Um die Gemse zu erlegen,
Himmelan der Jäger steigt
Auf gefahrvoll steilen Wegen,
Bis das Rohr sein Ziel erreicht.
Dort auf schneebedeckter Firne,
Pflücket er das Edelweiß,
Drückt den Hut sich in die Stirne,
Prangend mit dem seltnen Preis.
Mit dem Schatze, kühn errungen,
Eilt er stolz zur schönsten Maid,
Deren Reiz sein Herz bezwungen,
In der Alpen Einsamkeit.
Und thalabwärts steigt hernieder
Wandermüd der Alpensohn,
Und er hört den Schall der Lieder
Und der Abendglocken Ton.
Und er schwelgt in stillem Frieden,
Der durchwehet Wald und Flur,
Schwelgt in Freuden, die beschieden
Ihm die Reize der Natur.
Und er steht in süßen Träumen,
Sieht entzückt der Alpen Glühn,
Sieht an hohen Himmelsräumen
Einen Kranz von Rosen blühn.
Fröhlich preist er im Gesange
Seines Alpenlebens Glück,

Und bei leisem Echoklange
Tönt ihm Wort um Wort zurück. —
Alpen, Alpen nur gesunden
Kann bei euch das kranke Herz;
Denn ihr heilt die tiefsten Wunden,
Folgt der Blick euch himmelwärts! —

Fennimore.



Frauengräber.

1. Luise, Königin von Preußen.

In Charlottenburgs Mausoleum drin,
Da schlummert, in Marmor gehauen,
Der Preußen unsterbliche Königin,
Die Königin aller Frauen.

Und hast du dies rührende Steingebild,
Die göttlichen Züge gesehen,
Du wähnest, es sei ein Engel mild
Entstiegen den himmlischen Höhen.

Noch schwebt um den Mund ihr ein Lächeln süß,
Doch die herrlichen Augen geschlossen,
Die Augen so hehr, die ein Paradies
In die Seelen der Menschen gegossen.

Sanft schläft sie und still, doch ein Leidenszug
Auf der Stirne, der Schönheit Throne,
Spricht leise von Schmerzen, die einst sie trug,
Spricht leis' von den Qualen der Krone.

Sanft scheint sie zu ruhn, doch ein tiefes Weh
Umspielt noch die lieblichen Wangen;
Dran scheinen Tropfen so wie am Schnee
Der Rose ein Thau zu hangen.

Ja es war eine Zeit, eine schwere Zeit,
Die die herrliche Rose gebrochen;
Die mit Schmach, Erniederung, Herzeleid
Der Fürstin ins Herz gestochen.

Denn als des Corsen eiserne Hand
Ihr Preußen in Bande geschlagen,
Als gebognen Kniees die Königin stand,
Vor dem Dränger die Bitte zu wagen,

Und als sie verstoßen sein Hohn so hart,
Als jegliche Hoffnung erblichen,
Als der tapfre Stein war zu Stein erstarrt,
Ist sie von der Erde entwichen.

Da wurde ihr Name zum Feldgeschrei,
Da erwachten die Geister der Ahnen,
Da erklang das Kriegslied brausend und frei,
Da wehte ihr Bild von den Fahnen.

Und als geendet der heilige Krieg,
Da wallte das Volk allerwegen,
Nach geschlagener Schlacht, nach errungenem Sieg
Den Kranz auf das Grab ihr zu legen.

Der deutschesten unter Germaniens Fraun,
Der edelsten Mutter zum Lohne,
Der besten Gattin in Deutschlands Gaun
Und der schönsten: die Königskrone!

---

2. Elisabetha Krauß.

Wen birgt der schlichte altersgraue Stein,
Der schriftbedeckt in Rochus Kirchhof steht?
Soll er das Abbild eines Leben sein
Demüthig, arbeitsvoll und voll Gebet?

O Muse, die du bei den Gräbern wohnst,
Schließ mir vergangner Tage Kunde auf;
Berichte, die du stille Tugend lohnst,
Den einfach segensschweren Lebenslauf! —

So wisse denn, die edle Todte drin,
Von niedrem Stand und ohne Ahnenglanz,
Sie krönt als Nürnbergs beste Bürgerin
Der Bürgerkrone schöner voller Kranz.

Die Aeltern, Abschied nehmend, drücken
Ihr ein paar Groschen in die Hand;
Den Wanderbündel auf dem Rücken,
So pilgert sie durch Nürnbergs Sand.

Und früh und spät im Dienst bemühet,
Fromm, sittig, sparsam, treu, gewandt,
Ist ihr ein einfach Loos erblühet
Beim braven Mann im Handelsstand.

Mit Schulden haben sie begonnen,
Doch sparen sie nicht Müh und Fleiß;
Vom Morgenroth zur Abendsonnen
Rann von der Stirn der Arbeit Schweiß.

Da galt es, rüstig sich zu regen
Bei theurer Zeit, bei Noth und Krieg;
Doch sichtbar war des Herren Segen,
Und ihr Gewinn und Handel stieg.

Und Gulden reihte sich an Gulden,
Doch enger wurde nicht ihr Herz;
Mit zartem Sinn und milden Hulden
Empfand es tief des Mangels Schmerz.

Die kleinen Kinder vieler Armen,
Die durch des Krieges Wuth verwaist,
Hat sie zu Hause voll Erbarmen
Gepflegt, gekleidet und gespeist,

Ließ auf sie ziehn in Zucht und Ehre
Zu Seelenheil und Leib's Gewinn,
Die Knaben brachte sie zur Lehre,
Die Mädchen gab in Dienst sie hin;

Die Hungrigen, die auf den Straßen
Nach Brode schrieen, speiste sie,
Verwundete, die auf den Gassen
Nach Labsal lechzten, tränkte sie;

Den Kranken hat sie Wein gereichet,
Den Nackten Linnen, Kleider, Schuh',
Und zu den Sterbenden gebeuget,
Sprach Muth und Himmelstrost sie zu.

Drei Kinder, die ihr Gott gegeben,
Ihr höchster Trost, ihr Lebensglück,
Gab sie nach früh gebrochnem Leben
Demüthig seiner Hand zurück.

Sie sah voran den Gatten gehen,
»Dem Gott genad,« zur ew'gen Ruh;
Man sieht auf seinem Steine stehen:
»Wohl heute ich und morgen du.«

Und als ihr Stündlein auch geschlagen,
Da folgte ihr nach Recht und Fug,
Wie man zu Grabe sie getragen,
Der Findelkinder langer Zug. —

Recht wie der alten Meister Bilde
Auf Goldgrund hell und wunderklar,
Schaust Selige, du einfach Milde,
In unsre Zeit, der Liebe baar.

Das Gras an deines Hügels Hange
Läßt Waisenthränenthau erblühn,
Wenn sie mit rührendem Gesange
Zum Grab dir an Johannis ziehn.

Du wirkest noch in weite Fernen:
Manch armer fleißiger Student
Zählt einst sich wohl zu Deutschlands Sternen
Nur durch dein edles Testament.

Und was an Segen er genossen
Von dir, Elisabetha Krauß,
Das streu' er wieder unverdrossen
Zum Segen für die Nachwelt aus!

---

3. Friederike Katharine Neuber.

Ein Stein zu Laubegast im Friedhof steht;
Von Disteln überwuchert, dornbesät
Siehst du den kleinen Hügel sich erheben.
Es summt der Wind, der über Gräber pfeift
Und einsam durch die Graseswellen streift:
Sieh hier das Bild von einem Künstlerleben!

Mißhandelt floh sie aus dem Vaterhaus
Mit dem Geliebten in die Welt hinaus.
Und als der Kirche Weihe ward dem Bunde,
Da zog sie hin, wo sie des Herzens Drang,
Die heiße Sehnsucht ihrer Jugend zwang,
Auf des Theaters enge Bretterrunde.

O hohe Lust, in stolzer Majestät,
Vom Flügelschlag des Genius umweht,
Thaliens Priesterin zum Volk zu sprechen!
Begeistrung reißt die trunknen Hörer fort;
Es schwelgt das Ohr, der Lippe stirbt das Wort,
Die Thränen stürzend aus den Augen brechen. —

Du schöner Traum! sie hat dich durchgeträumt,
Ihr hat des Beifalls vollster Kelch geschäumt
Der edelsten, der besten Zeitgenossen.

Es legt die Muse trauernd auf ihr Grab
Den Lorbeerkranz und — einen Bettelstab,
Des Künstlers Lohn, wenn er den Lauf geschlossen.

Das Götterfeuer, das vom Himmel stammt,
Hat selten traulich einen Heerd entflammt;
Kometengleich hin durch die Welt getrieben,
Geht, wem Gesetz der Gott im Busen nur,
Einsam, vergessen, ohne Dank und Spur,
Wie Wandelsterne löschen und verstieben.

Der Jugend Kraft, der Seele tiefsten Sinn,
Sie legte sie der Kunst zum Opfer hin,
Die Güter, die ihr Glück und Fleiß gegeben.
Sie führte mit die schönre Zeit herauf,
Schloß neue Bahnen dem Talente auf
In unermüdet edlem Vorwärtsstreben.

Weh' dir, Hans Wurst, du lustiger Patron,
Dein Sträuben hilft dir nichts, du mußt davon,
Den Gottsched und die Neuberin verdammen;
Im Schauspielhause lodert in die Höh'
An Leipzigs Thor ein grimm Autodafe,
Und richtend schleudern sie dich in die Flammen.

Es weicht dein Witz dem frost'gen Trauerspiel
Aus seinem unerschöpflich reichen Kiel;
Sein Cato, welch ein Wunderwerk erschien er!
Was die »gelehrte Freundin« übersetzt,
Das hat ein staunend Publikum ergötzt
In schwer hinstolperndem Alexandriner.

Nun war's ein classisch edler Zeitvertreib!
Allein die Neuberin blieb doch ein Weib;
Und mochte Gottsched auch die Nase rümpfen,
Allongeperücken trug der Perser Heer,
Im Reifrock stürzte Sappho sich ins Meer,
Und Cato starb in bunten Zwickelstrümpfen.

Als Lessings Sonne aus den Wolken brach,
Da grüßte sie zuerst den jungen Tag;
In ihrem Schutz erwuchs sein erstes Streben.
Sie schied dahin, gebrochen und voll Harm,
Im tiefsten Elend starb sie alt und arm
Nach nimmer rastendem Nomadenleben. —

Viel Kränze sind es, die dem Weib geweiht:
Der Aehrenreif der holden Häuslichkeit,
Der Liebe ward der Myrthenzweig zum Lohne,
Der Schönheit ward der Rosen milder Glanz,
Dem stillen Wohlthun ein Violenkranz:
Der Künstlerin allein die Dornenkrone.

---

4. Elisabeth Kulmann.

Kleiner Nordstern, hell erstrahlend
Ueber Holmgards Eisgefilden,
Zarte Blume, kaum entfaltet
Von des Winters Sturm geknickt,
Biene auf der Au der Musen,
Nachtigall mit süßer Stimme,
Genius mit Adlerschwingen,
Nordische Korinna du!

Arme vaterlose Waise,
Reich allein an Jugendträumen;
Mangel schaukelte die Wiege,
Sorge reichte dir das Brod.
Aber reinster Schönheit Hulden,
Der Gesinnung höchsten Adel
Und die Ewigkeit des Namens
Theilte dir die Parze zu;

Statt des Silbers Mondesstrahlen,
Statt des Goldes Sonnenglänzen,

Gab sie Blumen zu Genossen,
Thiere zu Gespielen dir,
Ließ den Wind dir Lieder singen,
Ließ die Birke Sänge rauschen,
Wolken Paradiese zaubern,
  Malte dir die nackte Wand.

Und des Nordens kalter Winter
Wandelte sich dir in Tempe
Und das stille kleine Hüttchen
Sich zum Göttertempel um;
Denn der göttliche Homeros,
Herodot, der sagenreiche,
Xenophon, der ewig junge
  Selige Anakreon

Grüßten dich in ihrer Sprache,
Grüßten dich in ihrer Anmuth,
Und von ihren Lippen troff dir
Wohllautsvolle Weisheit zu;
Führten dich zu heil'gen Hainen,
Führten dich zu sonn'gen Buchten
In dem schönen Griechenlande,
  Deiner Seele Heimathflur.

Mächtiger als Katharina,
Die den eisumstarrten Norden
Mit des Zepters Kraft regieret, —
Kaiserin der Phantasie'n,
Schwangst du stolz den Lilienstengel;
Königin im Märchenlande,
Aller Zonen, aller Zeiten
  Sieben Siegel wichen dir.

Aus der Erde Mittelpunkte
Sproßt empor in blaue Lüfte,
Glänzt und labt mit tausend Blüthen

Poesie, dein Wunderbaum,
Und die Barden aller Völker
Und die Sänger aller Zeiten
Hören's von den Zweigen rauschen,
Träumen nach den Zaubertraum.

Was vom Capitol geklungen,
Was die hohe Roma hallte,
Was die volle Sprache tönte,
Die Horaz und Maro sprach;
Was die Enkel der Hellenen
Freiheitsdurstig, todesmuthig
In dem heil'gen Kampfe sangen,
Sangst du nach Elisabeth.

Ton vom Ufer der Garonne,
Feine Rede der Provençe,
Wohllaut aus Hispaniens Gärten,
Edle Klänge, stolz und kühn;
Lusitaniens Siegeshymne,
Miltons Traum von Paradiese
Grüßte dich, dir klang im Herzen
Deutscher Sprache Mutterlaut.

Mit Italiens weichstem Schmelze
Kosten um dich Tassos Lieder
Flötend, klingend, süß umstrickend,
Wie Armida den Rinald;
Ernst und hehr wie Kirchenglocken
Deines Landes Priestersprache
Rief mit feierlichem Schalle
Dir memento mori zu.

Und mit siebzehn jungen Lenzen
Und mit frischem Ruhmeskranze,
Mit der ungebrochnen Seele
Klagtest du am offnen Grab:

»Weh, Achilles mußte sterben,
Und die nordische Korinna!
Deine Kinder, o Homeros,
  Büßen mit dem Tod den Ruhm.«

Kunstvoll aus Carraras Marmor
Schlummernd auf Akanthosblättern,
Auf die Hand das Haupt gestützet
Ruht die plastische Gestalt,
Und den Lorbeer hält die Rechte;
Elf der Sprachen, die sie kannte,
Trägt der Stein, in Goldschrift schimmert:
  »Sie ist nicht todt, sie schlummert nur.«

Luise Hoffmann.



Blüthe und Frucht.

Erschienen war der Lenz, der Sonne Strahl
Weckt' die Natur aus ihrem Wintertraume;
Umweht von duftig milder Maienluft
Stand ich im Garten, unter einem Baume.

Wie an der vollen Aehre Korn an Korn,
Drängt aus den Zweigen Blüthe sich an Blüthe,
Als ob sie selbst der Aeste traurig Grau
Dem Auge zu verhüllen sich bemühte.

Die ganze Krone schien ein Blumenstrauß. —
»Kann denn der Baum — so drängt es mich zu fragen —
»Wenn diese Blüthen einst zur Frucht gereift,
»So reichen Segens Fülle wohl ertragen?

Der Lenz entschwand. Es sank der Felder Schmuck,
Die gold'ne Saat, vor scharfer Sichel nieder,
Schon weht' des Herbstes Kühle durch die Flur,
Da stand ich unter jenem Baume wieder.

Und wieder blickte ich zu ihm empor,
Erfüllt hofft' ich, was einst versprach die Blüthe;
Doch in der dichten Blätter dunklem Grün
Vergebens suchend sich das Auge mühte.

Kaum hie und da hing einzeln eine Frucht,
Die, röthend sich, erwünschter Reife nahte;
Fast alle hatte, wohl als Blüthe schon,
Der rauhe Sturm entführt auf seinem Pfade.

Der Jugend Hoffnung gleicht der Baum im Lenz,
Voll reicher Blüthen und voll regen Strebens, —
Der Baum im Herbst, mit seiner kargen Frucht,
Gleicht der Erfüllung in dem Herbst des Lebens.

Lorsch.



Eisdecke.

Schlug des Winters strenges Walten
Einen Bach in Eises Banden,
Scheint es wohl als ob die Wellen,
Die Bewegten, Ruhe fanden.

Aber unter kalter Decke
Ringt ein Wogen und ein Drängen,
Und es müht sich Well' um Welle
Um die Bande zu zersprengen.

Doch umsonst ist all' das Mühen,
Und von seiner tiefen Klage
Dringet durch die schwere Fessel
Kaum ein dumpfer Laut zu Tage.

Statt in hoher Luft sich wieder
Freudig rauschend zu ergießen,
Muß er trauernd unterm Eise,
Streng verschlossen, weiter fließen.

Armes Herz! du gleichst dem Bache;
Kalt und ruhig mußt du scheinen,
Mag dein ungestümes Schlagen
Diese Ruhe auch verneinen.

Für den Bach kehrt Freude wieder,
Aber ach, wer kann mir sagen
Ob für Dich ein Frühling blühet,
Ob du je noch froh wirst schlagen!

Lorsch.



Die Rückkehr in der Neujahrsnacht.

Rings verstummet ist das Leben.
Im Gebirg und Felsenspalten
Ist der Schnee hoch aufgethürmt
Mannigfaltig von Gestalten.
Nacht und Schweigen deckt die Erde,
Nur der Nord, der drüber stürmt,
Macht den Busen ihr, den kalten,
Vom Gefühl des Schmerzes beben;
Denn schon in den nächsten Stunden

— Wenn der Zeiger vorwärts dringt
Auf der großen Uhr der Zeiten —
Wieder ist ein Jahr verschwunden,
Das kein Gott ihr wieder bringt! —

In die Fremde fortgetrieben
Durch die Pflicht, die von der Heimat
Mondenlang entfernt ihn hatte,
Kehret nun zu seinen Lieben
— Die erwarten ihn mit Schmerzen,
Heiße Sehnsucht in den Herzen —
Heim der Vater und der Gatte.

Sank die Nacht auch schon hernieder,
Droht sein Fuß auch auszugleiten
Auf den Pfaden, den beschneiten,
Die sich durch die Felsen winden —
Liebe lehrt den Weg ihn finden;
Denn er muß noch vor dem Scheiden
Dieses Jahr's, das Glück genießen
Weib und Kinder zu begrüßen!

Ha! wenn trügen nicht die Augen,
Sieht er schon aus weiter Ferne
Auf zuweilen Lichter tauchen,
Deren Glanz ihm scheint im Dunkeln,
Gleich des Glückes schönem Sterne,
In die trübe Nacht zu funkeln.
Ob der Wind auch eisig wehe,
Ihn durchkältend ohn' Erbarmen,
Fühlt er doch im tiefsten Grunde
Durch der lieben Heimat Nähe
Sich das treue Herz erwarmen.
»Wenn ertönt die zwölfte Stunde,
Sich das Jahr zu Ende neigt,«
Ruft er, »ist mein Ziel erreicht!«

Kaum ist noch sein Wort verhallt,
Als ein Krachen und ein Sausen
Schrecklich durch die Thäler hallt.
Die Natur im Aufruhr grollt;
Dicht der Schnee hernieder stiebt,
Dumpf der ferne Donner rollt,
Den das Echo wiedergiebt,
Der die Erde macht erzittern.
Aehnlich wohl erklingt der Schall
Jenem Donner bei Gewittern,
Aber dennoch ist's ein and'rer,
Wohlbekannt dem bangen Wand'rer
— Zeugniß giebt die Schreckensmiene —
Ach! ein Sturz ist's der Lawine,
Dich sich losriß von den Höh'n
Und in's Thal herniederrollt.
Nichts vermag zu widersteh'n;
Alles mit sich niederraffend,
Ueberall sich Bahn verschaffend,
Rings zerschmetternd und verheerend,
Wachsend stets, und stets zerstörend
Stürmet die Gewalt'ge fort! —

Ruhig ist die Gegend wieder,
Todtenstille sich verbreitet,
Gleich als ob Natur vom Kampfe
Sänk' erschöpft zum Schlummer nieder.
Banges Ahnen faßt den Wand'rer,
Ruhelos er vorwärts schreitet.
Nicht mehr flackern auf die Lichter,
Mag sein Blick auch fernhin spähen,
Nichts, ach, nichts ist mehr zu sehen!

Ganz erschöpft vom langen Wege,
Kommt er zu dem schmalen Stege,
Der zur nahen Mühle führt,

Neben der dicht angeschmiegt
An den Berg — sein Hüttchen liegt. —
Bebend steht er, lauschet bange,
Ob vom lauten Becherklange
Töne nicht ein Laut herüber,
Da es immer Sitte war,
Daß in der Sylvesternacht
Herr und Knechte sonst gewacht,
G üßend froh das neue Jahr.

Hörbar schlägt das Herz im Busen,
Als er nun den Steg betritt;
Lauter klopft's mit jedem Schritt,
Der ihn näher führt zum Ziele.

Ha! kein Hüttchen, keine Mühle!
Nur des Schnee's gethürmte Massen
Starren grausig ihm entgegen. —

Lautlos steht der Unglücksel'ge,
Ganz vernichtet da mit blassen,
Thränenüberströmten Wangen.
Seine Sinne Nacht umfangen,
Nur ein Ach! entschlüpft dem Munde.
Nieder sinkt, im Tod erbleicht,
Dann er auf das Grab der Seinen. —
Ja, beim Schlag der zwölften Stunde
Hat er nun sein Ziel erreicht! —

Lorsch.



Kleine Gaben.

1.

Es steht ein Ideal vor meiner Seele,
Ein engelschönes liebes Frauenbild,
Das zur Geliebten ich mir auserwähle;
Doch fürcht' ich fast, daß diesem Wesen mild,
Das meine ganze Seele füllt,
Je zu begegnen ich verfehle.
Und sollt' ich nimmer auch es sehen
Ich glaubte doch, — ich glaubt an sein Bestehen.

2.

O Suleima, Wunderblume,
Nichts vergleich' ich deinem Ruhme.
Weise geben sich gefangen,
So an deinem Blick sie hangen.

Und die Thoren? — sind's gewesen,
Wenn in deinem Aug' sie lesen,
Werden — vorher unbehändig —
Lebensklug und ganz verständig.

3.

Weißt noch wie wir uns eines Abends
Einander gegenüber saßen
Und in dem Buch so redekundig,
Im Spiegelbild der Seele lasen?

Wir haben laut kein Wort gesprochen
Und sagten uns so viel im Stillen,
So viel, daß es geoffenbaret
Wohl würde Folianten füllen.

4.

Suleima, du entkleidest nicht
Die Ros' von Rosendüften,
Du störest nicht in seinem Sang
Den Sänger in den Lüften.

Drum laß' denn auch dem stillen Glück
In meiner Brust gewähren! —
Damit das Schlechte keime nicht,
Muß man das Gute nähren.

Julius Merz.

Scheidelied.

(Für die Composition.)

So müssen wir uns trennen. —
O bitterleidig Weh!
Wir liebten uns so innig
Mein liebes Kind, Ade!

Tief geht der Schmerz des Scheidens
Da ich in's Aug' dir seh. —
Nun, gute treue Seele
Ade! mein Lieb, Ade!

Ich kann nicht los mich reißen —
Noch einmal, eh ich geh,
Den Kuß, den letzten heißen,
Ade! Ade! — Ade!

Julius Merz.

Meer und Thräne.

O sage, was ist groß?
Ist es das Weltmeer bloß,
Ist's nicht der Tropfen auch,
Den wegtrinkt Windeshauch?
Im Weltmeer, unbegränzt,
Der ganze Himmel glänzt;
Im Tropfen glänzt er auch,
Den wegküßt Windeshauch.

O sage, was ist klein?
Der Tropfen, der allein?
Ist's nicht das Weltmeer auch,
Das wegbläst Gottes Hauch?
Im Tropfen eingestreut
Kämpft, wimmelt, klagt, sich freut
Eine Welt, — im Meere auch,
Das wegbläst Gottes Hauch.

Was bitter ist? O sprich!
Das Weltmeer sicherlich.
Nicht auch die Thräne schwer,
Die fällt vom Aug' in's Meer?
Das Weltmeer ist getränkt
Von Salz, so tief sich's senkt, —
Die Thräne ist es auch,
Die fällt vom Menschenaug.

Ob klein, doch herb und groß,
Ja grund- und gränzenlos
Ist wie das ew'ge Meer
Der Thränentropfen, Er,

Der eine Weltenlast
Von Lust und Schmerz umfaßt,
Der heiß entfällt dem Aug,
Den wegküßt Windeshauch.

Dr. Panglofer.



Amerikanische Liebe.

(Nach einer Anekdote.)

Herr Jonathan saß gähnend da
In seinem weichen Sessel,
Er war von jeder Sorge frei,
Ihn drückte keine Fessel;
Sein Schicksal hatte stets ein „Yes"
Für jeden Wunsch — Polykrates
War neu in ihm erstanden! —

Doch selbst der Sonne goldner Schein
Vermag oft zu geniren,
Des Himmels wolkenloses Blau
Manchmal zu ennuyiren —
So dachte unser Jonathan:
Ein bischen Sturm wär' wohlgethan,
Mutatio delectat! —

Und wie das Schicksal jeden Wunsch
Ihm blitzesschnell gewährte,
So war ihm auch das Unglück schon
Getreulich auf der Fährte:
Es trat gar zierlich, schmuck und fein
Als junges Mädchen bei ihm ein —
Da war der Spleen verschwunden.

Miß Mary hatte wie der Blitz
Das kalte Herz entzündet,
Das, wie verzaubert, nun sein Glück
Nur in der Liebe findet.
Zum Glück sind in Amerika
Nicht viele Schwierigkeiten da
Um Hymens Reich zu mehren. —

Doch ist die Liebe noch so kurz,
So hat sie ihre Qualen,
Die Lehre mußte Jonathan
Gar bald mit Schmerz bezahlen —
Als er am andern Morgen schon
Aus Priesters Mund der Liebe Lohn
Sich zu erringen hoffte. —

Er stand in voller Schöne da,
Mit blendender Pikesche,
Und hob, als es zur Trauung ging
Die Braut aus der Kalesche —
Doch ach, welch Schreckliches geschah?
Ein falscher Tritt, und die Volante
Des Brautkleids war in Fetzen!

Wer schildert s e i n e n Schrecken nun?
Wer schildert i h r e Blicke?
Für eines solchen Abgrunds Kluft,
Da gibt es keine Brücke. —
Schon steht der Priester harrend da.
Schon hofft auf ein entzückend »Ja«
Der Bräutigam im Stillen! —

Doch als der Augenblick genaht,
Als e r sein »Ja« gesprochen,
Ward durch ein lautes »N e i n« der Braut
Sein starker Muth gebrochen.

Von Scham und Zorn zugleich erfüllt
Wankt Jonathan, ein Schattenbild,
Allein, allein nach Hause.

Und an der Liebe Stelle trat
Der Schmerz gekränkter Ehre,
Und List und Rache boten sich
Ihm an zur grimmen Wehre:
So trat er, heuchelnd, mit dem Schein
Der alten Liebe bei ihr ein
Und flehte um Vergebung.

Und als er gramerfüllt gefragt:
»Was konnte dich bewegen,
Du böse Maid so schmerzlich weh
Das Herz mir zu erregen?«
Da war die Antwort kurz und rauh:
»Ich tauge nicht zu deiner Frau:
Ich bin dir gram geworden!«

Dem Glanz des Goldes und Geschmeids,
Womit er sie umgeben,
Wich aber bald der Jungfrau Sinn,
Es brach ihr Widerstreben;
Und wieder stand der Priester da,
Sie hoffte ein entzückend »Ja«
Von Jonathan zu hören. —

Doch, als der Augenblick genaht,
Als sie ihr «Ja« gesprochen,
Ward durch ein »Nein« aus seinem Mund
Ihr stolzer Sinn gebrochen.
Von Schmerz und Zorn zugleich erfüllt
Wankt Mary, wie ein Schattenbild,
Allein, allein nach Hause.

Und als sie trauernd ihn gefragt:
»Was konnte dich bewegen

Du böser Mann so schmerzlich weh
Das Herz mir zu erregen?«
War kurz und rauh die Antwort dann:
«Ich tauge nicht zu deinem Mann,
Ich bin Dir gram geworden!« —

Bei diesen Worten brach der Groll
Im Herzen des Geliebten,
Als er ihr in die Augen sah,
Die weinenden, betrübten;
Ein Augenblick war lang genug
In Liebesgluth des Zornes Trug
Aufs Neue zu verwandeln.

Und Hand in Hand nun wandelten
Zur Kirche die Versöhnten,
Um dort den Segen ihres Bunds
Zu finden, den ersehnten;
Und wieder stand der Priester da,
Das schmucke Liebespärchen sah
Dem frommen Spruch entgegen.

Und als der Augenblick genaht,
Als er sein »Ja« gesprochen,
Und als kein »Nein« aus ihrem Mund,
Aufs Neu sein Herz gebrochen;
Kam aus des Priesters Mund kein Laut,
Es harrten Bräutigam und Braut
Umsonst auf seinen Segen. —

Sie stünden wohl noch immer da
In harrendem Verlangen,
Wär' nicht am Ende doch der Mund
Des Priesters aufgegangen:
»Geht« rief er zürnend, rauh und hart,
»Ihr habt mich zweimal nun genarrt:
Ich bin euch gram geworden!«

Freund Jonathan schrieb sich den Spaß
Gar deutlich hinter die Ohren
Und hat, trotz aller Liebesgluth,
Die Lust am Freien verloren.
Doch, wie kein Unglück ohne Glück,
So war von diesem Augenblick
Sein Spleen geheilt für immer.

J. Priem.



Morgenwanderung.*)

Das ist ein herzerfreuendes Ding
Das Wandern früh am Morgen;
Wie der Nebel zurück vor der Sonne flieht,
So weichen die nagenden Sorgen.

Das Wandern auf grünendem Wiesenplan
Drauf Thaues Perlen sich sonnen,
Das ist gleich einem tüchtigen Zug
Aus stärkendem Lebensbronnen.

Da zwitschern im Laube die Vögelein,
Und der Mensch der singet mit ihnen
Und ahnet wie einst in der seligen Welt
In Liebe sich Alle dienen.

Das ist, so weit nur das Auge dringt,
Ein fröhliches Flüstern und Sagen,
Und durch die Adern und alles Gebein
Dringt jugendliches Behagen.

*) Aus des Verfassers „Peißenberg. Eine Reise in neun Bildern.“

Und auf und nieder und wieder auf,
So gehts in ermunterndem Wandeln:
Aufwachet der Mensch, der gefangen schlief,
Zu neu thatkräftigem Handeln.

O wunderkräftige Morgenluft,
Du Odem aus anderen Reichen:
Zieh ein in die sorgenumschlungene Brust,
Mach, was dir nicht gleich ist, entweichen.

Rudolf Reither.



Neujahr
185*

Ein in den Mantel des Winters gehüllt durchschreite den Wald ich,
In das Gesicht, schmerzvoll, schlägt mir das wehende Haar,
Feucht vom Nebel, der dumpfig und schwer durch's düstere Thal zieht,
Welcher die Seele bedeckt, weitere Schau mir versagt;
Nur zum Nahen die Blicke gekehrt, seh' eigenen Jammers
Haupt ich erheben im Schmerz, tiefsten, versehrten Gemüths,
Fühl' in dem markaufzehrenden Gram des verhöhnenden Schicksals
Last mich decken, das Weh Heil'ges Entwürdigenden.
Heilig ist mir des gedichteten Worts freizielender Pfeilflug, —
Doch ein feindlicher Schnitt theilte die Sehne des Reifs;
Heilig ist mir das von Auge zu Aug' und von Lippe zu Lippe
Heitere Wandern des Geists, — Lippe erstarb und das Aug';
Mir ist's heilig, das Feuer des musengeweihten Altares,
Das, in vestalischer Hand, Schönem die Pfade bestrahlt;
Doch des Geschicks Einbruch stieß plötzlich den Opferungsherd um,
Von dem bereiteten Fest liegen die Brände verstreut,

Götter, mir werth, ihr harret vergebens der hellaufflackernden Lohe,
Gleichend dem Fluge der Eul' senkt sich der Fittig der Nacht.
Aber mir ist das Bedürfniß für Tag, für Helle geworden —
Nacht, schwarzwolkige Nacht, bist du der Sterne so baar?
Hast du Verschlagnem vom Strand — schlaff hängt sein Segel am Maste, —
Hast für sein Fahrzeug keine Gestirne des Pols,
Bis, ein Bote des Heils, siegstrahlend die Sonn' sich emporhebt,
Ihn ein freudiger Sturm treibet an rettendes Land?
Hell würd' dann er zu ihr aufschlagen die Augen, ihr dankend,
Weil ja dem Gläub'gen des Lichts Sonnenerwecktes nur taugt.
O wie wollt er alsdann des erneuerten Lebens sich freuen,
Außen Bestätigung seh'n innerst gebotenen Triebs!
Weil ich der Welt bedarf —: zu genügen dem dichtenden Drange
Muß wortspendender Mund küssen vollendete Welt!
Flehend hebe die Hand ich empor und inniger fühl' ich's:
Einheit mir nur frommt! — sehnend erheb' ich die Hand. —

Noch ist sie wie beschwörend hinauf zum Himmel gerichtet,
Von des Gehölzes Schutz tret' ich die Höhe hinans.
Seht! wie es wogt und sich theilt, wie der Nebel so eilig hinwegzieht,
Der, auch engend den Geist, weitere Schau mir verbot.
Freier ist jetzo der Blick, und er späht das gedehnte Gefild hin
Bis wo auf das Gebirg Wölbung des Himmels sich senkt,
Siehet der näher'n Stadt vielthürmige Masse so groß ruh'n,
Wo im lebend'gen Verkehr Geist und Gemüthe daheim.
Näheverlangenden Sinns ist eilend der Arm mir erhoben,
Ach, und der Finger gestreckt deutet ein sehnendes: Dort!
Aber es senkt sich die Hand zur Ruhe dem pochenden Herzen —
Stürmisches, thörichtes Herz — sagt sie — warum denn so laut?

Weißt du's nicht? fremd, rauhabweisend das Leben gemeint ist,
    Was so feurig dir pocht, eisig berührt es erstirbt. —
Aber das Herz, das Herz, es will sich nimmer befrieden,
    Tief, allmächtig in ihm wohnt der dämonische Drang;
Und ich spreche zu mir bei sonnenbeschienener Landschaft:
    Was als Segen du brauchst, auf! und erobere dir's!
Wandre zur Eb'ne hinab, geh' ein das empfangende Stadtthor,
    Sieh, ob die Brandung des Markts spende die Perle des Heils,
Oder ob still ein Herz, dem deinen sich neigend in Liebe,
    Wohl sein Fragen versteh', seinen bekümmerten Laut.
Was dir heilig erscheint: für gedichtetes Wort die Begeistrung,
    Oder im freien Verkehr Seele um Seele getauscht,
Oder der Glauben an Welt, an musengeweihetes Leben —
    Alles gehört dir ganz, bist du zu siegen bereit,
Bist du entschlossen zu brechen die geistaufreibende Fessel,
    Neigst ein williges Ohr jenem verheißenden Ruf,
Der dich kräftig ermahnt: Streb' auf zu dem Hügel des Tempels,
    Wo dir der sonnige Gott segnet das trunkene Haupt;
Und du hebst dich empor, auf's Horn des Altares dich stützend,
    Schämigerröthender Wang', freudig im Feiergewand;
Schau', und die Fessel zerbrach, fortschleudertest muthig sie alle,
    Freiheit in jeglichem Glied gehst du im heiligen Raum;
Und wie du von dem Porte, dem säulengetrag'nen, hinausschaust:
    Hell ist, offen der Blick, ruhig empfangend die Brust. —

Neujahr
185⁑

Um Mitternacht! ich stand auf Noris Burg,
Die alte Stadt zu meinen Füßen lag,
Ein Friede war, wie ihn die Nacht nur bringt,
Darüber ausgebreitet — friedlich war es,
So still und ruhig auch in meiner Brust.
Sanct Sebald schlug die zwölfte Stunde an —
Und horch! von dort tönt eines Glöckleins Läuten

So helle durch die Nacht, und horch! von da
Harmon'scher Klang volltönig dringt herauf,
Und überall, so weit der Bann der Mauern,
So viel die Stadt der eh'rnen Zungen birgt:
Herauf, herauf zu meinem Ohr die Macht
Der allvereinten Klangeswellen drang.
Da war es mir, als ob mein ganzes Leben
In diesem Tonmeer wieder zu mir spräche:
Ja, ja! das ist Kapelle meiner Kindheit,
In der ich träumend Engel sah des Himmels, –
Was mir von Morgen her so sehnlich ruft;
Doch dort so schrill, wie wenn es Feuer schallte,
Ertönt der Ruf, den ich aus rauher Brust
Hinaus, ein Wilder, gellte in die Welt,
Die anders werden sollte mir zu Liebe.
Es ist der Grundton meines Lebens aber,
Der wieder sänftigt und den Sturm beschwichtet,
Der Klang, der von dem Dome meines Glaubens
An's Gute, Schöne schallt wie Betgeläut.
O diesem Ton! es wird sich ihm gesellen
Ein andrer noch und dritter zum Accorde
Des vollen, ganzen, schönen Erdenlebens! —
Die zwölfte Stunde schlug, das neue Jahr
Ist angelaubet an der Erde Strand —
Und anders konnt' ich nicht: die Nacht hinaus
Aufjauchzt' ich, weil ich heiter war und glücklich.
Ist es ja doch ein Klang im alten Jahre,
Der wie zu einem Freudenfeste ruft:
Verlassen war ich, krank, einsam die Seele,
Sie fand es nicht, was ihre Sehnsucht war;
Da wurd' es ihr freigebig dargeboten:
Ein Sein, befreit von jenem Machtbefehle,
Der unsers Herzens Raum zum Markte macht
Unedlen Fröhnens um das täglich Brod;
Ein Sein, das in den Fleiß des Arbeitstages
Der Muse holdes Antlitz blicken läßt;

Ein Leben größ'rer Welt, in der der Geist
Erwächst zum Schauen eines inn'gen Ganzen
Und, maßvoll doch, für Kleinstes Liebe hegt.
O Dank der Hand, die mir so Gutes gab,
Ich liebe sie, und wenn der Mund es auch
Nicht immer kündet, was das Herz erfüllt — —
O seht ihr edlen Menschen, die mir's gaben:
Die sturmgehob'ne Welle meines Meeres,
Sie rollt jetzt sanft zu eurem blühenden Eiland
Und legt die Perlen, so sie bergen mag,
In eurer Blumen duft'ge Kelche nieder.

Karl Rögner.



Der Blumenstock.

Wer mag es sein, der in so später Nacht
Zum Fenster aufschaut, das den Mondenschein
Weißblinkend wiederstrahlt, zum Fenster mit
Den schneeigweißen Hängen? Sachte steigt
Er auf der schwanken Leitersproß empor,
Und mit der Hand, der zitternden, setzt auf's
Gesims er einen blüh'nden Blumenstock,
Der aus dem weißen Topfe mit dem Reif
Von Messing üppig sproßt. Verschwunden ist
Alsbald der nächtlich Wagende, die Nacht,
Die stille Friedensnacht mit ihren Sternen,
Sie schaut allein in's Schlafgemach des Mädchens,
Das dorten auf dem Pfühl leisathmend liegt,
Und wie ein Traum umschwebt's ihr lieblich Antlitz.
Ihr träumt, sie sähe eine liebe, liebe Hand
An ihre Brust 'ne Rosenknospe stecken,
Die schön und schöner aufblüht hundertblättrig,

So daß sie nicht sich überwinden kann,
Sie ungeküßt zu lassen, — und die schöne,
Die rothe Rose wird zum rothen Mund,
An süße Lippen pressen sich die ihren
Zum ersten wonnigen, zum sel'gen Kuß;
Und wie sie näher zusieht, ist's der Nachbar,
Der junge Nachbar mit den schönen Augen.
O blühe fort, du Frühlingsmorgentraum,
Erfülle dich mit deinen keuschen Wonnen,
Wenn auch des Nachtgestirnes blasses Licht
Verschwindet vor der Sonne Wahrheitspendung,
Der Sonne auch, die jetzt den Morgenwind,
Den raschen Boten schickt, an Mädchens Fenster
Zu klopfen mit den Knospen, daß sie doch
Erwache, sich zu freu'n der Frühlingsgabe —
Und wie sich jetzt die Sonne feurig hebt,
Der halben Welt die Pulse freud'ger regend,
Da tritt die Maid an's Fenster lichtumflossen,
Und mit dem Ruf des Staunens und der Freude
Schaut sie den nachterblühten Blumenzauber,
Die lugenden und halberschloss'nen Kelche
Der Centifolie, ihrer liebsten Blume. —

Wer ist es, der den heitern Morgengruß
Herüberschickt vom nahen Haus und dem
Die Jungfrau freudig dankt? und — wie! warum
Erröthet sie, noch dunkler als die Rose?
Ist ihr es nicht, als ob noch gestern drüben
Gestanden sei die Rosenpracht, die nun —
Aus stillem Nachtgeheimniß zart erwachsen —
An ihrem Fenster prangt, ihr angehört!
Ihr ist's wie sonderbaren Traum's Erfüllung,
Ihr Lockenhaupt sinkt schämig auf den Busen,
Der schneller wallt von reinster Lust bewegt.....

Karl Rögner.



Distichen.

Mahnung.

Fröhlich nütze das Heute, und dankbar gedenke des Gestern;
Aber mit ruhigem Sinn harre des kommenden Tags.

Zeit und Leben.

Zeit und Leben, die zwei begegnen sich stets auf dem Wege;
Herwärts schreitet die Zeit, sieh und das Leben eilt hin.

Der Mensch und die Zeit.

Siehe, der Mensch und die Zeit, sie passen nur *einmal* zusammen;
Wenn sie dem Jüngling zu alt, ist sie dem Greise zu neu.

Der Schmied.

Rührig schmiede drauf los! Mußt selber dein Glück dir erschmieden;
Heute zur Nahrung den Pflug, morgen zur Wehre das Schwert.

Die Aue.

Däucht dich nun minder beblümt die Au', wo als Knabe du spieltest? —
Siehe, sie blühet wie einst; trüber nur wurde dein Blick.

Dispens.

Traun, ein sauber Gesetz, von welchem ein Mensch kann entbinden;
Siehe von Gottes Gesetz kann dich selbst Gott nicht befrei'n.

Infallibilität.

Infallibel war Der, welcher Loyolas Jünger verdammte;
Kann es der And're nun sein, welcher d'rauf heilig sie preist?

Jacob Schnerr.



Wappersdorf.*)

Bei Neumarkt in der Oberpfalz,
Der Nordgau einst genannt,
Liegt kaum bemerkt ein Dörflein
Am kühlen Bergesrand.

Zunächst den Dächern ziehet
Ein Hügel sanft sich hin,
Drauf liegt ein lichter Flecken
Im dunklen Waldesgrün.

Dort treibet durch die Furchen
Ein brauner Ackersmann
Am Pflug der rothen Stiere
Weißstirniges Gespann,

Und wendet Scholl' um Scholle,
Und stößt auf manchen Stein;
Es scheint im Grund des Feldes
Ein alt Gemäuer zu sein.

Und tiefer setzt er die Schaar ein
Und steckt den Grind zurück,
Da hebt sich aus der Erde
Ein langes Eisenstück.

Er macht's behutsam lose —
Es ist ein rostig Schwert,
Der Griff durch die Vergoldung
Von Rost noch unversehrt.

*) Aus des Verfassers „Schweppermann, ein Stück deutsche Geschichte in zwölf Romanzen“.

Der Knopf des Griffs ist oben
Mit einem Wappen geziert:
Hufeisen neun im Querkreuz
Durch blauen Grund geführt.

Auf weißem Kreuz neun Eisen
Im himmelblauen Schild? —
Am Chor der Kirche zu Kastel
Hängt gleiches Wappenbild;

Darüber steht geschrieben,
Kaum daß man's lesen kann,
Mit alten eckigen Zügen:
»Herr Seyfried Schweppermann.«

Wie kam denn Seyfrieds Waffe
Hieher in's Ackerland? —
Stand hier denn nicht sein Stammschloß
Zu Wappersdorf genannt?

Hier hat wohl manches Streitroß
Von seinen Schenkeln gebebt,
Hier hat er wohl manche Stunde
Im häuslichen Kreise verlebt.

Doch siehe, des Schlosses Zinnen
Sind längst der Erde gleich,
Längst hat der Rost zerfressen
Des Helden Waffenzeug.

Doch Rost kann nicht zerstören
Der Ahnen Ruhmesthat,
Auf ihrem Boden sprießet
Der Nachgebornen Saat.

Und wie um alte Trümmer
Sich grüner Epheu flicht,
Schlingt um die graue Vorzeit
Sich rankend das Gedicht.

Benjamin Strauch.



Morgen.

Der Morgenwind, er weht so frisch
Um Stirne mir und Wangen,
Hoch oben hält die Felsenspitz,
Die graue mich gefangen.
Von ihr da schweift mit größter Lust
Mein Blick hinaus in's Weite; —
Doch fühle ich von Herzen erst
Des Lebens wahre Freude,
Wenns unter mir so rauscht und singt
Und flattert auf den Zweigen,
Daß Beifall nickend sich darob
Der Bäume Wipfel neigen.
Nur haben aus der Andacht mich
Die Menschen oft gerissen,
Daß ich dann hab' im bittern Groll
Zu ihnen reden müssen.
Ob ihr euch auch verfolgt und hetzt
Um Vortheil zu erringen,
Ob ihr euch hinterdrein auch quält
Mit Beten und mit Singen,
Wird euch sammt eurem ganzen Thun
Doch einst der Wind verwehen. —
O, würdet ihr doch einmal klug
Und lerntet es verstehen:
Daß der Natur, die ewig gut,
Ihr müßt zumeist vertrauen,
Und nicht mit eurer Dumpfheit sollt
Die schöne Welt beschauen.

C. Weiß.



Sängertrost.

Ist dir auch mit des Winters Frost
Der Gram ins Herz gedrungen,
Und gleicht es einem Schneegefild
Wo jedes Lied verklungen,

Mußt mit des Frühlings erstem Kuß
Doch wieder frisch gesunden,
Denn viel zu enge ist dein Sein
Mit der Natur verbunden.

Es sprießen diese Blumen ja
Empor aus Menschenleichen;
Vielleicht der Rose Purpur war
Einst Mädchenwangen eigen.

Und horch, dieß Lied der Nachtigall,
Wie's lieblich tönt die Runde,
Das ist gewiß ein Schwanensang
Aus eines Sängers Munde.

Sieh, diese Tropfen Silberthau,
Die zittern auf den Blüthen,
Sind Thränen, die das Aug' geweint
Als sich zwei Herzen schieden.

Drum trau're nimmer krankes Herz,
Vergiß' die trüben Stunden; —
Wenn die Natur sich neu verjüngt,
Da mußt auch du gesunden.

C. Weiß.



Uebersetzungen.

1. Dichters Wunsch.

(Aus Horaz.)

Was am Weihetag begehret
Von Apoll der heil'ge Sänger?
Was erfleht er, aus der Schaale
Neugepreßten Saft entgießend?

Nimmer, nein, die fetten Ernten
Von Sardiniens reichem Fruchtland;
Nimmer auch die stolzen Heerden
Auf Calabriens Glutenauen,
Ind'sches Elfenbein und Gold nicht,
Nicht die Fluren, die des Liris
Friedlich stille Strömung naget.

Zwinge mit Calen'scher Hippe,
Wem Fortuna gönnt, die Rebe;
Mag der Handelsherr, der reiche,
Bis zum Grund aus gold'nen Humpen
Weine, die mit Syrer-Gute
Er erworben, tapfer schlürfen: —
Ist er ja, der Himmel weiß es,
Ein erkorner Götterliebling,
Da des Jahres drei und viermal
Ungestraft er wiederkehret
Zur Atlant'schen Meerestiefe.
Ich, — ich lasse mir genügen
An Oliven und Endivien,
An der Malven leichter Speise.

Zu genießen, was vorhanden,
Bei gesunder Kraft des Leibes,
Gönne mir, o Sohn der Leto!
Und — erhöre meine Bitte! —
Laß bei hellem frischem Geiste
Mir gedeih'n ein Greisenalter,
Dem nie soll der Spott sich nahen,
Nimmer soll die Laute fehlen.

---

2. Ans Vaterland.

(Aus Horaz.)

Also sollen, o Schiff, ins Meer dich neue
Fluthen tragen? O was beginnst du? halte
Streng zum Hafen! gewahrst du nicht, wie
Ruder-entblößt der Bord Dir ist?

Wie vom stürmenden West so wund der Mastbaum
Sammt den Rahen erseufzt, wie ohne Taue
Kaum ausdauern des Kiels Gefüge
Kann die gewalt'ge Wucht der See?

Hast ja nimmer die Linnen heil, noch Götter,
Denen, wieder von Noth bedrängt, du rufest!
Magst du, Pontische Fichtentochter,
Herrlicher Waldesheimat Kind,

Stolz auch pochen auf Stamm und eitlen Namen:
Nichts auf Steuergemälde baut des Seemanns
Bange Sorge. So nimm in Acht dich,
Sollst du der Winde Spott nicht sein.

Jüngsthin warst du noch Grämel mir und Gräuel,
Jetzt mein sehnliches, sorgenschweres Tichten,
O so meide die Strömung dort in
Blinker Cycladen Meergedräng.

---

3. Beste Wehr.

(Aus Horaz.)

Wer im Wandel fromm und rein von Frevel,
Der bedarf, mein Fuscus, nicht des Mauren
Speer und Bogen, auch den Köcher, der von
Giftgetränkten Pfeilen schwanger,
Nimmermehr.

Magst du durch der Syrten Brand und Gluten,
Magst den Weg du nehmen durch den Unhold
Caucasus, ja wo der fabelreiche
Züngelnd dort Hydaspes seine
Lande küßt.

Hat mich doch im Dickicht von Sabinum,
Da ich meine Lalage sang und über
Zaun und Hag von Sorgen ledig schweifte,
Traun der Wolf den unbewehrten
Mann geflohn;

Solch ein Unthier — nicht die krieggewohnte
Daunia hegt's in weiter Eichenwildniß,
Nicht des Juba heim'sche Flur gebiert es,
Sie, der Löwenthiere brand'ge
Mutterbrust.

Setz mich aus, wo rings auf starren Auen
Nie Gesproß sich letzt am Sommerlüftchen,
Dort am Weltenrand, den Nebeldüster,
Den des Himmelskönigs zorn'ge
Wucht beschwert;

Setz mich aus, wo unter allzu nahem
Sonnenwagen Hausung wehrt die Landschaft:
Sie die lächelholde Lalage bleibet,
Sie die redeholde bleibt mein
Minnetrost.

4. Frühlingsmahnung.

(Aus Horaz.)

Es löset der schneidende Winter sich auf
in des holden Lenzes Zephyrweh'n,
Und schon erfaßt den trocknen Kiel die Walze,

Im Stalle behagt es dem Vieh nicht mehr
und dem Pflüger nicht am Feuerheerd,
Nicht greisig mehr im Reife glänzt die Wiese.

Schon führt Cytherea, die Hulbin, den Reih'n
in der Luna lichtem Reigestrahl,
Die blüh'nden Grazien in der Nymphen Bunde

Sie hämmern die Erd' abwechselnden Tritts
und zumal erhitzt in Glut und Brand
Vulkan die Wuchtwerkstätten der Cyclopen.

Drum jetzo gebührt's, das beglänzete Haupt
zu umfah'n mit grünem Myrtenreis,
Mit Blumen aus der Au'n gelöstem Schooße.

Ja, jetzo gebühret's zu spenden dem Faun
in dem schatt'gen Hain die Opfergab,
Sey's daß ein Lamm er heischt, ein Böcklein vorzieht.

Mit blassem Gesicht gleichmäßigen Tritts
an die Bettlerhütte klopft der Tod, —
An's Königsschloß. O Sestius, Sohn des Glückes,

Des Lebens so winzige Spanne verbeut
zu betreten langer Hoffnung Weg.
Bald hält die Nacht voll wesenloser Schatten

Und Pluto's mageres Haus dich in Bann,
und entstiegst du einmal dort hinab,
Dann wirst du nicht Weinkönig mehr im Wurfe,

Schwärmst nicht für den lieblichen Lycidas mehr,
wie die Jungen alle heiß um ihn
Schon glühn, die Jungfrau'n bald erwarmen werden.

---

5. Widerruf.

(Aus Horaz.)

Schönstes Kind der schönen Mutter,
Laß den frevelhaften Sündern,
Wie es dir geliebt, den Jamben
Ihr gebührend End gedeihen,
Sey's die Flamme, die du wählest,
Sey's das Hadrianer Meer.

Nimmer Dindymene, nimmer
Von dem unnahbaren Sitze
Schüttert seiner Priester Herzen
Pytho's Eigenwaltner, nimmer
Liber also, nimmer paaren
So Corybanten klirrend Erz:

Wie die düstern Zorngewalten,
Die kein Norisch Schwert zurückschreckt,
Noch der See schiffstrümmernd Wesen,
Noch des Feuers wilde Fackel,
Ja nicht Jupiter selber, der im
Donnersturm herniederfährt.

Kunde sagt, Prometheus habe,
Zuzusetzen nothgedrungen
Seinem Urgebild von Thone
Einen Splittertheil der Allheit, —
Auch den Grimm des wüth'gen Löwen
Unsrer Leber eingepflanzt.

Zorngewalten, o sie streckten
Einst Thyest in schwer Verderben,

Wurden hoch gebauten Städten
Letzte Ursach, daß sie spurlos
Untergiengen, und den Zinnen
Furchend aufgezwänget ward

Feindliche Pflugschaar vom Stolze
Frechgemuthen Kriegerheeres.
Sänft'ge drum das Herz; auch mich ja
Reizt' im Busen zur Versünd'gung
An der süßen Jugendminne
Heiße Glut und riß mich fort

Tollen Sinns in rasche Jamben.
Jetzt mit milden Weisen' streb ich
Gut zu machen jene düstern,
Bis du, wenn Gesang die Schmähung
Tilgte, meine Freundin wirst und
Mir zurück das Leben giebst.

6. An Chloe.

(Aus Horaz.)

Weichst ja Chloe mir aus, dem Lämmchen gleichend,
Das pfadlos im Gebirg die zage Mutter
Sucht voll eitel erträumter Angst vor
Lüftegesäusel und Laubgeräusch.

Wo der kommende Lenz die zitterlichen
Nur anschauert die Blätter, wo die bunte
Durch die Ranke gehuscht, die Eidechs,
Bebet das Herzchen, erbebt das Knie.

Doch ich jage ja nicht ein grimmer Tiger,
Ein Gätulischer Leu, dir nach in Blutdurst;
Laß denn endlich der Mutter Fährte,
Bist ja dem Manne herangereift!

7. Beim Becher.

(Aus Horaz.)

Wie? zum Dienst der Lust gebornes
Kelchgefäß als Keule brauchen?
Seid ihr Thracier? fort von hinnen
Mit Barbarenart, und haltet
Unsres Bacchus sittig Wesen
Fern vom blut'gen Raufgetümmel!

Neben Wein und Lampenschimmer
Die geschliffne Mederklinge, —
Welch ein Gräul des Widerspruches!
Dämpft den frevelhaften Lärmen,
Trinkgenossen, und den Aenkel
Angestemmt verbleibt in Ruhe!

Soll auch ich mein Theil empfahen
Vom gestrengen Herrn Falerner?
Wohl, der Bruder dann Megillas,
Die Opunt geboren, künde,
Welcher Wunde er, beseligt,
Welchem Pfeil zum Opfer falle.

Wie, er will nicht? Nun, ich trinke
Nimmermehr um andre Löhnung.
Ei, wo immer dich in Ketten
Venus legt, nie schürt sie Gluten,
Denen du erröthen müßtest;
Stets in edler Liebe ist es,

Wenn du sündigst. Was du also
Haben magst, wohlan und leg' es
In den Schutz des Ohres nieder. —
Ach du Aermster! wie? um diese?
Um Charybdis so in Nöthen?
Wärest bess'rer Flamme würdig!

Wie kann da ein Seherweib dich,
Wie ein Zaubrer mit thessal'schem
Giftgetränk, ein Gott dich lösen?
Schwerlich aus den Ringelketten
Jener Dreigestalt Chimärens
Rettet dich ein Pegasus.

---

8. Abschied des Verbannten.

(Aus Ovid.)

Taucht jeweilig empor der Nacht gramdüsteres Bildniß,
Da mein Leben in Rom neigte zum Ende hinab;
Ruf ich herauf die Nacht, drin Alles ich ließ, was ich liebte,
Gleitet auch heute mir noch thauige Perle vom Aug.
Nahe nun harrte der Tag, da Cäsars Wille hinwegzieh'n
Ueber Ausoniens fern säumende Gränze mich hieß.
Ach, ich hatte nicht Sinn, nicht Muße für nöthige Vorkehr,
Fühllos ewig in sich brütete, säumte mein Herz.
Nicht um Diener in Sorg, nicht war ich's um Reisegenossen,
Nicht um Habe noch Kleid, wie die Verbannung erheischt.
War ich ja völlig ertäubt, wie wer, den Jupiters Glut traf,
Lebet und selbst nicht weiß, daß er am Leben noch ist.
Doch als jetzo der Schmerz selbst scheuchte die Wolke vom Geiste
Und mir endlich in Kraft neu sich Empfindung erhob:
Sprach ich ein Abschiedswort, das letzte, zu traurigen Freunden,
Die, kaum wenige nur, waren aus vielen um mich.
Zärtlich, ich weinte, umschloß mein Weib mich und weinte noch heißer,
Stromweis stürzte die Fluth heilige Wangen herab.
Ferne mein Kind! — sie fühlt wohl anders am Libyschen Strande,
Konnte nicht wissen um das, was mich inzwischen ereilt.
Schaute das Aug' umher, Wehklagen erschallten und Seufzer,
Rings im Saale das Bild, laut wie es Gräber umgiebt.

Mann und Weib und Kind voll Jammer als läg' ich im Grabe,
Ja Thränquellen ergießt jeglicher Winkel im Haus.
Ist's bei Kleinem erlaubt großart'ge Vergleiche zu brauchen,
So war Troja zu schau'n, da sie Gefangene ward. —
Schon war jeglicher Laut von Menschen und Hunden entschlafen,
Luna so heiter und hoch lenkte die Rosse der Nacht.
Auf nun schaute nach ihr mein Aug' und erblickte die Zinnen,
Die so vergeblicher Bund unserem Heerde gesellt:
O ihr Mächte, die dort — so rief ich — nachbarlich thronen,
Heilige Sitze, die nie wieder erschauen ich soll,
Götter — ach meine nicht mehr! — am erhabenen Sitze des Ahnherrn,
Segnend grüß' ich euch noch jetzo für ewige Zeit,
Und wenn immer auch spät todtwund ich ergreife den Schild erst, —
Nur fluchwürdige Schuld hafte dem Banne nicht an!
Bringt dem erhabenen Herrn zur Kunde die Schlinge des Irrthums,
Daß er im Fehltritt nicht sündigen Frevel erblickt!
Möge, was euch kund ist, der Buße verhängte, doch seh'n auch!
Sühnte sich göttlicher Zorn, möglich ich trüge mein Leid.
So zum Himmel empor fleht' ich; heiß flehte mein Weib auch,
Mitten im Worte beklomm Schluchzen ihr jeglichen Laut.
Auch noch am Hausaltar dalag sie, die Haare gelöset,
Rührte mit bebendem Mund an den erloschenen Heerd;
Goß viel Worte des Fleh'ns dann aus an entfremdete Hüter,
Alle für ihn umsonst, den sie beweinte, den Mann. —
Und schon gönnte der Nacht Umschwung nicht längere Weile,
Schräg schon stellte der Bär sich zu dem eigenen Pol.
Was nun thu' ich? es hielt gar traut mich Liebe zur Heimat,
Und doch war's ja die Nacht vor der entbotenen Flucht.
Ach, wie entgegnet' ich oft, wenn Jemand drängte: so laß mich!
Oder: erwägst du, wohin? oder: ach, treibst du mich fort?
Ach wie erdichtet' ich oft, ich habe die Stunde genau schon
Selber im Aug, die ganz passe zur Strecke des Wegs.
Dreimal nahe der Thür, zogs dreimal wieder hinweg mich:

Liebe dem Herzen erwies selber auch träge der Fuß.
Oft schon sagt' ich Ade, da war ja noch viel zu besprechen,
War noch ein Abschiedskuß übrig, ein schließlicher noch.
Oefters ergieng mein herrisches Wort, und selber entfiel mir's,
Blickte mein Auge zurück, schaute die Lieben umher.
Ha, was eil' ich auch nur? nach Scythien soll es ja gehen,
Sagt ich, und fort aus Rom, doppelter Grund zu verzieh'n.
Mir noch im Leben entrückt mein Weib auf ewig und lebend!
Ach mein häuslicher Heerd, alle mein häusliches Glück!
Ihr auch, Freunde, — auch ihr! und ich liebte wie Brüder euch immer,
Treuer als Theseus selbst, eintet ihr Herzen euch mir.
Laßt euch, weil ich es darf, noch umarmen: ich darf's ja vielleicht nie
Wieder. Es wird zu Gewinn jede Minute mir noch.
So ohn' Ende, doch stets nur unvollendete Worte
Red' ich, im Herzen umschloß immer ein Nächstes ich schon.
Da stieg plötzlich und hoch, bei Reden und Weinen, am Himmel
Uns zum Grame so hell Lucifers Leuchte herauf.
Mich durchschnitt es, es war, als sollte die Glieder ich lassen,
Ja ich empfand mich als Glied, wie man es risse vom Leib.
Jetzt erst, ach! wie erhebt sich im Haus mir Schreien und Aechzen,
Wie trifft jegliche Hand wild die entblößete Brust!
Jetzt erst, ach! wie am Hals mein Weib mich im Gehen umklammert,
Und voll Thränen und Schmerz schluchzte die Worte hervor:
Nein, ich lasse dich nicht! zusammen — hörst du? — zusammen
Geh'n wir; ich bleibe dein Weib; nimm die Verbannte mit dir!
Mein auch ist ja der Weg; auch mich noch faßt ja der Weltsaum,
Tret' ich in's Flüchtlingsboot, bring' ich ihm leichte Beschwer.
Dich heißt Cäsars Zorn vom heimischen Boden entweichen,
Mich heißt's Liebe. So sei Liebe denn Cäsar für mich!
Also bestürmte sie mich, wie früher, auch jetzo mich drängend,
Kaum, weil's dienlicher schien, gab sie die Hände besiegt.
Fort nun schritt ich, es hieß als Leiche lebendig zu Grab gehn,

Düster und wirre, das Haar schlug mir um's struppige Kinn.
Jene vor Schmerz sinnlos, und plötzlich umnachtet, erzählt man,
Wäre zur Erde gestürzt mitten im Flure wie todt.
Wie sie nun wieder erstand, ihr Haar voll schmählichen Staubes,
Wie sie vom frostigen Grund sachte die Glieder erhob,
Habe sie bald sich selbst, die verödete Stätte beweint bald,
Oft beim Namen auch ihn, den sie vermißte, genannt;
Habe geseufzt so schwer, als wenn sie der Tochter und meinen
Leichnam wirklich erhöht sähe, der Bahre zum Raub;
Habe zu sterben erwählt, zu begraben im Tode das Denken,
Nur aus Sorge für mich habe sie nicht es erfüllt.
Möge sie leben und mir, weil's also beschlossen, auch ferne —
Möge sie leben und stets nahe mit Hülfe mir sein!

---

9. Mätzchen todt!

(Aus Catull.)

Liebes-Göttinnen all und -Götter, weinet,
Und was unter den Menschen zart gesinnet;
Mätzchen, ach! ist gestorben meiner Liebsten,
Mätzchen, er der Erwählte meiner Liebsten,
Den sie über der Augen Licht geminnet:
Traun, ein herziges Ding, an seiner Frauen
Hieng's, wie'n Kind an der Mutter voll Vertrauen:
Und frei wich es von ihrem Schooße nimmer;
Nein, herüber im Tanz, hinüber hüpfend,
Einzig nur nach der Herrin pickt' es immer.
Und nun geht er den Weg voll Nacht und Grauen
Hin, von wo, wie es heißt, Niemand zurückkehrt.
Sei verwünscht, du verwünschtes düstres Grauen,
Orkus du, du verschlingst uns alles Holde!
Hast mein Mätzchen geraubt, das gute holde!

O der gräulichen That! Ach ärmstes Mätzchen,
Deinethalben nun werden meiner Liebsten
Roth vom Weinen und schwellend ihre Aeuglein.

---

10. Amor's Leid.

(Aus Anacreon.)

Es saß einst in der Rose
In Schlaf versenkt ein Bienchen;
Da kam herbei Gott Amor
Und wußt' es nicht und wurde
Gestochen in den Finger.

Da an der Hand verwundet
Erhub er großen Jammer,
Und lief und kam geflogen
Zum Thron der holden Venus:
O weh, so sprach er, Mutter,
O weh, ich bin verloren;
Die kleine Natter stach mich,
Die kleine mit den Flügeln,
Sie, die bei Erdenkindern
Die Honigbiene heißet.

Sie aber sprach: wenn Schmerzen
Schon dieser Stachel schaffet,
Der Stachel eines Bienchens:
Wie große Schmerzen, glaubst du,
Daß jene erst erleiden,
Die du verwundest, Amor?

---

11. Amor's List.

(Aus Anacreon.)

Einst in mitternächt'ger Stunde,
Als hinab der Bär schon neigte,
Von Bootes Hand geleitet, —
Als der Lebenden Geschlechter
Alle schon im Schlafe lagen,
Von Ermüdung überwältigt:
Da erschien vor meiner Thüre,
Die mit Riegeln war verschlossen,
Amor, und er klopfte an.

Wer pocht, sprach ich, an die Thüre?
Störst mich ja in meinen Träumen!
Mach nur auf, erwiedert Amor,
Bin ein Kind, hast nichts zu fürchten,
Bin durchnäßt, es scheint der Mond nicht,
Hab mich in der Nacht verirret.

Da erbarmt' ich mich im Herzen,
Als ich solche Worte hörte:
An sogleich die Lampe zündend
Macht' ich auf, und wirklich seh' ich
Nur ein Kind mit einem Bogen,
Einem Flügelpaar und Köcher.
Am Kamine niedersetzen
Ließ ich's nun, und zwischen beiden
Händen wärmt' ich seine Händchen,
Und aus seinem Lockenhaare
Drückt' ich ihm die feuchte Nässe.

Da der Frost nun nachgelassen,
Sprach er: komm, laß uns versuchen

Diesen Bogen, zu erfahren,
Wie weit mir die naßgewordne
Sehne jetzt untauglich ist!

Und da spannt' er, und es traf mich
Mitten in die Brust so stechend; —
Und heran mit Lachen sprang er:
Freundchen, sagt' er, freu dich mit mir,
Unversehrt noch ist mein Bogen,
Da du Schmerzen fühlst im Herzen.

---

12. Der Festalmanach.

(Aus Catull.)

Wärst nicht über der Augen Licht mir theuer,
Calvus, köstlicher Schalk, für dein Beschenken
Träf dich Vatinian'sches Zornesfeuer.
Sag, was hab ich gethan doch, was gefabelt,
Daß in Dichtergeschlämm mich willst ertränken?
Mög's dem Schranzen der Götter Zorn gedenken,
Der dir schickte den Haufen Ungeheuer.
Ist's, ich denke beinah, ein neuergabelt
Werk, das Sulla dir weiht, der Büchermeister,
Soll's mich freuen und köstlich mir bekommen,
Daß dein Mühen gedeiht zu Nutz und Frommen.
Große Götter, ein schaurig Buch wie Geister,
Und das deinem Catull zu schicken, sage,
Daß es sollte zu martern ihn nicht ruhen
Grad am Feste Saturns, dem Mark der Tage.
Nein, so gehet der Witz nicht hin, du dreister,
Wird's erst Tag, zu der Bücherstapler Truhen
Lauf ich, hole die Cäsier und Aquinen
Und Suffenus zu Hauf und all die Molche,

Und dann will ich mit der Tortur Dir dienen.
Ihr inzwischen gehabt euch! fort von hinnen!
Heim, von wannen ihr kamt in Teufelsschuhen,
Ihr Weltbeulen, ihr Dichterlingsgestrolche!

Dr. Wölffel.



Der Garten der Poesie,

allegorisches Maskenspiel

von

Luise Hoffmann.

Dargestellt im Fasching 1853, im literarischen Verein zu Nürnberg.

Märchen.

Ich stieg vom Himmel zu der Erde nieder
Und bin die Fee, die sie das Märchen nennen;
Blickt mir ins Auge, und ihr werdet wieder
Die Freundin eurer Jugendzeit erkennen.
Ich trockne mit dem Sange meiner Lieder
Die Thränen, die im Kinderauge brennen.
Der Mohn in meinem Füllhorn lockt zum Schlummer
Des Menschenherzens Sorge, Schmerz und Kummer.

Wenn oft um's kalte Stübchen weh'n die Flocken,
Dann lauscht der Armuth Kind mit süßem Beben
Den Mären, die das Mütterlein am Rocken,
Wenn sie die goldnen Fäden zieht, umschweben.
An ihren Knieen kauernd froh erschrocken
Entführ' ich es ins schönre Zauberleben.
Oft träumt der Greis noch nach in Silberhaaren
Der Mutter Sagen aus der Kindheit Jahren.

Jetzt bin der Liebling ich des Tags geworden;
In meinem Dienst sich tausend Federn mühen.
Doch ob man lohnt mit Beifall, Gold und Orden,
Nur ungesucht und schmucklos kann erblühen
Ich schillernd Duftbild, kaum gehaucht aus Worten;
Will man mich fesseln, wird mein Geist entfliehen.
Auf leichten Flügeln schweb' ich durch die Räume
Ins Reich der Poesie, ins Reich der Träume.

Aus Persiens sonnig blumenreichem Lande,
Wo tausend ich und eine Nacht regieret,
Hat in den Festsaal an der Pegnitz Strande
Uns heut der Fürstin hoher Wunsch geführet.
Des Lebens schale Nüchternheit verbannte
Mein goldner Scepter, wo er hin gerühret.
Es lachen Schiras Au'n und Dichter warten
Der Poesie holdsel'gen Rosengarten.

Humor.

Hast schön gesprochen, du liebliches Kind, Octaven schallenden Klingklang;
Doch bin ich erfreut, daß er fertig nun ist, dein süßer melodischer Singsang.
Von Elfchen und neckischen Zwergelein in goldenen Büchlein zu lesen
Nach neuester Mode kindischem Sinn widerstrebt mir im innersten Wesen;
Doch hier gefällt mir die Märchenwelt im festlich spiegelnden Saale,
Wo die Blumen und Geisterlein Mädchen sind in der Jugend rosigem Strahle.
Ich bin der Humor, der die Welt durchstreift und lache der ängstlichen Sorgen:
Es lebe der Witz und die Fröhlichkeit und der Tanz bis zum dämmernden Morgen!

Willkommen ihr lustigen Blümelein, ihr rothen, ihr gelben, ihr weißen!
Will auch euch warten als Gärtner sein, will auch mit den Dichtern euch preisen.
Ihr Poeten stark und kräftig und kühn, ihr seid als Genossen mir längst hold:
Freund Walther, du Schalk, Ariosto du Schelm, und Shakespeare, göttlicher Witzbold!
Ihr truget der Menschen verzagend Geschlecht empor auf gigantischen Schwingen,
Aus Kummer empor, aus Noth und Qual in den göttlichen Aether zu bringen.
Und in Demuth neig' ich mich Fürstin dir, Poesie, du holde, du reine,
Im weißen Gewand, mit dem Kranz im Haar, in des Frühroths seligem Scheine. —
Doch was schaffet im blumigen Garten ihr, vertracte kecke Bagage:
Emanzipirte, politischer Held, Proletarier aus Renommage?

Emanzipirte.

Ich erlöse das Weib!

Politischer Dichter.

Ich befreie die Welt!

Tendenzroman.

Ich rett' aus der Frohne die Arbeit!

Humor. [sie zurückdrängend]

Zurück! errettet, erlöset, befreit die Poesie von der Narrheit!

Märchen. [hervortretend und den Blumen winkend]

Zerstreutes eine sich zum schönen Ganzen!
Es winkt mein Stab, die Blumen reden, tanzen.

Rose.

Ich wiege mich sanft auf dem Thron von Smaragd,
Umgankelt von Zephyrs Gekose,
Geschmückt mit des Thaues krystallener Pracht,
Die hundertblättrige Rose.

Lilie.

So blendend wie Schnee, wie das Mondlicht klar,
Blüht stolz in der Schwestern Kreise —
Hell strahlet die glänzende Krone im Haar —
Die Lilie, die hohe, die weiße.

Vergießmeinnicht.

Es schimmert so licht mein blaues Kleid
An des Baches schattigem Rande.
Ich bin der scheidenden Liebe geweiht,
Die mich sinnig Vergißmeinnicht nannte.

Orangeblüthe.

Bei Rebengeländen am brausenden Meer
Erwuchs ich im herrlichen Süden,
Dort glänzen im Schmucke der Blätter so hehr
Der Orange duftige Blüthen.

Granate.

Wo fröhlich die Mandoline erklingt,
Die Castagnette zum Tanze,
In Hesperiens Gärten glühet und winkt
Die Granate mit purpurnem Glanze.

Veilchen.

Gar schüchtern verborgen im einsamen Thal,
Da blühe ich glücklich ein Veilchen,
Entfliehe der Sonne versengendem Strahl
Und bin das bescheidene Veilchen.

Blumenchor.

Auf, ihr Blumen, groß und kleine, mit der Elfen zartem Schritt
Wandelt leise, leise, leise, tanzet unsern Reigen mit!

[Blumentanz ausgeführt von den sämmtlichen Blumen, pas de deux von einem Schmetterling und dem Ringelblümchen. Nach beendigtem Tanze treten die Dichter vor.]

Shakespeare.

Des Dichters Aug' im schönen Wahnsinn rollend
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die reiche Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen webt und schafft,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennet
Das luft'ge Nichts und gibt ihm festen Wohnsitz.

Ariost.

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüll' ich alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt.
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhab'ne Sprüche tönen,
Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint
Und doch im schönsten Tact sich mäßig hält.

Walther von der Vogelweide.

Ich will deutschen Frauen sagen
Solche Märe, daß sie desto baß
Mögen all der Welt behagen;
Ohne reiche Gabe thu' ich das.

Was wollt' ich zum Lohne?
Sie sind mir zu hehr;
So bin ich bescheiden, und bitte sie um nicht mehr,
Als daß sie mich grüßen schöne.

Deutsche Mann sind wohlgezogen,
Recht als Engel sind die Frau'n gethan;
Wer sie schilt, der ist betrogen;
Ich vermag ihn sonst nicht zu verstan.
Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Der soll kommen in unser Land, da ist Wonne viel:
Lange möge ich leben darinne!

Humor. [hereinstürzend zu den Dichtern und Blumen]

Weg mit Reden, weg mit Springen! denn dem Reiche droht Gefahr;
Vor dem Saale mit Gedränge steht von Weibern eine Schaar
Alte klatschige Frau Basen, mit erschrecklichem Geschrei;
Wollen nach Cayenne dich schaffen, Fürstin, ach nun ist's vorbei!
Denn sie schwuren grimme Rache unsrer Amazone hier,
Dem in Lumpen, dem der rauschet dort in Zeitungs-löschpapier.
Und drei fürchterliche Kämpen warben sie zu unsrer Noth.
Wehe, wehe, wehe, wehe, bin schon halb vor Schrecken todt! —

Poesie.

Und ihr auch meine Treuen steht erschüttert hier?

Alle.

Nein Königin, dir leben und dir sterben wir!

Die Dichter.

Zu deinem Schutz der alten Dichter hohe Schaar!

Die Blumen.

Zu deinem Dienst die Jugend schön und morgenklar!

Humor.

Tout pour sa reine Humor der alte treue Narr!
Doch zieht euch zurück! — da nah'n sie heran —
Zum Entzücken so schön — ich schleiche hinan.

[Unter der Melodie: „Und als der Großvater die Großmutter nahm ꝛc.“ ziehen sämtliche Kaffeeschwestern herein.]

1. Ei! welch ein allerliebster Platz!
2. So schaff' doch Stühle her, mein Schatz!

Vereinsdiener.

Glei willi ani herbringa.

3. Möcht' gleich vor Müdigkeit umsinken!
4. Woll'n hier ein Täss'chen Kaffee trinken.

Vereinsdiener.

Dös is recht schöi von Ihna, meine Damen, daß Sie in literarischen Verein die Eiher gehn; in Herrn Auinger sei Kaffee is su gout wie der in Graußreuth drnuten.

5. Ihr Herr Gemahl wird wohl doch sein?
6. Ja, Gott sei Dank! die Kinderlein?
7. Die haben leider noch die Flecken.
8. Müssens nur recht ins Bett 'nein stecken. —
1. Ach heuer ist doch alles theuer,
Das Brod, das Fleisch, das Schmalz, die Eier!
2. Ja unsre Zeit steckt voller Sünden —
Das Geld will immer mehr verschwinden.
3. Wo kauften Sie das Kleid denn ein,
Das schöne Kleid?
6. Bei Feuerlein.
5. Ein feiner Stoff; doch in den Tagen
Kann man nichts mehr Apartes tragen —
6. Vor Luxus und vor Kleiderpracht;
Wie die Madam, so geht die Magd.
7. Die Mägde — ach, Gott sei's geklagt!
Heut hab' ich meine fortgejagt.

8. Und meine trägt die Herrschaft aus;
Muß nächstens mir auch aus dem Haus.
1. O meine erst, die ist ein Muster!
Stiehlt mir das Fleisch, giebt's ihrem Schuster,
Frißt mir vom Kern die fette Haut,
Macht einen Kaffee, daß mir's graut,
Hat täglich mir ein Loth gemaust
Und sündlich mit dem Holz gehaust.
3. Nun haus' ich doch schon zehen Jahr,
Und jedes neue Vierteljahr
Probirte ich's mit einer andern,
Und alle mußten wieder wandern.
2. Du lieber Gott! was soll das werden?
Kein Christenthum ist mehr auf Erden.
4. Das Bettelvolk, ich muß es sagen,
Thät einen fast zum Haus 'naus jagen;
Will uns nur auszieh'n und betrügen.
5. Das kommt von dem verfluchten Lügen
Der Verseschmierer; jeder Tropf
Verrückt den Leuten nun den Kopf.

6. [nießt]

4. u. 5. Sie haben's benossen.

6. Danke.

1. u. 2. Zur Gesundheit!

6. Danke.

3. 7. u. 8. Zur Gesundheit!

6. Danke! Danke!

Humor.

Votre Serviteur! ihr Damen fein!
7. Wer mag der kecke Mensch wohl sein?
8. Der Kerl sieht einem Schauspieler gleich.

---

*) Sahne.

Humor.

Was suchen Sie in unserm Reich?
Sie ewig klatschende Kaffeeschwestern!
Wissen nichts als von heut und gestern;
Wollen beherrschen die weite Welt
Mit ihrem leidigen Lumpengeld!
Hier regieret der Gedanke, der Witz, das Genie;
Hier ist der Garten der Poesie.

1.

Der Poesie? Herr Grobian!
Ei seht mir den Literaten an!
Emanzipation,
Soll'n Frau'n zum Hohn?
Vor Politik, o Graus,
Kamen nie nach Haus
Unsere Gatten!
Es hatten
Unsere Mägde
Im Kopfe nichts als neue Rechte!
Grad bleiben wir hier zu deinem Trutz;
Wir haben Kämpen, wir haben Schutz:
Wären Herren da, wir wollten uns fest her pflanzen
Und tanzen.

[Die „neun Ritter vom Geiste“ in Gestalt von eleganten Ballherren mit Tafeln auf den Rücken, die Bände bezeichnend, treten ein.]

Ei da kommen die Ritter vom Geist,
Um die sich alle Welt jetzt reißt;
Müssen ein wenig bei uns bleiben,
Müssen uns hier die Zeit vertreiben.

[Die acht Klatschschwestern im Rococcokostüme eilen auf die Ritter vom Geiste zu und engagiren sie, die alten Damen bleiben kaffeetrinkend sitzen.]

Der neunte Band der Ritter vom Geiste.

Ich bin Dankmar; ich denke derweilen über meine Million nach und rauche dabei meine Cigarre.

[Komischer Tanz der acht Klatschschwestern und der acht Ritter vom Geiste.]

Humor.

Nein, länger mag ich diese Hulden
Nicht mehr im Zaubergarten dulden. [Er ergreift eine der Klatschschwestern, sie wegzuführen.]

1.

Weh', unsere Ritter, sie bleiben kalt!
Was säumt ihr Kämpen? wir leiden Gewalt.

[Zopf, Stock und Dampf treten auf unter der Melodie: „Prinz Eugenius" ꝛc.]

Zopf.

Wir nah'n heran.

Stock.

Schlag zu, schlag zu!

Dampf.

In die Luft gesprengt das Gelichter!

Humor.

O heilige Einfalt! seht mir an die fanatischen Thorengesichter!
[Die Musik spielt: „Wir sitzen so fröhlich beisammen".]

Zopf.

Ja fröhlich saßen wir dereinstens so beisammen;
Du schmeichelhafter Klang, du schürst erst meine Flammen.
So sang ich oft im Kreis der Freunde meiner Jugend;
Da war noch Zärtlichkeit und Biederkeit und Tugend.
Du neu Poetenpack, du hast mein Glück vergiftet
Im stillen Bürgerhaus Unfrieden angestiftet.
Sonst wickelte die Frau gemüthlich mir mein Zöpfchen
Und band die Binde mir und knüpfte mir die Knöpfchen
Und reichte Hut und Stock dem Herrn mit eigner Hand;
Ja damals hatte noch die Welt den rechten Stand.
Jetzt aber leider heißt's Emanzipation:
Es läuft das Weib, die Magd, die Tochter mir davon,
Und sitzen sie zu Haus, so schreiben sie und lesen;
Das Tintenfaß der Frau, dem Manne bleibt der Besen.
Das kann hinfüro nicht mehr länger fortbestehn;
Durch diese Poesie muß Alles untergehn.

Stock.

Alle Wetter, halt an,
Du sanfter Kumpan!
Schießt auf die Literaten
Ohne Schonung und Gnaden!
Haben lange genug geschwätzt,
Ruhige Bürger aufgehetzt.
Tapfre Soldaten,
Schützt die Potentaten!
Zeitungsschmierer und Dichter,
Erbärmliche Wichter!
Uns gehöret die Welt,
Dem Stock und dem Geld.

Dampf.

Dank dir, edler Freund, dir schließ' ich mich aus voller Seele an;
Was soll auch das Verseschmieden frommen unsrer Eisenbahn?
Communisten sind die Dichter, steifen's Proletariat,
Drücken uns herab die Course, unterwühlen uns den Staat.
Ordnung herrschet in Europa; eure Zeiten sind vorüber!
Packt sie, werft sie in die Schiffe, schafft sie nach Cayenne hinüber!

[Ein Sänger tritt ein].

Sänger. [singt]

Sie hat mich gegrüßt! o du glücklicher Tag
Voll Frühlingssonne und Lerchenschlag!
Ich sah ihr ins Auge so morgenklar;
Mich streifte die Locke vom goldenen Haar.
Ihr singenden Vögelein, daß ihrs nur wißt:
Sie hat mich gegrüßt.

Sie hat mich geküßt! Fast sprengt mir die Lust
Die stürmisch bewegte, die klopfende Brust.
Du selige Wonne nach harrender Pein:
So muß es den Engeln im Himmel wohl sein.
Sie liebt mich! o Herze, wie trunken du bist!
Sie hat mich geküßt.

Zopf: [weinend]

Mich hat das sanfte Lied zu Thränen fast bewegt,

Stock:

Wie nach geschlagner Schlacht, hat sich mein Grimm gelegt,

Dampf:

Als stiege mein Papier, so bin ich froh erregt.

Humor:

Nun, so laßt auch ab vom Hader, störet unsern Frieden nicht,
Daß nicht auf euch nieder falle meiner Blitze Strafgericht.
Lästert nicht in schnödem Wahne edler Menschheit Königin,
Poesie, die ewig klare, selig milde Zauberin,
Die da wandelt in Juwelen, Erdenlebens leichten Taub,
Die zu Blumengärten zaubert mühbeladnes Ackerland.
Fröhlich schallt aus blauen Lüften leichtbeschwingter Lerche Schlag,
Sehnend süße Liebe flötet Nachtigall im grünen Hag.
Nehmt es leichtlich; in der Kehle mag auch wohl ein Mißton sein
Allgeduldig läßt die Göttin auch den heisern Raben schrein.

So kommt ihr Gestrengen und reicht uns die Hand
Und schlinget ums Leben ein rosiges Band!
Ihr blumigen Mädchen im lieblichen Kranz,
Nun schwebt in der Stunden poetischem Tanz!
Nun dichtet der Füßchen melodische Reih'n
Und lehret die Sänger der Liebe Melodein!
Es lebe die göttliche Zauberin, sie
Der Jugend Huldin, die Poesie!

Alle:

Hoch!



Druck der Sebald'schen Officin in Nürnberg.

Belletristische Schriften

im Verlag von Bauer & Raspe in Nürnberg.

Braun, Ritter von Braunthal. Gedichte. Neue Folge. Broch. 1 Rth. 10 Ngr. od. 2 fl. 24 kr.

Der Verfasser ist als Belletrist anerkannt.

Daumer, G. F., Bettina. Gedichte aus Göthes Briefwechsel mit einem Kinde. Nebst erläuternden und vergleichenden Anmerkungen. 1 Rth. 15 Ngr. od. 2 fl. 42 kr.

Die interessantesten Seiten des Verhältnisses Bettina's (v. Arnim) zu Göthe werden hier, poetisch gestaltet, auf überraschende Weise beleuchtet.

— — Hafis. Neue Sammlung. In gepreßtem Maroquin mit Goldschnitt. Taschenform. 1 Rth. 25 Ngr. od. 3 fl. 12 kr.

— — Derselbe broch. 1 Rth. 15 Ngr. od. 2 fl. 42 kr.

Der liebenswürdige Hafis hat sein Prachtzelt nunmehr auch in Deutschland aufgeschlagen. Wer im heitern Genuß sich mit ihm freuen will, kehre hier ein. — Die ganze vorurtheilslose Kritik begrüßte jubelnd seine geniale Ankunft.

Emmeran, Eusebius, die Glorie der heiligen Jungfrau Maria. Legenden und Gedichte nach spanischen, italienischen und deutschen Relationen und Originalpoesieen. Mit 1 Titelkupfer. Cart. 15 Ngr. od. 54 kr.

Der pseudonyme Dichter dieser Marienlieder ist ein rühmlicher Name. Wie er die Idee der Weiblichkeit, auf den Kultus des Katholizismus eingehend, hier poetisch behandelt, dürfte nicht allein von poetischem, sondern auch von philosophischem und religiösem Standpunkte aus, allgemeines Interesse erregen.

Festgabe zur zweihundertjährigen Stiftungsfeier des Pegnesischen Blumenordens 1844. 1 Rth. od. 1 fl. 48 kr.

Der Blumenorden hat eine Geschichte. Hiezu kommt in dieser Sammlung seiner neuern Gedichte, wie in der vorangehenden gediegenen historischen Abhandlung v. Dr. Mönnich, ein neuer werthvoller Beitrag.

Ghillany, F. W., Dr. Eine Tour nach London und Paris im Sommer 1851. 3 Bde. broch. 3 Rth. od. 5 fl.

Der Verfasser ist einer der anerkanntesten Reiseschilderer. Unter anregender Behandlung liefert er in diesem seinem neuesten Werke eine Masse nutzbaren Materials, wozu ihm besonders die Londoner Industrie-Ausstellung Gelegenheit gab.

Hoffmann, J. L., Göthes Dichterwerth für einen gebildeten Leserkreis geschildert. Schillerform. 25 Ngr. od. 1 fl. 21 kr.

Wer über Göthe ein gesundes, sein Leben in seiner Totalität auffassendes Urtheil hören will, nehme diese, sich an die neue Ausgabe der Cotta'schen Classiker in der Ausstattung anschließende Schrift zur Hand. Die Blätter für liter. Unterhaltung, 1852 Nr. 36 sagen hierüber: »Das Büchlein tritt anspruchlos in die Welt, ist aber durch seine leichte gefällige Darstellung wie durch die Klarheit und Einfachheit seiner Urtheile, die gleichwohl auf tieferm Studium des Dichters beruhen, höchst geeignet das Interesse für unsern Dichterfürsten von neuem anzuregen, ein fleißiges Studium seiner Werke zu veranlassen und den Leser, insbesondere die unbefangene Jugend, auf den rechten Standpunkt zur Würdigung derselben zu stellen 2c.«

— — Hans Sachs. Sein Leben und Wirken aus seinem Werken erklärt. 15 Ngr. od. 48 kr.

Von demselben Verfasser derselbe richtige Blick und die klare Entfaltung des Stoffes wie bei vorstehender Schrift. Von Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Dichtung anerkennend erwähnt.

Kannegießer, C. L., Telemachos und Nausikaa. Episches Gedicht in neun Gesängen. Elegant cart. 10 Ngr. od. 36 kr.

Wenn die Odyssee Nausikaa mit der Sehnsucht im Herzen verläßt, führen hier die befreundeten Gestalten jenes Epos einen Abschluß herbei, der, hochpoetisch wie er ist, obwohl von einem modernen Dichter, ganz den alten griechischen Geist athmet.

Merz, Jul., Göthes Verhältniß zu Friederike v. Sesenheim und Werthers Lotte. 5 Ngr. od. 18 kr.

Ein abgerundetes Bild des Göthe'schen Liebelebens.

Musenalmanach, deutscher. Herausgegeben von Dr. Schad. Jahrg. 1850. u. 1852. Mit Bildnissen von den bekanntesten Schriftstellern der Gegenwart. Broch. pr. Jahrg. 1 Rthl. od. 1 fl. 45 kr.

Werthvolle Sammlungen der neuesten Gedichte unserer noch lebenden Poeten.

Priem, J. Die Dänen in Holstein. Historisch-romantisches Originaldrama in 5 Aufzügen. (Den Bühnen gegenüber Manuscript.) 15 Ngr. od. 48 kr.

— — Prinz Eugen von Savoyen. Historisch-romantisches Originalschauspiel in 5 Akten. (Den Bühnen gegenüber Manuscript.) Broch. 15 Ngr. od. 48 kr.

Zeichnung klar, Sprache edel und fließend. Das historische Drama dürfte durch diese zwei an mehreren Theatern bereits aufgeführten Bühnenstücke sich bereichert sehen.

Sachs, Hans. Eine Auswahl für Freunde der ältern vater-

länd. Dichtkunst von J. A. Göz. 4 Bdchn. mit 4 Titelkupfern 2 Rthl. od. 3 fl. 36 kr.

Eine mit Verständniß und Liebe getroffene und oft citirte Auswahl.

Schnerr, Jacob, Gedichte. Dritte reich vermehrte Auflage. In Calico mit Goldpressung und Goldschnitt 1 Rthlr. 15 Ngr. od. 2 fl. 36 kr.

— — Dieselben broch. 1 Rthl. 6 Ngr. od. 2 fl.

Die reifen Früchte eines sinnigen Lebens.

Waldau, Eduard, Genre-Bilder aus Nürnberg. Broch. 1 Rthl. 15 Ngr. od. 2 fl. 42 kr.

In diesen Bildern siehst Du die alte Reichsstadt, vom Odem modernen Lebens durchzogen vor Dir und lebst in ihr.

Weiß, C., Gedichte. In Maroquin mit Goldpressung und Goldschnitt. 1 Rthl. 10 Ngr. od. 2 fl. 24 kr.

Ein einfaches, in sich ruhiges Gemüth spricht sich hier eben so einfach und klar, als schön und herzgewinnend aus.

— — Blüthen und Dornen. Ein episch-lyrisches Zeitbild aus dem XVI. Jahrhundert. In Maroquin mit Goldpressung und Goldschnitt. 26 Ngr. od. 1 fl. 30 kr.

— — Dieselben in lithogr. Umschl. mit Goldschn. 15 Ngr. od. 48 kr.

Der Ton, den Weiß in seinen Gedichten angeschlagen, klingt hier, wo Geschichte und That zu besingen sind, mächtiger, ohne die zartesten Regungen der menschlichen Herzens, in denen W. ein so vortrefflicher Schilderer ist, auszuschließen.

Geschichte! Alterthumswissenschaft! Kunst!

Von der neuen vollständig geordneten und reich vermehrten Auflage von

J. Siebmacher's

großem und allgemeinem

Wappenbuch

herausgegeben und mit historisch-heraldischen Erläuterungen begleitet von

Dr. Otto Titan von Hefner

haben wir so eben an alle guten Buchhandlungen zum Zweck der Subscription eine Mustervorlage versendet.

Das Werk wird in ca. 50 Lieferungen je zu dem Preise von Rth. 1. 18 Ngr. od. fl. 2. 40 kr. ausgegeben, und ertheilt vorbezeichnete Mustervorlage über alles Nähere vollständige Auskunft.

Nürnberg, Nov. 1854.

Die Verlagshandlung:
Bauer & Raspe
(Jul. Merz.)

